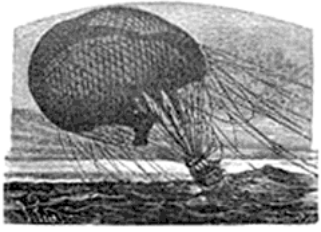
Jules Verne

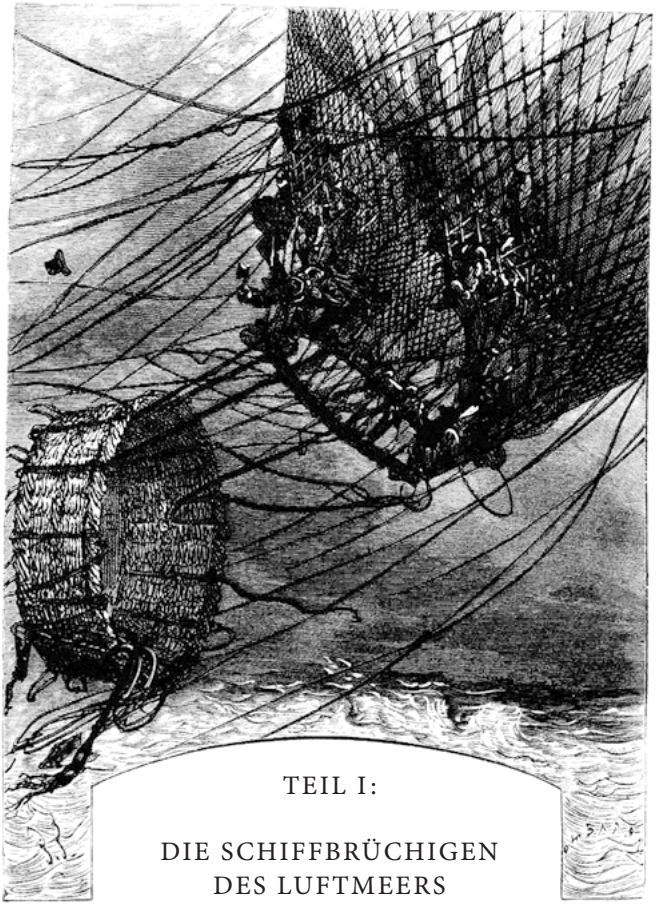
Die geheimnisvolle Insel

Mit 154 Illustrationen von Férat



Titel der Originalausgabe:
L'Île mystérieuse (Paris 1874/75)

Nach zeitgenössischen Übersetzungen
überarbeitet von Günter Jürgensmeier



TEIL I:

DIE SCHIFFBRÜCHIGEN DES LUFTMEERS

1. KAPITEL

Der Orkan von 1865. – Rufe in der Luft. – Ein Ballon in der Gewalt eines Tornados. – Die Hülle zerrissen. – Nichts als Himmel und Wasser. – Fünf Passagiere. – Was in der Gondel vorgeht. – Eine Küste in Sicht. – Die Lösung des Dramas.

»Steigen wir wieder?«

»Nein. Im Gegenteil, wir sinken.«

»Noch schlimmer, Mr. Cyrus! Wir fallen!«

»Herrgott! Dann werfen Sie doch Ballast aus!«

»Das war der letzte Sack.«

»Steigt der Ballon?«

»Nein!«

»Ich höre Wellenschlag.«

»Unter der Gondel ist das Meer.«

»Und höchstens 500 Fuß unter uns!«

Da scholl eine mächtige Stimme durch die Luft und es erklangen die Worte:

»Alles, was Gewicht hat, raus …! Alles! Und dann sei Gott uns gnädig!«

Dieser Ruf verhallte am 23. März 1865 gegen 4 Uhr nachmittags über der Wasserwüste des Pazifiks in den Lüften.

Bestimmt hat noch niemand den verheerenden Nordoststurm vergessen, der zur Zeit der Frühlingsäquinoktien jenes Jahres ausbrach, und der vom Sinken des Barometers auf 710 Millimeter begleitet wurde. Unausgesetzt wütete er vom 18. bis zum 24. März.

In Europa, Asien und Amerika richtete er auf einer 1.800

Meilen breiten, den Äquator schräg schneidenden Linie von 35° nördlicher bis zu 40° südlicher Breite ungeheure Verwüstungen an. Zerstörte Städte, aus dem Boden gerissene Wälder, durch darüber gestürzte Wogenberge verheerte Ufer, gescheiterte Schiffe, die das Büro Veritas nach Hunderten zählte, ganze, durch Wasserhosen dem Erdboden gleichgemachte Landstriche, Tausende von Menschen, die auf dem Land umkamen oder vom Meer verschlungen wurden, – das waren die traurigen Spuren, die dieser wütende Orkan auf seinem Weg hinterließ. An Zahl der Unfälle übertraf er noch jene, die über Havanna und Guadeloupe, der eine am 25. Oktober 1810, der andere am 26. Juli 1825, hereinbrachen.

Während dieser vielfachen Katastrophen auf dem Land und dem Meer spielte sich auch in den wildbewegten Lüften ein ergreifendes Drama ab.

Vom Gipfel eines Tornados wie eine Kugel auf einem Fontänenstrahl getragen und von der wurmförmigen Bewegung der Luftmassen erfaßt, flog ein Ballon in ständiger Drehung um sich selbst mit der rasenden Geschwindigkeit von 90 Meilen in der Stunde* durch den unendlichen Raum dahin.

Darunter schaukelte eine Gondel mit fünf Insassen, die inmitten der dichten mit Wasserstaub vermengten Dünste, die über den Ozean dahinjagten, kaum zu sehen war.

Woher kam dieses Luftschiff, dieser Spielball des ent-

* = 46 Meter in der Sekunde oder 166 Kilometer in der Stunde.

setzlichen Sturms? An welchem Punkt der Erde war er aufgestiegen? Während des Orkans selbst konnte es doch wohl nicht abgegangen sein, der hielt schon 5 Tage lang an und seine ersten Anfänge gingen bis auf den 18. März zurück. Gewiß mußte der Ballon von sehr weit herkommen, da er binnen 24 Stunden mindestens 2.000 Meilen zurücklegte.

Jedenfalls stand den Passagieren kein Hilfsmittel zu Gebot, den seit ihrer Abreise zurückgelegten Weg abzuschätzen, da ihnen jedes Merkzeichen dafür abging. Ja, sie befanden sich sogar in der sonderbaren Lage, von dem Sturm, der sie entführte, nicht das geringste gewahr zu werden. Sie flogen eben weiter, drehten sich um sich selbst und bemerkten weder etwas von der Drehung, noch von ihrer horizontalen Fortbewegung, da ihr Blick die dichten Nebelmassen, die sich unter der Gondel zusammenballten, nicht zu durchdringen vermochte. Die Dunkelheit der umgebenden Wolken war so groß, daß sie nicht einmal Tag und Nacht unterscheiden ließ. Solange sie in hohen Luftschichten dahinschwebten, traf sie kein Lichtstrahl, drang kein Geräusch von der bewohnten Erde, kein Rauschen des empörten Meeres bis zu ihnen hinauf. Nur ihr schneller Fall sollte sie über die Gefahren belehren, die ihnen über den Wassern drohten.

Von allen schweren Gegenständen, wie Waffen, Munition, Lebensmitteln usw. entlastet, stieg der Ballon 4.500 Fuß in die höheren Luftschichten auf. Nachdem sie das Meer unter ihrer Gondel gesehen hatten, hielten sich die Passagiere in der Höhe für weit weniger gefährdet als in der Tiefe, zau-

derten keinen Augenblick, auch die sonst nützlichsten und notwendigsten Gegenstände über Bord zu werfen, und achteten nur darauf, kein Atom von der Seele ihres Fahrzeugs, dem Gas, zu verlieren, das sie über dem Abgrund schwebend erhielt.

Voll Unruhe und Angst verstrich die Nacht, die für weniger energische Geister tödlich gewesen wäre. Dann kam der Tag wieder, und gleichzeitig schien die Wut des Sturms nachzulassen. Mit der Morgenröte des 24. März hoben sich die durchsichtiger gewordenen Wolkenmassen; nach wenigen Stunden fiel der Tornado zusammen. Der Wind verwandelte sich aus einem Orkan in eine »steife Brise«, das heißt, seine Geschwindigkeit verminderte sich etwa um die Hälfte. Noch hätte man ihn zwar mit dem Seemannsausdruck einer »drei Reffbrise« bezeichnen können, immerhin ließ der Kampf der Elemente aber recht fühlbar nach.

Gegen 11 Uhr hatten sich die unteren Luftschichten vollkommen aufgehellt. Die Atmosphäre zeigte jene nach stärkeren meteorischen Erscheinungen gewöhnliche sicht- und fühlbare feuchte Durchsichtigkeit. Der Orkan schien nicht weiter nach Westen gereicht zu haben, sondern in sich selbst zusammengefallen zu sein. Wahrscheinlich endete er nach dem Zusammenfall des Tornado in elektrischen Entladungen, wie es auch von den Taifunen des Indischen Ozeans bekannt ist.

Zu derselben Zeit bemerkte man aber aufs neue, daß der Ballon langsam zu den unteren Luftschichten herabsank. Es schien sogar, als falle er zusammen und zöge sich seine

Hülle in die Länge, mit Übergang aus der Form der Kugel in die eines Eis. Gegen Mittag schwebte das Luftschiff kaum noch 2.000 Fuß über dem Meer. Jenes faßte 50.000 Kubikfuß* und konnte sich, dank seiner Kapazität, sowohl lange Zeit in der Luft halten, als auch sehr bedeutende Höhen erreichen.

Die Passagiere warfen nun die letzten Gegenstände heraus, die die Gondel beschwerten, einige bis dahin aufbewahrte Nahrungsmittel, alles, bis auf die Kleinigkeiten, die man in den Taschen zu tragen pflegt. Einer von ihnen war in den Ring geklettert, an den die Fäden des Netzes geknüpft sind, und suchte dieses Anhängsel des Luftschiffs möglichst verläßlich zu befestigen.

Augenscheinlich vermochten die Passagiere den Ballon nicht mehr in der Höhe zu halten, denn es fehlte ihnen an Gas.

Sie waren so gut wie verloren!

Kein Festland, keine rettende Insel erhob sich aus dem Wasser, kein Landungsplatz, an dem der Anker hätte halten können.

Unter ihnen dehnte sich nur das unendliche Meer, dessen Wogen sich mit schrecklichem Ungestüm dahinwälzten, – der Ozean ohne sichtbare Grenzen, nicht einmal für jene Umschauer in der Höhe, deren Blicke einen Umkreis von 40 (englischen) Meilen nach jeder Seite hin beherrschten! – Es war jene vom Orkan ohne Erbarmen gepeitschte Was-

* Etwa 1.700 Kubikmeter.

serwüste, die ihnen wie eine wilde Jagd entfesselter Wellen erschien, auf deren Rücken weiße Kämme schäumten. Kein Land war in Sicht, kein hilfeversprechendes Fahrzeug!

Um jeden Preis mußte also dem Niedersinken des Ballons Einhalt getan werden, um dem Untergang in den Wogen zu entgehen. Dieses so dringliche Vorhaben beschäftigte eben die Insassen der Gondel. Trotz aller Bemühungen fiel der Ballon aber mehr und mehr und trieb gleichzeitig mit dem Wind von Nordosten nach Südwesten in rasender Schnelligkeit dahin.

Es war eine schreckliche Lage, in der sich die Unglücklichen befanden. Nicht mehr Herren ihres Luftschiffs, stand ihnen auch kein wirksames Hilfsmittel zu Gebot. Die Hülle des Ballons schwoll mehr und mehr ab; das Gas entwich aus ihr. Sichtbar beschleunigte sich der Fall, und kaum 600 Fuß trennten die Gondel noch vom Ozean.

Das Entweichen der Füllung, die durch einen Riß des Aerostaten ausströmte, war aber nicht zu verhindern.

Durch Erleichterung der Gondel hatten die Passagiere sich zwar noch etwas länger in der Luft halten können, aber doch nur um einige Stunden. Die unvermeidliche Katastrophe war eben nicht abzuwenden, und falls vor Eintritt der Nacht kein rettendes Land auftauchte, mußten Passagiere, Gondel und Ballon ihren Untergang finden.

Eine einzige Hilfe gab es noch, und zu dieser griff man in diesem Augenblick. Offenbar waren die Passagiere des Luftschiffs energische Leute, die dem Tod unerschüttert ins Auge sahen. Kein Laut drängte sich über ihre Lippen.

Sie hatten beschlossen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen und nichts unversucht zu lassen, um ihren Fall aufzuhalten. Die nur aus Korbweidengeflecht bestehende Gondel war untauglich zu schwimmen, und hätte auf keine Weise über Wasser gehalten werden können.

Um 2 Uhr schwebte das Luftschiff kaum noch 400 Fuß über den Wellen.

Da erscholl eine Stimme, die eines Mannes, dessen Herz keine Furcht kannte; ihr antworteten nicht weniger entschlossene Stimmen:

»Ist alles rausgeworfen?«

»Nein! Noch sind 10.000 Francs in Gold hier.«

Sofort fiel ein schwerer Sack ins Meer.

»Steigt der Ballon?«

»Ein wenig, er wird bald genug wieder sinken.«

»Was können wir noch über Bord werfen?«

»Nichts!«

»Doch! – Die Gondel selbst!«

»Schnell alle in die Seile und die Gondel ins Meer!«

In der Tat lag hierin das äußerste Mittel, den Aerostaten zu entlasten. Die Stricke zwischen der Gondel und dem Ring wurden durchschnitten, und noch einmal schoß der Ballon zu einer Höhe von 2.000 Fuß empor.

Die fünf Passagiere hingen in den Schnüren oberhalb des Rings und hielten sich an den Netzmaschen über der entsetzlichen Tiefe.

Das so empfindliche Bestreben eines Luftschiffs nach der Gleichgewichtslage ist bekannt, ebenso wie die Erfah-

rung, daß man nur den leichtesten Gegenstand auszuwerfen braucht, um eine Bewegung in vertikalem Sinn hervorzurufen. Ein solcher in der Luft schwimmender Apparat stellt gewissermaßen eine mathematisch richtige Waage dar. Es leuchtet also ein, daß seine plötzliche Entlastung von einem beträchtlichen Gewicht ihn weit und schnell emportreiben muß. Dieser Fall trat eben jetzt ein.

Nach einigem Auf- und Abschwanken in den höheren Luftschichten aber begann der Ballon wieder zu fallen, da der Riß, durch den das Gas austrat, nicht zu schließen war.

Die Passagiere hatten getan, was in ihrer Macht stand; nun gab es kein Mittel mehr, sie zu retten, und sie hofften nur noch auf die Hilfe der Vorsehung.

Um 4 Uhr strich der Ballon wiederum nur 400 Fuß über dem Wasser dahin.

Da erscholl ein lautes Gebell. In Begleitung der Passagiere befand sich auch ein Hund, der neben seinem Herrn in den Maschen des Netzes hing.

»Top muß etwas gesehen haben!« rief einer der Passagiere. Bald darauf ertönte auch eine markige Stimme:

»Land! Land!«

Vom Anbruch des Morgens an hatte der Ballon, den der Wind unausgesetzt nach Südwesten trieb, eine gewaltige auf Hunderte von Meilen zu veranschlagende Entfernung durchmessen, als jetzt in seiner Fluglinie ein ziemlich hoch aufsteigendes Land in Sicht kam.

Noch befand es sich freilich an die 30 Meilen unter dem Wind, und es war wohl eine gute Stunde nötig, es zu errei-

chen, vorausgesetzt, daß der Ballon nicht aus der Richtung kam. Eine Stunde! Würde das Luftschiff sich nicht vor Ablauf dieser Zeit vollkommen entleert und seine Tragkraft eingebüßt haben?

Das war die schreckliche Frage. Deutlich sahen die Passagiere den Punkt, den es um jeden Preis zu erreichen galt. Ob jener zu einer Insel oder zu einem Kontinent gehörte, sie wußten es nicht, ja, sie kannten kaum die Richtung, in der der Orkan sie verschlagen hatte. Ob jenes Stück Erde aber bewohnt war oder nicht, ob es ein gastliches Land war oder nicht, sie mußten es zu erreichen suchen!

Seit 4 Uhr konnte sich niemand mehr darüber täuschen, daß der Ballon keine Tragkraft mehr hatte. Er streifte schon dann und wann die Oberfläche des Meeres. Mehrmals beleckten die Kämme der enormen Wellen das untere Seilwerk, vergrößerten dadurch sein ursprüngliches Gewicht, und nur zur Hälfte hielt sich der Ballon noch aufrecht, wie ein flügellahm geschossener Vogel.

Eine halbe Stunde später winkte das rettende Land in einer Entfernung von nur 1 Meile, doch jetzt barg der erschöpfte, schlaffe, langgestreckte und tiefe Falten schlagende Ballon bloß noch in seinen obersten Teilen etwas Gas. Auch die in den Schnüren hängenden Passagiere belasteten ihn zu sehr, und bald tauchten diese halb ins Meer und wurden von den wütenden Wellen geschüttelt. Die Hülle des Luftschiffs bildete eine den Wind fangende Tasche und trieb das Ganze wie ein Fahrzeug dahin. Vielleicht erreichte es auf diese Weise die Küste!

Nur 2 Kabellängen von ihr entfernt ertönte plötzlich ein gleichzeitiger Aufschrei aus vier Kehlen. Der Ballon, von dem man ein erneutes Erheben nicht vermutete, machte einen unerwarteten Sprung, nachdem ihn ein mächtiger Wasserberg getroffen hatte. So als ob er plötzlich weiter entlastet worden sei, schnellte er bis 1.500 Fuß in die Höhe und begegnete dabei einer Art Luftwirbel, der ihn statt nach der Küste nur auf derselben Stelle mehrmals herumdrehte. Nach 2 Minuten aber sank er in schräger Linie und fiel endlich außerhalb des Bereichs der Wellen auf den Ufersand nieder.

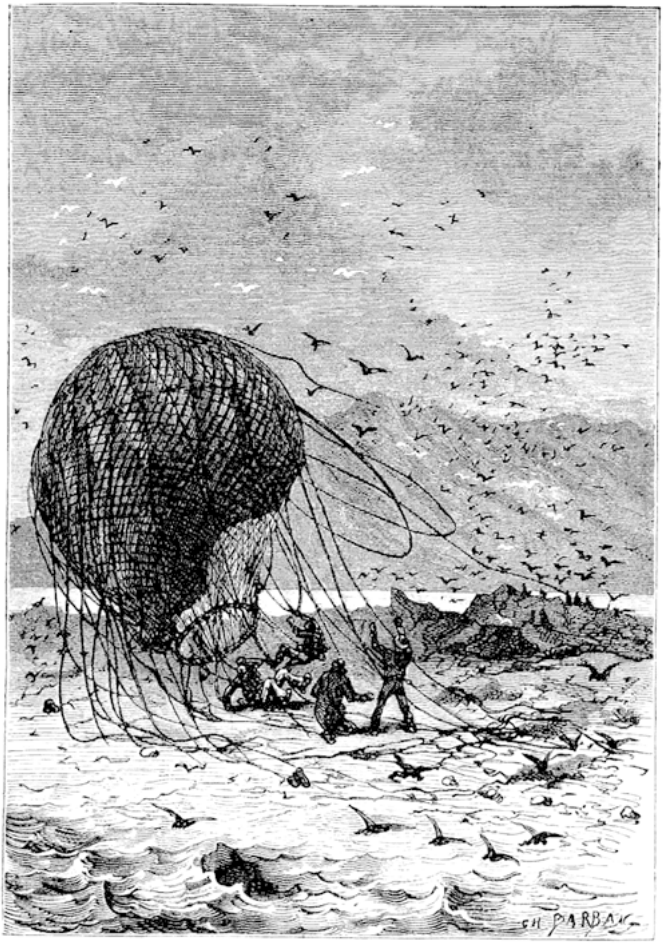
Die Passagiere halfen einer dem andern aus den Maschen des Netzes. Der von ihrem Gewicht befreite Ballon wurde wieder vom Wind ergriffen und verschwand, wie ein verwundeter Vogel, der noch einmal auflebt, in den Lüften.

Fünf Passagiere und einen Hund hatte die Gondel getragen, nur vier warf der Ballon ans Ufer.

Der Fehlende war offenbar durch den anschlagenden Wasserberg mit fortgespült worden und hatte dem dadurch erleichterten Ballon Gelegenheit gegeben, sich zum letzten Mal zu erheben und dann das Land zu erreichen.

Kaum setzten die vier Schiffbrüchigen, – denn diesen Namen verdienten sie wohl mit allem Recht, – den Fuß aufs Land, als sie bemerkten, daß einer von ihnen fehlte, und riefen:

»Wahrscheinlich versucht er sich durch Schwimmen zu retten! Zu Hilfe! Zu Hilfe!«


H. PARBAC

2. KAPITEL

Eine Episode aus dem Sezessionskrieg. – Der Ingenieur Cyrus Smith. – Gedeon Spilett. – Der Neger Nab. – Pencroff, der Seemann. – Der junge Harbert. – Ein unerwarteter Vorschlag. – Zusammentreffen um 10 Uhr abends. – Abfahrt im Sturm.

Professionelle Luftschiffer waren es nicht, vielleicht nicht einmal Liebhaber solcher Expeditionen, die der Orkan an jene Küste schleuderte, sondern Kriegsgefangene, deren Kühnheit sie veranlaßt hatte, auf so außergewöhnliche Weise zu fliehen. Wohl hundert Mal hätten sie dabei umkommen und aus dem zerrissenen Ballon in den Abgrund stürzen können! Der Himmel bewahrte sie jedoch für ein ganz eigenes Schicksal auf, und am 24. März befanden sie sich, nachdem sie aus Richmond, das damals von den Truppen von General Ulysses Grant belagert wurde, geflohen waren, 7.000 Meilen von der Hauptstadt Virginias und Hauptfestung der Separatisten während des schrecklichen Sezessionskriegs. Ihre Luftfahrt hatte 5 Tage gedauert.

Dieser Ausbruch der fünf Gefangenen, der mit der geschilderten Katastrophe endete, geschah aber unter folgenden merkwürdigen Umständen:

Im selben Jahr, nämlich im Februar 1865, fielen bei einem der erfolglosen Handstreiche Grants zur Überrumpelung Richmonds einige seiner Offiziere in die Gewalt des Feindes und wurden in der Stadt interniert. Einer der hervorragendsten dieser Gefangenen gehörte zum Generalstab der Bundesarmee und nannte sich Cyrus Smith.

Gebürtig aus Massachusetts, war Cyrus Smith ein Ingenieur, ein Gelehrter ersten Ranges, dem die Bundesregierung während des Kriegs die Leitung des Eisenbahnwesens, das eine so herausragende Rolle spielte, anvertraute. Durch und durch ein Amerikaner des Nordens, mager, knochig und etwa 45 Jahre alt, zeigten sein Haar und Bart, von dem er übrigens nur einen starken Schnurrbart trug, schon eine recht grauliche Färbung. Sein schöner »numismatischer« Kopf schien bestimmt zu sein, auf Münzen geprägt zu werden; dazu hatte er brennende Augen, einen festgeschlossenen Mund, überhaupt das Aussehen eines Lehrers an der Militärschule. Er war einer jener Ingenieure, die mit Hammer und Feile umzugehen verstehen, wie die Generäle, die ihre Laufbahn als gemeine Soldaten begannen. Zugleich mit einer hohen Spannkraft des Geistes besaß er eine große technische Handfertigkeit. Seine Muskulatur verriet die ihr innewohnende Kraft. Ein Mann der Tat und des Rats, führte er alles aus ohne sichtbare Anstrengung, unterstützt von einer merkwürdigen Lebenselastizität und mit jener Zähigkeit, die jedem Fehlschlag Trotz bietet. Sehr unterrichtet und praktisch angelegt, war ihm ein prächtiges Temperament eigen, denn er erfüllte, in jeder denkbaren Lage Herr seiner selbst, vollkommen die drei Bedingungen, deren Zusammenspiel erst die menschliche Energie bildet: Tatkraft des Geistes und Körpers, Ungestüm des Verlangens und Macht des Willens. Als Devise hätte auch er die Wilhelms von Oranien wählen können: »Ich gehe an eine Sache auch ohne Hoffnung und harre auch ohne Erfolg bei ihr aus.«

Gleichzeitig war Cyrus Smith auch die personifizierte Unerschrockenheit und bei allen Schlachten des Sezessionskriegs dabeigewesen. Nachdem er seinen Kriegsdienst unter Ulysses Grant als Freiwilliger von Illinois begonnen hatte, kämpfte er bei Paducah, Belmont, Pittsburg, bei der Belagerung von Korinth, bei Port Gibson, am Black River, bei Chattanooga, Wilderness, am Potomac, überall mutig voranstürmend, ein Soldat, würdig eines Generals, der die Worte sprach: »Ich zähle niemals meine Toten!« Hundertmal lief Cyrus Smith wohl Gefahr, zu denen zu gehören, die der schreckliche Grant »nicht zählte«, doch obwohl er sich bei allen Gefechten jeder Gefahr aussetzte, blieb er immer vom Glück begünstigt, bis zu dem Augenblick, als er, in der Schlacht bei Richmond verwundet, gefangengenommen wurde.

Am selben Tag wie Cyrus Smith fiel auch eine andere wichtige Persönlichkeit in die Gewalt der Südstaatler, und zwar kein Geringerer als der ehrenwerte Gedeon Spilett, Reporter des ›New York Herald‹, der beauftragt war, der Entwicklung des Kriegsdramas mit den Heeren des Nordens zu folgen.

Gedeon Spilett gehörte zu jenen staunenerregenden englischen oder amerikanischen Chronisten vom Schlag eines Stanley und anderer, die vor nichts zurückschrecken, um sich von allem haargenau zu informieren und es ihrem Journal in kürzester Zeit zu übermitteln. Die Zeitungen der Union, wie der ›New York Herald‹, bilden eine wirkliche Großmacht, und ihre Berichterstatter sind Leute, mit denen

man rechnet. Gedeon Spilett nahm einen Rang unter den Ersten ein.

Ein Mann von hohem Verdienst, energisch, geschickt und bereit zu allem, voller Gedanken, durch die ganze Welt gereist, Soldat und Künstler, hitzig im Rat, entschlossen bei der Tat, weder Mühen, Strapazen noch Gefahren achtend, wenn es darum ging, etwas für sich und sofort für sein Journal zu erfahren, ein wahrer Heros der Wißbegierde, des Ungeborenen, Unbekannten, Unmöglichen, war er einer jener furchtlosen Beobachter, die im Kugelregen notieren, unter Bomben schreiben, und für die jede Gefahr nur einen glücklichen Zufall bildet.

Auch er hatte alle Schlachten in den vordersten Reihen mit durchgekämpft, den Revolver in der einen, das Skizzenbuch in der anderen Hand, ohne daß sein Bleistift bei dem Kartätschenhagel zitterte. Er ermüdete die Drähte nicht durch unausgesetzte Telegramme, wie diejenigen, die nur melden, daß sie nichts zu berichten haben, sondern jede seiner kurzen, klaren und bestimmten Notizen brachte Licht über irgendeinen wichtigen Punkt. Nebenher fehlte es ihm nicht an guten Einfällen. So war er es, der nach dem Zusammenstoß am Black River seinen Platz am Schalter des Telegrafenbüros um keinen Preis aufgeben wollte, um seinem Journal den Ausgang der Schlacht mitzuteilen, und der deshalb 2 Stunden lang die ersten Kapitel der Bibel abtelegrafieren ließ. Den ›New York Herald‹ kostete der Scherz zwar 2.000 Dollar, aber der ›New York Herald‹ brachte dafür auch die ersten Nachrichten.

Gedeon Spilett war von hohem Wuchs und höchstens 40 Jahre alt. Ein blonder, ins Rötliche spielender Backenbart umrahmte sein Gesicht. Sein Auge blickte ruhig, aber lebhaft und schnell in seinen Bewegungen, wie das Auge eines Mannes, der alle Einzelheiten seines Gesichtskreises rasch aufzufassen gewöhnt ist. Fest gebaut, hatten ihn alle Klimate abgehärtet, wie das kalte Wasser den glühenden Stahl.

Seit 10 Jahren wohlbestallter Reporter des ›New York Herald‹, bereicherte Gedeon Spilett ihn durch seine Berichte und Zeichnungen, denn er handhabte Feder und Stift mit gleicher Geschicklichkeit. Seine Gefangennahme erfolgte, als er einen Bericht über die Schlacht aufsetzte und eine Skizze davon zu Papier brachte. Die letzten Worte in seinem Notizbuch lauteten: »Zu meinen Füßen liegt ein Südstaatler und …«, und Gedeon Spilett war verschollen, denn seiner unabänderlichen Gewohnheit gemäß war er auch bei diesem Treffen unverwundet geblieben.

Cyrus Smith und Gedeon Spilett, die sich gar nicht oder höchstens dem Namen nach kannten, schleppte man beide nach Richmond. Der Ingenieur genas bald von seiner Verwundung und machte während seiner Genesung die Bekanntschaft des Reporters. Die beiden Männer gefielen sich und lernten einander bald schätzen. In kurzer Zeit gipfelte ihr gemeinsames Leben nur noch in dem einen Zweck, zu fliehen, sich der Armee Grants wieder anzuschließen und aufs neue für die Unteilbarkeit des Vaterlands zu kämpfen.

Die beiden Amerikaner waren entschlossen, jede sich bietende Gelegenheit zu benutzen; doch obwohl sie in der

Stadt frei umhergingen, war Richmond aber so dicht und streng bewacht, daß eine gewöhnliche Flucht unmöglich schien.

Mittlerweile hatte sich Cyrus Smith auch sein früherer, ihm auf Tod und Leben ergebener Diener beigesellt. Ein unerschrockener Neger, geboren auf einer Besitzung des Ingenieurs, erhielt er, obwohl sein Vater und seine Mutter zu den Sklaven gehörten, von Cyrus Smith, einem Abolitionisten von Kopf und Herz, die Freiheit. Aber der Sklave wollte von seinem Herrn nicht lassen, den er über sein Leben liebte. Er war ein Bursche von 30 Jahren, kräftig, beweglich, geschickt, intelligent, sanft und ruhig, manchmal recht naiv, immer lächelnd, diensteifrig und gutmütig. Sein Name lautete Nabuchodonosor, doch er hörte nur auf den abgekürzten, familiären Namen Nab.

Als Nab die Gefangennahme seines Herrn zu Ohren kam, verließ er ohne Zaudern Massachusetts, kam vor Richmond an und gelangte durch List und Verschlagenheit und zwanzig Mal in Gefahr, den Kopf dabei einzubüßen, in die belagerte Stadt. Die Freude Cyrus Smiths, seinen getreuen Diener wiederzusehen, und die Nabs, seinen Herrn wiederzufinden, spottete jeder Beschreibung.

Wenn Nab auch nach Richmond hatte hineinkommen können, so war es doch weit schwieriger, herauszukommen, da man die föderierten Gefangenen sehr sorgfältig überwachte. Es bedurfte demnach einer ganz außergewöhnlichen Gelegenheit, um einen Fluchtversuch mit einiger Aussicht auf Erfolg zu unternehmen, und diese bot sich

nicht nur nicht selbst, sondern ließ sich auch sehr schwer herbeiführen.

Inzwischen setzte Grant seine energische Kriegführung fort. Der Sieg bei Petersburg wurde ihm lange streitig gemacht. Seine Streitmacht in Verbindung mit der von General Butler errang vor Richmond noch immer keine Erfolge und nichts prophezeite bis jetzt eine nah bevorstehende Befreiung der Gefangenen. Der Reporter, dem während der langweiligen Kriegsgefangenschaft jede Gelegenheit zu interessanten Berichten abging, konnte sich gar nicht beruhigen. Er hatte nur einen Gedanken, den, Richmond um jeden Preis zu verlassen. Mehrmals unternahm er einen darauf abzielenden Versuch, immer hielten ihn unüberwindbare Hindernisse zurück.

Die Belagerung nahm ihren weiteren Verlauf, und wenn die Gefangenen alles anwandten, um zu entwischen und zum Heer Grants zu stoßen, so hatten auch nicht weniger Belagerte die eiligste Absicht, davonzugehen, um die separatistische Armee zu erreichen, und unter diesen ein gewisser Jonathan Forster, ein leidenschaftlicher Südstaatler. Vermochten die föderierten Gefangenen die Stadt nicht zu verlassen, so konnten es die Konföderierten eben auch nicht, denn die Heere des Nordens schlossen diese in dichtem Ring ein. Schon lange Zeit war jede Verbindung zwischen dem Kommandanten von Richmond und General Lee unterbrochen, obwohl es im höchsten Interesse der Stadt lag, jenem ihre Lage mitzuteilen, um den Anmarsch eines Ersatzheeres zu beschleunigen. Der erwähnte Jonathan Forster kam des-

halb auf den Einfall, die Linien der Belagerer mit Hilfe eines Ballons zu überschreiten und auf diese Weise in das Lager der Separatisten zu gelangen.

Der Kommandant genehmigte diesen Versuch. Sofort wurde ein Luftschiff angefertigt, und Jonathan Forster, dem fünf Begleiter in die Lüfte folgen sollten, zur Verfügung gestellt. Alle waren mit Waffen versehen, für den Fall einer nötig werdenden Verteidigung beim Landen, und mit Lebensmitteln für den einer längeren Dauer der Reise.

Die Abfahrt des Ballons wurde für den 18. März festgesetzt; sie sollte während der Nacht erfolgen, und die Luftschiffer hofften unter der Voraussetzung eines mäßigen Nordwestwinds binnen wenigen Stunden im Hauptquartier von General Lee anzukommen.

Dieser Nordwestwind wehte aber nicht in der erwünschten Stärke, sondern wuchs an jenem 18. März zur Macht eines Orkans, so daß die Abreise Forsters verschoben werden mußte, wollte man nicht mit dem Luftschiff das Leben derjenigen, die es durch das aufgewühlte Luftmeer getragen hätte, aufs Spiel setzen.

Gasgefüllt stand der Ballon auf dem großen Platz in Richmond, bereit aufzusteigen, sobald die Witterung es erlaubte, und die ganze Stadt brannte vor Ungeduld, den Zustand der Atmosphäre sich bessern zu sehen.

Der 18. und 19. März verlief ohne jede Veränderung des stürmischen Wetters; ja, man hatte schon die größte Mühe, den Ballon, den die Windstöße immer zur Erde niederdrückten, nur zu halten.

Die Nacht vom 19. zum 20. kam heran, aber nur toller wurde das Ungestüm des Wetters und dabei die Abreise zur Unmöglichkeit.

Am selben Tag wurde der Ingenieur Cyrus Smith auf der Straße von einem ihm unbekannten Mann angesprochen. Es war ein Seemann namens Pencroff von etwa 35 bis 40 Jahren, kräftiger Statur, sonnenverbranntem Aussehen, mit lebhaften, häufig blinzelnden Augen, aber im ganzen einnehmendem Gesicht. Dieser Pencroff stammte aus den Nordstaaten, hatte alle Meere der Erde befahren und an Abenteuern alles bestanden, was einem zweibeinigen Geschöpf ohne Flügel überhaupt nur widerfahren konnte. Es bedarf nicht der Erwähnung, daß sein unternehmender Charakter ihn alles wagen und vor gar nichts zurückschrecken ließ. Pencroff hatte sich anfangs dieses Jahres in Geschäften nach Richmond begeben, wobei ihn ein Junge von 15 Jahren begleitete, Harbert Brown aus New Jersey, der Sohn seines Kapitäns, eine Waise, die er wie sein eigenes Kind liebte. Verhindert, die Stadt vor dem Anfang der Belagerung wieder zu verlassen, befand er sich zum größten Mißvergnügen jetzt ebenfalls darin eingeschlossen und brütete nur über dem einen Gedanken, aus ihr auf irgendeine Weise zu entfliehen. Er kannte den Ingenieur Cyrus Smith dem Namen nach und wußte, mit welcher Ungeduld dieser Mann an seinen Fesseln nagte. An dem erwähnten Tag traf er auf ihn und zögerte nicht, ihn ohne jede Einleitung mit den Worten anzusprechen:

»Mr. Smith, sind Sie Richmond noch nicht satt?«

Der Ingenieur maß mit dem Blick den Mann, der ihn so anredete und halblaut hinzufügte:

»Mr. Smith, wollen Sie fliehen?«

»Und wie das …?« antwortete lebhaft der Ingenieur, dem diese Antwort fast wider Willen entfuhr, denn er hatte sich über den Unbekannten, der das Wort an ihn richtete, noch nicht vergewissert.

Nachdem er aber mit scharfem Blick die vertrauenerweckende Erscheinung des Seemanns gemustert hatte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, einen ehrlichen Mann vor sich zu haben.

»Wer sind Sie?« fragte er kurz.

Pencroff gab sich zu erkennen.

»Gut«, entgegnete Cyrus Smith, »aber welches Mittel zu entfliehen schlagen Sie mir vor?«

»Dort, jenen Faulenzer von Ballon, den man untätig angebunden hält, und der mir aussieht, als warte er ganz allein auf uns …!«

Der Seemann hatte gar nicht nötig, den Satz zu vollenden. Der Ingenieur verstand ihn vom ersten Wort an, ergriff ihn am Arm und zog ihn mit sich nach Hause.

Dort entwickelte der Seemann sein wirklich sehr einfaches Projekt, bei dem man eben höchstens sein Leben riskierte. Der Orkan tobte zwar gerade in tollster Heftigkeit, doch mußte ein geschickter und kühner Ingenieur, wie Cyrus Smith, ein Luftschiff wohl zu regieren vermögen.

Hätte Pencroff damit selbst Bescheid gewußt, er würde keinen Augenblick gezögert haben, – es versteht sich, nicht

DARBA

ohne Harbert, abzufahren. Er hatte manchen anderen Sturm gesehen und pflegte einen solchen nicht so hoch anzuschlagen.

Ohne ein Wort dazu zu sagen, hörte Cyrus Smith dem Seemann zu. Aber seine Augen leuchteten auf bei dieser sich bietenden Gelegenheit, und er war nicht der Mann, sich eine solche entgehen zu lassen. Das Projekt erschien nur sehr gefahrvoll, aber doch ausführbar. In der Nacht konnte man wohl trotz der Wachen an den Ballon herankommen, in die Gondel schlüpfen und die Seile kappen, die ihn fesselten. Gewiß lief man Gefahr, mit Kugeln begrüßt zu werden, auf der anderen Seite konnte der Versuch aber auch von Erfolg sein, und ohne diesen Sturm … Ja, ohne diesen Sturm wäre aber auch das Luftschiff schon längst aufgestiegen, und jetzt böte sich nicht die so lange ersehnte Gelegenheit zur Flucht.

»Ich bin nicht allein«, sagte da endlich Cyrus Smith.

»Wieviele Personen gedächten Sie mitzunehmen?« fragte der Seemann.

»Zwei; meinen Freund Spilett und meinen Diener Nab.«

»Das wären also zusammen drei Personen«, antwortete Pencroff, »und mit Harbert und mir im ganzen fünf. Nun, der Ballon sollte sechs Passagiere tragen …«

»Es ist gut; wir fahren ab!« schloß Cyrus Smith.

Dieses »wir« galt auch mit für den Reporter, aber der Reporter war kein ängstlicher Mann, und sobald er von dem Vorhaben Kenntnis erhielt, stimmte er ihm bei, und staunte lediglich darüber, daß er auf eine so einfache Idee noch

nicht schon selbst gekommen war. Nab endlich folgte ja seinem Herrn, wohin dieser zu gehen beliebte.

»Diesen Abend also«, sagte Pencroff, »gehen wir zu fünf, wie aus Neugierde, dort umher.«

»Heute abend um 10 Uhr«, antwortete Cyrus Smith, »und nun gebe der Himmel, daß sich der Sturm nicht vor unserem Aufstieg legt!«

Pencroff verabschiedete sich von dem Ingenieur und ging nach seiner Wohnung zurück, wo der junge Harbert ihn erwartete. Der mutige Junge kannte den Plan des Seemanns und harrte ungeduldig auf das Resultat jenes Gangs zu dem Ingenieur. Fünf beherzte Menschen waren es also ohne Zweifel, die sich in den Orkan hinauszuwagen entschlossen hatten.

Der Sturm mäßigte sich nicht, und weder Jonathan Forster noch dessen Begleiter konnten daran denken, ihm in der zerbrechlichen Gondel Trotz zu bieten. Der Tag war schrecklich.

Der Ingenieur fürchtete nur das eine, daß der am Boden gefesselte und von den Windstößen häufig niedergedrückte Ballon in tausend Stücke zerreißen könnte. Mehrere Stunden lang lief er auf dem fast menschenleeren Platz zur Beobachtung des Apparats hin und her. Pencroff seinerseits tat gähnend und die Hände in den Taschen dasselbe, wie einer, der seine Zeit nicht totzuschlagen weiß, aber mit derselben Angst, daß der Ballon zerreiße oder seine Stricke löse und in die Luft entfliehe.

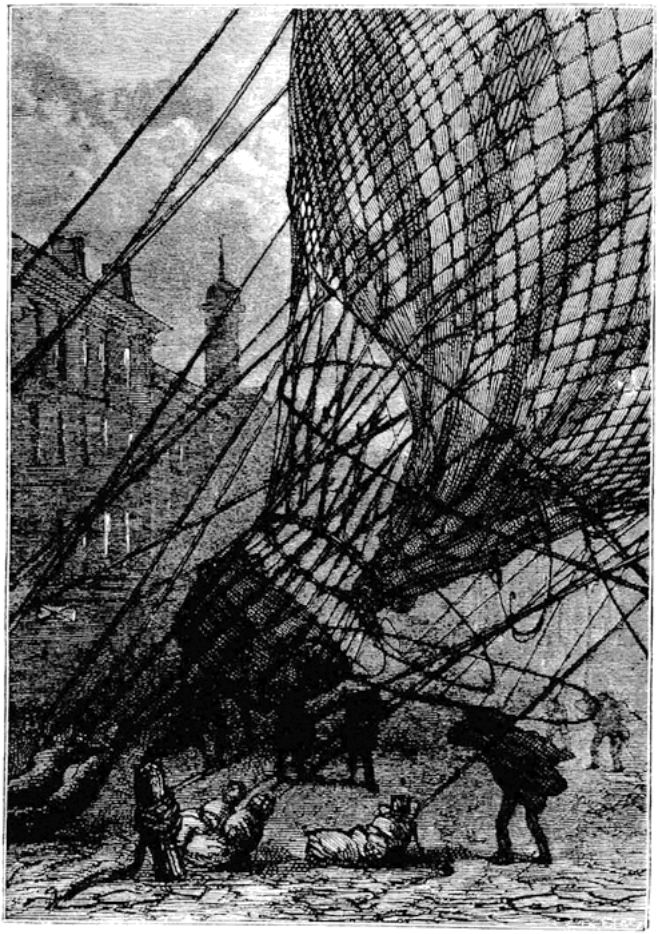
Der Abend senkte sich nieder; ihm folgte eine finstere Nacht. Wolkengleich strichen dicke Nebel über die Erde; dazu fiel ein mit Schnee untermischter Regen. Das Wetter war kalt.

Über ganz Richmond lagerten dichte Dünste. Es schien, als habe der Sturm einen Waffenstillstand zwischen Belagerern und Belagerten zustandegebracht, und als schweige die Kanone, beschämt durch den entsetzlichen Donner des Orkans. Verlassen dehnten sich die Straßen der Stadt; man hatte es nicht einmal für nötig gehalten, den Platz, in dessen Mitte das Luftschiff hin und her schwankte, zu besetzen. Offenbar begünstigte alles die Flucht der Gefangenen, bis auf die entfesselten Elemente …!

»Eine abscheuliche Flut!« sprach Pencroff für sich und stülpte sich seinen Hut, den der Wind entführen wollte, fester auf den Kopf. »Doch was da, wir werden schon mit ihr fertig!«

Um halb 10 schlichen sich Cyrus und seine Begleiter von verschiedenen Seiten auf den Platz, den die durch den Sturm verlöschten Gaslaternen in tiefem Dunkel ließen. Kaum sah man den ungeheuren, auf die Erde gedrückten Aerostaten. Unabhängig von den Ballastsäcken, die mit den Schnüren des Apparats verknüpft waren, wurde die Gondel durch ein starkes Tau zurückgehalten, das durch einen im Steinpflaster befestigten Ring und auch wieder zu ihrem Rand zurücklief.

Nahe der Gondel trafen sich die fünf Kriegsgefangenen.



Sie waren aufgrund der Dunkelheit, bei der sie sich kaum selbst erkannten, unbemerkt geblieben.

Ohne ein Wort zu sprechen, nahmen Cyrus Smith, Gedeon Spilett, Nab und Harbert in der Gondel Platz, während Pencroff auf Anordnung des Ingenieurs die Sandsäcke allmählich losknüpfte. Das war das Werk einiger Augenblicke, worauf der Seemann zu seinen Gefährten einstieg.

Jetzt wurde das Luftschiff nur noch durch das erwähnte Seil gehalten, und Cyrus Smith konnte jeden Augenblick in die Höhe gehen.

In diesem Moment sprang ein Hund mit einem Satz in den Korb. Es war Top, der Hund des Ingenieurs, der seine Ketten zerrissen und seinen Herrn aufgespürt hatte. Cyrus Smith befürchtete eine zu große Belastung und wollte das arme Tier wieder hinausjagen.

»Pah! Das ist einer mehr!« sagte Pencroff und warf dafür zwei Säcke Ballast hinaus.

Dann ließ er das Seil schießen, der Ballon ging in schräg aufsteigender Linie ab, sein Korb stieß an zwei Schornsteine, die er über den Haufen warf, und fort war er in die Lüfte.

Der Orkan wütete mit entsetzlicher Gewalt. Während der Nacht konnte der Ingenieur an ein Niederlassen gar nicht denken, und als es wieder Tag wurde, raubten dichte Nebelmassen jede Aussicht nach der Erde. Erst 5 Tage später trat eine Aufhellung ein und zeigte das grenzenlose Meer unter dem Ballon, der mit rasender Geschwindigkeit dahinjagte.

Wir erzählten schon, wie von diesen am 20. März abgefahrenen fünf Passagieren vier am 24. auf eine verlassene

Küste geworfen wurden, über 6.000 Meilen von ihrem Vaterland entfernt!*

Der aber, der fehlte und dem die vier übrigen eilend zu Hilfe liefen, war kein anderer, als ihr naturgemäßer Führer, war der Ingenieur Cyrus Smith!

3. KAPITEL

Um 5 Uhr nachmittags. – Der Fehlende. – Nabs Verzweiflung. – Suche im Norden. – Das Eiland. – Eine Nacht der Angst. – Der Morgennebel. – Nab schwimmt. – Ansicht des Landes. – Durchzug durch den Kanal.

Den Ingenieur, der in den Maschen des Ballonnetzes hing, hatte ein Wellenschlag, der jene zerriß, weggeschwemmt. Auch der Hund, der seinem Herrn zu Hilfe freiwillig nachsprang, war verschwunden.

»Vorwärts!« rief der Reporter.

Sofort begannen alle vier, Gedeon Spilett, Harbert, Pencroff und Nab, trotz Ermüdung und Erschöpfung ihre Suche.

Aus Wut und Verzweiflung über den Gedanken, alles verloren zu haben, woran sein Herz hing, weinte Nab helle Tränen.

* Am 5. April fiel übrigens Richmond in die Hände Grants, womit der Bürgerkrieg sein Ende erreichte. Lee zog sich nach dem Westen zurück, und die Partei der Einheit Amerikas triumphierte.

Zwischen dem Augenblick, da Cyrus Smith verschwand, und demjenigen, da seine Begleiter das Land erreichten, verflossen kaum 2 Minuten. Sie durften also hoffen, ihn noch rechtzeitig retten zu können.

»Suchen wir nach ihm!« rief Nab.

»Gewiß, Nab«, tröstete ihn Gedeon Spilett, »und wir finden ihn auch wieder!«

»Lebend?«

»Lebend.

»Kann er schwimmen?« fragte Pencroff.

»Ja«, antwortete Nab, »übrigens ist ja Top bei ihm …!«

Als der Seemann das Grollen des Meeres hörte, schüttelte er den Kopf.

Im Norden der Küste und etwa anderthalb Meilen von der Stelle, an der die Schiffbrüchigen auf den Sand fielen, war es, wo der Ingenieur verschwand. Vermochte er auch den nächsten Punkt des Ufers zu erreichen, so lag dieser Punkt doch ebensoweit von hier entfernt.

Es mochte nun gegen 6 Uhr abends sein und wegen des bedeckten Himmels wurde es schon sehr dunkel. Die Schiffbrüchigen liefen längs der Ostküste des Landes, nach dem der Zufall sie verschlagen hatte, dahin, – eines unbekannten Landes, von dem sie selbst über seine geographische Lage keine Ahnung hatten. Sie eilten über einen sandigen, mit Steinen untermischten Erdboden, dem jede Vegetation zu fehlen schien. Dieser sehr unebene, holprige Boden zeigte sich an gewissen Stellen von einer großen Menge Spalten zerrissen, die das Vorwärtskommen sehr behinderten. Daraus

erhoben sich jeden Augenblick mit schwerfälligem Flügelschlag große Vögel, die in der Dunkelheit nach allen Seiten hin auseinanderstoben. In ganzen Gesellschaften flatterten andere, schneller beflügelte auf und zogen einer Wolke ähnlich ins Weite. Der Seemann glaubte sie als Seemöwen und Wasserschwalben zu erkennen, als er ihr mit dem Rauschen des Meeres wetteiferndes Geschrei vernahm.

Von Zeit zu Zeit blieben die Schiffbrüchigen stehen, um laut zu rufen, und horchten, ob sie von der Wasserseite her irgendeine Erwiderung vernähmen. Sie glaubten annehmen zu dürfen, daß, wenn sie sich ganz nah bei der Stelle befanden, an der der Ingenieur voraussichtlich an Land gekommen wäre, wenigstens das Gebell Tops ihr Ohr erreichen müßte, falls der Verunglückte selbst augenblicklich nicht zu antworten vermöchte. Doch nichts ließ sich hören außer dem Rauschen der Wellen und dem Toben der Brandung. Die kleine Truppe zog weiter und durchsuchte auch die kleinsten Ausbuchtungen des Ufers.

Nach 20 Minuten Wegs sahen sich die vier Schiffbrüchigen plötzlich durch eine lange Linie schäumender Wellen aufgehalten. Das Erdreich ging zu Ende. Sie befanden sich am äußersten Ende einer schmalen Landzunge, über die das Meer brausend hereinbrach.

»Das ist eine Landzunge«, sagte der Seemann. »Wir werden zurückgehen und uns rechts halten müssen, um das eigentliche Land wieder zu erreichen.«

»Wenn er aber dort wäre!« erwiderte Nab und zeigte

nach dem Ozean, dessen furchtbarer Wellenschaum durch das Dunkel schimmerte.

»Nun gut, rufen wir ihn nochmal!«

Alle vereinigten ihre Stimmen zu einem durchdringenden Ruf, aber keine Antwort kam zurück. Sie warteten einen Augenblick der Ruhe ab und riefen wiederholt. – Vergeblich!

Die Schiffbrüchigen kehrten also längs der anderen Seite der Landzunge nach dem sandigen, muschelbedeckten Land zurück. Pencroff bemerkte, daß das Terrain von dem steileren Ufer aus aufstieg, und kam auf die Vermutung, daß es über einen lang hingestreckten Kamm zusammenhängen müsse mit einer hohen Küste, deren Gebirgsmassen im Schatten ihren unbestimmten Umriß zeigten. Vögel beherbergte diese Uferstrecke nur wenige. Auch der Seegang erschien hier weniger stark. Kaum hörte man ein Geräusch von der Brandung. Offenbar bildete diese Seite der Küste eine halbkreisförmige Bucht, die die vorspringende Spitze gegen den Wellenschlag der offenen See schützte.

Beim Verfolgen dieses Weges gelangte man jedoch mehr nach Süden, das heißt von der Stelle weg, an der Cyrus Smith an Land geschwommen sein konnte. In anderthalb Meilen Entfernung bildete das Uferland immer noch keinen aufsteigenden Winkel, durch den man nördlicher hinaufzukommen hoffen durfte, obgleich man nach Umgehung der Landzunge das eigentliche Land längst wieder erreicht hatte. Trotz der Erschöpfung ihrer Kräfte drangen die Schiffbrüchigen mutig vorwärts, immer in der Hoffnung, eine Bie-

BARRAY

gung des Landes zu finden, längs der sie ihre ursprüngliche Richtung wieder einzuschlagen vermöchten.

Wie groß war daher ihre Enttäuschung, als sie sich nach Zurücklegung 2 weiterer Meilen von neuem auf einer höheren, von glatten Felsen gebildeten Spitze durch das Meer aufgehalten sahen.

»Wir sind auf einem Eiland«, sagte Pencroff, »und haben es von einem Ende bis zum andern durchmessen.«

Der Seemann hatte völlig recht. Die Schiffbrüchigen waren auf kein Festland, nicht einmal auf eine Insel, sondern nur auf ein Eiland geworfen worden, dessen Ausdehnung in der einen Richtung nur an die 2 Meilen betrug, während die der anderen schwerlich viel größer sein konnte.

Gehörte nun dieses unfruchtbare Stückchen Erde, das mit Steinen übersät, keine Spur von Pflanzenleben zeigte und nur die einsame Zufluchtsstätte gewisser Meeresvögel bildete, vielleicht einem umfänglicheren Archipel an? Noch konnte man diese Frage nicht entscheiden. Als die Passagiere das Land von ihrer Gondel aus durch die Dunstmassen sahen, vermochten sie dessen Ausdehnung nicht unbehindert zu überschauen. Doch glaubte Pencroff, mit seinen an Durchdringung der Dunkelheit gewöhnten Seemannsaugen, im Westen unbestimmte Massen zu erkennen, die einer hoch aufsteigenden Küste angehörten.

Etwas Genaueres ließ sich freilich über die Lage des Eilands zunächst nicht feststellen, als daß man es nicht sofort verlassen konnte, da es rings vom Meer umschlossen war. Jede weitere Nachforschung nach dem Ingenieur, der kei-

nen Laut von sich hatte hören lassen, mußte also bis zum folgenden Morgen aufgeschoben werden.

»Cyrus' Schweigen beweist noch gar nichts«, sagte der Reporter. »Er kann ohnmächtig, verwundet, augenblicklich außerstande sein, zu antworten; deshalb allein dürfen wir noch nicht verzweifeln.«

Der Reporter sprach zwar auch den Gedanken aus, auf einem vorspringenden Punkt des Eilands ein Feuer zu entzünden, das dem Ingenieur als Signal dienen sollte, doch suchte man vergeblich nach Holz oder trockenem Gesträuch. Sand und Steine, weiter fand sich eben nichts.

Man begreift leicht den Schmerz Nabs und der übrigen, die sich dem unerschrockenen Cyrus Smith so innig angeschlossen hatten, jetzt, da es unmöglich schien, ihm Hilfe zu bringen. Entweder hatte der Ingenieur sich jetzt schon allein gerettet und eine Zuflucht auf der Küste gefunden, oder er war für immer verloren!

Wie langsam und quälend verliefen ihnen die Stunden der Nacht. Die Schiffbrüchigen litten furchtbar, ohne sich selbst darüber besonders Rechenschaft zu geben. Sie dachten gar nicht daran, einen Augenblick der Ruhe zu suchen. Sich selbst um ihres Führers willen vergessend, hoffend und sich zur Hoffnung ermutigend, liefen sie auf dem unfruchtbaren Eiland hin und her und kehrten immer wieder zu jener nach Norden auslaufenden Landspitze zurück, an der sie der Unglücksstelle am nächsten zu sein glaubten. Sie horchten gespannt, riefen so laut wie möglich, und ihre Stimmen mußten weithin dringen, da in der Atmosphäre

jetzt Ruhe herrschte und das Meer stiller zu werden und sich schon zu glätten begann.

Ein lauter Ruf Nabs schien einmal sogar von einem Echo wiedergegeben zu werden. Harbert machte Pencroff darauf aufmerksam.

»Das würde noch weiter beweisen, daß im Westen eine Küste ziemlich in der Nähe läge.«

Der Seemann nickte mit dem Kopf. Übrigens konnten seine scharfen Augen nicht trügen. Hatte er Land, und wenn auch noch so wenig davon, gesehen, dann mußte es auch vorhanden sein.

Dieses entfernte Echo blieb aber auch die einzige Antwort, die Nab erhielt, sonst war tiefes Schweigen ringsumher.

Allmählich klarte der Himmel auf. Gegen Mitternacht erglänzten einige Sterne, und wäre jetzt der Ingenieur dagewesen, er hätte schnell erkannt, daß diese Gestirne nicht der nördlichen Halbkugel angehörten. In der Tat schmückte der Polarstern nicht mehr diesen neuen Horizont, und die Sternbilder des Zenits waren nicht dieselben, die über dem nördlichen Teil der Neuen Welt stehen, dagegen erglänzte das Kreuz des Südens sichtbar am anderen Pol der Welt.

Die Nacht verrann. Gegen 5 Uhr morgens, am 25. März, begannen die Höhen des Himmels sich langsam zu erhellen. Noch blieb der Horizont in Dunkel gehüllt, und selbst als der Tag anbrach, entwickelte sich ein dichter Dunst aus dem Meer, der das Blickfeld bis auf kaum 20 Schritte ein-

schränkte. In langen Wolken rollte jener Nebel schwerfällig dahin.

Das war ein recht unvermutetes Hindernis; die Schiffbrüchigen konnten rings um sich her nichts erkennen. Während die Blicke Nabs und des Reporters über den Ozean schweiften, lugten der Seemann und Harbert nach der Küste im Westen aus, ohne eine Spur von Land entdecken zu können.

»Macht nichts«, sagte Pencroff, »ich sehe die Küste zwar nicht, aber ich fühle sie … dort ist sie … dort … so gewiß, wie wir nicht mehr in Richmond sind!«

Der Nebel stieg bald empor; er war nur der Vorbote schönen Wetters. Heller Sonnenschein erwärmte seine oberen Schichten, und wie durch ein dünnes Gewebe drangen die Strahlen bis auf das Eiland hindurch.

So wurden die Dunstmassen gegen halb 7, eine Dreiviertelstunde nach Aufgang der Sonne, durchsichtiger. Sie stiegen nach oben. Bald trat das ganze Eiland vor Augen, als tauche es aus einer Wolke empor. Kreisförmig erweiterte sich der Gesichtskreis über dem Meer, nach Osten zu endlos, nach Westen hin aber durch eine hoch aufsteigende, zerklüftete Küste begrenzt.

Ja! Dort lag das Land, dort die wenigstens vorläufig sichere Rettung. Zwischen dem Eiland und der Küste, die durch einen Kanal von einer halben Meile Breite voneinander getrennt waren, rauschte das Wasser schnell wirbelnd hindurch.

Einer der Schiffbrüchigen, der nur sein Herz sprechen

ließ, stürzte sich, ohne seine Gefährten vorher davon zu benachrichtigen, ja, ohne nur ein Wort zu verlieren, in den Strom. Es war Nab. Ihn trieb es nach jener Küste hinüber, um in deren nördlichem Teil seine Nachforschungen fortzusetzen. Niemand vermochte ihn zurückzuhalten. Vergebens rief Pencroff hinter ihm her. Der Reporter traf Anstalten, Nab zu folgen.

Pencroff wandte sich an ihn.

»Sie wollen über den Kanal hinüber?« fragte er.

»Gewiß«, antwortete Gedeon Spilett.

»Nun gut, so vertrauen Sie mir und warten das ab. Nab wird genügen, seinem Herrn Hilfe zu bringen. Wenn wir uns in diese Strömung wagten, könnten wir Gefahr laufen, durch ihre Kraft ins offene Meer getrieben zu werden. Täusche ich mich nicht ganz, so hängt sie nur mit der Ebbe zusammen. Sie sehen, wie der Sand allmählich freigelegt wird. Also fassen wir uns in Geduld; vielleicht findet sich bei niedrigem Wasser eine passierbare Furt …

»Sie haben recht«, erwiderte der Reporter, »trennen wir uns so wenig wie möglich.«

Indessen kämpfte Nab aus Leibeskräften gegen den Strom, den er in schiefer Richtung durchschwamm. Bei jedem Stoß sah man seine schwarzen Schultern auftauchen. Wenn er auch sehr schnell seitwärts getrieben wurde, so kam er doch dem Ufer näher. Zum Durchschwimmen der halben Meile Entfernung zwischen dem Eiland und dem Land brauchte er wohl eine halbe Stunde und kam nur ei-

nige tausend Fuß unterhalb des Punkts ans Ufer, der der Stelle gegenüber lag, von der aus er ins Wasser sprang.

Nab faßte vor einer hohen Granitmauer Fuß und schüttelte sich tüchtig; dann verschwand er schnell hinter einer ins Meer vorspringenden Felsenspitze von derselben Höhe wie der westliche Ausläufer des Eilands.

Ängstlich verfolgten die Gefährten Nabs sein tollkühnes Unternehmen, und erst als er nicht mehr zu sehen war, wandten sie ihre Blicke auf das Land, in dem sie eine Zuflucht zu finden hofften, wobei sie einige Muscheltiere, die auf dem Sand verstreut lagen, verzehrten. Die Mahlzeit war zwar knapp, aber doch eine Mahlzeit.

Die gegenüberliegende Küste bildete eine Bucht, die nach Süden zu in einem sehr spitzen, vollkommen vegetationslosen Vorsprung mit wild zerklüftetem Umriß auslief. Diese Spitze stand mit dem eigentlichen Uferland durch sehr merkwürdige Linien in Verbindung und stützte sich dort an hohe Granitfelsen. Im Norden dagegen erweiterte sich die Bai zu einem mehr abgerundeten Küstenstrich mit der Richtung von Südwest nach Nordost und endete zuletzt mit einem Kap von geringer Ausdehnung. Die direkte Entfernung zwischen diesen beiden Ausläufern an den Enden des Uferbogens mochte an die 8 Meilen betragen. Eine halbe Meile vom Ufer aus gesehen nahm das Eiland wohl nur einen schmalen Streifen im Meer ein und glich einem ungeheuren Wal, dessen sehr vergrößerten Rumpf es darstellte. Seine größte Breite überschritt noch nicht eine Viertelmeile.

Vor dem Eiland bestand das Ufer in erster Reihe aus feinem, mit schwärzlichen Steinen gemischtem Sand, die bei fallendem Wasser soeben wieder zum Vorschein kamen. In zweiter Reihe erhob sich eine Art Mittelwall von Urgebirge mit senkrecht abfallenden Wänden und wunderbar zerklüftetem Kamm zu einer Höhe von etwa 300 Fuß. Dieser erstreckte sich wohl 3 Meilen weit und endete nach der rechten Seite mit einer lotrechten, wie von Menschenhand bearbeiteten Wand. Nach links hin dagegen senkte er sich, zerklüftet in prismatische Felsstücken, in allmählicher Neigung bis zu der Stelle, wo er mit den Gesteinsmassen des Vorgebirges verschmolz.

Auf der Höhe des eigentlichen Plateaus wuchs kein einziger Baum. Es bildete eine glatte Fläche, ähnlich dem Tafelberg hinter Kapstadt am Kap der Guten Hoffnung, nur in verkleinertem Maßstab. So wenigstens gestaltete sich der Anblick von dem Eiland aus. Übrigens fehlte es rechts, hinter der erwähnten lotrechten Wand, nicht an Pflanzenreichtum, und leicht erkannte man große Strecken grüner Bäume, die sich bis über Sehweite hinaus fortsetzten. Dieses Bild erquickte das Auge, das von den langen Granitreihen ermüdet war.

Ganz zuletzt endlich überragte die scheinbare Hochebene, in einer Entfernung von mindestens 7 Meilen, ein weißer Gipfel, von dem die Sonnenstrahlen widerglänzten. Er bestand aus einer Schneehaube, die irgendeinen entfernten Berg überdeckte.

Ob dieses Land eine Insel bildete, oder zu einem Kon-

tinent gehörte, ließ sich vorläufig nicht entscheiden. Beim Anblick jener zerklüfteten Felsmassen, die sich zur Linken übereinander häuften, hätte ein Geologe aber an ihrem vulkanischen Ursprung gar nicht zweifeln können, denn offenbar waren sie die Erzeugnisse plutonischer Prozesse.

Aufmerksam betrachteten Gedeon Spilett, Pencroff und Harbert dieses Land, auf dem sie vielleicht lange Jahre verbringen oder gar auch ihr Leben beschließen sollten, wenn es sich außerhalb der besuchten Schiffswege befand.

»Nun«, fragte Harbert, »was sagst du dazu, Pencroff?«

»Na«, erwiderte der Seemann, »da wird's hübsch und nicht hübsch sein, wie überall. Wir werden's ja sehen. Jetzt scheint aber die Ebbe eingetreten zu sein. In 3 Stunden werden wir wohl über das Wasser gelangen können, dann richten wir uns ein so gut es eben geht, und suchen Mr. Smith wieder aufzufinden.«

Pencroffs Berechnung bestätigte sich. 3 Stunden später lag bei niedrigem Meer der größte Teil des Sandes, der das Kanalbett bildete, frei. Zwischen dem Eiland und der Küste blieb nur noch ein schmaler Wasserarm übrig, der leicht zu überschreiten sein mußte.

Gegen 10 Uhr entledigten sich Gedeon Spilett und seine beiden Gefährten ihrer Kleidung, hielten sie in einem Bündel über dem Kopf und wateten durch das Wasser, dessen Tiefe 5 Fuß nicht überstieg. Harbert, für den auch das zu tief war, schwamm wie ein Fisch. Alle drei gelangten ohne besondere Schwierigkeiten ans jenseitige Ufer. Dort trockneten sie sich bald an der Sonne, legten die Kleidungsstü-

cke, die sie ja vor Durchnässung bewahrt hatten, wieder an und beratschlagten, was nun zu tun sei.

4. KAPITEL

Die Steinmuscheln. – Der Fluß an seiner Mündung. – Die Kamine. – Fortsetzung der Nachforschungen. – Ein Wald grüner Bäume. – Vorrat an Brennmaterial. – Man erwartet die Ebbe. – Von der Höhe der Küste. – Eine Ladung Holz. – Die Rückkehr zum Ufer.

Der Reporter sagte zu dem Seemann, daß er ihn an dieser Stelle erwarten solle, wo er ihn wieder aufsuchen werde, und ohne einen Augenblick zu verlieren, stieg er das Ufer in derselben Richtung hinan, die einige Stunden vorher der Neger Nab eingeschlagen hatte. Dann verschwand er schnell hinter einem Vorsprung der Küste; so sehr trieb es ihn, etwas vom Ingenieur zu erfahren.

Harbert hatte ihn begleiten wollen.

»Bleib hier, mein Sohn«, sagte der Seemann zu ihm. »Wir müssen eine Lagerstätte für die Nacht herrichten und sehen, ob wir etwas Solideres für die Zähne auftreiben können, als jene Muscheln. Unsere Freunde werden sich bei ihrer Rückkehr stärken wollen. Jeder bleibe bei seiner Sache.«

»Ich bin bereit, Pencroff«, antwortete Harbert.

»Schön«, versetzte der Seemann, »so wird sich alles regeln; nur mit Methode. Wir sind müde, frieren und haben Hunger. Es geht also darum, ein Obdach, Feuer und Nahrungsmittel zu finden. Der Wald enthält Holz, Nester und

Eier; somit werden wir nur noch eine Hütte zu suchen haben.«

»Nun gut«, sagte Harbert, »so will ich eine Grotte in diesen Felsen suchen und werde gewiß eine entdecken, in der wir uns alle verkriechen können.«

»So sei es«, erwiderte Pencroff. »Ans Werk, mein Junge.«

Beide gingen am Fuß der hohen Mauer hin auf dem Sand, den das fallende Wasser in breiter Fläche freigelegt hatte, doch statt sich nach Norden zu wenden, schlugen sie die Richtung nach Süden ein. Wenige hundert Schritte von der Stelle, wo sie an Land gekommen waren, hatte Pencroff beobachtet, daß die Küste einen schmalen Spalt bildete, der seiner Meinung nach die Mündung eines Flusses sein mußte. Einerseits erschien es wichtig, sich vorläufig in der Nähe trinkbaren Wassers niederzulassen, andererseits lag die Möglichkeit nicht fern, daß Cyrus Smith von der Strömung nach dieser Gegend getrieben worden war.

Die hohe Mauer stieg wie erwähnt an die 300 Fuß hoch empor, aber überall, selbst an ihrer Basis, die das Meer bedeckte, teilte kein Einschnitt das Gestein, der als Wohnung benutzbar gewesen wäre. Die steile Mauer bestand aus hartem Granit, dem die Wellen nichts anzuhaben vermochten. Auf dem Gipfel wimmelte es von einer ganzen Welt von Wasservögeln, darunter besonders verschiedene Arten von Handfüßlern mit langen, zusammengedrückten und spitzen Schnäbeln –, sehr lautes Federvieh, das über die Erscheinung des Menschen kaum erschreckte und wahrscheinlich zum ersten Mal in seiner Einsamkeit gestört wurde. Un-

ter jenen Vögeln erkannte Pencroff mehrere »Labbes«, eine Seemöwenart, die man auch Strandjäger nennt, und daneben kleine gefräßige Möwen, die in kleinen Löchern des Granits nisteten. Ein Flintenschuß mitten in diese Vogelherde hätte gewiß eine große Anzahl niedergestreckt, doch um zu schießen, mußte man zunächst ein Gewehr haben, das aber sowohl Pencroff als auch Harbert abging. Übrigens sind diese Vögel kaum eßbar und selbst ihre Eier von sehr widrigem Geschmack.

Da meldete Harbert, der einige hundert Schritte weiter nach links gegangen war, daß er einige mit Algen überzogene Felsen gefunden habe, welche die Flut wenige Stunden später wieder bedecken mußte. An diesen Felswänden hingen zwischen Seetangbüscheln eine Menge zweischaliger Muscheln, die für halbverhungerte Leute gewiß nicht zu verachten waren. Harbert rief also Pencroff, der eiligst herbeilief.

»Ah, da sind Miesmuscheln«, rief der Seemann, »sie ersetzen die uns fehlenden Eier.«

»Nein, solche sind es nicht«, antwortete der junge Harbert, nach genauer Betrachtung der an dem Felsen haftenden Schaltiere, »das sind Steinmuscheln.«

»Sind sie eßbar?« fragte Pencroff.

»Vollkommen.«

»Nun, auch gut, dann verzehren wir eben Steinmuscheln.«

Der Seemann konnte sich auf Harbert verlassen.

Der Junge war in der Naturgeschichte gut bewandert

und hatte schon von jeher eine wahre Leidenschaft für diesen Zweig des Wissens. Sein Vater hatte ihn auf diesen Weg geleitet, indem er ihm von den besten Lehrern in Boston Unterricht erteilen ließ, die dem intelligenten und fleißigen Kind sehr zugetan waren. Seine Eigenschaft als Naturkundiger sollte übrigens noch manchmal in Anspruch genommen werden und bei seinem ersten Auftreten täuschte er sich nicht.

Diese Steinmuscheln bestanden aus langen Schalen und hingen gleichsam traubenweise am Gestein. Sie zählen zu jenen Familien von Mollusken, die sich selbst in die härtesten Felsen einbohren, und ihr Gehäuse lief in zwei Spitzen aus, eine Anordnung, die sie von der gewöhnlichen eßbaren Muschel unterscheidet.

Pencroff und Harbert verspeisten eine ziemliche Anzahl dieser Steinmuscheln, die sich im Sonnenschein halb öffneten, wie Austern, und fanden, daß sie einen sehr pfeffrigen Geschmack hatten, was sie jeden Mangel an Gewürz vollständig vergessen ließ.

Ihr Hunger war also vorläufig gestillt, nicht aber der Durst, der nach dem Genuß dieser von Natur gewürzten Schaltiere nur zunahm. Jetzt galt es, bald Trinkwasser aufzufinden, was einer so auffällig zerklüfteten Gegend kaum fehlen konnte. Nachdem Pencroff und Harbert vorsichtigerweise einen reichlichen Vorrat an Steinmuscheln eingesammelt hatten, den sie in ihren Taschen und Taschentüchern unterbrachten, kehrten sie zum Fuß des Hochlands zurück. 200 Schritte weiter gelangten sie nach jenem Ein-

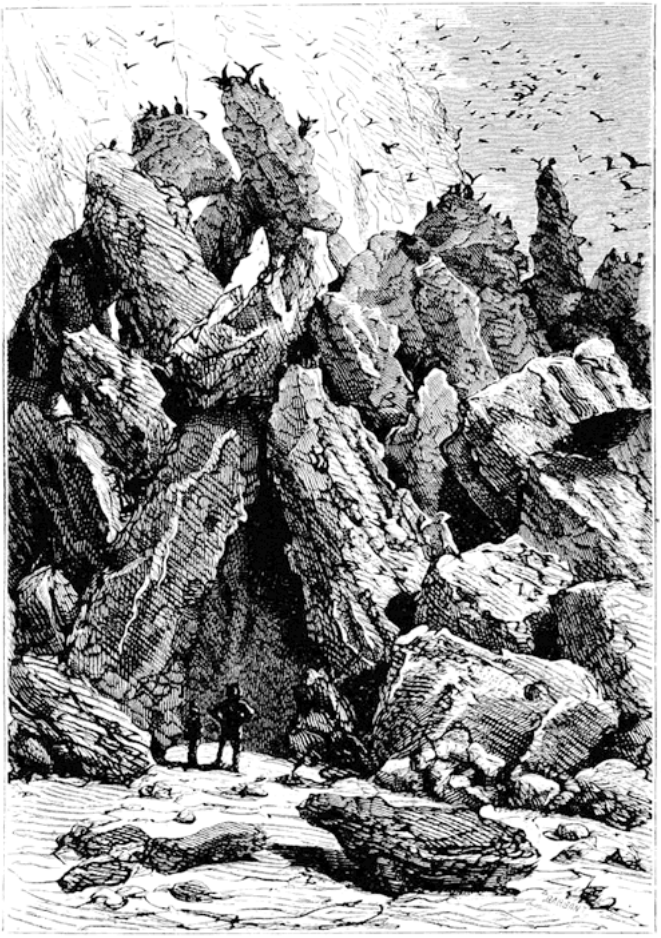
schnitt, von dem Pencroff vorausgeahnt hatte, daß ein wasserreicher Fluß durch ihn fließen müsse. Hier schien die Gesteinmauer durch irgendeinen mächtigen plutonischen Vorgang gespalten zu sein. Am Ufer dehnte sich eine kleine Bucht aus, die nach dem Land zu in einen sehr spitzen Winkel auslief. Der Wasserlauf maß dort an die 100 Fuß Breite, und seine Ufer stiegen höchstens 20 Fuß hoch an. Der Fluß drang unmittelbar zwischen die Granitmauer ein, die sich stromaufwärts zu erniedrigen schien; dann bildete jener einen scharfen Winkel und verschwand eine halbe Meile weiter in einem Gehölz.

»Hier ist ja Wasser und dort Holz!« rief Pencroff, »nun sieh, Harbert, jetzt fehlt bloß noch das Haus!«

Das Wasser des Flusses war schön klar. Der Seemann überzeugte sich, daß es bei niedrigem Wasserstand, das heißt während der Zeit der Ebbe, süß war. Nach Feststellung dieser wichtigen Punkte suchte Harbert, freilich erfolglos, nach einem Zufluchtsort. Überall erschien die Mauer glatt, eben und steil.

Nur an der Mündung des Wasserlaufs hatte der Gesteinschutt keine Grotte, aber eine Anhäufung von gewaltigen Felsstücken gebildet, denen man in Ländern mit Granitgebirgen nicht selten begegnet und die den Namen »Kamine« führen.

Pencroff und Harbert drangen ziemlich tief zwischen diesen Felsen in sandigen Gängen ein, denen auch das Licht nicht abging, da es durch die Lücken eindrang, die die Granitstücke, von denen sich manche nur wie durch ein Wun-



der im Gleichgewicht hielten, frei ließen. Ebenso wie die Lichtstrahlen fand aber auch der Wind – ein wahrer Korridorzug – Eingang und mit dem Wind die scharfe Kälte von außen. Doch glaubte der Seemann, daß man durch Verstopfung einiger dieser Zwischengänge mit einem Gemisch aus Sand und Steinen diese »Kamine« zur Not wohnlich einrichten könne. Ihre geometrische Form ähnelte dem typografischen Zeichen &, das in Abkürzung »und« oder »et cetera« bedeutet. Verschloß man den oberen Ring dieses Zeichens, durch das der Süd- und Westwind hereinblies, dann mußte es gelingen, den unteren Teil nutzbar zu machen.

»Das ist jetzt unsere Aufgabe«, sagte Pencroff, »und wenn wir Mr. Smith jemals wiedersehen, wird er aus diesem Labyrinth schon etwas zu machen wissen.«

»Wir sehen ihn wieder, Pencroff«, rief Harbert, »und wenn er zurückkommt, muß er eine erträgliche Wohnung vorfinden. Sie wird das von der Zeit an sein, sobald wir hier links einen Herd errichten, und darüber dem Rauch einen Ausweg lassen.«

»Das muß sich ausführen lassen, mein Sohn«, erwiderte der Seemann, »und diese Kamine« – denn Pencroff behielt den Namen mit Vorliebe bei –, »sollen unsere provisorische Wohnung abgeben. Zuerst werden wir aber für Brennmaterial sorgen müssen. Mir scheint auch, das Holz wird nicht ganz ungeeignet sein, jene Öffnung zu verschließen, durch die der Teufel jetzt seine Trompete bläst.«

Harbert und Pencroff verließen die Kamine, wandten sich um die Ecke und stiegen das linke Ufer des Flusses hi-

nan. Die Strömung war ziemlich schnell und führte einige abgestorbene Bäume mit sich. Bei steigender Flut, von der schon erste Anzeichen eintraten, mußte das Wasser wohl eine beträchtliche Strecke zurückgetrieben werden. Der Seemann dachte sofort daran, daß man Ebbe und Flut zum Transport schwerer Gegenstände gebrauchen könne.

Nach einem Weg von einer Viertelstunde kamen der Seemann und der Junge an dem scharfen Winkel an, mit dem sich der Fluß nach links wandte. Von dieser Stelle aus setzte sich sein Lauf durch einen Wald mit prächtigen Bäumen fort. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit prangten diese Bäume noch in ihrem grünen Gewand, denn sie gehörten zu jener Familie der Koniferen, die in allen Gegenden der Erde, sowohl unter nördlichen Klimaten, als auch in den heißen Zonen vorkommen. Der junge Naturforscher erkannte sie genauer als »Deodars«, eine im Himalaja sehr häufig auftretende Art mit überaus angenehmem Duft. Zwischen diesen schönen Bäumen befanden sich einige Fichtengruppen, deren dichter Schirm sich weit ausbreitete. Mitten unter dem hohen Gras fühlte Pencroff, daß er auf dürre Zweige trat, die laut knackend zerbrachen.

»Schön junger Mann«, sagte er zu Harbert, »wenn mir auch die Namen der Bäume nicht bekannt sind, so weiß ich doch, daß sie zur Kategorie des ›Brennholzes‹ gehören, und für jetzt liegt uns das zunächst am Herzen.«

»Versehen wir uns mit Vorrat!« erwiderte Harbert, der sich sofort ans Werk machte.

Das Einsammeln war nicht schwierig, da man nicht ein-

mal Zweige von den Bäumen zu brechen brauchte, denn überall lagen große Mengen dürren Holzes umher. Wenn auch Brennmaterial nicht fehlte, so ließen doch die Transportmittel viel zu wünschen übrig. Bei seiner großen Trockenheit mußte das Holz schnell verbrennen, und es wurde deshalb nötig, eine beträchtliche Menge nach den Kaminen zu befördern, wozu das nicht hinreichte, was etwa zwei Menschen fortzutragen vermochten. Harbert hatte auf diesen Umstand aufmerksam gemacht.

»Ei nun, mein Junge«, meinte der Seemann, »so werden wir auf ein Mittel denken müssen, dieses Holz fortzuschaffen. Man muß für alles ein Mittel finden. Wenn wir eine Karre oder ein Boot hätten, wäre die Sache ja sehr schnell erledigt.«

»Aber wir haben ja schon den Fluß!« warf Harbert ein.

»Richtig«, versetzte Pencroff. »Der Fluß ist für uns ein Weg, der sogar selbst geht, und die Holzflöße sind nicht umsonst erfunden.«

»Nur läuft unser Weg aber«, bemerkte Harbert, »jetzt gerade in umgekehrter Richtung, da die Flut noch steigt.«

»Dann brauchen wir nur zu warten, bis sie wieder fällt«, entgegnete der Seemann, und dann soll sie unser Heizmaterial mit nach den Kaminen führen. Komm, wir wollen unseren Lastzug vorrichten.«

Von Harbert gefolgt, begab sich der Seemann nach dem scharfen Winkel, den der Waldsaum mit dem Fluß bildete. Beide schleppten, jeder nach seinen Kräften, eine Ladung Holz, zu Bündeln vereinigt, herbei. Auch am Ufer fanden

sich eine Menge trockener Zweige, mitten zwischen den Gräsern, in die sich wahrscheinlich noch nie eines Menschen Fuß verirrt hatte. Pencroff ging sogleich daran, seinen Lastzug in Ordnung zu bringen. Eine hervorspringende Spitze des Ufers, an dem sich das Wasser stieß, erzeugte eine Art stillstehenden Wirbels. In diesen brachten der Seemann und der Junge einige größere und dickere Stämmchen, die sie mit Lianen verbanden. So entstand etwas wie ein Floß, auf dem der Holzvorrat nach und nach aufgestapelt wurde, der mindestens die Kräfte von zwanzig Mann beansprucht hätte. Binnen einer Stunde war die Arbeit getan, und die Holzladung, an improvisierten Tauen festgebunden, erwartete den Eintritt der Ebbe.

Da bis zu dieser Zeit noch einige Stunden verstreichen mußten, beschlossen Pencroff und Harbert, die höheren Uferberge zu besteigen, um einen ausgedehnteren Überblick über die Umgegend zu gewinnen.

Gerade 200 Schritte hinter der Flußbiegung verlief sich das Granitgebirge, das mit einigen Schutthaufen von Felsstücken endete, in einem sanften Abhang nah beim Saum des Waldes, wobei es fast eine natürliche Treppe darstellte. Harbert und der Seemann stiegen also dort in die Höhe. Dank ihren kräftigen Knien erreichten sie den Gipfel in wenig Minuten und begaben sich nach der einen Ecke, welche die Mündung des Flusses bildete.

Oben angelangt, galt ihr erster Blick dem Ozean, über den sie in so furchtbaren Umständen dahingeflogen waren. Im Inneren bewegt, betrachteten sie den nördlichen

Teil der Küste, an dem die Katastrophe stattgefunden haben mußte. Dort war Cyrus Smith verschwunden. Mit den Augen suchten sie, ob nicht noch irgendwo ein Teil des Ballons, an den ein Mann sich anklammern könnte, umherschwamm. Nichts! Das Meer dehnte sich als endlose Wasserwüste vor ihnen aus. Auch am Ufer sahen sie niemand, weder den Reporter, noch Nab. Möglicherweise befanden sich diese beiden in solcher Entfernung, daß man sie nicht bemerken konnte.

»Mir sagt eine innere Stimme«, rief Harbert, »daß ein so unerschrockener Mann wie Mr. Cyrus, nicht wie der erste beste ertrunken ist, nicht wahr, Pencroff!«

Der Seemann schüttelte betrübt den Kopf. Er hoffte nicht mehr, Cyrus Smith je wiederzusehen, wollte aber Harbert nicht alle Hoffnung rauben, und sagte:

»Ohne allen Zweifel, unser Ingenieur ist der Mann dazu, sich dann noch durchzuhelfen, wenn alle anderen zu Grunde gingen …!«

Dabei faßte er das Küstenbild mit größter Aufmerksamkeit ins Auge. Vor ihm dehnte sich das sandige Ufer, das rechts von der Flußmündung mit einer Reihe von Klippen bekränzt war. Die noch halb unter Wasser stehenden Felsen glichen einer Gesellschaft großer Amphibien, die sich in der Brandung tummelten. Über der Grenze dieser Riffe hinaus glitzerte das Meer im Strahl der Sonne. Im Süden schloß eine scharf vorspringende Spitze den Gesichtskreis, und konnte man deshalb nicht erkennen, ob das Land sich noch in derselben Richtung weiter fortsetzte, oder sich nach

Südost wandte, wodurch dieser Küstenstrich zu einer sehr verlängerten Halbinsel geworden wäre. An der Nordseite der Bucht konnte man das Ufer weithin verfolgen, das sich in langer, mehr rundlicher Linie verlief. Dort erschien es flach, eben, ohne schroffen Rand und mit breiten Sandbänken eingefaßt, die zur Zeit der Ebbe zutage lagen.

Pencroff und Harbert wandten sich hierauf nach Westen. In dieser Richtung traf ihr Blick zunächst auf einen hohen Berg mit schneebedecktem Gipfel, der sich in einer Entfernung von 6 bis 7 Meilen erhob. Von seinem ersten Abhang aus bis auf 2 Meilen vom Ufer erschien er dicht mit Wald bestanden, dessen immergrüne Blätter weit ausgedehnte, herrliche Flächen bildeten. Von dem Rand des Waldes bis an die Bergkante hin unterbrachen nur ganz ungeordnete Gruppen von Bäumen die Hochebene. Zur Linken sah man wohl da und dort die Gewässer des kleinen Flusses schimmern und es hatte den Anschein, als ob seine Schlangenwindungen bis nach den Widerlagern des Bergriesen führten, aus denen wahrscheinlich seine Quelle entsprang. An der Stelle, wo sie ihre Holzladung gelassen hatten, zwängte sich sein Lauf erst zwischen die Granitmauer hinein. Am rechten Ufer stiegen die Wände steil und glatt in die Höhe, während sie am linken allmählicher abfielen, sich in einzelne Felsen, diese in loses Gestein, und diese endlich in Strandkiesel zerteilten, die bis zur Ecke der Küste reichten.

»Sind wir nur auf einer Insel?« sagte der Seemann halb für sich.

»Auf jeden Fall scheint sie sehr ausgedehnt zu sein«, antwortete der junge Mann.

»Eine Insel, so groß sie auch sein mag, bleibt doch immer eine Insel!« bemerkte Pencroff.

Die wichtige Frage entzog sich freilich noch der Entscheidung. Das Land selbst, ob nun Festland oder Insel, schien recht fruchtbar, bot einen freundlichen Anblick und war reich an verschiedenen Produkten.

»Das ist ein Glück«, meinte Pencroff, »und in unserer Lage können wir der Vorsehung noch recht dankbar sein.«

»Ja, Gott sei gelobt!« fügte Harbert hinzu, dessen frommes Herz des Dankes voll war für den Schöpfer aller Dinge.

Lange Zeit überschauten Harbert und Pencroff die Gegend, in die sie ihr Schicksal verschlagen hatte, und doch blieb es sehr schwierig zu sagen, wie sich ihre nächste Zukunft gestalten würde.

Dann kehrten sie zurück und folgten etwa dem südlichen Kamm des Granitplateaus, der aus einer langen Reihe sonderbar geformter Felsen bestand. Dort nisteten in Erdlöchern einige hundert Vögel. Als Harbert über die Steine sprang, kam eine ziemliche Anzahl davon zum Vorschein.

»Sieh«, rief er, »das sind weder Seemöwen noch Wasserschwalben!«

»Und was sind es dann für Vögel?« fragte Pencroff; »meiner Treu, man könnte sie für Tauben halten.«

»Gewiß, aber das sind wilde, sogenannte Felstauben«, entgegnete Harbert, »ich erkenne sie an den zweimal

schwarz gestreiften Flügeln, an den weißen Schwanzfedern und dem aschgrauen Gefieder. Da nun die Felstauben eßbar sind, müssen wohl ihre Eier ganz vorzüglich munden, und vorausgesetzt, daß sie noch welche in den Nestern ließen …«

»Würden wir diesen keine Zeit lassen, auszukriechen, höchstens in Form von Omelettes«, fiel ihm Pencroff fröhlich ins Wort.

»Worin willst du aber Eierkuchen backen«, fragte Harbert, »etwa in deinem Hut?«

»Sehr gut«, erwiderte der Seemann, »doch ein solcher Hexenmeister bin ich nicht. Wir werden uns demnach mit gekochten Eiern begnügen müssen, und ich stehe dir dafür, mein Junge, daß ich auch die härtesten nicht verachten werde!«

Pencroff und der Junge suchten nun aller Orten und fanden wirklich in kleinen Aushöhlungen eine Menge Eier. Einige Dutzend von diesen fanden im Taschentuch des Seemanns Platz, und da die Zeit herankam, in der das Wasser wieder sinken mußte, begaben sich dieser und Harbert zum Fluß hinab.

Es war 1 Uhr mittags geworden, als sie an dessen Biegung wieder anlangten. Schon wechselte die Strömung, die man benutzen mußte, um die Holzladung zu tragen. Pencroff fiel es gar nicht ein, seinen Lastzug so ganz allein, ohne Leitung hinabtreiben zu lassen, er konnte sich darauf aber auch nicht mit einschiffen, um zu steuern. Um Taue und Stricke darf ein Seemann jedoch nie in Verlegenheit sein,

und schleunigst drehte Pencroff aus einer Menge trockener Lianen einen mehrere Klafter langen Strick zusammen. Er wurde am Heck des Floßes befestigt, während der Seemann das andere Ende in die Hand nahm und Harbert mithilfe einer langen Stange das Ganze in der Strömung erhielt. Die Sache ging nach Wunsch. Die schwere Holzladung, die der Seemann am Ufer hinschreitend dirigierte, folgte auf dem Wasser. Die Steilheit des Uferrands ließ nicht befürchten, daß sie an der Seite auffuhr, und in kaum 2 Stunden war die Mündung, nur wenige Schritte von den Kaminen, erreicht.

5. KAPITEL

Häusliche Einrichtung. – Eine wichtige Frage. – Das Zündhölzchenetui. – Suche am Strand. – Der Reporter und Nab kehren zurück. – Ein einziges Streichhölzchen! – Das lodernde Herdfeuer. – Die erste Mahlzeit. – Die erste Nacht auf dem Land.

Nach Entladung des Floßes wandte Pencroff seine erste Sorge der Wohnbarmachung ihres Aufenthaltsorts zu, indem er die Lücken ausfüllte, durch die der Wind von allen Seiten Eingang fand. Sand, Steine und durcheinanderliegende Zweige verschlossen nebst angefeuchteter Erde alle unnötigen Öffnungen und trennten die oberen Teile des Felsenhaufens von den größeren unteren ab. Zur Abführung des Rauchs und zur Erzeugung des nötigen Zugs sparte man nur einen engen, gewundenen Gang an der Seite aus. So entstanden etwa drei oder vier Zimmer, wenn man

dunklen Höhlen, die kaum wilden Tieren genügt hätten, diesen Namen geben darf. Doch war man darin im Trockenen und konnte wenigstens in der größten, mittleren Abteilung auch aufrecht stehen. Dabei bedeckte ein feiner Sand den Fußboden; kurz, alles in allem genügte dieser vorläufige Wohnplatz bis zum Auffinden eines besseren.

Pencroff und Harbert plauderten während ihrer Arbeit.

»Vielleicht haben unsere Gefährten«, meinte Harbert, »doch einen besseren Zufluchtsort entdeckt?«

»Das ist wohl möglich«, antwortete Pencroff, »doch im Zweifelsfall darfst du dich nie auf etwas verlassen. Besser eine Sehne zuviel am Bogen als gar keine!«

»Oh«, rief Harbert, »wenn sie nur Mr. Smith wiederfinden und zurückbringen, so können wir schon dem Himmel dankbar sein.«

»Ja«, sagte Pencroff, »es steht fest, das war ein ganzer Mann.«

»Das ›war‹ einer …?« fragte Harbert, »verzweifelst du, ihn je wiederzusehen?«

»Davor behüte mich Gott!« antwortete rasch der Seemann.

Die Arbeit wurde bald zustandegebracht, und Pencroff erklärte sich sehr zufrieden mit dem Erfolg.

»Nun können unsere Freunde zurückkommen«, sagte er, »sie werden ein hinlängliches Obdach finden.«

Jetzt war nur noch der Herd in Gang zu setzen und eine Mahlzeit zu bereiten; eine sehr leichte und einfache Arbeit. Auf den Erdboden der ersten Abteilung zur Linken und un-

ter dem roh hergestellten Rauchfang wurden große, glatte Steine aufgerichtet. Die Wärme, die trotz des abziehenden Rauchs noch übrigblieb, mußte voraussichtlich reichen, eine erträgliche Temperatur zu unterhalten. Auf den Herd schichtete der Seemann einige Holzscheite und dünnere Äste auf und brachte den übrigen Vorrat an Heizmaterial in einem anderen Nebenraum unter.

Noch beschäftigte sich der Seemann damit, als Harbert ihn fragte, ob er Streichhölzer habe.

»Gewiß«, erwiderte Pencroff, »und das ist ein Glück, denn ohne Streichhölzchen oder Zündschwamm möchten wir schön in Verlegenheit sein.«

»Oh, wir könnten uns doch Feuer verschaffen, wie es die Wilden tun, durch Aneinanderreiben zweier trockener Holzstücke.«

»Das versuch einmal, mein Sohn, und du wirst sehen, daß du damit nicht weiter kommst, als dir fast die Arme zu zerbrechen.«

»Und doch ist jene Art und Weise auf den Pazifikinseln ganz gebräuchlich.«

»Das bestreite ich nicht«, erwiderte Pencroff, »doch ist anzunehmen, daß die Wilden entweder ganz besondere Kunstgriffe oder ein eigentümliches Holz dabei verwenden, denn mehr als einmal habe ich den Versuch erfolglos wiederholt. Ich gestehe doch, daß ich die Zündhölzer vorziehe. Wo ist aber mein Etui?«

Pencroff suchte sein Feuerzeug, das er als leidenschaftlicher Raucher stets bei sich führte, in allen Taschen – ver-

gebens. Weder in der Jacke noch in der Hose fand sich das Gewünschte.

»Das ist fatal, ja, noch mehr als fatal!« sagte er mit einem Blick auf Harbert. »Das Etui hab' ich offenbar aus der Tasche verloren. Aber hast du nicht einen Feuerstahl oder sonst etwas Passendes bei dir, Harbert?«

»Nein, Pencroff!«

Sich kräftig die Stirn reibend und gefolgt von dem jungen Mann lief der Seemann hinaus, und beide suchten mit größter Sorgfalt auf dem Sand, an den Felsen und längs des Flußufers, aber ohne Erfolg. Das aus Kupfer gefertigte Etui hätte ihren Blicken nicht entgehen können.

»Pencroff«, fragte da Harbert, »solltest du das Feuerzeug nicht mit aus der Gondel geworfen haben?«

»Das hatte ich weislich bleiben lassen«, erwiderte der Seemann. »Wenn man jedoch so durchgeschüttelt wird, wie wir, kann ein so kleines Ding wohl unbemerkt abhanden kommen. Auch meine Tabakspfeife hat dasselbe Schicksal erlitten! Verdammtes Schächtelchen, wo magst du stecken?«

»Nun, eben weicht das Meer zurück«, sagte Harbert, »wir wollen nach der Stelle laufen, an der wir strandeten.«

So wenig Wahrscheinlichkeit es für sich hatte, das Kupferbüchschen wiederzufinden, das die Wellen während der Flut gewiß mit den Strandkieseln umhergerollt haben mußten, so wollte man doch auch diesen Versuch nicht unterlassen. Harbert und Pencroff begaben sich also schnell zu der von den Kaminen etwa 200 Schritte entfernten Stelle.

Dort suchten sie unter den Ufersteinen und zwischen den einzelnen Felsstücken, aber ohne jedes Resultat. War das Feuerzeug hier verlorengegangen, dann mußten die Wellen es wohl mitgeführt haben. Je weiter sich das Meer zurückzog, desto weiter dehnte der Seemann seine Nachforschungen aus, ohne etwas zu finden. Unter den jetzigen Umständen war dieser Verlust gewiß sehr empfindlich und für den Augenblick unersetzlich.

Pencroff verhehlte seinen lebhaften Unwillen nicht. Die Stirn in Falten gezogen, sprach er kein Wort. Harbert versuchte ihn mit der Bemerkung zu trösten, daß die Zündhölzer doch vom Meer durchnäßt und vorläufig unbrauchbar sein würden.

»Nein, nein, mein Junge«, antwortete der Seemann, »jene befanden sich in einem kupfernen Büchschen mit bestem Verschluß! Was sollen wir aber nun anfangen?«

»Wir werden schon noch ein Mittel finden, uns Feuer zu verschaffen«, tröstete ihn Harbert. »Bei Mr. Smith oder Mr. Spilett wird es nicht so knapp hergehen, als jetzt bei uns.«

»Kann wohl sein«, erwiderte Pencroff, »inzwischen bleiben wir aber ohne Feuer, und unsere Gefährten werden bei ihrer Rückkehr nur ein sehr mageres Abendbrot finden.«

»Es ist aber ganz unmöglich«, sagte Harbert lebhaft, »daß sie weder Zündschwamm, noch Streichhölzchen hätten!«

»Das möchte ich nicht beschwören«, entgegnete der Seemann. »Nab und Mr. Smith sind keine Raucher, und Mr. Spilett wird weit eher sein Notizbuch, als eine Zündholzschachtel bis zuletzt aufgehoben haben.«

Harbert gab keine Antwort. Der Verlust des Etuis war offenbar ein bedauerlicher Zufall. Nichtsdestoweniger beharrte der Junge bei dem Glauben, daß sie auf die eine oder die andere Weise noch das nötige Feuer erhalten würden. Der erfahrenere Pencroff, der sonst doch niemals in Verlegenheit kam, teilte diesen guten Glauben nicht. Jedenfalls blieb ihnen vorläufig nichts anderes übrig, als die Rückkehr von Nab und dem Reporter abzuwarten. Auf das in Aussicht genommene Gericht harter Eier mußte man freilich verzichten, und die bevorstehende Kost aus rohem Fleisch erschien ihnen gar nicht besonders verlockend.

Vor der Heimkehr sammelten beide noch, für den Fall, daß sie sich wirklich ohne Feuer behelfen mußten, einen weiteren Vorrat an Steinmuscheln und schlugen dann schweigend den Weg nach ihrem Zufluchtsort ein.

Die Augen auf den Boden geheftet, suchte Pencroff noch immer sein verlorenes Büchschen. Er ging sogar das linke Ufer des Flusses von dessen Mündung bis zu der Stelle hinauf, an der die Holzladung angebunden gelegen hatte. Er bestieg die Hochebene, durchlief sie nach allen Richtungen, suchte in dem hohen Gras am Saum des Waldes – alles, alles vergeblich.

Es mochte gegen 5 Uhr nachmittags sein, als Harbert und er zu den Kaminen zurückkehrten, und es ist selbstverständlich, daß alle Höhlen darin bis in die finstersten Ecken umgewühlt wurden, bevor man jedes weitere Suchen aufgab.

Gegen 6 Uhr, gerade als die Sonne sich hinter den höhe-

ren Bergzügen im Westen verbarg, meldete Harbert, der an dem flachen Ufer umherschwärmte, die Rückkehr von Nab und Gedeon Spilett.

Sie kamen allein! – Dem Jungen preßte es schmerzlich die Brust zusammen. Des Seemanns Ahnung hatte also nicht getrogen, der Ingenieur Cyrus Smith war nicht aufgefunden worden!

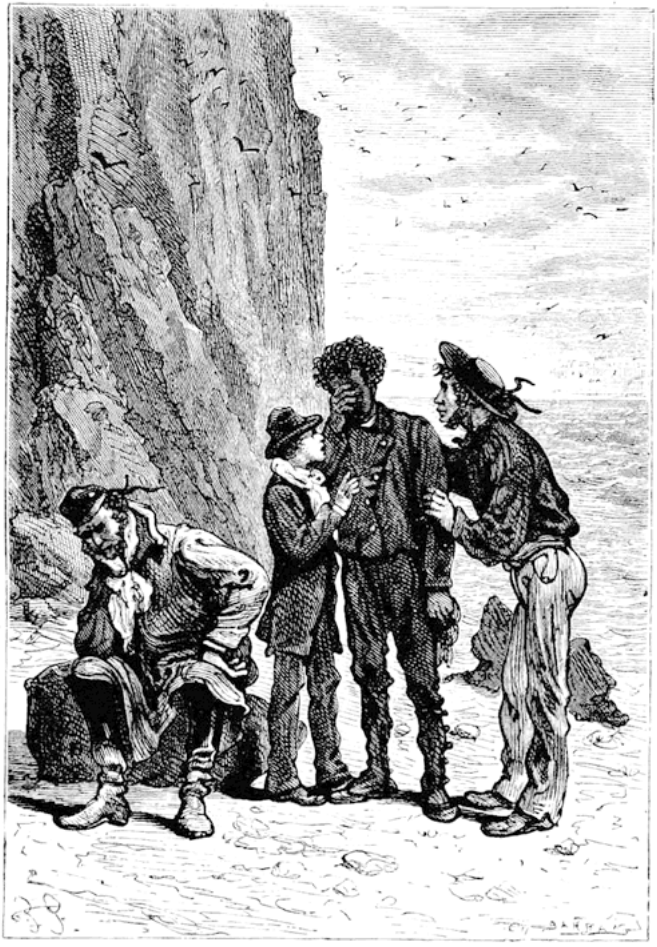
Als der Reporter näher kam, sank er lautlos auf ein Felsstück nieder. Erschöpft von der Anstrengung und halbtot vor Hunger fehlten ihm die Kräfte, ein Wort zu sprechen.

In Nabs Augen sah man, wie er geweint hatte, und immer noch verrieten seine Tränen, die er nicht zurückzuhalten vermochte, daß ihm alle Hoffnung geschwunden war.

Später berichtete der Reporter über die angestellten Versuche, Cyrus Smith wiederzufinden. Etwa 8 Meilen weit waren Nab und er längs der Küste hingelaufen, also noch weit über die Linie hinaus, in der der Ballon zum vorletzten Mal aufstieß, mit welchem Stoß ja der Ingenieur samt seinem Hund verschwand. Das flache Ufer war wüst und leer, keine Spur, kein Fußstapfen zu sehen. Kein neuerdings gewendeter Kiesel, kein Zeichen im Sand, kein Eindruck von Schritten zeigte sich. Offenbar besuchte kein Mensch diesen Teil der Küste. Das Meer dehnte sich ebenso einsam wie das Ufer, und wenige hundert Schritte von letzterem entfernt mußte der Ingenieur sein Grab gefunden haben.

Da erhob sich Nab und rief mit einer Stimme, die seine Gefühle von Hoffnung verriet:

»Nein, nein! Er ist nicht tot! Nein, das kann nicht sein!



Er? Niemals! Ich oder jeder andere, ja! Aber er nicht! Er war ein Mann, sich in jeder Lage zu helfen!«

Dann verließen ihn einen Augenblick die Kräfte.

»Ach, ich kann nicht mehr!« murmelte er.

Harbert eilte zu ihm.

»Nab«, redete ihm der junge Mann zu, »wir werden Euren Herrn ja wiederfinden! Gott schenkt ihn uns noch einmal! Aber für jetzt leidet Ihr an Hunger. Eßt ein wenig, ich bitte!«

Mit diesen Worten nötigte er dem Neger einige Händevoll Muscheln auf, freilich eine dürftige, kaum hinreichende Speise.

Seit vielen Stunden hatte Nab nichts zu sich genommen, aber auch jetzt schlug er es ab. Ohne seinen Herrn konnte oder wollte er eben nicht leben.

Gedeon Spilett verschlang einige Mollusken und legte sich am Fuß eines Felsstücks in den Sand. Er war zu Tode erschöpft, aber ruhig.

Da näherte sich ihm Harbert und faßte seine Hand.

»Mr. Spilett«, sagte er, »wir haben ein Obdach gefunden, wo es Ihnen mehr gefallen wird als hier. Die Nacht bricht schon herein. Kommen Sie, um auszuruhen. Morgen werden wir sehen …«

In diesem Augenblick kam auch Pencroff auf ihn zu und fragte im trockensten Ton, ob er nicht zufällig ein Zündhölzchen bei sich habe.

Der Reporter blieb stehen, durchsuchte seine Taschen, fand das Gewünschte aber nicht und sagte:

»Ich habe keine mehr und werde wohl alle mit ausgeworfen haben …«

Als Pencroff hierauf an Nab dasselbe Verlangen stellte, erhielt er dieselbe Antwort.

»Verflucht!« fuhr der Seemann auf, der diesen Kraftausdruck nicht zu unterdrücken imstande war.

Der Reporter hörte es und fragte:

»Es ist wohl kein Streichhölzchen zur Hand?«

»Kein einziges, und folglich auch kein Feuer!«

»Oh«, rief Nab, »da müßte mein Herr zur Stelle sein, der würde bald Rat schaffen!«

Bewegungslos und doch nicht ohne Unruhe sahen sich die vier Schiffbrüchigen an. Harbert brach zuerst das Schweigen und sagte:

»Mr. Spilett, Sie sind Raucher und haben doch wohl immer ein Feuerzeug bei der Hand. Vielleicht haben Sie nur nicht gründlich nachgesehen? Bitte, tun Sie es noch einmal. Ein einziges Zündhölzchen würde uns ja genügen!«

Von neuem durchwühlte der Reporter alle Taschen seiner Kleidung, wobei er endlich zur größten Freude Pencroffs und zum höchsten eigenen Erstaunen ein zwischen das Westenfutter gelangtes Hölzchen fühlte. Gleichzeitig mit dem Stoff hatte er es zwar erfaßt, vermochte es aber nicht hervorzuholen. Da nur dieses einzige vorhanden war, galt es sich sorgsam vor dem Losstoßen des Phosphorköpfchens zu hüten.

»Wollen Sie mich gewähren lassen?« sagte der junge Mann.

Sehr geschickt und ohne es zu zerbrechen gelang es ihm, das erbärmliche und jetzt doch so kostbare Splitterchen hervorzuziehen.

»Ein Zündhölzchen!« rief Pencroff, »oh, das ist ebensoviel, als ob wir eine ganze Ladung hätten!«

Er nahm das Hölzchen in Empfang, und alle begaben sich zu den Kaminen zurück.

Das kleine Stückchen Holz, das man unter anderen Verhältnissen doch ganz achtlos verschwendet hätte, verlangte hier die Anwendung der peinlichsten Vorsicht. Der Seemann überzeugte sich zunächst, ob es auch trocken war.

»Wir sollten Papier zur Hand haben«, sagte er.

»Hier ist welches«, antwortete Gedeon Spilett, der nicht ohne einiges Zaudern ein Blatt aus seinem Notizbuch riß.

Pencroff ergriff das Stück Papier, das ihm der Reporter hinreichte, und kauerte sich vor dem Herd nieder. Darauf wurden einige Hände voll trockener Kräuter, Blätter und Moose so unter den Holzstücken ausgebreitet, daß die Luft leichten Zugang hatte, um das Ganze in Flammen zu setzen.

Pencroff knitterte das Papier zusammen und schob es unter, suchte sich dann einen trockenen, etwas rauhen Kiesel und versuchte mit angehaltenem Atem und nicht ohne Herzklopfen das Zündhölzchen sanft darauf zu reiben.

Das erste Streichen blieb erfolglos. Pencroff hatte, aus Furcht, daß das Phosphor abspringen könnte, zu wenig aufgedrückt.

»Nein, ich kann's nicht«, sagte er, »mir zittern die Hände.

Das Hölzchen könnte versagen … Ich kann nicht … ich mag nicht!« Er erhob sich und hieß Harbert seine Stelle einnehmen.

Gewiß war der Junge noch nie in seinem Leben so erregt gewesen. Das Herz schlug ihm heftig. Als Prometheus das Feuer vom Himmel stahl, konnte er nicht ängstlicher ergriffen sein. Entschlossen strich Harbert mit dem Hölzchen schnell über den Kiesel. Mit leisem Knistern schlug eine bläuliche Flamme auf, die einen scharfen Rauch verbreitete. Langsam drehte Harbert das Hölzchen, um es weiter anbrennen zu lassen, und hielt es dann unter das Papierbäuschchen. Dieses fing Feuer, und in wenigen Augenblicken standen die dürren Moose und Blätter in Flammen.

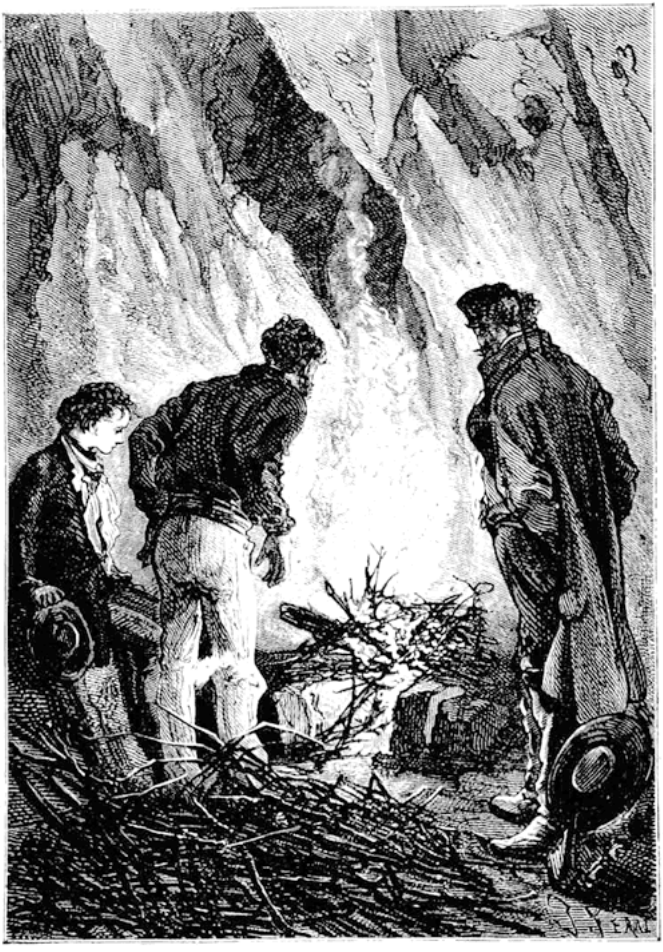
Bald darauf knisterte auch das Holz und loderte, unterstützt durch das kräftige Anblasen des Seemanns, lustig durch die Finsternis empor.

»Endlich!« rief Pencroff. »Ich bin doch in meinem ganzen Leben noch nie so aufgeregt gewesen!«

Auf den glatten Steinen des Herdes brannte das Feuer ganz nach Wunsch; der Rauch fand einen bequemen Ausweg, der Schornstein »zog«, und es verbreitete sich eine behagliche Wärme.

Dieses Feuer durfte nun freilich niemals verlöschen und es mußte wenigstens etwas Glut unter der Asche erhalten werden. Da es an Holz nicht fehlte und dessen Vorrat stets ergänzt werden konnte, machte das nur einige Sorgfalt und Arbeit nötig.

Pencroff trug zuerst Sorge, dieses Herdfeuer zu benut-



zen und eine gehaltvollere Mahlzeit, als ein Gericht Steinmuscheln gewährt, zu bereiten. Harbert holte zwei Dutzend Eier herbei. Der Reporter lehnte in einer Ecke und betrachtete diese Vorbereitungen, ohne ein Wort dazu zu sagen. Ein dreifacher Gedanke beschäftigte sein Inneres. Lebte Cyrus überhaupt noch? Wenn er lebte, wo konnte er sein? Wenn er den Sturz aus dem Ballon überstand, sollte er kein Mittel gefunden haben, ein Lebenszeichen von sich zu geben? – Nab endlich streifte am Ufer hin und her und erschien nur noch wie ein Körper ohne Seele.

Pencroff, der Eier auf 52 verschiedene Weisen zuzubereiten verstand, hatte jetzt doch keine Wahl. Er mußte sich damit begnügen, sie in heiße Asche zu legen und hart werden zu lassen.

Nach Verlauf weniger Minuten war das geschehen und der Seemann lud den Reporter ein, an dem Nachtmahl teilzunehmen, an der ersten Mahlzeit der Schiffbrüchigen auf der unbekannten Küste. Die harten Eier schmeckten ausgezeichnet, und da das Ei fast alle zur Ernährung des Menschen notwendigen Bestandteile enthält, so befanden sich die Verunglückten recht wohl dabei und schöpften neue Kräfte.

Oh, wenn einer von ihnen jetzt nicht gefehlt hätte! Wenn alle fünf aus Richmond entflohenen Gefangenen hier zusammen gewesen wären, unter diesem Haufen von Felsstücken, vor dem flackernden Feuer, auf dem trockenen Sand, sie hätten gewiß aus überquellendem Herzen dem Himmel ihren Dank dargebracht! Aber der erfindungsreichste,

der gelehrteste von ihnen, ihr natürlicher Anführer, Cyrus Smith, fehlte ja, ach, und seine Leiche hatte nicht einmal ein Grab gefunden!

So verlief der 25. März. Die Nacht kam heran. Draußen hörte man das Pfeifen des Windes und das eintönige Rauschen der Brandung an der Küste. Die von den Wellen hin und zurück gerollten Strandsteine erzeugten ein betäubendes Geräusch.

Nachdem der pflichtgewöhnte Reporter kurz die Ereignisse des Tages, die erste Erscheinung des neuen Landes, das Verschwinden des Ingenieurs, die Auskundschaftung der Küste, die Geschichte bezüglich der Zündhölzchen usw. kurz verzeichnet hatte, zog er sich in einen dunkleren Raum zurück und fiel dort, von der Müdigkeit überwältigt, in erquickenden Schlummer.

Auch Harbert schlief bald ein. Mit halboffenen Augen lag der Seemann neben dem Herd, den er mit reichlicher Nahrung versorgte. Ein einziger der Schiffbrüchigen suchte keine Ruhe. Das war der untröstliche, verzweifelte Nab, der trotz der Mahnungen seiner Gefährten, sich einigen Schlaf zu gönnen, die ganze Nacht den Namen seines Herrn rufend auf dem flachen Ufer umherlief.

6. KAPITEL

Das Inventar der Schiffbrüchigen. – Nichts! – Ersatz für eine Lunte. – Ausflug in den Wald. – Die Flora der grünen Bäume. – Der Jacamar auf der Flucht. – Spuren wilder Tiere. – Die Kurukus. – Die Tetras. – Eine sonderbare Angelfischerei.

Das Verzeichnis der Besitztümer dieser Schiffbrüchigen des Luftmeers, die nach einer scheinbar unbewohnten Küste verschlagen waren, ist leicht aufzustellen.

Außer den Kleidern, die sie zur Zeit des Unfalls trugen, besaßen sie eben gar nichts. Auszunehmen wären höchstens ein Notiz- und Skizzenbuch, nebst einer Uhr, die Gedeon Spilett mehr aus Versehen behalten hatte; doch war keine Waffe, kein Werkzeug, nicht einmal ein Taschenmesser vorhanden. Alles hatten die Insassen der Gondel hinausgeworfen, um den Ballon zu erleichtern.

Daniel Defoes und Wyß' erdichtete Helden, ebenso wie Selkirk und Raynal, die bei Juan Fernandez und im Aucklands-Archipel gescheitert waren, sahen sich nie so sehr alles Notwendigen beraubt. Entweder blieben ihnen reiche Hilfsquellen durch die gestrandeten Schiffe, aus denen sie Getreide, Tiere, Werkzeuge, Munition und dergleichen nachträglich bargen, oder irgendwelches Strandgut versorgte sie mit den dringlichsten Lebensbedürfnissen. Nie standen sie so ganz macht- und waffenlos ihrem Schicksal gegenüber. Hier fand sich aber kein Gerät, kein Werkzeug vor. Alles mußte aus nichts geschaffen werden. Wäre Cyrus Smith noch bei den Verunglückten gewesen, hätte er sei-

nen praktischen Verstand, seinen erfindungsreichen Geist in den jetzigen Umständen verwerten können, so brauchte man wohl nicht jede Hoffnung aufzugeben! Ach, und gerade auf Cyrus Smiths Hilfe war nicht mehr zu rechnen. Die Schiffbrüchigen waren auf sich selbst und auf die Vorsehung angewiesen, die diejenigen nie verläßt, die ernstlich an sie glauben.

Sollten sie sich vor allem nun an dieser Küste festsetzen ohne einen Versuch, in Erfahrung zu bringen, zu welchem Land sie gehörte, ob sie bewohnt oder nur ein Teil einer wüsten Insel war?

Diese dringliche Frage verlangte ihre Lösung in kürzester Frist, insofern die nächsten Maßnahmen davon abhingen. Jedenfalls sollte nach Pencroffs Ansicht aber einige Tage gewartet werden, bevor man auf größere Entfernungen auszöge. In der Tat mußten dazu ja Lebensmittel zubereitet, überhaupt eine kräftigendere Nahrung beschafft werden, als die bisherige aus Eiern und Schaltieren. Wenn die Kundschafter ernstere Strapazen aushalten sollten, und das vielleicht ohne schützendes Obdach, um ungestört auszuruhen, dann mußten sie zuerst wieder vollständig zu Kräften kommen.

Als vorläufiges Unterkommen bewährten sich die Kamine recht gut. Feuer hatte man und etwas Glut war unschwer zu erhalten. Muscheln und Eier lieferten der Strand und die Felsen im Überfluß. Vielleicht fand sich auch noch eine Gelegenheit, einige der Tauben zu erlegen, welche die Uferhöhe zu Hunderten umkreisten, ob das nun durch

Stockschläge oder Steinwürfe gelang. Möglicherweise reiften auch in dem benachbarten Wald eßbare Früchte. An Süßwasser fehlte es auch nicht, – kurz, man entschied sich dazu, einige Tage lang in den Kaminen zu bleiben und sich dort auf eine weitere Untersuchung des Landes, entweder längs der Küste oder durch Eindringen ins Landesinnere, vorzubereiten.

Das letztere Projekt entsprach besonders Nabs Wünschen. Von seinen eigenen Gedanken und Ahnungen eingenommen, hatte er gar keine so große Eile, diesen Küstenstrich, den Schauplatz der Katastrophe, zu verlassen. Weder glaubte er an den Verlust seines Herrn, noch wollte er daran glauben. Nein, ihm erschien es unmöglich, daß ein solcher Mann auf so alltägliche Art und Weise umkommen, ertrinken solle, wenn ihn eine Sturzsee nur wenige hundert Schritte vom Ufer entführte. Solange die Wellen nicht seinen Leichnam an Land spülten, solange er, Nab, diesen nicht mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Händen betastet hätte, konnte er den Tod des Ingenieurs nicht fassen. Immer tiefer trieb diese Idee ihre Wurzeln in seinem Herzen. Vielleicht war sie nur eine Illusion, aber doch eine ganz ehrenwerte, die selbst der Seemann zu zerstören fürchtete. Für letzteren gab es freilich keine Hoffnung mehr, war der Ingenieur rettungslos in den Wellen umgekommen; doch gegen Nab konnte oder wollte er nicht streiten. Dieser glich dem Hund, der nicht von der Stelle weicht, an der sein Herr gefallen ist, und sein Schmerz war so groß, daß er jenen nicht lange zu überleben versprach.

Am Morgen des 26. März hatte Nab schon mit Sonnenaufgang wieder den Weg nach Norden eingeschlagen und die Gegend aufgesucht, in der das Meer sich ohne Zweifel über dem unglücklichen Cyrus Smith geschlossen haben mochte.

Das Frühstück dieses Tages bestand einfach aus Taubeneiern und Steinmuscheln. In kleinen Löchern am Felsen hatte Harbert Salz gefunden, das, von der Verdunstung des Meerwassers übriggeblieben, jetzt allen sehr zustatten kam.

Nach Beendigung der Mahlzeit fragte Pencroff den Reporter, ob er Lust habe, mit in den Wald zu gehen, wo er und Harbert zu jagen versuchen wollten. Unter Berücksichtigung der augenblicklichen Umstände kam man jedoch überein, daß einer zur Unterhaltung des Feuers und auch für den allerdings unwahrscheinlichen Fall zurückbleibe, daß Nab eine Hilfe verlange. Der Reporter ging daher nicht mit.

»Nun denn, auf zur Jagd, Harbert«, sagte der Seemann. »Munition finden wir unterwegs, und die Flinten schneiden wir uns im Wald ab.«

Als sie eben aufbrechen wollten, bemerkte Harbert, daß es sich wohl empfehle, an Stelle des mangelnden Zündschwamms irgend etwas anderes zurechtzulegen.

»Und was denn?« fragte Pencroff.

»Angesengtes Leinen«, antwortete der junge Bursche, »das dient zur Not an Stelle des Schwammes.«

Der Seemann fand diese Vorsicht gerechtfertigt, sie hatte nur das Unbequeme, das Opfer eines Stücks von seinem Ta-

schentuch nötig zu machen. Nichtsdestoweniger handelte es sich um eine Sache von Bedeutung, und bald war das großkarierte Taschentuch Pencroffs zum Teil in Streifen angesengter Leinwand umgewandelt. Dieser leicht brennbare Stoff wurde in dem Mittelraum, in einer kleinen Aushöhlung des Gesteins und geschützt vor dem Wind und dem etwaigen Einfluß der Feuchtigkeit untergebracht.

Es war jetzt 9 Uhr morgens. Die Witterung drohte umzuschlagen; der Wind blies aus Südosten. Harbert und Pencroff gingen um die Ecke bei den Kaminen, nicht ohne einen Blick auf den Rauch zurückzuwerfen, der um eine Felsenspitze wirbelte; dann folgten sie dem linken Ufer des Flusses.

Im Wald angelangt, brach Pencroff von den ersten Bäumen zwei tüchtige Äste, die er in Stöcke umwandelte und deren Spitze Harbert auf einem Stein notdürftig bearbeitete. Oh, was hätte man jetzt für ein Messer gegeben! Dann drangen die beiden Jäger im dichten Gras längs des steilen Ufers weiter vor. Von der Stelle aus, wo er sich nach Südwesten hin wendete, verengte sich der Fluß merklich und seine Ufer bildeten ein sehr schmales Bett, das die Kronen der Bäume von beiden Seiten her überdeckten. Um sich nicht zu verirren, beschloß Pencroff dem Wasserlauf zu folgen, der sie ja stets sicher zu ihrem Ausgangspunkt zurückführen mußte. Der Weg am Ufer bot aber doch einige Schwierigkeiten: hier biegsame Zweige, die bis zur Wasserfläche hinabhingen, dort Lianen oder Dornengestrüpp, durch das man sich mit dem Stock erst einen Pfad brechen mußte.

Nicht selten schlüpfte Harbert mit der Geschmeidigkeit einer jungen Katze seitwärts ins Dickicht, doch Pencroff rief ihn schnell zurück mit der Bitte, sich nicht zu entfernen.

Aufmerksam betrachtete der Seemann die Natur der Umgebung. Neben diesem linken Ufer dehnte sich ein ebenerer Boden, der nach dem Innern zu sanft aufstieg. Da und dort sehr feucht, nahm er fast einen sumpfigen Charakter an. Unter den Füßen glaubte man ein Netz von Wasseradern zu spüren, die sich durch irgendwelche unterirdische Spalten in den Fluß ergießen mochten. Manchmal plätscherte auch ein leicht zu überschreitender Bach quer durch das Gehölz. Das gegenüberliegende Ufer erschien weit unebener und es zeichnete sich die Richtung des Tals, dessen Sohle eben der Fluß einnahm, in seinen Linien deutlich ab. Die mit etagenartig stehenden Bäumen besetzte Erhöhung bildete einen jede Aussicht beschränkenden grünen Vorhang. Auf jenem rechten Ufer vorzudringen wäre weit schwieriger gewesen, denn von den steilen, manchmal schroffen Abhängen neigten sich oft ganze Bäume, die nur noch durch ihre Wurzeln gehalten wurden, bis zum Niveau des Wassers.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß dieser Wald, ebenso wie die schon durchlaufene Küstenstrecke noch einen ganz jungfräulichen, von keines Menschen Fuß betretenen Boden zeigte. Doch fielen Pencroff Spuren wilder Tiere, die unlängst hier durchgekommen sein mußten, ins Auge, ohne daß er ihre Art bezeichnen konnte. Einige davon gehörten Harberts Ansicht nach gewiß ganz furchtbaren Bestien an, mit denen man wohl noch zu tun bekom-

men würde; nirgends aber fand man einen Axthieb an einem Baum, Reste eines verlöschten Feuers oder den Abdruck von Schritten. Letzterer Umstand war vielleicht als ein Glück anzusehen, da es zweifelhaft blieb, ob auf diesem Stück Erde mitten im Pazifik die Gegenwart von Menschen mehr zu wünschen oder zu fürchten sei.

Kaum ein Wort sprechend kamen Harbert und Pencroff bei den großen Schwierigkeiten des Weges nur langsam vorwärts, und hatten nach Verlauf einer Stunde kaum eine Meile zurückgelegt. Bis hierher war die Jagd noch gänzlich erfolglos gewesen. Einige Vögel hüpften zwitschernd durch die Äste, zeigten sich aber sehr scheu, so als ob ihnen der Anblick der Menschen eine instinktive Furcht einflöße. Unter anderem Geflügel machte Harbert in einem sumpfigen Teil des Waldes auf einen Vogel mit langem, spitzem Schnabel aufmerksam, der seinem äußeren Bau nach dem sogenannten Taucherkönig sehr ähnlich war. Doch unterschied er sich von letzterem durch das gröbere Gefieder, das einen metallischen Glanz zeigte.

»Das muß ein Jacamar (Glanzvogel) sein«, sagte Harbert und suchte sich ihm vorsichtig zu nähern.

»Eine schöne Gelegenheit, einen Jacamar zu kosten«, meinte der Seemann, »wenn jener die Gefälligkeit hätte, sich braten zu lassen.«

Schon traf ein geschickt und kräftig geworfener Stein das Tier an der Flügelwurzel, reichte aber nicht aus, es zu lähmen, denn der Jacamar entfloh sehr hastig und war in wenigen Augenblicken verschwunden.

»Ich bin doch recht ungeschickt!« rief Harbert.

»Nicht doch, mein Junge«, erwiderte Pencroff, »dein Wurf war sicher, und mancher andere hätte den Vogel wohl ganz verfehlt. Laß den Kopf nicht sinken; der Bursche läuft uns wieder über den Weg!«

Sie gingen weiter. Je tiefer sie in das Innere gelangten, desto prächtigere Bäume traten ihnen weniger dicht stehend entgegen, doch keiner davon trug eßbare Früchte. Vergebens suchte Pencroff nach einigen der so kostbaren Palmen, die für das gewöhnliche Leben so vielerlei bieten, und die auf der nördlichen Halbkugel der Erde bis zum 40., auf der südlichen bis zum 35. Breitengrad vorkommen. Der Wald hier bestand aber nur aus Koniferen, wie die von Harbert schon erkannten Deodars, und »Douglas« (eine Fichtenart), ähnlich den an der Nordwestküste Amerikas einheimischen, nebst prächtigen Tannen von 150 Fuß Höhe.

Da flatterte eine Herde kleiner Vögel mit herrlichem Gefieder und langem, schillerndem Schwanz zwischen dem Geäst auf und verstreute eine Menge ihrer nur lose sitzenden Federn, die den Boden unter ihnen mit seinem Flaum bedeckten. Harbert sammelte einige und sagte nach genauerer Prüfung:

»Das sind ›Kurukus‹ (Nagevögel).«

»Mir wäre ein Perlhuhn oder ein Auerhahn lieber«, antwortete Pencroff; »aber sind diese hier eßbar?«

»O gewiß, ihr Fleisch schmeckt sogar vortrefflich«, erwiderte Harbert. »Wenn ich nicht irre, kann man jenen auch leicht beikommen und sie mit Stockschlägen erlegen.«

Der Seemann und der Junge schlichen sich durch das Gras und bis an den Fuß eines Baums, dessen Zweige die kleinen Vögel dicht besetzt hatten. Die Kurukus lauern in solcher Aufstellung auf Insektenschwärme, die ihnen zur Nahrung dienen. Man sah, wie ihre befiederten Füßchen die jungen Triebe, auf denen sie saßen, fest umklammert hielten.

Die Jäger nahmen eine passende Stellung, bedienten sich ihrer Stöcke wie Sensen und mähten ganze Reihen von Kurukus nieder, die gar nicht daran dachten, zu fliehen, und sich stumpfsinnig niedermetzeln ließen. Wohl lagen schon an die 100 auf dem Boden, bevor die übrigen davonflogen.

»Schön«, bemerkte Pencroff, »das wäre also ein Wild, wie es zu unserer Jagdausrüstung paßt. Diese Tierchen kann man ja mit den Händen einfangen!«

Der Seemann reihte die Kurukus, so wie Lerchen, an dünnen Zweigen auf, und weiter ging der Zug. Der Wasserlauf bildete eine Biegung nach Süden, die jedoch keine zu große Ausdehnung haben konnte, da seine Quelle offenbar in den Bergen lag und vielleicht von dem schmelzenden Schnee der einen Seitenwand des Zentralkegels gespeist wurde.

Der spezielle Zweck der Expedition richtete sich bekanntlich auf die Erlangung möglichst vielen eßbaren Wilds für die Gäste der Kamine. Bis jetzt konnte man ihn doch schwerlich erreicht nennen; auch verfolgte ihn der Seemann noch mit aller Hast und wetterte auf seine Weise, wenn ihm irgendein Tier, das er vielleicht nur ganz flüchtig erblickt hatte, furchtsam davonlief. Hätte er nur Top bei sich

gehabt – der war aber gleichzeitig mit seinem Herrn verschwunden und auf jeden Fall umgekommen.

Gegen 3 Uhr nachmittags bemerkte man andere Gesellschaften von Vögeln in den Kronen gewisser Bäume, deren aromatische Beeren sie aufpickten, wie zum Beispiel die von Wacholderbäumen. Plötzlich schallte ein wahrhafter Trompetenton durch die Stille des Waldes. Die sonderbar gellenden Fanfaren rührten von einer Art Hühnervögel her, die in Amerika unter dem Namen »Tetras« (eine Abart der Auerhähne) bekannt sind. Bald sah man einige Pärchen von ihnen mit gelblichbräunlichem Gefieder und braunen Schwanzfedern. Harbert unterschied die Männchen darunter an zwei spitzen Afterflügeln, die aus abstehenden Halsfedern gebildet sind. Pencroff hielt es für unerläßlich, sich einiger von ihnen, deren Fleisch dem des Birkhuhns gleichkommt, zu bemächtigen; da jene sich aber nur schwierig beikommen ließen, war die Sache nicht so leicht. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, durch welche die Tetras nur scheuer gemacht wurden, sagte der Seemann zu seinem Begleiter:

»Nun, wenn man sie nicht im Flug erlegen kann, dann wird man sie mit der Angel fangen müssen.«

»Wie einen Karpfen?« fragte Harbert erstaunt.

»Genau wie einen Karpfen«, wiederholte ernsthaft der Seemann.

Pencroff hatte im Gras ein halbes Dutzend Tetranester gefunden, wovon jedes zwei bis drei Eier enthielt. Er hütete sich wohl, diese Nester, nach denen ihre Eigentümer doch zurückkehren mußten, anzurühren. In ihrer Nähe wollte er

auch seine Schnüre auslegen und zwar wirkliche Angeln. Er führte Harbert in einige Entfernung weg und richtete seine Gerätschaften mit der Sorgfalt eines Schülers Isaac Waltons* zu. Harbert verfolgte die Arbeit mit leicht verständlichem Interesse, obwohl er sich keinen Erfolg davon versprach. Die Schnüre wurden aus dünnen, miteinander verknüpften Lianen in einer Länge von etwa 15 Fuß hergestellt.

Starke, an der Spitze umgebogene Dornen eines Zwergakazienstrauchs dienten an deren Enden als Angelhaken und trugen als Lockspeise dicke rote Würmer, wie sie auf der Erde umherkrochen.

Hiernach schlich sich Pencroff vor und legte seine Haken in der Nähe jener Nester aus. Dann verbarg er sich, das andere Schnurende in der Hand, mit Harbert hinter einem dicken Baum. Geduldig warteten alle beide; freilich rechnete Harbert überhaupt auf gar keinen Erfolg der Pencroffschen Erfindung.

Es verrann wohl eine gute halbe Stunde, dann kamen aber, wie der Seemann vorausgesehen hatte, mehrere Tetrapärchen zu ihren Nestern zurück. Sie hüpften umher, pickten nach dem Boden und schienen die beiden Jäger, die vorsichtigerweise unter dem Wind Stellung genommen hatten, gar nicht zu bemerken.

Es versteht sich, daß der junge Mann jetzt mit lebhaftestem Interesse lauschte. Er hielt fast den Atem an, ebenso Pencroff, der mit weit aufgerissenen Augen, offenem Mund

* Berühmter Autor eines Buchs über das Angeln.

und gespitzten Lippen schon eine Tetrakeule auf der Zunge zu probieren schien.

Inzwischen stolzierten die Hühnervögel zwischen den Angeln umher, ohne diese sonderlich zu beachten. Pencroff zuckte ein wenig an den Schnüren, um die Würmer lebendig erscheinen zu lassen.

Der Seemann war eigentümlich erregt und zwar ganz anders, als gewöhnlich der Fischer, der seine schwimmende Beute nicht herankommen sieht.

Das Zucken erweckte bald die Aufmerksamkeit der Vögel, die nun an der Lockspeise anbissen. Drei Tetras stürzten sich gierig auf die Angeln. Da zog Pencroff seine Leinen an, und sofort verriet das Flattern mit den Flügeln, daß die Vögel gefangen waren.

»Hurra!« rief er und stürzte auf seine Beute zu, deren er sich bald sicher bemächtigte.

Harbert klatschte in die Hände; zum ersten Mal sah er hier Vögel mit der Angelleine fangen, doch der bescheidene Seemann versicherte ihm, daß das weder sein erster Versuch, noch daß er der Erfinder dieses Verfahrens sei.

»In unserer Lage«, fügte er hinzu, »werden wir noch manches andere erfinden müssen.«

Die Tetras wurden an den Füßen aufgehängt, und erfreut, nicht mit leeren Händen zurückzukommen, hielt es Pencroff für an der Zeit, sich auf den Heimweg zu begeben, da der Tag schon zu sinken anfing.

Über den einzuschlagenden Weg konnte kein Zweifel aufkommen, da man nur dem Fluß nachzugehen brauchte,

und so gelangten die Jäger, ermüdet von ihrem Ausflug, gegen 6 Uhr wieder nach den Kaminen.

7. KAPITEL

Nab ist noch nicht zurück. – Betrachtungen des Reporters. – Das Abendbrot. – Eine drohende, schlechte Nacht. – Der Sturm ist entsetzlich. – Aufbruch in der Nacht. – Kampf gegen Regen und Wind. – 8 Meilen von der ersten Niederlassung.

Gedeon Spilett stand unbeweglich, mit gekreuzten Armen am Strand und betrachtete das Meer, dessen Horizont im Osten mit einer schwarzen Wolke zusammenfloß, die rasch zum Zenit hinaufzog. Schon wehte ein scharfer Wind, der mit dem sinkenden Tag noch auffrischte. Der ganze Himmel bot einen drohenden Anblick, und deutlich machten sich die Vorzeichen eines nahenden Sturms bemerkbar.

Harbert ging in die Kamine, und Pencroff wandte sich an den Reporter. Dieser war ganz in Gedanken versunken und sah ihn nicht kommen!

»Wir werden eine böse Nacht haben, Mr. Spilett!« sagte der Seemann. »Regen und Wind zum Vergnügen der Sturmvögel!«

Der Reporter drehte sich um, wurde Pencroff gewahr und fragte diesen sogleich:

»In welcher Entfernung von der Küste wurde Ihrer Meinung nach die Gondel von der Sturzsee getroffen, die unseren Begleiter entführte?«

Der Seemann war auf diese Frage nicht vorbereitet. Er überlegte einen Augenblick und sagte:

»Höchstens 2 Kabellängen.«

»Wieviel beträgt aber eine solche?« fragte Gedeon Spilett.

»Etwa 100 Faden oder 600 Fuß.«

»Demnach wäre Cyrus Smith 1.200 Fuß vom Ufer weggerissen worden.«

»Ungefähr so viel«, antwortete Pencroff.

»Und sein Hund auch?«

»Der auch.«

»Was mich wundert«, fügte der Reporter hinzu, »ist, daß, selbst bei der Annahme des Todes unseres Freundes, Top auch umgekommen sein sollte, und daß weder der Körper des Herrn, noch der des Hundes ans Ufer gespült worden ist!«

»Das ist bei so schwerem Wellengang gar nicht verwunderlich«, entgegnete der Seemann. »Übrigens können ihn die Strömungen wohl weit an der Küste hingetrieben haben.«

»Ihre Ansicht ist also, daß unser Begleiter in den Wellen sein Leben verloren habe?« fragte der Reporter noch einmal.

»Meine Ansicht ist es.«

»Die meinige dagegen«, sagte Gedeon Spilett, »ohne Ihrer Meinung zu nahetreten zu wollen, geht dahin, daß mir das Verschwinden beider, Cyrus' und Tops, etwas Unerklärliches und Unwahrscheinliches hat.«

»Ich würde diese Ansicht gern teilen, Mr. Spilett«, erwiderte Pencroff. »Unglücklicherweise steht meine Überzeugung fest.«

Mit diesen Worten kehrte auch der Seemann zu den Kaminen zurück. Auf dem Herd loderte ein tüchtiges Feuer. Harbert hatte eben einen Armvoll trockenen Holzes nachgelegt, und hell leuchtete die Flamme bis in alle Ecken.

Pencroff ging sofort daran, das Mittagsbrot zuzubereiten. Es schien ihm passend, den Speisezettel mit einer kräftigen Kost zu vermehren, denn alle bedurften dringend der Stärkung ihrer Kräfte. Die angereihten Kurukus wurden für den nächsten Tag aufgehoben; dafür rupfte er zwei Tetras, und bald brieten die auf eine Stange gespießten Vögel über einem lustigen Feuer.

Um 7 Uhr abends war Nab noch immer nicht zurück, Pencroff beunruhigte das lange Ausbleiben nur wegen des Negers selbst, von dem er fürchtete, daß ihm auf dem unbekannten Land irgendein Unglück zugestoßen sei, oder daß er in seinem Schmerz gar sich selbst ein Leid angetan habe. Harbert zog aus dieser verlängerten Abwesenheit ganz andere Schlüsse. Wenn Nab nicht zurückkam, mußte ihn irgendein neuer Anhaltspunkt veranlaßt haben, seine Nachforschungen weiter fortzusetzen. Jeder neue Umstand mußte aber von Vorteil für Cyrus Smith sein. Warum wäre Nab noch nicht wiedergekommen, wenn ihn nicht irgendeine Hoffnung zurückhielte? Vielleicht hatte er ein Anzeichen gefunden, einen Fußabdruck oder irgend etwas, das

das Meer ihm in den Weg geworfen haben mochte. Vielleicht war er schon bei seinem Herrn!

So dachte der junge Bursche, so sprach er sich aus. Seine Gefährten ließen ihn reden, nur der Reporter bestätigte seine Worte durch eine zustimmende Bewegung; Pencroff endlich dachte von dem längeren Ausbleiben Nabs nichts anderes, als daß er seine Nachforschungen am Ufer weiter ausgedehnt habe und noch nicht zurück sein könne.

Harbert, den seine unbestimmten Ahnungen keine Ruhe ließen, äußerte mehrmals die Absicht, Nab entgegenzugehen; Pencroff überredete ihn aber, daß dieser Weg unnütz sein werde, da er bei diesem traurigen Wetter und der herrschenden Dunkelheit Nabs Spur unmöglich finden könne, und daß es besser sei, hier geduldig zu warten. Kam Nab auch am nächsten Tag nicht wieder, dann würde er nicht zögern, sich Harbert zur Suche nach dem Neger anzuschließen. Gedeon Spilett bestätigte die Ansicht des Seemanns deshalb, weil man sich nicht teilen solle, und Harbert mußte auf sein Vorhaben verzichten; aber zwei große Tränen drängten sich doch aus seinen Augen.

Der Reporter nahm das edelmütige Kind fest in die Arme.

Das Unwetter war jetzt vollkommen ausgebrochen. Über die Küste strich der Südostwind mit einer Gewalt ohnegleichen. Dazu hörte man das Meer, selbst jetzt bei Ebbe, gegen die Felsenreihen nah beim Ufer stürmen. Der durch den Orkan zerstäubte Regen erhob sich wie ein flüssiger Nebel, und in Fetzen wälzten sich die Dünste längs des

Ufers hin, dessen Strandkiesel polterten, als würde ein Wagen mit kleinen Steinen entleert. Der durch den Wind emporgewirbelte Sand vermischte sich mit dem Platzregen, so daß man dessen Andringen nicht Widerstand zu leisten vermochte. Ebensoviel mineralischer Staub wie wässriger flog in der Luft umher. Zwischen der Mündung des Flusses und der Granitmauer bildeten sich ausgedehnte Wirbel, die Luftschichten wurden zu Maelströmen, die keinen anderen Ausweg fanden als das enge Tal, in dem der Wasserlauf sein Bett hatte, und drängten sich mit unwiderstehlicher Gewalt in dieses hinein. Durch den engen Schornstein schlug der Rauch zurück, der die Höhle erfüllte und sie unbewohnbar machte.

Deshalb ließ auch Pencroff, nachdem die Tetras gar gebraten waren, das Feuer niederbrennen, und erhielt nur ein wenig Glut unter der Asche.

Um 8 Uhr war Nab noch immer nicht zurück, doch konnte man nun annehmen, daß er vor dem abscheulichen Wetter eine Zuflucht habe suchen müssen, um das Nachlassen des Sturms oder mindestens den Tagesanbruch zu erwarten. Ihm unter den jetzigen Verhältnissen entgegenzugehen, versprach von Anfang an keinen Erfolg.

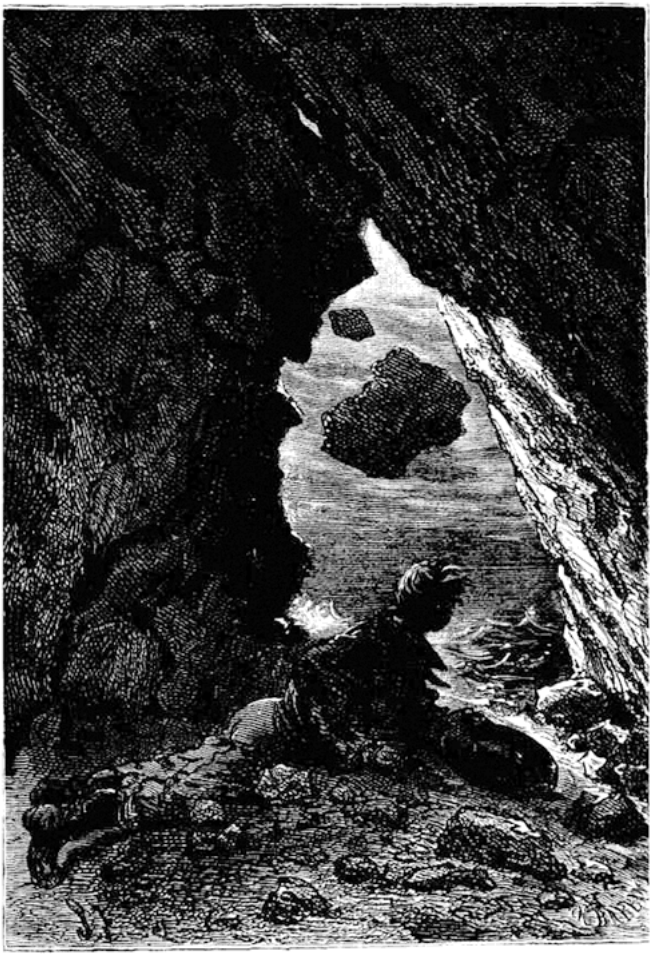
Der Wildbraten bildete das einzige Gericht des Abendbrots, und man verzehrte das wirklich ausgezeichnete Fleisch mit großem Wohlbehagen. Pencroff und Harbert, deren Appetit der lange fortgesetzte Ausflug besonders gereizt hatte, verschlangen es mit wahrem Heißhunger.

Dann zogen sich alle in ihre schon während der ver-

gangenen Nacht ausgewählten Ecken zurück, und Harbert schlief bald neben dem Seemann ein, der sich nahe beim Herd hinstreckte.

Draußen wuchs der Sturm mit der vorschreitenden Nacht zur entsetzlichsten Heftigkeit und ähnelte fast dem, der die Gefangenen aus Richmond weg nach diesem Stück Erde im Pazifik entführt hatte, wie ja die Stürme zur Zeit der Äquinoktien überhaupt häufig, an Unglücksfällen reich und wirklich furchtbar sind auf dieser weiten Wasserfläche, die ihnen nirgends ein Hindernis entgegenstellt. Es erscheint also begreiflich, daß eine nach Osten freiliegende, den Stößen des Orkans ausgesetzte Küste seine volle Wucht empfinden und mit einer jeder Beschreibung spottenden Gewalt getroffen werden mußte.

Zum Glück lag der Felsenhaufen, der die Kamine bildete, sehr fest geschichtet. Er bestand aus ungeheuren Granitblöcken, von denen freilich einige, denen die nötige Unterstützung fehlte, leise zu erzittern schienen, wovon sich Pencroff durch Anlegung der Hände an die Wand überzeugte. Trotz der ersten Bestürzung darüber sagte er sich am Ende aber doch, daß nichts zu befürchten sei und seine provisorisch gewählte Wohnung wohl nicht zusammenstürzen könne. Dabei schlug das Geräusch der herabfallenden Steine an sein Ohr, die von den Windstößen losgebröckelt auf das Ufer herniederpolterten. Einige nahmen ihren Weg auch auf die Oberfläche der Kamine, wo sie krachend zersprangen, wenn sie lotrecht aufschlugen. Zweimal kroch der Seemann zur Öffnung der Höhlung, um sich außerhalb umzu-



sehen; jenes Herunterstürzen kleineren Steingerölls drohte aber keinerlei Gefahr, und so nahm er seinen Platz neben dem Herd, auf dem es unter der Asche knisterte, ruhig wieder ein.

Ungeachtet des wütenden Orkans und des heulenden Unwetters lag Harbert in ungestörtem, tiefem Schlaf, der endlich auch Pencroff, bei seiner an jedes Wetter gewöhnten Seemannsnatur, übermannte. Nur Gedeon Spilett hielt die Unruhe wach, da er sich Vorwürfe darüber machte, Nab nicht begleitet zu haben. Wir erwähnten schon, daß er noch nicht jede Hoffnung aufgegeben hatte. Harberts Ahnungen beschäftigten ihn unausgesetzt, und immer waren seine Gedanken bei dem Neger. Warum in aller Welt kam er nicht wieder? Ohne dem Kampf der Elemente besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wälzte er sich auf seinem Lager hin und her. Manchmal wollten sich zwar seine vor Ermüdung schweren Augenlider schließen, doch immer öffnete sie ein ihm plötzlich aufblitzender Gedanke wieder.

Weiter verstrich die Nacht, als Pencroff, es mochte gegen 2 Uhr sein, aus tiefem Schlaf aufgerüttelt würde.

»Was gibt's?« fragte er erwachend und sammelte seine Gedanken mit der den Seefahrern eigenen Schnelligkeit.

Der Reporter beugte sich über ihn und sagte:

»Horchen Sie, Pencroff!«

Gespannt lauschte der Seemann, unterschied jedoch kein fremdartiges Geräusch neben dem des Sturms.

»Das ist nur der Wind«, sagte er.

»Nein«, entgegnete Gedeon Spilett, von neuem horchend, »mir schien, ich hörte …«

»Was?«

»Das Bellen eines Hundes.«

»Einen Hund!« rief Pencroff, der mit einem Satz aufsprang.

»Ja … Gebell …«

»Das ist unmöglich!« erwiderte der Seemann. »Und wie sollte auch bei diesem Toben des Sturms …«

»Still! Hören Sie jetzt?« unterbrach ihn der Reporter.

Bei größter Aufmerksamkeit glaubte Pencroff wirklich während eines ruhigeren Augenblicks etwas wie entferntes Bellen zu vernehmen …

»Nun?« sagte der Reporter und ergriff des Seemanns Hand.

»Ja … ja!« antwortete Pencroff.

»Das ist Top! Unser Top …!« rief da Harbert schon, der eben erwacht war, und alle drei stürzten zum Ausgang der Kamine.

Nur mit größter Mühe vermochten sie diesen zu erreichen, so gewaltig drängte sie der Wind zurück; endlich gelang es ihnen, sich an ein Felsstück gelehnt draußen aufrecht zu halten. Sie sahen sich um, konnten aber kein Wort sprechen.

Es herrschte die vollkommenste Dunkelheit, die Land, Himmel und Wasser gleichmäßig einhüllte. Nicht ein Atom zerstreuten Lichts erhellte die Atmosphäre.

Einige Minuten warteten der Reporter und seine bei-

den Gefährten angefesselt vom Sturmwind, durchnäßt vom Platzregen und blind von dem wirbelnden Sand. Dann hörten sie während einer Pause des Unwetters das Gebell noch einmal, das aus weiter Ferne zu kommen schien.

Nur Top allein konnte es sein, der dort bellte! War er aber in Begleitung oder nicht? Wahrscheinlich nicht; denn bei der Annahme, daß Nab bei ihm sei, würde dieser in möglichster Eile nach den Kaminen gekommen sein.

Der Seemann drückte die Hand des Reporters, dem er sich durch kein anderes Zeichen verständlich machen konnte, so als wollte er sagen: »Warten Sie hier!« und verschwand in der Höhle.

Gleich darauf kam er mit einem brennenden Reisigbündel zurück, das er in die Finsternis hinaushielt und wobei er so laut pfiff, wie es ihm möglich war.

Bald antwortete ihm, scheinbar als ob ein solches Signal nur erwartet worden wäre, das Bellen aus größerer Nähe und stürzte ein Hund in die Höhle, dem Pencroff, Harbert und Spilett sofort folgten.

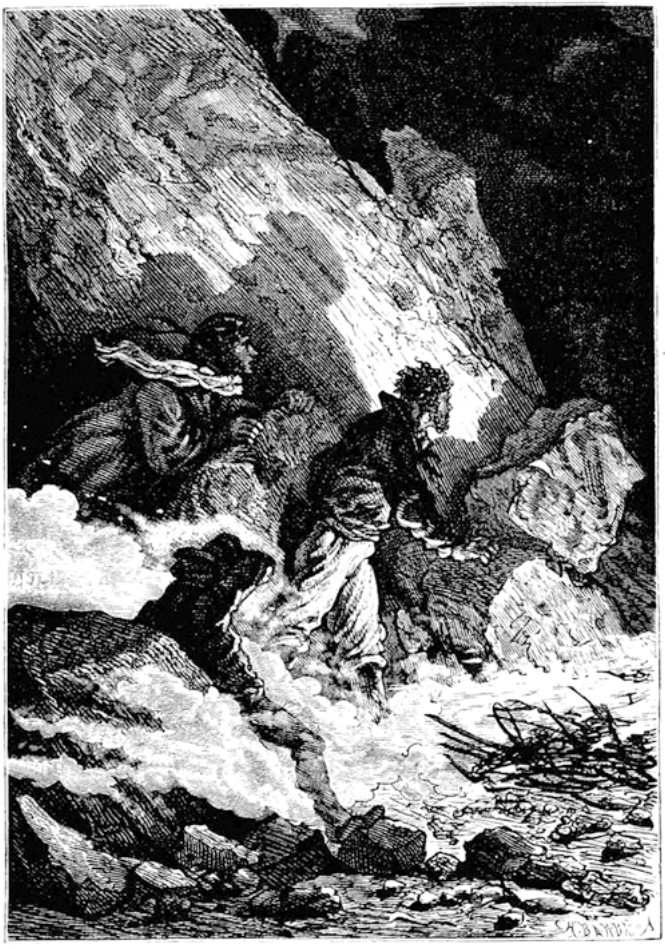
Durch schnell aufgelegtes trockenes Holz loderte eine hellleuchtende Flamme auf dem Herd empor.

»Ja, es ist Top!« rief Harbert erfreut.

Wirklich war es dieser, ein prächtiger, anglo-normannischer Hund, der durch die Rassenkreuzung ebenso die Schnelligkeit der Beine, wie die feinste Witterung besaß.

Der Hund des Ingenieurs Cyrus Smith war es …

Aber er kam allein! Weder seinen Herrn noch Nab brachte er mit!



Wie hatte sein Instinkt ihn nach den ihm unbekannten Kaminen führen können? Hierin lag, zumal bei der stockfinsteren Nacht und dem Sturm, etwas Unerklärliches. Noch unerklärlicher erschien aber, daß Top sich weder ermüdet, noch atemlos oder mit Sand oder Schlamm beschmutzt zeigte …!

Harbert hatte ihn an sich gezogen und streichelte seinen Kopf zwischen den Händen. Der Hund ließ es sich gern gefallen und rieb seinen Hals an dessen Fingern.

»Wenn der Hund wieder da ist, wird sich der Herr auch wiederfinden!« bemerkte der Reporter.

»Gott gebe es!« erwiderte Harbert. »Brechen wir auf, Top wird uns führen!«

Pencroff wagte jetzt keinen Einwand, da er fühlte, daß das Erscheinen Tops seinen Schlußfolgerungen ein Dementi bereiten könne.

»Nun denn, vorwärts!« sagte er.

Sorgsam bedeckte Pencroff die Kohlen auf dem Herd und schob ein paar tüchtige Holzklötze unter, um bei der Rückkehr noch Feuer vorzufinden. Dann nahm er die Reste der Mahlzeit mit und eilte, geführt von dem Hund, der dazu einzuladen schien, und gefolgt vom Reporter und dem jungen Mann in die Dunkelheit hinaus.

Der wütende Sturm hatte wohl eben den höchsten Grad der Heftigkeit erreicht. Da Neumond war und das Nachtgestirn also in Konjunktion mit der Sonne stand, drang auch vom Trabanten der Erde kein Lichtschimmer durch die Wolken. Eine gradlinige Richtung konnte nur sehr schwer

eingehalten werden und es erschien am geratensten, sich auf Tops Instinkt zu verlassen. Der Reporter und der junge Mann folgten dem Hund unmittelbar, während Pencroff den Zug schloß. Alles Sprechen wurde zur Unmöglichkeit. Der Regen fiel dabei nicht überreichlich, da ihn die Gewalt des Windes zerstäubte, doch dieser selbst war ganz entsetzlich.

Dennoch kam ein Umstand dem Seemann und seinen Begleitern sehr vorteilhaft zustatten, der nämlich, daß sie den Südoststurm im Rücken hatten. Der Sand, den jener in Wolken auftrieb und der sonst ganz unerträglich gewesen wäre, traf die Wanderer nur von hinten und behinderte, solange sie in dieser Richtung blieben, wenigstens ihr Weiterkommen nicht. Oft kamen sie wohl noch eiliger vorwärts, als sie selbst wollten, und machten schnellere Schritte, um nicht umgeworfen zu werden; aber eine begründete Hoffnung lieh ihnen auch doppelte Kräfte, jetzt, da sie nicht ziellos am Ufer hineilten. Daß Nab seinen Herrn gefunden hatte, erhob sich nun über jeden Zweifel, ebenso wie, daß er ihnen dessen treuen Hund zugesandt hatte. Lebte der Ingenieur aber noch, oder wünschte Nab nur ihre Anwesenheit, um dem Leichnam des unglücklichen Cyrus Smith die letzten Ehren zu erweisen?

Nachdem sie an der steil abfallenden Mauer des Oberlands, vor deren Nähe sie sich weislich gehütet hatten, vorüber waren, blieben die drei nächtlichen Wanderer stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Die Felsenwand schützte sie jetzt einigermaßen vor dem Wind, so daß sie sich von

diesem viertelstündigen Gang, oder besser, von diesem Dauerlauf, erholen konnten.

Jetzt vermochten sie sich doch zu hören, einander zu antworten, und als der junge Mann Cyrus Smiths Namen aussprach, bellte Top voller Freude, so als wolle er sagen, daß sein Herr gerettet sei.

»Er ist gerettet, Top, nicht wahr?« wiederholte Harbert. »Gerettet, Top?«

Und nochmals bellte der Hund wie als Antwort.

Der Weg wurde wieder aufgenommen. Es mochte jetzt halb 3 Uhr früh sein. Das Meer begann zu steigen und die zur Zeit der Syzygien ohnehin starke Flut drohte bei dem herrschenden Sturm eine noch größere Höhe zu erreichen. Donnernd und mit einer solchen Gewalt stürzten die ungeheuren Wogen über die Klippenreihen, daß sie das seewärts gelegene Eiland gewiß überfluten mußten. Der durch jenes gebildete lange Damm schützte also jetzt die Küste nicht mehr, die dem vollen Seegang ausgesetzt war.

Sobald der Seemann und seine Begleiter sich von der Felsenwand entfernten, ergriff sie die Gewalt des Sturms von neuem. Zusammengebeugt gingen sie weiter und folgten Top, der über die einzuschlagende Richtung nie unschlüssig erschien. Auf dem Weg nach Norden hatten sie zur Rechten die grenzenlose Wogenfläche, mit der ohrenbetäubenden Brandung, zur Linken das der Dunkelheit wegen nicht genau erkennbare Land. Doch bemerkten sie an der Art und Weise, wie der Wind sie traf, daß es verhältnismäßig eben sein mußte.

Um 4 Uhr morgens mochte man eine Entfernung von 5 Meilen zurückgelegt haben. Die Wolken waren ein wenig aufgestiegen und schleppten sich nicht mehr so nah am Boden dahin. Der weniger feuchte Wind veränderte sich mehr und mehr zu trockneren und kälteren Luftströmungen. Bei ihrer ungenügenden Bekleidung mochten Pencroff, Harbert und Spilett wohl nicht wenig leiden, doch kam keine Klage über ihre Lippen. Sie waren entschlossen, Top zu folgen, wohin das intelligente Tier sie auch führen möge.

Gegen 5 Uhr begann der Tag zu grauen. Zuerst unterschied man am Zenit, bei den nur dünneren Dunstschichten dort, die einzelnen Wolken, doch bald beleuchtete auch unter einer dunkleren Schicht ein hellerer Streifen den Horizont des Meeres. Die Wellenkämme schimmerten in falbem Licht und ihr Schaum nahm eine weißliche Färbung an. Gleichzeitig hoben sich zur Linken, wenn auch nur grau in schwarz, die Umrisse des Uferlands vom Hintergrund des Himmels ab.

Um 6 Uhr morgens wurde es vollkommen hell. Hoch oben jagten die Wolken mit außerordentlicher Schnelligkeit dahin. Die Wanderer befanden sich jetzt an die 6 Meilen von den Kaminen entfernt. Sie folgten einem sehr flachen Strand, den nach dem Meer zu ein Kranz von Felsen umsäumte, die jetzt nur mit den obersten Spitzen daraus emportauchten. Zur Linken bot die Umgebung mit einigen distelbestandenen Dünen das Bild einer wüsten sandigen Gegend. Das Ufer mit seinen seltenen Einschnitten setzte dem Ozean keine andere Schutzwehr entgegen, als

eine unregelmäßige Reihe ganz kleiner Hügel. Da und dort erhoben sich einige nach Westen zu geneigte Bäume, deren Zweige vorwiegend dieselbe Richtung einhielten. Ziemlich weit rückwärts dehnte sich im Südwesten der Saum eines Waldes aus. Da gab Top plötzlich unverkennbare Zeichen von Aufregung. Er sprang voraus, kam zu dem Seemann zurück und schien diesen zur Beschleunigung seiner Schritte treiben zu wollen.

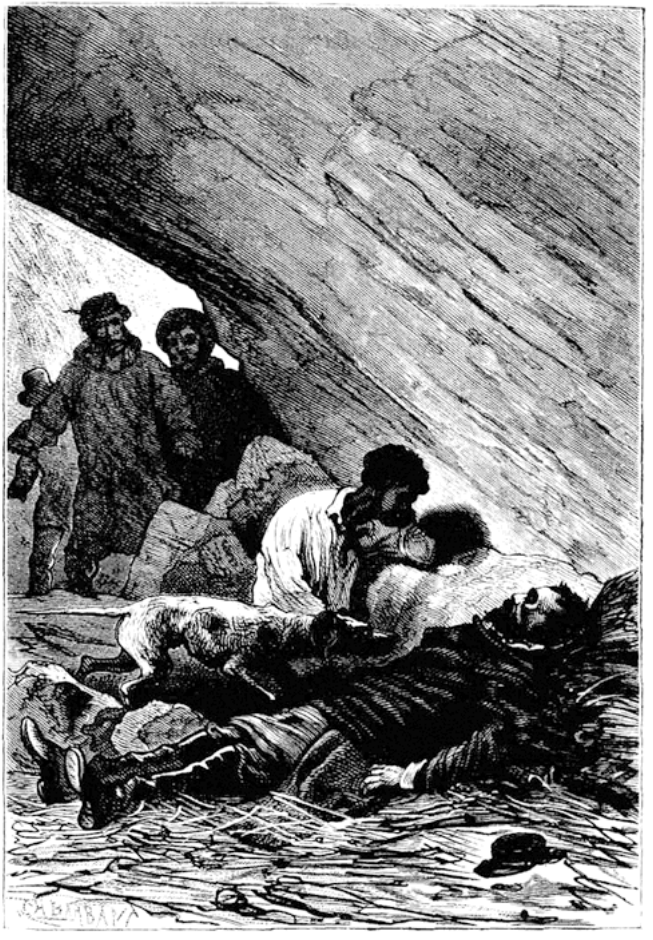
Der Hund hatte den Strand verlassen und verschwand, von seinem unvergleichlichen Instinkt geleitet, zwischen den Dünen. Man folgte ihm. Das Land erschien vollkommen verlassen; kein atmendes Wesen belebte es.

Die Dünenreihe bestand zunächst in breiter Ausdehnung aus einer ungeordneten Menge kleiner Erhöhungen und Hügel und bildete wirklich aus Sand eine Schweiz im Kleinen, in der man, um sich zurechtzufinden, eines vorzüglichen Spürsinns bedurfte.

Nach etwa 5 Minuten gelangten der Reporter und seine zwei Begleiter nach einer Art Sandhöhle im Rücken einer Düne. Laut bellend stand Top davor. Spilett, Harbert und Pencroff eilten in sie hinein.

In ihr befand sich Nab kniend neben einem auf einem Bett von Laub ausgestreckten Körper …

Es war der des Ingenieurs Cyrus Smith.



8. KAPITEL

Lebend oder tot? – Nabs Bericht. – Die Fußabdrücke. – Eine unlösliche Frage. – Cyrus Smiths erste Worte. – Die Konstatierung der Fußspur. – Rückkehr nach den Kaminen. – Pencroffs Entsetzen.

Nab rührte sich nicht. Der Seemann rief ihm nur ein Wort zu. »Lebend?« fragte er.

Nab gab keine Antwort. Gedeon Spilett und Pencroff erblaßten, Harbert faltete die Hände und blieb unbeweglich stehen. Offenbar hatte der arme Neger in seinem Schmerz weder seine Gefährten gesehen, noch den Seemann verstanden.

Der Reporter kniete neben dem bewegungslosen Körper nieder und legte sein Ohr auf die Brust des Ingenieurs, dessen Kleidung er geöffnet hatte. Eine Minute – eine Ewigkeit! – verrann, während er die Herzschläge zu hören suchte.

Nab erhob sich ein wenig und blickte mit irrendem Auge umher. Nie konnte die Verzweiflung das Gesicht eines Menschen tiefgreifender verändern. Erschöpft von der Anstrengung, geknickt von wildem Schmerz, war Nab völlig unkenntlich geworden. Er hielt seinen Herrn für tot.

Nach langer, sorgfältiger Beobachtung richtete sich Gedeon Spilett wieder auf.

»Er lebt!« sagte er.

Jetzt bog sich auch Pencroff seinerseits über Cyrus Smith nieder; sein Ohr vernahm einige schwache Pulsschläge, und

seine Lippen fühlten einen leisen Hauch, der von denen des Ingenieurs kam.

Auf einen Wink des Reporters sprang Harbert hinaus, um Wasser aufzutreiben. In einer Entfernung von 100 Schritten entdeckte er einen klaren, offenbar durch den Regenguß der letzten Nacht geschwollenen Bach, der durch den Sand plätscherte. Womit sollte er aber Wasser schöpfen, da sich ringsum in den Dünen nicht einmal eine einzige Muschel zeigte? Der Junge mußte sich begnügen, sein Taschentuch in den Bach zu tauchen, und eilends lief er zur Höhle zurück.

Zum Glück genügte das benetzte Tuch, da Gedeon Spilett nur die Lippen des Ingenieurs anfeuchten wollte. Die wenigen Tropfen frischen Wassers bewirkten einen fast unmittelbaren Erfolg. Ein Seufzer entrang sich der Brust Cyrus Smiths, und er schien sogar einige Worte sprechen zu wollen.

»Wir retten ihn noch!« sagte der Reporter.

Nab schöpfte bei diesen Worten wieder Hoffnung. Er entkleidete seinen Herrn, um nachzusehen, ob er vielleicht irgendeine Wunde hatte. Weder Kopf, Rumpf noch Gliedmaßen zeigten eine Verletzung, nicht einmal eine Schramme, was gewiß zu verwundern war, da der Körper Cyrus Smiths doch mit aller Wahrscheinlichkeit durch die Riffe hindurchgeschwemmt worden war. Selbst die Hände erwiesen sich als gänzlich unverletzt, und es blieb ganz unerklärlich, daß der Ingenieur keine Spuren von seinem Durchkämpfen der Klippen davongetragen haben sollte.

Später sollte sich ja dieses Dunkel lüften. Konnte Cyrus Smith wieder sprechen, dann würde er schon erzählen, was mit ihm geschehen war. Für jetzt ging es darum, ihn ins Leben zurückzurufen, wozu man Friktionen der Haut für angezeigt hielt. Man führte diese mit dem groben Kittel des Seemanns aus. Erwärmt durch das kräftige Reiben, bewegte der Ingenieur schwach die Arme und es stellten sich wieder regelmäßigere Atembewegungen ein. Ohne Eingreifen des Reporters und seiner Begleiter wäre Cyrus Smith wohl an Erschöpfung zugrunde gegangen.

»Hast ihn also für tot gehalten, deinen Herrn?« fragte der Seemann den Neger.

»Ja, für tot!« antwortete Nab; »und hätte Top Sie nicht gefunden und hierher geführt, dann hätte ich meinen Herrn begraben und wäre neben ihm gestorben.«

Man sieht, an welch dünnem Fädchen Cyrus Smiths Leben gehangen hatte!

Nab erzählte hierauf, was geschehen war. Nach seinem Weggang aus den Kaminen am Morgen des verflossenen Tages gelangte er, in Richtung Norden schreitend, zu dem Küstengebiet, das er schon durchsucht hatte.

Ohne eigentliche Hoffnung, wie er jetzt eingestand, forschte er am Ufer, im Sand, zwischen dem Gestein nach Spuren, die ihn hätten leiten können. Besonders faßte er dabei den etwas höher liegenden Strand ins Auge, da Ebbe und Flut am Rand selbst jede Spur verwaschen haben mußten. Seinen Herrn lebend wiederzufinden, hatte er völlig aufgegeben. Nur zur Entdeckung eines Leichnams zog er aus, ei-

nes Leichnams, der wenigstens das Grab noch von seinen Händen finden sollte!

Lange Zeit suchte Nab umher. Seine Mühe blieb erfolglos. Diese wüste Küste schien noch keines Menschen Fuß betreten zu haben. Die Muscheln, welche die Wellen nicht erreichen konnten und die außerhalb der Flutgrenze den Boden zu Millionen überdeckten, erschienen unberührt. Keine einzige war zertreten. Auf einer Strecke von 200 Yards* verriet keine Spur ein früheres oder neuerliches Anlanden.

Nab beschloß also, an der Küste noch einige Meilen weiter hinaufzugehen. Möglicherweise konnte die Strömung einen Körper ja etwas weiter getragen haben. Schwimmt nämlich ein Leichnam nah bei einem flachen Ufer, dann kommt es nur sehr selten vor, daß er nicht an Land gespült würde. Das wußte Nab, und ein letztes Mal mußte er seinen Herrn noch wiedersehen.

»2 Meilen weit lief ich an der Küste lang, durchsuchte zur Zeit der Ebbe die ganze Klippenreihe, das Küstengebiet zur Zeit der Flut, schon verzweifelte ich, überhaupt etwas zu finden, da fielen mir gestern nachmittag gegen 5 Uhr die Spuren von Schritten ins Auge.«

»Fußspuren?« unterbrach in Pencroff.

»Ja«, bestätigte Nab.

»Und diese Spur begann zwischen den Riffen selbst?« fragte der Reporter.

»Nein«, entgegnete Nab, »erst bei der Flutgrenze, denn

* Das amerikanische Yard mißt 0,914 m.

die Eindrücke zwischen dieser und den Riffen mußten wohl verwischt sein.«

»Weiter, Nab«, sagte Gedeon Spilett.

»Als ich diese Abdrücke bemerkte, wurde ich ganz närrisch vor Freude. Sie waren leicht erkennbar und verliefen nach den Dünen hin. Eilig, aber vorsichtig, um sie nicht zu verwischen, folgte ich ihnen wohl eine Viertelmeile weit. 5 Minuten später, schon wurde es allmählich dunkel, vernahm ich das Gebell eines Hundes. Das war Top, und Top führte mich endlich hierher zu meinem Herrn!«

Nab beendete seinen Bericht mit der Andeutung seiner schmerzlichen Betrübnis, als er den entseelten Körper auffand. Er hatte sich zu überzeugen versucht, ob diesem noch ein Fünkchen Leben innewohne. Jetzt, da er ihn tot wiedergefunden hatte, wollte er ihn auch wieder lebend haben. Er verschwendete seine Mühe vergebens, und scheinbar blieb ihm nichts übrig, als dem die letzten Ehren zu erweisen, den er doch über alles liebte.

Erst jetzt erinnerte sich Nab seiner Gefährten. Auch sie würden den Verunglückten zweifelsohne noch einmal zu sehen wünschen. Top war ja zur Hand. Sollte er nicht die Klugheit dieses Tieres benutzen können? Mehrmals wiederholte Nab laut den Namen des Reporters, den Top von den Gefährten des Ingenieurs am längsten und besten kannte; dann wies er nach Süden auf die Küste, und schnell eilte der Hund in der bezeichneten Richtung davon.

Man weiß, wie Top, geleitet durch einen fast übernatür-

lichen Instinkt, inzwischen bei den ihm doch ganz unbekannten Kaminen ankam.

Nabs Gefährten hatten diesem Bericht mit teilnehmender Aufmerksamkeit gelauscht. Ihnen blieb es unerklärlich, daß Cyrus Smith bei dem Ringen und Kämpfen, das es ihn notwendig gekostet hatte, um sich den Wellen zu entwinden, nicht einmal die Spur eines Ritzes zeigte. Nicht leichter zu durchschauen war, wie der Ingenieur zu dieser versteckten, wohl eine Meile vom Ufer entfernten Grotte mitten zwischen den Dünen gelangen konnte.

»Du hast deinen Herrn also nicht hierher getragen, Nab?« sagte der Reporter.

»Nein, ich nicht«, erwiderte Nab.

»Offenbar ist Mr. Smith also allein hierher gekommen«, meinte Pencroff.

»Ja, das scheint zwar auf der Hand zu liegen«, bemerkte Gedeon Spilett, »und doch ist es unglaublich.«

Die Erklärung dieser Tatsache war nur aus dem Mund des Ingenieurs selbst zu erwarten, und man mußte darauf verzichten, bis jener die Sprache wiedererlangte. Zum Glück kam seine Lebenstätigkeit schon wieder in geregelteren Gang.

Die Friktionen verursachten eine bessere Blutzirkulation. Wiederholt bewegte Cyrus Smith die Arme, später den Kopf, und einige noch unverständliche Worte entschlüpften seinen Lippen.

Nab beugte sich über ihn und rief ihn beim Namen; doch der Ingenieur, dessen Augen geschlossen blieben,

schien nichts zu hören. Vorläufig verrieten nur einige seltene Bewegungen, daß Leben in ihm. Die Sinne hatten noch keinen Teil daran.

Pencroff bedauerte sehr, weder Feuer zu haben, noch welches machen zu können, denn er hatte unglücklicherweise vergessen, die zubereitete Lunte aus angesengtem Leinen mitzunehmen, die sich durch Funken aus Feuersteinen leicht entzündet hätte.

Auch die Taschen des Ingenieurs erwiesen sich als völlig leer, bis auf die der Weste, in der sich noch die Uhr vorfand. Cyrus Smith mußte also nach übereinstimmender Ansicht so schnell wie möglich zu den Kaminen geschafft werden.

Die dem Ingenieur gewidmete Sorgfalt ließ diesen schneller als man erwartete wieder zu Bewußtsein kommen. Das Wasser, mit dem man seine Lippen befeuchtete, belebte ihn nach und nach. Pencroff gedachte diesem Wasser ein wenig Saft von dem mitgenommenen Tetrafleisch beizumischen. Harbert, der zum Ufer gelaufen war, brachte von dort zwei große doppelschalige Muscheln mit. Der Seemann bereitete seine Mixtur und flößte sie dem Ingenieur ein, der sie begierig zu verschlucken schien.

Bald öffneten sich seine Augen. Nab und der Reporter beugten sich über ihn.

»Mein Herr! Mein lieber Herr!« rief Nab erfreut.

Der Ingenieur verstand ihn. Er erkannte Nab und Spilett sowie seine beiden anderen Gefährten und drückte ihnen schwach die Hand.

Einige Worte entschlüpften seinen Lippen, wahrschein-

lich dieselben, die er schon früher von sich zu geben versucht hatte, die von einem ihn auch damals nicht verlassenden Gedanken herrühren mochten und jetzt zum ersten Mal verständlich waren:

»Insel oder Festland?« flüsterte er.

»Oh, zum Teufel«, rief Pencroff, der diesen Ausruf nicht unterdrücken konnte, »das kümmert uns gar nicht, wenn Sie nur wieder am Leben sind, Mr. Cyrus. Was Insel oder Festland! Das werden wir ja später erfahren.«

Der Ingenieur gab ein schwaches Zeichen der Bestätigung und schien einzuschlafen.

Man wollte seinen Schlummer nicht stören, doch traf der Reporter inzwischen alle Vorbereitungen, um Cyrus Smith so bequem wie möglich transportieren zu können. Nab, Harbert und Pencroff verließen die Grotte und wandten sich nach einer mit wenigen verkrüppelten Bäumen bestandenen Düne; unterwegs aber konnte der Seemann sich nicht enthalten, zu wiederholen:

»Insel oder Festland! Nein! Daran zu denken, wenn einem noch der Atem fehlt! Es ist doch ein seltsamer Mann!«

Auf der Düne angelangt, brachen Pencroff und seine zwei Begleiter die größten Zweige eines dürftigen Baums, einer durch die Stürme arg mitgenommenen Seefichte, herunter und stellten daraus eine Tragbahre her, die mit Blättern und Gräsern bedeckt zum Transport des Ingenieurs ausgestattet wurde.

Hierbei verging fast eine Dreiviertelstunde, und es war

inzwischen 10 Uhr, bis der Seemann, Nab und Harbert zu Gedeon Spilett, der den Ingenieur nicht verlassen hatte, zurückkamen.

Cyrus Smith erwachte eben aus dem Schlummer oder vielmehr aus der Betäubung, in der man ihn vorgefunden hatte; seine bis jetzt totenblassen Wangen bekamen wieder Farbe. Um sich blickend erhob er sich ein wenig, als fragte er, wo er sich befinde.

»Können Sie mich ohne zu große Anstrengung verstehen, Cyrus?« sagte der Reporter.

»Ja«, erwiderte der Ingenieur.

»Ich denke«, fiel der Seemann ein, »Mr. Smith wird Sie viel leichter verstehen, wenn er sich erst mit diesem Tetragelee anfreundet, – ja, ja, es ist solches, Mr. Cyrus«, fügte er hinzu und bot ihm eine Kleinigkeit davon an, die er mit Fleischstückchen vermengt hatte.

Cyrus Smith verzehrte die Tetrastückchen, deren Reste an die anderen, die nun auch Hunger litten und das Essen recht dürftig fanden, verteilt wurden.

»Schön«, sagte der Seemann. »Lebensmittel lagern für uns in den Kaminen, denn Sie sollen immer wissen, Mr. Cyrus, daß wir da unten im Süden ein Haus haben mit Stuben, Lagerstätten und Feuerherd, in der Speisekammer auch einige Dutzend Vögel, die unser Harbert Kurukus nennt. Eine Tragbahre für Sie ist schon bereit, und sobald es Ihre Kräfte erlauben, schaffen wir Sie nach unserer Wohnung.«

»Ich danke, mein Freund«, antwortete der Ingenieur;

»noch 1 bis 2 Stunden, dann werden wir aufbrechen können … Nun erzählen Sie, Spilett.«

Der Reporter berichtete das Vorgefallene. Er erzählte die Ereignisse, von denen Cyrus Smith keine Kenntnis haben konnte, den letzten Sturz des Ballons, die Landung auf unbekannter scheinbar verlassener Erde, die Entdeckung der Kamine, die unternommenen Versuche, den Ingenieur aufzufinden, Nabs Ergebenheit gegen ihn, alles, was man dem intelligenten und treuen Top verdankte usw.

»Aber«, fragte Cyrus Smith mit noch sehr schwacher Stimme, »am Strand haben Sie mich doch nicht aufgelesen?«

»Nein«, erwiderte der Reporter.

»Und Sie haben mich auch nicht in diese Grotte geschafft?«

»Nein.«

»In welcher Entfernung von den Riffen befindet sich diese Grotte wohl?«

»Etwa eine halbe Meile«, antwortete Pencroff, »und wenn Sie darüber erstaunt sind, Mr. Cyrus, so waren wir es nicht weniger, Sie hier zu sehen.«

»Wirklich«, meinte der Ingenieur, dessen Lebensgeister munterer wurden und dessen Interesse an diesen Einzelheiten wieder erwachte, »wirklich, sonderbar ist es!«

»Können Sie uns aber«, bemerkte der Seemann, »erzählen, was mit Ihnen vorgegangen ist, seitdem jene Sturzsee Sie entführte?«

Cyrus Smith versuchte sich zu erinnern. Er wußte nur

wenig. Das Meer hatte ihn aus dem Netzwerk des Luftschiffs gerissen. Er tauchte zuerst einige Faden tief unter. Im Halbdunkel wieder an die Oberfläche des Meeres gehoben, bemerkte er ein lebendes Wesen sich neben ihm bewegen. Das war Top, der ihm zu Hilfe nachgesprungen war. Als er die Augen aufschlug, sah er nichts mehr von dem Ballon, der erleichtert durch sein und des Hundes Gewicht wie ein Pfeil emporschnellte. Er befand sich mitten in den wütenden Wogen und mindestens eine halbe Meile vom Ufer entfernt. Schwimmend suchte er gegen die Wellen zu kämpfen. Top hielt ihn an seiner Kleidung; da erfaßte ihn eine rauschende Strömung, riß ihn nach Norden, und nach halbstündiger, verzweifelter Anstrengung sank er, Top nach sich ziehend, in die Tiefe. Von diesem Augenblick bis dahin, wo er in den Armen seiner Freunde wieder zu sich kam, fehlte ihm jede Erinnerung.

»Indessen«, fügte Pencroff hinzu, »müssen Sie doch ans Ufer geworfen worden sein und noch Kräfte genug gehabt haben, sich bis hierher zu schleppen, da Nab die Spuren Ihrer Schritte gefunden hat.«

»Ja, man sollte es meinen«, erwiderte der Ingenieur nachdenklich. »Und auf diesem Strand haben Sie Spuren von Menschen gefunden?«

»Spuren von Schritten«, sagte der Reporter. »Wenn aber zufällig einer dazugekommen wäre, um Sie zu retten, warum sollte er Sie den Fluten entrissen und dann verlassen haben?«

»Sie haben recht, lieber Spilett. – Sag mir, Nab«, fügte

der Ingenieur zu seinem Diener gewandt hinzu, »du bist es nicht gewesen, der … du hättest nicht in einer Art Geistesabwesenheit … Nein, das ist widersinnig. Sind einige dieser Eindrücke wohl noch zu sehen?«

»Ja, Herr«, antwortete Nab. »Gleich hier am Eingang und auch auf der anderen Seite dieser Düne, an einer vor Regen und Wind geschützten Stelle. Die anderen hat wohl der Sturm verwischt.«

»Pencroff«, bat der Ingenieur, »wollten Sie wohl nachsehen, ob meine Schuhe genau in jene Eindrücke passen?«

Der Seemann befolgte den Willen des Ingenieurs. Von Nab geführt gingen Harbert und er nach dem erwähnten Ort, während Cyrus Smith zu dem Reporter sagte:

»Da sind unerklärliche Sachen vorgefallen!«

Bald darauf kamen die drei von ihrer Prüfung zurück. Es war kein Zweifel möglich. Die Schuhe des Ingenieurs paßten genau in jene Spuren, also stammten sie von Cyrus Smith.

»Nun, demnach war ich in der Zwischenzeit einmal so geistesabwesend, wie ich es Nab zutraute. Ich bin dahingeschritten wie ein Hellseher, und Top wird mich, nachdem er mich dem Meer entriß, aus Instinkt und ohne daß ich es wußte, hierher geführt haben … Komm, Top! Komm, mein Hund!«

Bellend sprang das prächtige Tier auf seinen Herrn zu, der es mit Liebkosungen überhäufte.

Man wird zugeben, daß die Umstände, unter denen Cy-

rus Smiths Rettung stattfand, eine andere Erklärung nicht zuließen und daß die ganze Ehre daran Top zufiel.

Als Pencroff gegen Mittag Cyrus Smith fragte, ob er nun wohl transportfähig sei, erhob sich dieser statt aller Antwort mit höchster Energie des Willens. Doch mußte er sich eiligst auf den Seemann stützen, um nicht umzufallen.

»Gut, gut!« sagte Pencroff. »Die Tragbahre für den Herrn Ingenieur!«

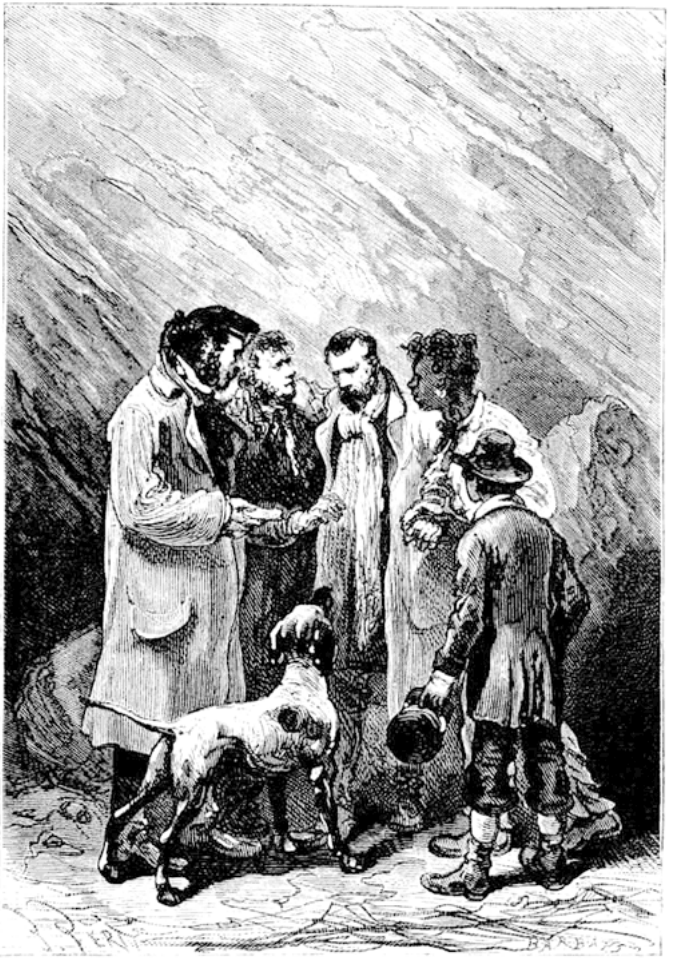
Man brachte sie herbei. Die querliegenden Äste waren mit Moos und langem Gras bedeckt. Cyrus Smith wurde darauf ausgestreckt, Pencroff faßte sie an dem einen, Nab an dem andern Ende an, und vorwärts ging es nach der Küste.

8 Meilen galt es zurückzulegen; da man aber nicht schnell gehen konnte und voraussichtlich öfter haltmachen mußte, mußte man wohl mit 6 Stunden bis zur Ankunft bei den Kaminen rechnen.

Der Wind blies immer noch heftig, doch regnete es glücklicherweise nicht. Auf seinem Lager auf die Ellbogen gestützt, beobachtete der Ingenieur aufmerksam das Küstenland. Er sprach nicht, aber er sah, und gewiß prägte sich das Bild dieser Gegend mit ihren Hügeln, Wäldern und verschiedenen Erzeugnissen schon fest seinem Geist ein. Nach 2 Stunden übermannte ihn aber doch die Müdigkeit, und er schlief auf der Bahre ein.

Um 5 Uhr 30 erreichte man die steile Granitwand und bald darauf die Nähe der Kamine.

Alle blieben stehen; die Tragbahre wurde auf den Sand



niedergelassen. Cyrus Smith, der ganz fest schlief, erwachte dabei nicht.

Zu seinem größten Erstaunen überzeugte sich Pencroff, daß der Sturm in der vergangenen Nacht das Aussehen der Örtlichkeit merkwürdig verändert hatte. Von sehr umfänglichen Felsstürzen stammend, lagen große Blöcke am Strand umher, den eine dichte Lage Seepflanzen, Seetang und Algen, weithin bedeckte. Offenbar mußte das wild empörte Meer bis zu dem Granitwall vorgedrungen sein.

Vor dem Eingang der Kamine zeigte der Erdboden tief ausgewaschene Furchen.

Pencroff ergriff eine böse Ahnung. Er stürzte in die Höhle.

Gleich darauf kam er wieder heraus und starrte seine Begleiter an …

Das Feuer war erloschen, die durchnäßte Asche zu Schlamm geworden, die Lunte verschwunden! Das Meer mußte bis in den Grund der Höhle gedrungen sein und hatte im Innern der Kamine alles durcheinandergeworfen und zerstört!

9. KAPITEL

Cyrus ist ja da! – Pencroffs Versuche. – Geriebenes Holz. – Insel oder Festland? – Die Projekte des Ingenieurs. – Auf welchem Punkt des Pazifiks? – Mitten im Wald. – Die Pinie. – Eine Wasserschweinjagd. – Rauch von guter Vorbedeutung.

Mit wenigen Worten erfuhren Gedeon Spilett, Harbert und Nab den betrüblichen Zufall. Bei den schweren Folgen, die dieser, wenigstens nach Pencroffs Meinung, haben konnte, machte er doch auf die Gefährten des wackeren Seemanns keinen sehr verschiedenen Eindruck.

Über der Freude, seinen Herrn wiedergefunden zu haben, hörte Nab entweder gar nicht, oder schien doch keine Lust zu haben, sich wegen der Worte Pencroffs Sorgen zu machen.

Harbert teilte bis zu einem gewissem Grad die Befürchtungen des Seemanns.

Der Reporter endlich antwortete Pencroff hingeworfen:

»Meiner Treu, Pencroff, das ist mir ganz gleichgültig!«

»Ich wiederhole Ihnen aber, daß wir kein Feuer mehr haben.«

»Was hat das schon zu bedeuten?«

»Und daß wir keines wieder anzünden können.«

»Pah!«

»Aber, Mr. Spilett …«

»Nun, ist denn Cyrus nicht da?« fiel ihm der Reporter ins Wort. »Lebt er etwa nicht, unser Ingenieur? Er wird schon Mittel finden, uns Feuer zu verschaffen!«

»Und womit und woraus?«

»Mit und aus nichts!«

Was antwortete Pencroff hierauf? – Er antwortete eben gar nicht, denn im Grunde teilte er das Vertrauen seiner Gefährten zu Cyrus Smith. Der Ingenieur bildete für sie eine Welt im Kleinen, eine Ansammlung aller menschlichen Einsicht und Weisheit. Sich mit Cyrus auf einer wüsten Insel zu befinden, war dasselbe, wie ohne ihn in der gewerbfleißigsten Stadt der Union zu sein. Mit ihm konnte es an nichts fehlen; mit ihm war nie zu verzweifeln. Hätte man den braven Leuten gesagt, daß eine Vulkaneruption dieses Land verwüsten, daß es in die Tiefen des Pazifiks versinken werde, sie hätten gewiß gerufen: »Oho, Cyrus ist ja da!«

Infolge des Transports war der Ingenieur aufs neue einer tiefen Erschöpfung verfallen und man konnte für den Augenblick wenigstens keinen Rat von ihm erhalten. Das Abendbrot fiel notwendigerweise sehr mager aus. Nicht nur hatte man das Tetrafleisch bis zur Neige aufgezehrt, sondern man besaß auch kein Mittel, ein Stück Wild zuzurichten. Der Vorrat von Kurukus war verschwunden und nun war guter Rat teuer.

Vor allem schaffte man Cyrus Smith in den mittleren Raum der Höhle. Dort gelang es, ihm aus trockengebliebenen Algen und Seetangbüscheln ein leidliches Lager zurechtzumachen. Der tiefe Schlaf, der ihn umfing, versprach ja seine Kräfte schneller wieder herzustellen, als das eine, wenn auch reichliche Nahrung vermocht hätte.

Die Nacht sank herab und mit ihr kühlte sich die Luft

merklich ab, da der Wind inzwischen auf Nordosten umschlug. Da nun das Meer gleichzeitig Pencroffs Verschluß zwischen den einzelnen Lücken der verschiedenen Abteilungen fortgespült hatte, entstand ein Luftzug, der den Aufenthalt in den Kaminen sehr unbehaglich machte. Der Ingenieur wäre gewiß sehr übel dran gewesen, wenn seine Gefährten sich nicht ihrer entbehrlichen Kleidungsstücke entledigt und ihn sorgsam damit zugedeckt hätten.

Das Abendbrot bestand an diesem Tag nur aus den unvermeidlichen Steinmuscheln, die Harbert und Nab in reichlicher Menge am Strand einsammelten. Zu diesen Mollusken fügte der junge Mann noch eine gewisse Menge eßbarer Algen, die er auf den hohen Felsen, deren Wand das Meer nur bei der Springflut benetzte, antraf. Diese zu der Familie der Meergräser gehörende Art schwimmenden Tangs bildete eine gallertartige, ziemlich nahrhafte Masse. Nachdem der Reporter und seine Gefährten nicht wenige Steinmuscheln verzehrt hatten, kosteten sie jenen Tang und fanden ihn von ganz erträglichem Geschmack. Er gehört übrigens an den asiatischen Küsten zum nicht geringsten Teil zur Nahrung der Eingeborenen.

»Ganz gleich!« sagte der Seemann, »es ist Zeit, daß Mr. Cyrus uns zu Hilfe kommt!«

Inzwischen wurde die Kälte recht schneidend und man besaß kein Mittel, sie zu bekämpfen.

Durch alle möglichen Mittel versuchte der wirklich genarrte Seemann, sich Feuer zu verschaffen. Nab half ihm treulich dabei. Er hatte etwas trockenes Moos gefunden

und schlug darüber zwei Kiesel aneinander, um das etwas schwer entzündliche Moos in Brand zu setzen. Sie gaben wohl Funken gaben, aber nicht genug. Mit einem Wort, der Versuch mißlang trotz aller darauf verwendeten Mühe.

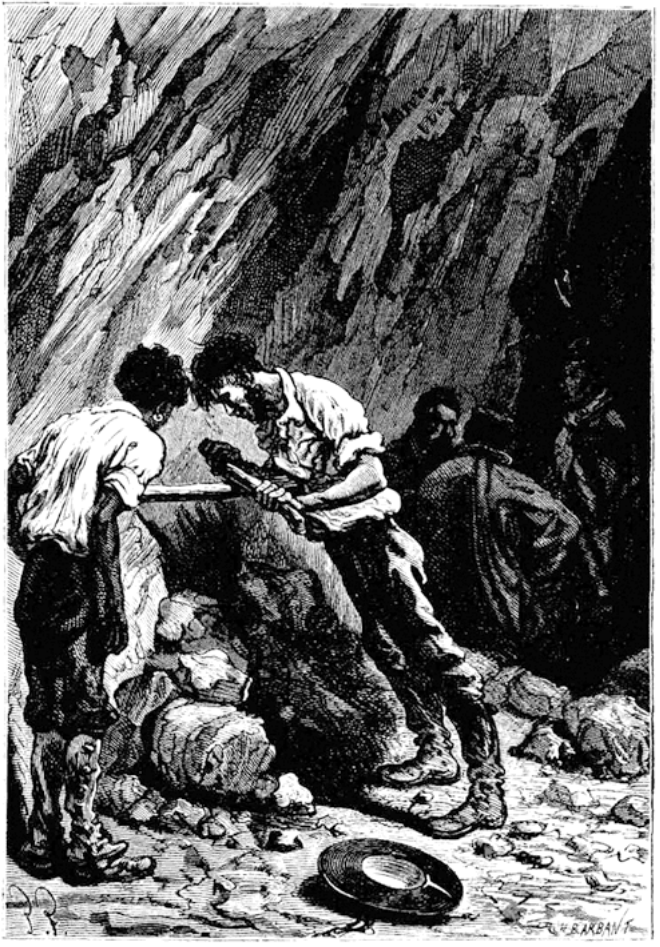
Obwohl Pencroff kein Vertrauen zu dem Verfahren hatte, ging er doch auch daran, nach Art der Wilden zwei Hölzer aneinander zu reiben. Hätte die von Nab und ihm ausgeführte Bewegung sich, entsprechend den neueren Theorien, in Wärme umgesetzt, so mußte diese wohl reichen, einen Dampfkessel zum Sieden zu bringen! Auch das hieraus entspringende Resultat war gleich Null. Die Holzstücke erwärmten sich wohl etwas, aber noch weit weniger, als die Arbeitenden selbst.

Nach einer Stunde fruchtloser Bemühung warf Pencroff die Holzstücke ärgerlich beiseite.

»Wenn mir wieder einer weismachen will, daß sich die Wilden auf diese Weise Feuer verschaffen«, sagte er, »dann wird mir's gleich selbst warm, sogar im Winter. – Da bring' ich doch noch eher meine Arme in Flammen, wenn ich sie übereinander reibe!«

Dennoch hatte der Seemann unrecht, dieses Verfahren ganz zu leugnen. Es steht fest, daß die Wilden sich durch rasche Reibung zweier Holzstücke Feuer zu entzünden verstehen. Einmal eignet sich aber nicht jedes beliebige Holz hierzu, und dann verlangt es auch einen gewissen Kunstgriff, der Pencroff wahrscheinlich fehlte.

Pencroffs schlechte Laune war übrigens nicht von langer Dauer; Harbert hatte die von ihm weggeworfenen Holzstü-


BARBANT

cke aufgenommen und tat sein möglichstes, sie nach besten Kräften zu reiben. Der robuste Seemann konnte sich des Lächelns nicht enthalten, als er bemerkte, daß der junge Mann da etwas zu erreichen versuchte, wo es ihm selbst fehlgeschlagen war.

»Reib nur immer, meine Junge, reib nur zu!« sagte er.

»Ich reibe«, entgegnete Harbert lächelnd, »nur mit der Absicht, mich selbst warm zu machen, und das wird mir bald ebenso gelungen sein, wie dir, Pencroff.«

Das geschah denn auch. Leider mußte man für diese Nacht auf Feuer ganz verzichten. Gedeon Spilett wiederholte zum zwanzigsten Mal, daß Cyrus Smith einer solchen Kleinigkeit wegen nicht in Verlegenheit sein werde.

Geduldig streckte er sich auf sein Lager im Sand. Harbert, Nab und Pencroff folgten ihm nach, während Top zu Füßen seines Herrn schlief.

Als der Ingenieur am Morgen des 28. März erwachte, sah er seine Gefährten neben sich, die seinen Schlaf bewachten, und so wie tags zuvor waren seine ersten Worte:

»Insel oder Festland!«

Man erkannte, daß das zur fixen Idee bei ihm geworden war.

»Schön, schön«, antwortete Pencroff, »wir wissen darüber nur leider noch nichts, Mr. Smith.«

»Das wißt ihr noch nicht …?«

»Werden es aber sofort erfahren«, fügte Pencroff hinzu, »wenn wir Sie als Lotsen durch dieses Land haben werden.«

»Ich glaube imstande zu sein, das unternehmen zu können«, erwiderte der Ingenieur, erhob sich ohne große Anstrengung und blieb auch stehen.

»Das ist ja prächtig!« rief der Seemann.

»Doch komme ich bald vor Erschöpfung um«, sagte Cyrus Smith, »gebt mir etwas zu essen, meine Freunde, dann wird's vorüber sein. Ihr habt doch Feuer, nicht wahr?«

Auf diese Frage folgte keine sofortige Antwort, doch sagte Pencroff nach einigen Augenblicken:

»Ach nein, wir haben kein Feuer, Mr. Cyrus, oder vielmehr, wir haben keins mehr!«

Der Seemann erzählte, was sich am Tag vorher zugetragen hatte, und erheiterte den Ingenieur weidlich durch seinen drastischen Bericht über das einzige Zündhölzchen und seinen vergeblichen Versuch, nach Art der Wilden Feuer zu machen.

»Das werden wir uns gut überlegen müssen«, antwortete der Ingenieur, »und falls wir keine Substanz, etwas wie Schwamm, entdecken …«

»Nun dann?« fragte der Seemann.

»Nun, dann machen wir uns Steichhölzchen.

»Chemische?«

»Chemische!«

»Da ist das eine nicht schwerer als das andere«, bemerkte der Reporter, und schlug dem Seemann auf die Schulter.

Dieser fand die Sache gar nicht so einfach, widersprach aber nicht. Alle gingen hinaus, da das Wetter recht freundlich geworden war. Hell glänzte die Sonne über dem Meer

und vergoldete die Vorsprünge der Felsenmauer mit blitzenden Lichtern.

Nachdem er einmal schnell umhergeblickt hatte, setzte sich der Ingenieur auf einen Felsblock. Harbert bot ihm eine Handvoll Miesmuscheln und Seetang an.

»Das ist alles, was wir besitzen, Mr. Cyrus«, sagte er.

»Ich danke, mein Sohn«, antwortete Cyrus Smith, »für diesen Morgen genügt es ja.«

Mit Vergnügen verzehrte er diese magere Nahrung, die er mit etwas frischem, in einer großen Muschel aus dem Fluß geschöpftem Wasser benetzte.

Schweigend umstanden ihn seine Gefährten. Nachdem sich Cyrus Smith, so gut es eben ging, gestärkt hatte, kreuzte er die Arme und sagte:

»Meine lieben Freunde, ihr wißt also noch nicht, ob das Schicksal uns auf eine Insel oder auf Festland geworfen hat?«

»Nein, Mr. Cyrus«, antwortete der junge Mann.

»Morgen werden wir uns darüber klarwerden«, fuhr der Ingenieur fort; »bis dahin ist nichts zu machen.«

»Doch«, versetzte Pencroff.

»Was denn?«

»Feuer«, sagte der Seemann, der auch seinerseits von einer fixen Idee geplagt wurde.

»Darum sorgen Sie sich nicht, Pencroff«, erwiderte Cyrus Smith. – »Als ihr mich hierher trugt, glaubte ich im Westen einen höheren, die ganze Umgebung beherrschenden Berg zu sehen?«

»Gewiß«, bestätigte Gedeon Spilett, »einen Berg von sehr beträchtlicher Höhe …«

»Gut«, unterbrach ihn der Ingenieur, »morgen besteigen wir dessen Gipfel und halten Umschau. Bis dahin, wiederhole ich, ist nichts zu tun.«

»Und doch, wir müssen Feuer machen«, wiederholte auch nochmals der Seemann.

»Das soll und wird ja geschehen!« erwiderte Gedeon Spilett. »Nur etwas Geduld, Pencroff!«

Der Seemann maß Gedeon Spilett mit einem eigentümlichen Blick, so als wollte er sagen:

»Wenn's nur auf den ankäme, würden wir noch lange auf ein Stück Braten zu warten haben!« Doch er schwieg.

Cyrus Smith hatte bei diesem Zwiegespräch kein Wort fallenlassen. Die Frage des Feuers schien ihn nur wenig zu kümmern. Einige Augenblicke blieb er in Gedanken versunken, dann begann er:

»Meine Freunde, wir befinden uns zwar in einer recht bedauerlichen Lage, doch ist diese sehr einfach. Entweder beherbergt uns jetzt ein Festland, dann werden wir um den Preis größerer oder geringerer Anstrengung irgendeinen bewohnten Punkt zu erreichen suchen; oder aber, wir sind auf einer Insel. Im letzteren Fall ist zweierlei möglich: entweder hat sie Bewohner, dann werden wir uns mit ihnen so gut wie möglich abfinden müssen, oder sie ist wüst, dann gilt es, uns mit eigenen Kräften zu helfen.«

»Gewiß liegt das auf der Hand«, meinte Pencroff.

»Doch, ob Festland oder Insel«, fragte Gedeon Spilett,

»wohin meinen Sie überhaupt, Mr. Cyrus, daß uns dieser Orkan verschlagen habe?«

»Ganz genau kann ich das natürlich nicht wissen«, entgegnete der Ingenieur, »doch sprechen alle Annahmen für ein Land des Pazifiks. Als wir Richmond verließen, wehte der Wind aus Nordosten, und seine Stärke macht es wahrscheinlich, daß er diese Richtung auch beibehalten hat. Danach wären wir über die Staaten North Carolina, South Carolina und Georgia, über den Golf von Mexiko und Mexiko selbst, und endlich über einen Teil des Pazifiks geflogen. Die vom Ballon zurückgelegte Entfernung schätze ich nicht unter 6 - bis 7.000 Meilen; falls sich aber die Richtung des Windes etwas geändert hat, müßte er uns entweder nach dem Mendana-Archipel oder nach den Pomotu-Inseln, hätte er aber eine noch größere Geschwindigkeit besessen, als ich annehme, vielleicht nach Neuseeland geführt haben. Sollte sich letztere Annahme bestätigen, würden wir leicht nach Hause zurückkehren können. Ob Engländer oder Maoris, wir träfen auf jeden Fall Menschen. Gehört diese Küste im Gegenteil aber zu einer wüsten Insel eines mikronesischen Archipels, was von dem Berggipfel im Innern aus vielleicht zu erkennen ist, dann werden wir uns hier, so als sollten wir nie wieder fortkommen, möglichst gut einzurichten suchen.«

»Nie wieder?« rief der Reporter, »Sie sagen: nie wieder! Lieber Cyrus?«

»Besser ist«, entgegnete der Ingenieur, »zuerst den

schlimmsten Fall ins Auge zu fassen, dann kann jeder Zufall unsere Lage nur noch verbessern.«

»Sehr wahr«, bemerkte der Seemann. »Zudem steht zu hoffen, daß diese Insel, wenn es überhaupt eine ist, nicht ganz und gar außerhalb der gewöhnlichen Schiffsstraßen liegt. Das hieße sonst wahrlich unglücklich spielen.«

»Woran wir sind, können wir vor Besteigung jenes Berges zunächst nicht wissen«, antwortete der Ingenieur.

»Doch, Mr. Cyrus«, fragte Harbert, »werden Sie morgen schon imstande sein, sich der Strapaze einer Besteigung auszusetzen?«

»Das hoffe ich, mein junger Freund«, erwiderte der Ingenieur, »in der Annahme freilich, daß Meister Pencroff und du euch als geschickte Jäger erweist.«

»Mr. Cyrus«, antwortete der Seemann, »da Sie vom Jagen sprechen, »wenn ich ebenso gewiß wäre, bei der Rückkehr hier ein Stück Wild braten zu können, wie ich es bin, eins heimzubringen …«

»Bringen Sie nur eins, Pencroff«, fiel ihm Cyrus ins Wort.

Man kam demnach überein, daß der Reporter und der Ingenieur zum Zweck der Untersuchung der nördlicheren Küste und ihres Oberlands zurückbleiben, Nab, Harbert und der Seemann aber nach dem Wald gehen sollten, um sowohl den Holzvorrat wieder zu erneuern, als auch alles niederzumachen, was ihnen von Vögeln oder Vierfüßlern an eßbarem Wild in die Hände fiel.

Gegen 10 Uhr morgens brachen sie auf, Harbert voll Vertrauen, Nab sehr lustig, Pencroff die Worte murmelnd:

»Wenn ich bei meiner Rückkehr im Haus Feuer antreffe, dann hat es der Blitz in höchsteigener Person angezündet!«

Alle drei gingen am Ufer entlang bis zu der Stelle, wo der Fluß den scharfen Winkel bildete.

Dort blieb der Seemann stehen und sagte zu seinen Begleitern:

»Was beginnen wir zunächst, die Jagd oder das Holzsammeln?«

»Die Jagd, die Jagd!« drängte Harbert. »Top spürt ja schon umher.«

»Nun gut«, versetzte der Seemann, »dann fassen wir hier unseren Holzvorrat später.«

Harbert, Nab und Pencroff bewaffneten sich hierauf mit abgebrochenen Tannenästen und folgten Top, der im hohen Gras voraussprang.

Statt dem Flußufer weiter zu folgen, drangen die Jäger diesmal tiefer in das Innere des Waldes ein, das überall dieselben, meist zur Familie der Fichten gehörenden Baumarten zeigte. An manchen Stellen verrieten einzelne oder in kleineren Gruppen stehende Fichten von beträchtlichem Umfang, daß dieses Land wohl unter höheren Breitengraden liegen mochte, als der Ingenieur annahm. Einige mit gestürzten Stämmen bedeckte Lichtungen versprachen einen unerschöpflichen Vorrat an Heizmaterial. Weiterhin stan-

den die Bäume wieder dichter, so daß man nur mit Mühe zwischen ihnen hindurchdringen konnte.

Da es schwierig erschien, sich in diesem Baumlabyrinth zurechtzufinden, kennzeichnete der Seemann den eingeschlagenen Weg durch halb abgebrochene Äste. Vielleicht hatten die Jäger aber unrecht getan, nicht dem Wasserlauf nachzugehen, so wie Harbert und Pencroff bei ihrem ersten Ausflug, denn schon war eine Stunde vergangen, ohne daß ihnen irgendein Stück Wild zu Gesicht kam. Wenn Top unter den niedrig hängenden Zweigen hinlief, scheuchte er nur Vögel auf, die man nicht erlangen konnte. Selbst Kurukus blieben vollkommen unsichtbar, und es erschien dem Seemann nicht unwahrscheinlich, sich zur Rückkehr nach jener sumpfigen Stelle genötigt zu sehen, an der er mit der Tetra-Angelei so entschiedenes Glück gehabt hatte.

»Nun, Pencroff«, sagte Nab mit leicht spöttelndem Ton, »wenn das das ganze Wild ist, das Sie meinem Herrn nach Hause zu bringen versprachen, dann wird es kein großes Feuer zum Braten nötig haben.«

»Nur Geduld, Nab«, erwiderte der Seemann, »an Jagdbeute soll es uns bei der Rückkehr nicht fehlen.«

»Sie haben also kein Zutrauen zu Mr. Smith?«

»O doch!«

»Sie glauben aber nicht daran, daß er uns Feuer verschaffen wird?«

»Das glaube ich erst, wenn ich es auf dem Herd flackern sehe.«

»Mein Herr hat's aber gesagt, es wird also der Fall sein.«

»Wir werden ja sehen!«

Noch hatte die Sonne ihren höchsten Punkt am Himmel nicht erreicht. Man zog also weiter, wobei Harbert zunächst einen Baum mit eßbaren Früchten entdeckte. Es war eine Pinie, die eine ausgezeichnete, in den gemäßigten Teilen Amerikas und Europas hochgeschätzte Kernfrucht liefert. Die Früchte erwiesen sich eben als vollkommen reif, und Harbert empfahl sie seinen beiden Begleitern, die sich daran ein Gütchen taten.

»Nun«, meinte Pencroff, »Algen an Stelle des Brots, rohe Miesmuscheln an der des Fleisches und Mandeln* zum Nachtisch, so klingt die passende Speisekarte für Leute, die kein einziges Zündhölzchen mehr besitzen!«

»Darüber ist auch noch nicht zu klagen«, erwiderte Harbert.

»Ich beklage mich auch nicht, mein Junge«, entgegnete Pencroff, »ich wiederhole nur, daß das Fleisch bei dieser Diät etwas gar zu sehr fehlt.«

»Das scheint Tops Ansicht nicht zu sein …« rief Nab, der auf ein Dickicht zusprang, in dem der Hund eben bellend verschwand, und ihm ein eigentümliches Grunzen antwortete.

Der Seemann und Harbert folgten Nab. Wenn man ein Stück Wild erlegen konnte, war jetzt nicht die Zeit, darüber zu streiten, ob man es werde braten können oder nicht.

* Die Frucht der Pinie hat den Geschmack der süßen Mandel. D. Übers.

Bald holten die Jäger Top ein und sahen, wie dieser ein Tier an einem Ohr gepackt hatte. Es war eine Art Schwein von etwa 2 ½ Fuß Länge, schwarzbrauner, am Bauch hellerer Farbe, mit starren, aber nicht sehr dichten Borsten, dessen Fußzehen, die jetzt kräftig in den Boden eingeschlagen waren, durch eine Schwimmhaut verbunden erschienen.

Harbert glaubte in diesem Tier einen Cabiai oder sogenanntes Wasserschwein, das heißt ein Exemplar der größten Nagerfamilie, zu erkennen.

Der Cabiai verteidigte sich nicht sonderlich gegen den Hund, und rollte nur seine, hinter dicken Fettringen halb versteckten Augen hin und her. Menschen sah er vielleicht überhaupt zum ersten Mal.

Als Nab aber seinen Stock eben fester packte und dem Nager zu Leibe rücken wollte, entriß sich dieser Tops Zähnen, in denen nur die Spitze eines Ohrs zurückblieb, grunzte heftig, stürzte auf Harbert los, rannte diesen halb um und verschwand im Gebüsch.

»Ah, der Schurke!« rief Pencroff.

Alle folgten eiligst Tops Spuren, und als sie diesen eben einholten, sahen sie jenes Tier unter das Wasser eines ausgedehnten, von 100jährigen Fichten umstandenen Sumpfes tauchen.

Verwundert blieben Nap, Harbert und Pencroff stehen. Top war in das Wasser nachgesprungen, aber der auf seinem Grund versteckte Cabiai ließ sich nicht blicken.

»Warten wir ein wenig«, sagte der junge Mann, »er muß bald einmal emportauchen, um Atem zu holen.«

»Wird er nicht ersaufen?« fragte Nab.

»O nein«, antwortete Harbert, »er hat ja Schwimmfüße und fast die Natur einer Amphibie. Wir wollen ihm aber auflauern.«

Top schwamm noch immer im Wasser. Pencroff und seine Gefährten besetzten an geeigneten Stellen das Ufer, um dem Cabiai den Rückzug abzuschneiden.

Harbert täuschte sich nicht. Nach einigen Minuten kam das Tier wieder an die Oberfläche. Top stürzte so schnell er konnte darauf zu und hinderte es, wieder unterzutauchen. Einen Augenblick darauf hatte er es zum Ufer geschleppt, wo es einem Stockschlag Nabs erlag.

»Hurra!« rief Pencroff, der gern ein Triumphgeschrei erhob. »Nun bloß noch eine glimmende Kohle, und der Nager soll bald selbst bis auf die Knochen abgenagt sein!«

Pencroff lud den Cabiai auf die Schulter, und da er dem Sonnenstand nach glaubte, daß es gegen 2 Uhr sei, veranlaßte er die Heimkehr.

Tops Instinkt kam den Jägern trefflich zustatten, die von jenem geführt, leicht ihren Weg wiederfanden. Eine halbe Stunde darauf erreichten sie schon die Biegung des Flusses.

Ebenso wie das erste Mal machte Pencroff eine Holzladung zurecht, eine Arbeit, die ihm trotz des noch fehlenden Feuers geboten schien, und so gelangte man, das Floß auf dem Wasser hinleitend, zu den Kaminen zurück.

Noch 50 Schritte davor blieb der Seemann stehen, und mit erneutem Triumphgeschrei wies er nach der Ecke, an der sich ihre Wohnung befand.

»Harbert! Nab! Da seht einmal!« rief er.

Ein lustig wirbelnder Rauch stieg über die Felsen empor!

10. KAPITEL

Eine Erfindung des Ingenieurs. – Was Cyrus Smith vor allem beschäftigt. – Aufbruch zum Berg. – Der Wald. – Vulkanischer Boden. – Die Tragopans. – Die wilden Schafe. – Die erste Hochebene. – Das Nachtlager. – Der Gipfel des Kegels.

Einige Minuten darauf standen die drei Jäger vor einem prasselnden Feuer. Cyrus Smith und der Reporter waren anwesend. Seinen Cabiai in der Hand sah Pencroff einen nach dem anderen staunend an.

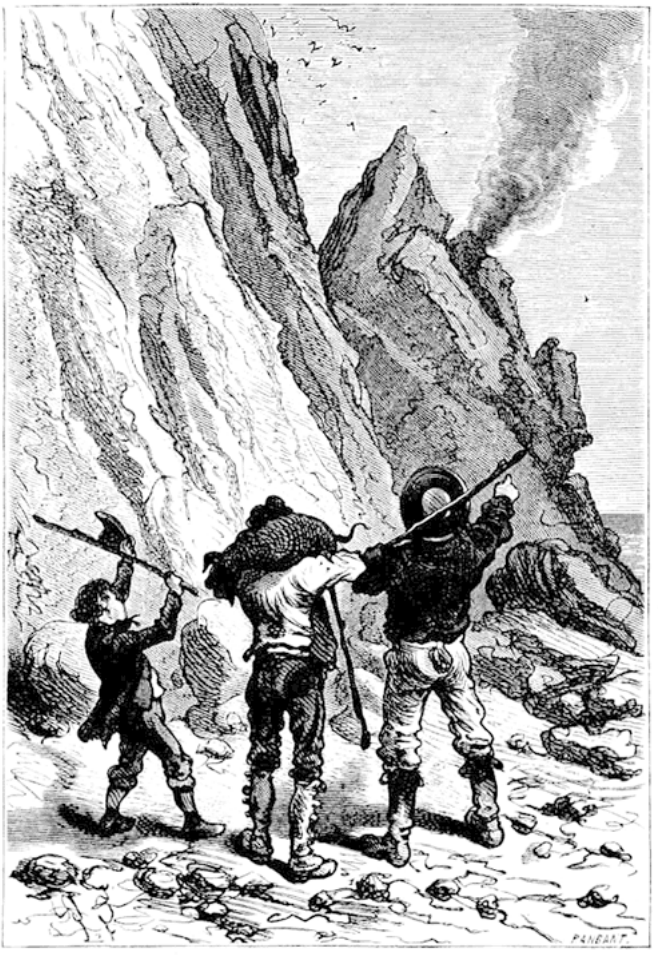
»Nun ja, mein wackerer Freund«, sagte endlich der Reporter, »das ist Feuer, wirkliches, leibhaftiges Feuer, über dem das schöne Stück Wild da zu unserer Erquickung bald genug braten soll.«

»Wer in aller Welt hat das angezündet!« fragte Pencroff.

»Ei nun, die Sonne!«

Gedeon Spiletts Antwort war vollkommen richtig. Die Sonne hatte die Hitze geliefert, über die Pencroff sich so sehr wunderte. Der Seemann wollte kaum seinen Augen trauen und kam vor Erstaunen gar nicht dazu, den Ingenieur darüber zu befragen.

»Sie besaßen also eine Brennlinse, Mr. Smith?« fragte Harbert.


PANEAU

»Nein, mein Sohn«, erwiderte dieser, »ich habe mir aber eine gemacht.«

Dabei wies er den Apparat vor, der ihm als Linse gedient hatte.

Er bestand einfach aus drei Gläsern, die er seiner Uhr und der des Reporters entnommen hatte. Nach ihrer Füllung mit Wasser und Abdichtung ihrer Ränder mit Tonerde erhielt er eine vollständige Linse, die durch Konzentration der Sonnenstrahlen trockenes Moos zu entzünden imstande war.

Der Seemann betrachtete erst den Apparat und sah dann den Ingenieur sprachlos, aber mit vielsagendem Blick an. Wenn Cyrus Smith für ihn nicht geradezu ein Gott war, so erschien er ihm doch sicher mehr als ein gewöhnlicher Mensch.

Endlich löste sich seine Zunge und rief er:

»Schreiben Sie das auf, Mr. Spilett; bringen Sie es zu Papier!«

»Ist schon notiert«, erwiderte der Reporter.

Mit Nabs Hilfe machte der Seemann hierauf den Bratspieß zurecht, und bald röstete der ausgeweidete Cabiai wie ein gewöhnliches Milchschwein über dem hellen, prasselnden Feuer.

Inzwischen waren auch die Kamine wieder wohnlicher geworden, nicht nur weil die Innenräume sich behaglicher durchwärmten, sondern weil man auch die Lücken durch Sand und Steine aufs neue verschlossen hatte.

Der Ingenieur und sein Gefährte mußten ihre Zeit gut

genutzt haben. Cyrus Smith hatte seine Kräfte fast vollkommen wiedererlangt, und versuchte sie durch eine Besteigung der Hochebene. Lange verweilte sein an die Abschätzung von Höhen und Entfernungen gewöhntes Auge auf dem Kegelberg, der am folgenden Tag erstiegen werden sollte. Der etwa 6 Meilen im Nordwesten liegende Berg schien ihm an die 3.500 Fuß über das Meer emporzuragen, folglich hätte sich einem auf seiner Spitze befindlicher Beobachter ein Gesichtskreis von mindestens 50 Meilen geboten. Ein solches Blickfeld versprach aber die Lösung der Frage, »ob Insel oder Festland«, der Cyrus Smith nun einmal die herausragendste Wichtigkeit beimaß.

Das Abendbrot wurde eingenommen, und das Cabiaifleisch für ganz vortrefflich erklärt. Seetang und Pinienzapfen vervollständigten die Mahlzeit, während der Ingenieur nur wenig sprach, da ihn sein morgiges Vorhaben beschäftigte.

Einige Male meldete sich Pencroff mit dem oder jenem Vorschlag; Cyrus Smith aber, eine viel zu streng methodische Natur, begnügte sich, den Kopf zu schütteln, und sagte:

»Morgen werden wir wissen, woran wir sind, und danach die geeigneten Maßnahmen ergreifen.«

Nach beendetem Mahl warf man noch reichliches Holz auf den Herd, und bald fielen die Bewohner der Kamine, Top mit ihnen, in tiefen Schlummer.

Nichts störte die friedliche Nacht, und am folgenden Tag, dem 29. März, erwachten sie munter und frisch, bereit zu

dem Ausflug, der zunächst wenigstens ihr Schicksal entscheiden sollte.

Alles war zum Aufbruch bereit. Die Reste des Cabiai versprachen allen noch für 24 Stunden ausreichend Nahrung, doch rechnete man darauf, sich unterwegs noch mit neuem Vorrat zu versorgen. Da die Uhrgläser des Reporters und des Ingenieurs ihren ursprünglichen Platz wiedergefunden hatten, sengte Pencroff aufs neue etwas Leinen an, um als Zunder zu dienen. Feuerstein konnte ja in diesen Gegenden plutonischen Ursprungs nicht fehlen.

Es war 7 Uhr 30 morgens, als die mit Stöcken bewaffneten Wanderer aus den Kaminen aufbrachen. Pencroff riet, den schon einmal im Wald betretenen Weg einzuschlagen, wenn man etwa auch auf einem anderen zurückkehrte; jener bildete scheinbar auch den direktesten Weg zum Berg. Man ging demnach um die südliche Felsenecke herum, folgte dem linken Ufer des Flusses und verließ diesen an der Stelle, wo er sich nach Südwest wandte. Der durch die angebrochenen Zweige erkenntliche Fußpfad wurde leicht wiedergefunden, und um 9 Uhr schon erreichten Cyrus Smith und seine Begleiter die nördliche Grenze des Waldes.

Der bis hierher wenig unebene, erst sumpfige, dann trockene und sandige Boden zeigte nun eine sanfte Steigung zum Inneren des Landes. Unter dem Hochwald gewahrte man einige sehr flüchtige Tiere. Top jagte diese zwar auf, doch rief man ihn sofort zurück, da jetzt keine Zeit war, sie zu verfolgen. Vielleicht später. Der Ingenieur war nun mal nicht der Mann, sich von seiner einmal gefaßten Idee

abwendig machen zu lassen. Ebenso würde man sich nicht getäuscht haben, wenn man sagte, daß er das Land nicht betrachte, weder bezüglich seiner Gestaltung, noch seiner Erzeugnisse. Sein einziges Ziel bildete eben jener Berg, den er zu ersteigen vorhatte, und auf den er geradewegs zuging.

Um 10 Uhr machte man für wenige Minuten halt.

Beim Austritt aus dem Wald konnte man die orographische Anordnung des Landes erkennen. Der Berg setzte sich aus zwei Gipfeln zusammen. Der erste erschien etwa in der Höhe von 2.500 Fuß abgeplattet und wurde von sonderbar gestalteten Vorbergen gehalten, die in ihren Verzweigungen einer fest in den Erdboden eingeschlagenen riesigen Kralle nicht unähnlich waren. Zwischen diesen verliefen enge Täler mit zahlreichen Bäumen, deren letzte Gruppen sich bis zu der abgestuften Oberfläche des unteren Kegels erhoben. Jedenfalls erschien die Vegetation an der den Nordostwinden ausgesetzten Bergseite weniger entwickelt, dafür bemerkte man daran viele Streifen, die offenbar Lavarinnen vorstellten.

Auf diesem ersten Kegel ruhte noch ein an seiner Spitze leicht abgerundeter zweiter, der etwa einem runden, mehr auf ein Ohr gedrückten Hut glich. Letzterer bestand aus nacktem, da und dort von rötlichen Felsen durchbrochenem Erdreich.

Diesen zweiten Gipfel galt es nun zu erreichen, und der Kamm der Vorberge bot scheinbar den besten Weg, dahin zu gelangen.

»Wir befinden uns auf vulkanischem Boden«, hatte Cy-

rus Smith gesagt, und nach und nach erhoben sich alle weiter auf dem Rücken eines solchen Bergausläufers, der in gewundener und deshalb leichter zu ersteigender Linie an der ersten Hochebene ausmündete.

Zahlreich waren die Unebenheiten dieses Bodens, den plutonische Kräfte wirr durcheinandergeworfen hatten. Häufig traf man auf erratische Blöcke, Basalttrümmer, Bimsstein und Obsidiane. In einzelnen Gruppen ragten noch jene Koniferenarten empor, die weiter unten in den engen Tälern so dichte Gehölze bildeten, daß die Sonnenstrahlen sie kaum durchdrangen.

Bei diesem Zug über die unteren Bergkämme beobachtete Harbert mehrfache Spuren großer Tiere, die unlängst hier vorübergekommen zu sein schienen.

»Diese Tiere werden uns ihr Gebiet wohl nicht gutwillig überlassen«, sagte Pencroff.

»Das macht nichts«, meinte der Reporter, der schon den Tiger in Indien und den Löwen in Afrika gejagt hatte, »wir werden sie uns vom Leib zu halten wissen. Immerhin empfiehlt es sich, jetzt auf der Hut zu sein.«

Inzwischen gelangte man nach und nach aufwärts, doch dehnte sich der Weg durch die vielen Krümmungen auffallend in die Länge. Manchmal fehlte auch plötzlich der Boden, und man stand vor tiefen Schluchten, die umgangen werden mußten, was natürlich nicht ohne Zeitverlust und tüchtige Anstrengung abging. Gegen Mittag, als die kleine Gesellschaft rastete, um am Fuß eines kleinen Tannengehölzes und nah bei einem in plätschernden Wasserfällen hi-

nunterstürzenden Bach zu frühstücken, befand sie sich erst in der Mitte des Weges bis zum ersten Absatz, den man vor Einbruch der Nacht kaum zu erreichen hoffen durfte.

Von hier aus gesehen erweiterte sich der Meereshorizont schon ganz beträchtlich, doch begrenzte zur Rechten das spitze, südöstliche Vorgebirge den Ausblick, so daß nicht zu bestimmen war, ob die stark zurückweichende Küste sich einem weiteren Hinterland anschloß oder nicht. Nach links hin schweifte der Blick zwar einige Meilen nach Norden, wurde aber im Nordwesten wiederum durch einen merkwürdig zerklüfteten Berggrat, der ohne Zweifel die mächtigste Rinne des zentralen Kegels darstellte, aufgehalten. Bezüglich der Frage, die Cyrus Smith so sehr am Herzen lag, ließ sich also von hier aus noch nichts entscheiden.

Um 1 Uhr setzte man die Besteigung wieder fort. Nochmals mußten sich die Wanderer nach Südwesten wenden und in dem dichten Gehölz vorzudringen suchen. Unter dem Baumdach flatterten dort einige Pärchen Hühnervögel aus der Familie der Fasanen umher. Es waren sogenannte »Tragopans«, die sich durch einen fleischigen Anhang am Hals und kleine dünne über und hinter den Augen stehende Hörner auszeichnen. Unter diesen Pärchen von der Größe unserer Haushähne unterschied man die Weibchen leicht an ihrer gleichmäßigen braunen Farbe, während die Männchen in ihrem roten, mit weißen Punkten übersätem Gefieder prunkten. Gedeon Spilett erlegte durch einen geschickten und kräftigen Steinwurf einen dieser Tragopans, den

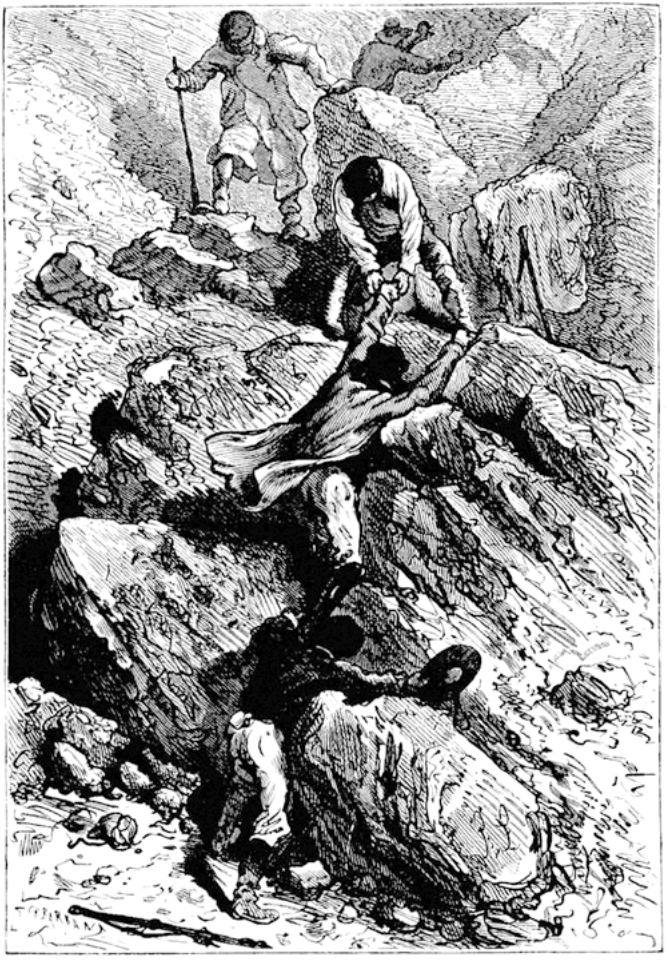
Pencroff, ausgehungert durch die frische Luft, nicht ohne Gier ansah.

Nach Durchschreitung dieses Gehölzes erreichten die Bergsteiger, einer hinter dem andern fast 100 Fuß hoch empor über einen schmalen Abhang kletternd, einen höheren ziemlich hohen Absatz, dessen Boden von ausgesprochen vulkanischer Natur war. Von diesem aus wollte man wieder mehr nach Osten vordringen, wobei man auf den schmalen Pfaden in Schlangenwindungen gehen und jeder aufpassen mußte, wohin er den Fuß setzte. Nab und Harbert nahmen die Spitze, Pencroff das Ende des Zugs ein, Cyrus und der Reporter gingen zwischen ihnen. Die Tiere, die diese Höhen besuchten und von denen man häufiger Spuren antraf, gehörten unzweifelhaft zu den Rassen mit sicheren Füßen und geschmeidigem Rückgrat, wie zum Beispiel die Gemsen. Einigen von ihnen begegnete man auch, doch nannte sie Pencroff nicht bei diesem Namen.

»Da sind Schafe!« rief er.

Alle blieben etwa 50 Schritte vor einem halben Dutzend ziemlich großer Tiere stehen, die starke rückwärts gebogene und an der Spitze abgeplattete Hörner und unter langen seidenartigen Haaren von gelblicher Farbe ein dichtes wolliges Fließ hatten.

Es waren keine gewöhnlichen Schafe, sondern eine in den Gebirgsgegenden der gemäßigten Zonen sehr verbreitete Art, denen Harbert den Namen »Mufflons« (wilde Schafe) gab.



»Ißt man die Keulen und Kotelettes von ihnen?« fragte der Seemann.

»Ja«, antwortete Harbert.

»Nun, dann sind es auch Schafe!« behauptete Pencroff.

Unbeweglich zwischen den Basalttrümmern glotzten die Tiere die Wanderer an, so als ob sie zum ersten Mal zweifüßige Geschöpfe sähen. Plötzlich schien aber das Gefühl der Furcht in ihnen zu erwachen, und schnell waren sie über die Felsstücke springend verschwunden.

»Auf Wiedersehen!« rief ihnen Pencroff mit so komischem Ton nach, daß alle darüber sich des Lachens nicht enthalten konnten.

Die Besteigung wurde fortgesetzt. An so manchem steilen Abhang konnte man die Spuren der Lava in den sonderbarsten Richtungen verfolgen. Öfter trafen die Wanderer auf ihrem Weg kleine Solfataren (Schwefeldunstquellen), die man umgehen mußte. An einzelnen Stellen hatte sich der Schwefel in Form kristalliner Konkretionen mitten zwischen den Auswurfstoffen, die den Lavaeruptionen vorherzugehen pflegen, wie Puzzolanerde in unregelmäßigen, hartgebrannten Stücken und weißlicher, aus ganz kleinen Feldspatkristallen bestehender Asche abgelagert.

Mit Annäherung an das erste Bergplateau nahmen die Schwierigkeiten der Besteigung noch erheblich zu. Gegen 4 Uhr war die oberste Baumgrenze überschritten. Nur da und dort fristeten noch einige dürftige Fichten ihr zähes Leben, das auch in dieser Höhe dem wütenden Wind Trotz zu bieten vermochte. Zum Glück für den Ingenieur und seine

Begleiter hielt sich das Wetter jetzt sehr schön und die Atmosphäre ruhig, denn bei der Höhe von 3.000 Fuß würde sie eine kräftige Brise nicht wenig in ihren Bewegungen gehindert haben. Bei der Durchsichtigkeit der Luft fühlte man fast die Reinheit des Himmels am Zenit. Rings um sie her herrschte vollkommene Ruhe. Die Sonne, die hinter dem zweiten Gipfel wie hinter einem ungeheuren Lichtschirm verborgen war, sahen sie zwar nicht, auch blieb der ganze westliche Horizont verdeckt, dessen gewaltiger Schatten entsprechend dem niedersinkenden Tagesgestirn an Größe zunahm. Einige Dünste, mehr Nebel, als eigentliche Wolken, begannen im Osten aufzusteigen und färbten sich durch die Brechung der Sonnenstrahlen mit allen Schattierungen des Spektrums.

Nur 500 Fuß trennten die Forscher jetzt von dem Plateau, das sie erreichen wollten, um dort ihr Nachtlager aufzuschlagen, doch dehnten sich diese 500 Fuß durch den Zickzackweg, dem man folgen mußte, zu mehr als 2 Meilen in der Länge aus. Oft fehlte, wie man zu sagen pflegt, der Boden unter den Füßen. Die Abhänge fielen manchmal so steil ab, daß man auf der erstarrten Lava hinglitt, die dem Fuß keinen genügenden Halt bot. Allmählich sank der Abend herab, und schon war es fast Nacht, als Cyrus Smith und seine Begleiter, sehr ermattet von einem 7stündigen Aufwärtssteigen, auf dem Plateau des unteren Bergkegels ankamen.

Jetzt ging man daran, eine Lagerstätte herzurichten, um durch Nahrung und Schlaf die verlorenen Kräfte zu erset-

zen. Die zweite Etage des Berges erhob sich von einer Felsenbasis, zwischen deren Spalte man leicht einen sicheren Schlupfwinkel fand. An Brennmaterial war hier freilich etwas Mangel, doch erhielt man durch Moose und trockenes Gesträuch, das sich noch hier und da auf dem Hochplateau vorfand, ein leidliches Feuer. Nab und Harbert sammelten das Material ein, während Pencroff verschiedene Steine zu einem improvisierten Herd zusammenstellte. Dann schlug man mit geeigneten Steinen Feuer, die Funken fielen auf den Zunder, und bald loderte, von Nabs kräftiger Lunge angeblasen und geschützt von den umgebenden Felsenwänden, eine lustige Flamme empor.

Man erhielt sich diese nur zur Erwärmung bei der empfindlichen Kälte der Nacht, briet aber den Fasan noch nicht dabei, sondern sparte diesen für den nächsten Tag auf, und begnügte sich zum Abendbrot mit den Resten des Cabiai und einigen Dutzenden süßer Pinienfruchtzapfen. Um 6 Uhr 30 war alles beendet.

Da fiel es Cyrus Smith noch ein, im Halbdunkel die große ringförmige Abplattung, auf welcher der zweite Bergkegel ruhte, näher in Augenschein zu nehmen. Bevor er sich zur Ruhe begab, wollte er sich überzeugen, ob man rings um diesen Kegel herumgehen könne, für den Fall, daß dessen Seiten zu steil aufstiegen, um den Gipfel selbst erreichen zu können. Der Gedanke hieran beschäftigte ihn unausgesetzt, denn möglicherweise war der ringförmige Absatz an der Seite, nach der sich der obere Kegel neigte, nicht gangbar. Vermochte man aber weder die Spitze des Berges zu erklim-

men, noch seine Basis zu umkreisen, dann verfehlte man, solange der westliche Teil der Umgebung nicht zu überblicken war, ja den ganzen Zweck des unternommenen Ausflugs.

Ungeachtet der vorhergegangenen Strapazen wandte sich der Ingenieur, während Pencroff und Nab das Nachtlager zurechtmachten und Gedeon Spilett die Erlebnisse des Tages notierte, in Begleitung Harberts nach dem kreisförmigen Absatz, um diesen zu verfolgen.

Die schöne, stille Nacht war noch ziemlich hell. Ohne ein Wort zu wechseln, gingen Cyrus Smith und der junge Mann nebeneinander her. An manchen Stellen verbreiterte sich der Weg, so daß sie bequem marschieren konnten, an anderen verengten ihn Felstrümmer so weit, daß sie kaum einer hinter dem andern weiterkamen. Nach 20 Minuten etwa mußten die beiden Wanderer sogar ganz anhalten. Von da aus liefen die Abhänge beider Kegelberge in einen zusammen und ließen keine Stufe mehr zwischen sich. Um diese schroffe Wand mit einem Neigungswinkel von fast 70 Grad konnte man nicht gefahrlos weiter herumklettern.

Mußten der Ingenieur und der junge Mann aber auch auf eine weitere Umgehung des Kegels verzichten, so bot sich ihnen dafür die Möglichkeit, geradewegs ein Stück nach der Spitze hinaufklettern zu können.

Vor ihnen eröffnete sich eine weite Aushöhlung der Bergmasse, eine Seitenmündung des oberen Kraters, eine Art Flaschenhals, aus dem zur Zeit der Tätigkeit des Vulkans die flüssigen Eruptionsstoffe herabrannen. Die erhär-

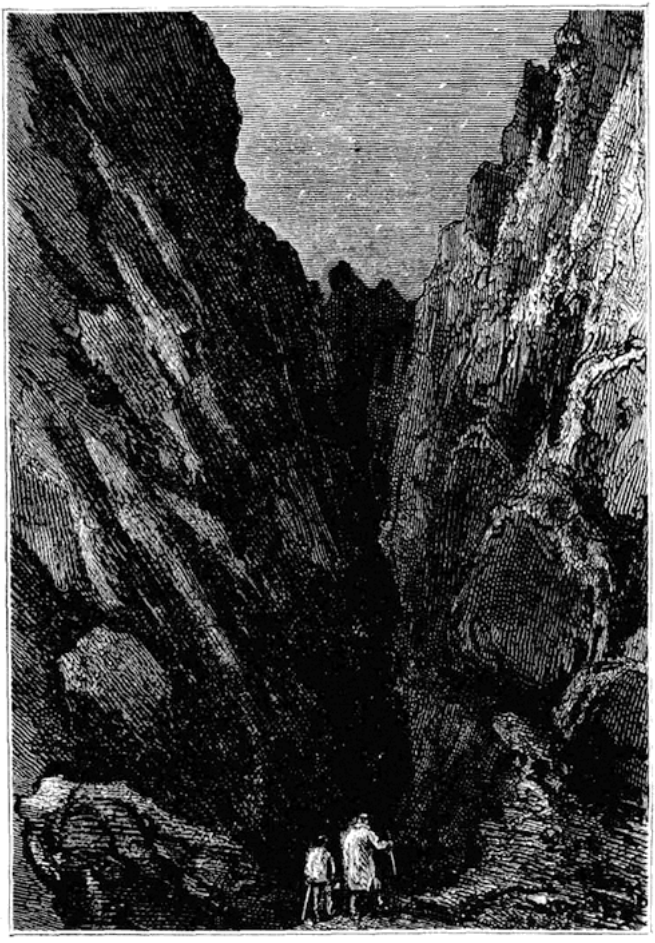
tete Lava und die bekrusteten Schlacken bildeten gewissermaßen eine natürliche Treppe mit breiten Stufen, welche die Annäherung an den Gipfel überraschend erleichterte.

Ein flüchtiger Blick genügte Cyrus Smith, diese Vorteile zu erkennen, und ohne zu zögern drang er, von dem jungen Mann gefolgt, bei zunehmender Dunkelheit in den ungeheuren Schlund ein.

Noch war eine Höhe von etwa 1.000 Fuß zu erklimmen. Würden die inneren Wände des Kraters irgend gangbar sein? Das mußte man ja bald sehen. Jedenfalls wollte der Ingenieur den Weg nach aufwärts fortsetzen, solange das eben ausführbar war. Zum Glück bildeten die inneren Wände gewissermaßen sehr verlängerte Schraubengänge, die das Aufsteigen begünstigten.

Der Vulkan selbst schien zweifellos vollkommen erloschen; nicht die kleinste Rauchsäule stieg aus ihm empor; kein Flämmchen züngelte in seiner ungeheuren Tiefe. Kein unterirdisches Rollen ließ sich hören, kein Erzittern fühlen an diesem dunklen Schacht, der sich vielleicht bis ins Innerste der Erde fortsetzte. Auch die Luft im Kraterinnern verriet keine Spur schwefliger Dünste. Das war mehr als die Ruhe, das war das Bild des Erstorbenseins eines Vulkans.

Cyrus Smiths Versuch sollte gelingen. Je weiter er und Harbert an den inneren Wänden emporklommen, desto mehr verbreiterte sich die Krateröffnung über ihnen. Der kreisförmige Ausschnitt des Himmels, den die Schlundwände einrahmten, nahm mehr und mehr an Ausdehnung zu. Bei jedem Schritt, den die Wanderer taten, traf sozu-



sagen ein neues Gestirn in ihr Gesichtsfeld. Hell glänzten die prächtigen Sternbilder des südlichen Himmels. Am Zenit der blendende Antares im Skorpion und nahe dabei das β-Centauri, das man für den unserem Sonnensystem am nächsten stehenden Fixstern hält. Je nachdem sich der Krater erweiterte, erschienen dann das Sternbild der Fische, das Dreieck des Südens und endlich fast genau am antarktischen Pol der Welt das schöne Kreuz des Südens, das den Polarstern der nördlichen Halbkugel bildet.

Es mochte gegen 8 Uhr sein, als Cyrus Smith und Harbert den oberen Kamm des Berges auf seiner Spitze erreichten.

Freilich war es nun fast vollkommen dunkel geworden, so daß der Blick kaum auf eine Entfernung von 2 Meilen reichte. Wogte nun der Ozean rings um dieses unbekannte Land, oder stand es auf der Westseite mit irgendeiner größeren Landmasse des Pazifiks in Verbindung? Noch vermochte man es nicht zu erkennen. Grade jetzt erhöhte eine Wolkenbank, die sich scharf vom Horizont abhob, nach Westen zu die Dunkelheit, und das Auge war nicht imstande, zu entscheiden, ob Himmel und Wasser in ungebrochener Kreislinie einander berührten.

Da erschien plötzlich an jener Stelle des Horizonts ein Lichtschein, der mehr und mehr herabsank, je nachdem die Wolkenbank in die Höhe stieg.

Es war die Sichel des zunehmenden Mondes, der eben untergehen wollte. Noch reichten seine Strahlen, den jetzt wolkenlosen Horizont zu beleuchten, und einen Augenblick

sah der Ingenieur sein zitterndes Bild sich auf einer Wasserfläche widerspiegeln.

Cyrus Smith ergriff die Hand des jungen Mannes.

»Es ist eine Insel!« sagte er mit ernstem, fast feierlichem Ton, als eben der letzte Lichtschein in den Wellen erlosch.

11. KAPITEL

Auf dem Gipfel des Kegels. – Das Innere des Kraters. – Ringsherum Wasser. – Kein Land in Sicht. – Das Ufer aus der Vogelschau. – Hydrographie und Orographie. – Ist die Insel bewohnt? – Taufe der Baien, Buchten, Kaps, Flüsse usw. – Die Insel Lincoln.

Eine halbe Stunde später waren Cyrus Smith und Harbert wieder zurück beim Lager. Der Ingenieur begnügte sich, seinen Gefährten mitzuteilen, daß das Land, auf das der Zufall sie geworfen hatte, eine Insel war und daß man am folgenden Tag das Weitere überlegen wolle. Hierauf richtete sich jeder bestmöglich in dieser Basaltkluft 2.500 Fuß über dem Meer ein, und »die Insulaner« verbrachten eine friedliche Nacht in tiefem Schlummer.

Am Morgen des 30. März beabsichtigte der Ingenieur, nach einem kurzen Frühstück auf Unkosten des gebratenen Tragopans, den Vulkan wieder zu ersteigen, zur genaueren Besichtigung der Insel, auf der alle vielleicht für die Zeit ihres Lebens gefangen waren, wenn diese sehr entfernt von jedem anderen Land oder außerhalb der Straße derjenigen Schiffe lag, welche die Inselgruppen des Pazifiks besuchen.

Diesmal folgten ihm auch alle seine Gefährten, denn auch sie reizte es, die Insel zu betrachten, die ihnen für die Zukunft alle Lebensbedürfnisse liefern sollte.

Es war gegen 7 Uhr morgens, als Cyrus Smith, Gedeon Spilett, Harbert, Pencroff und Nab ihr Lager verließen.

Alle schienen sich über die gegenwärtige Lage beruhigt zu haben. Ohne Zweifel hatten sie Vertrauen zu sich, doch ist wohl zu bemerken, daß der Grund dieses Zutrauens bei Cyrus Smith nicht derselbe war, wie bei seinen Gefährten. Beim Ingenieur erklärte es sich durch das Gefühl seiner Fähigkeit, dieser wilden Natur jedes Lebensbedürfnis für sich und seine Gefährten abzuringen, und letztere sorgten sich um nichts, eben weil Cyrus Smith bei ihnen war. Diesen Unterschied begreift man wohl; Pencroff vor allen hätte seit der Wiederanzündung des Feuers keinen Augenblick verzweifelt, selbst wenn er sich auf einem nackten Felsen befunden hätte, wenn nur Cyrus Smith mit auf diesem Felsen war.

»Pah!« sagte er, »aus Richmond sind wir ohne Erlaubnis der Behörden herausgekommen, es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht heute oder morgen von einem Ort wegkommen sollten, an dem uns gewiß niemand zurückhält!«

Cyrus Smith verfolgte denselben Weg, wie am Abend vorher. Man ging auf der Stufe zwischen beiden Kegeln um den oberen bis an die Mündung des Seitenkraters herum.

Das Wetter war prächtig. Glänzend stieg die Sonne am

Himmel empor und vergoldete mit ihren Strahlen die ganze Ostseite des Berges.

Man trat in den Krater ein. Er erschien so, wie ihn der Ingenieur im Halbdunkel erkannt hatte, das heißt ein ungeheurer Trichter, der sich bis zur Höhe von 1.000 Fuß über dem Plateau nach und nach erweiterte. Unterhalb der Seitenmündung schlängelten sich dicke und breite Lavaströme hinunter und zeichneten so den Weg der Auswurfmassen vor, bis in die tieferen Täler hinab, die den nördlichen Teil der Insel furchten.

Das Innere des Kraters, dessen Neigung 35 bis 40 Grad nicht überschritt, setzte der Besteigung keinerlei Hindernisse entgegen. Noch fand man Spuren sehr alter Laven, die wahrscheinlich früher über den Rand des Kraters flossen, solange die Seitenmündung ihnen jenen neuen Ausweg noch nicht bot.

Der Schlund des Vulkans, der die Verbindung zwischen den unterirdischen Schichten und dem Krater herstellte, war seiner Tiefe nach nicht mit den Augen abzuschätzen, da er sich in der Dunkelheit verlor. Über das vollständige Verlöschen des Vulkans konnte man jedoch keinen Augenblick im Zweifel sein. Noch vor 8 Uhr befanden sich Cyrus Smith und seine Gefährten auf seinem Gipfel, auf einem kleinen konischen Hügel, der am nördlichen Rand einer großen Blase ähnlich erschien.

»Das Meer! Überall das Meer!« riefen sie, als hätten ihre Lippen dieses Wort, das sie zu Insulanern machte, nicht zurückhalten können.

Wirklich erstreckte sich rings um sie die ungeheure kreisförmige Wasserfläche. Als Cyrus Smith den Gipfel noch einmal bestieg, leitete ihn vielleicht die Hoffnung, irgendeine Küste, eine nahegelegene Insel zu entdecken, die er in der Dunkelheit des vergangenen Abends nicht hatte erkennen können. Aber nichts zeigte sich am ganzen Horizont, das heißt in einem Umkreis von mehr als 50 Meilen. Kein Land war in Sicht, kein Segel auf dem Wasser! Der ganze unendliche Raum wüst und leer, und in seiner Mitte lag die verlassene Insel, ein Steinchen im Weltmeer!

Stumm und unbeweglich musterten der Ingenieur und seine Gefährten einige Minuten lang den Ozean. Ihre Augen durchdrangen ihn bis zu den äußersten Grenzen. Doch selbst Pencroff, der ein so ausgezeichnetes Sehvermögen besaß, bemerkte nichts, und er hätte doch ohne Zweifel selbst die geringste Spur eines entfernten Landes, und wenn es sich nur durch einen noch so feinen Dunstkreis verriet, wahrgenommen, denn unter seine Augenbrauen hatte die Natur zwei wahrhafte Teleskope eingepflanzt.

Vom Meer weg schweiften die Blicke über das umgebende Land, das den Berg vollständig beherrschte, als Gedeon Spilett zuerst das Schweigen mit der Frage brach:

»Wieviel mag die Größe dieser Insel wohl betragen?«

Wenn man sie so mitten im grenzenlosen Ozean liegen sah, schien sie nicht sehr beträchtlich zu sein.

Cyrus Smith überlegte kurze Zeit; er faßte unter Beachtung der Höhe, in der er sich befand, den Umfang der Insel ins Auge.

»Ich glaube nicht zu irren, meine Freunde«, sagte er dann, »wenn ich die Küstenentwicklung unseres Reichs auf mehr als 100 Meilen* schätze.«

»Folglich beträgt ihre Oberfläche …?«

»Das ist schwer zu sagen«, antwortete der Ingenieur, »dafür ist das Ufer zu unregelmäßig zerklüftet.«

Wenn sich Cyrus Smith in seiner Schätzung nicht täuschte, so hatte die Insel ungefähr die Ausdehnung von Malta oder Xanthes im Mittelmeer; doch erschien sie weit unregelmäßiger gestaltet, und reicher an Kaps, Vorgebirgen, Spitzen, Baien, Buchten und Schlüpfhäfen. Ihre sonderbare Form fiel unwillkürlich ins Auge, und als Gedeon Spilett diese auf des Ingenieurs Wunsch in ihren Umrissen gezeichnet hatte, fand man, daß sie einem phantastischen Tier mit geflügelten Füßen ähnelte, das auf der Oberfläche des Pazifiks eingeschlafen war.

Wir geben hier eine kurze Beschreibung der Gestalt der Insel, von der der Reporter sofort eine Karte mit ausreichender Genauigkeit entwarf.

Der Küstenstrich, an dem die Schiffbrüchigen an Land gekommen waren, bildete einen weit offenen Bogen und umgrenzte damit eine ausgedehnte Bai, die im Südosten mit einem spitzen Kap endete, das Pencroff bei seiner ersten Umschau wegen dazwischenliegender Hindernisse nicht hatte sehen können. Im Nordosten schlossen diese Bai zwei andere Landvorsprünge, zwischen denen eine schmale

* Etwa 180 Kilometer.

Bucht verlief, so daß das Ganze dem geöffneten Rachen eines ungeheuren Hais nicht unähnlich erschien.

Von Nordosten nach Nordwesten zu rundete sich die Küste ähnlich dem flachen Schädel eines wilden Tieres ab, und erhob sich nach innen zu einer Art Landrücken, dessen Mittelpunkt der Vulkanberg einnahm.

Von hier aus strich das Ufer ziemlich regelmäßig von Norden nach Süden, und war nur in zwei Dritteln seiner Länge von einem engen Schlüpfhafen eingeschnitten, über den hinaus es mit einer schmalen Landzunge, ähnlich dem Schwanz eines riesigen Alligators, endete.

Dieser Schwanz bildete eine wirkliche, an die 30 Meilen weit ins Meer vorspringende Halbinsel, die von dem schon erwähnten südöstlichen Kap aus eine weit offene Reede abschloß.

In ihrer geringsten Breite, das heißt zwischen den Kaminen und dem Schlüpfhafen an der nördlichen Küste, maß die Insel höchstens 10 Meilen in der Breite, wogegen ihre größte Länge, vom Haifischrachen im Nordosten bis zur Schwanzspitze im Südwesten nicht weniger als 50 Meilen betrug.

Das Innere des Landes selbst zeigte etwa folgenden Anblick: Bei reichlichem Waldbestand im Süden, von dem Vulkan aus bis zum Ufer hin, erschien es im Norden dagegen sandig und dürr. Cyrus Smith und seine Gefährten staunten nicht wenig, zwischen sich und der Ostküste einen See liegen zu sehen, von dem sie bis jetzt keine Ahnung gehabt hatten. Von dieser Höhe aus betrachtet, schien der See zwar

auf gleichem Niveau mit dem Meer zu liegen; nach einiger Überlegung erklärte der Ingenieur aber seinen Begleitern, daß jene Wasserfläche mindestens 300 Fuß über dem Meer liegen müsse, denn das Plateau, auf dem er sich befand, war nichts anderes, als eine Fortsetzung des Oberlands der Küste.

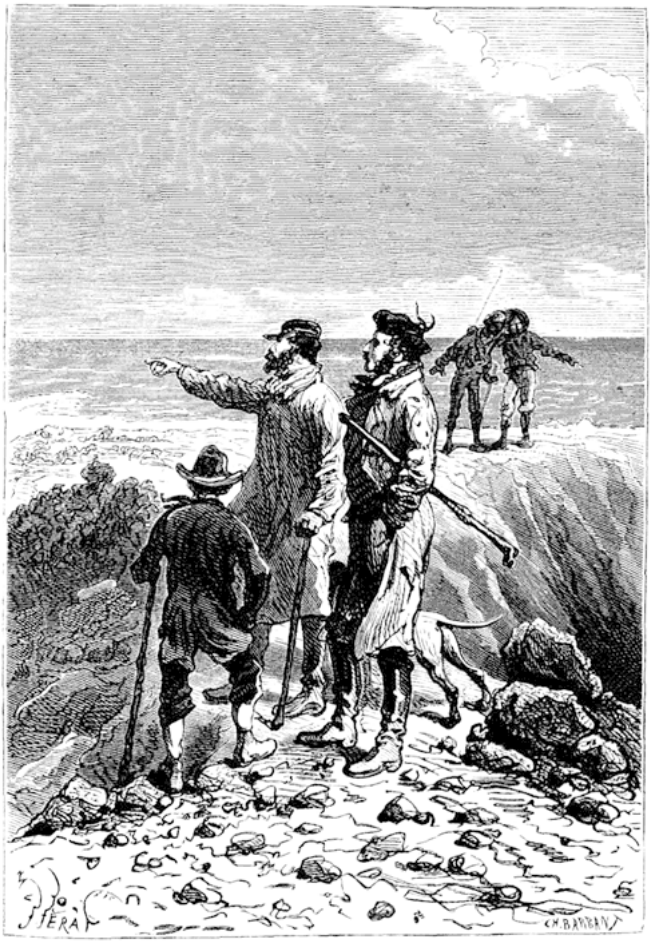
»Das wäre demnach ein Süßwassersee?« fragte Pencroff.

»Ganz gewiß«, erwiderte der Ingenieur, »denn er speist sich aus dem Wasser, das aus den Bergen abfließt.«

»Ich sehe auch einen kleinen Fluß, der hinein mündet«, sagte Harbert, und wies nach einem schmalen Wasserlauf, dessen Quell offenbar in den westlichen Vorbergen zu suchen war.

»Wirklich«, bestätigte Cyrus Smith, »und da dieser Bach dem See zufließt, ist es wahrscheinlich, daß das Wasser nach der Seite des Meeres hin auch einen Abfluß hat. Doch das werden wir bei unserer Rückkehr in Erfahrung bringen.«

Dieser kleine, sehr geschlängelte Wasserlauf und der schon bekannte Fluß bildeten das ganze hydrographische System, soweit es die Beobachter augenblicklich zu übersehen vermochten. Damit war die Möglichkeit jedoch nicht ausgeschlossen, daß unter den Bäumen, die ja aus zwei Dritteln der Insel einen ungeheuren Wald machten, noch verschiedene Bergflüßchen nach dem Meer verliefen. Bei der Fruchtbarkeit dieser Landstrecken und ihrem Reichtum an prächtigen Pflanzenexemplaren der gemäßigten Zonen war das sogar höchst wahrscheinlich. Die Nordseite dagegen zeigte keine Spur von Bewässerung, wenn man etwa einige


J. FERAT
CH. BARBANT

Sümpfe im Nordosten abrechnete; mit ihren Dünen, Sandflächen und ihrer auffallenden Unfruchtbarkeit stand diese in grellem Gegensatz zu dem übrigen Erdbodenreichtum.

Den Mittelpunkt der Insel nahm der Vulkan übrigens nicht ein. Er erhob sich vielmehr in ihrem nordwestlichen Teil, und bildete gleichsam die Grenze zweier Zonen.

Im Südwesten, Süden und Südosten davon versteckten sich die Kämme der Vorberge unter einer Decke von dichtem Grün. Nach Norden hin konnte man sie aber bis dahin verfolgen, wo sie sich in den sandigen Ebenen allmählich verliefen. Nach derselben Seite hin hatten sich in der Vorzeit auch die Eruptionsmassen gewendet, und ein breiter Lavastrom reichte bis zu jenem Haifischrachen, der den Golf im Nordosten bildete.

Eine Stunde über blieben Cyrus Smith und seine Freunde auf dem Gipfel des Berges. Unter ihren Augen breitete sich die Insel aus wie ein Reliefplan mit seinen verschiedenen Farben, dem Grün für die Waldung, dem Gelb für den Sand und dem Blau für die Gewässer. So prägte sich ihnen ein Gesamtbild ein, dem freilich die Details des unter dem Grün verborgenen Erdbodens, der Sohlen der schattigen Täler und des Inneren der engen, zu Füßen des Vulkans verlaufenden Schluchten vorläufig abgingen.

Jetzt blieb noch eine wichtige Frage zu entscheiden, die für die Zukunft der Schiffbrüchigen von weitreichendem Einfluß erschien.

War die Insel bewohnt?

Der Reporter warf diese Frage auf, die man nach der auf-

merksamsten Betrachtung aller einzelnen Teile des Landes verneinen zu können glaubte.

Nirgends zeigte sich in der Tat eine Spur der Menschenhand, kein Dorf, keine einzelne Hütte, keine Fischereianlage am Ufer. Auch wirbelte kein Rauch in die Luft empor, der die Anwesenheit von Menschen verraten hätte. Freilich trennte die Beobachter ein Zwischenraum von wohl 30 Meilen von den äußersten Punkten, das heißt der Schwanzspitze, die sich nach Südwesten erstreckte, und selbst für Pencroffs Augen wäre es schwer gewesen, dabei eine menschliche Wohnung deutlich zu erkennen. Auch den grünen Vorhang, der fast drei Viertel der Insel bedeckte, vermochte man ja nicht zu lüften, um zu entscheiden, ob er nicht irgendwo kleine Niederlassungen berge. Im allgemeinen bevölkern indessen die Bewohner der im Pazifik verstreuten Inseln und Eilande nur das Küstengebiet, das hier vollständig verlassen erschien.

Bis auf weiteres durfte man die Insel demnach für unbewohnt halten.

Wurde sie aber vielleicht zeitweilig von Eingeborenen benachbarter Inseln besucht? Diese Frage war schwer zu beantworten. In einem Umkreis von 50 Meilen konnte man kein Land wahrnehmen. 50 Meilen können jedoch sowohl malaiische Boote als auch polynesische Pirogen mit Leichtigkeit zurücklegen. Alles hing also von der Lage der Insel, ihrer Isolierung im Pazifik oder ihrer Annäherung an irgendeinen seiner Archipele ab. Würde es nun Cyrus Smith gelingen, ihre geographische Lage nach Länge und Breite

ohne die sonst nötigen Instrumente zu bestimmen? Wohl mußte das schwierig sein. Im Zweifelsfall schien es also ratsam, von einem möglichen Überfall durch Eingeborene nicht unvorbereitet betroffen zu werden.

Die Untersuchung der Insel war beendet, ihre Gestalt bestimmt, ihr Relief annähernd gemessen, ihre Ausdehnung berechnet und ihre Hydrographie und Orographie erkannt. Die Lage der Wälder und freien Flächen hatte der Reporter in seinen Plan wenigstens grob eingezeichnet. Jetzt konnte man ans Herabsteigen denken, um den Boden unter dreifachem Gesichtspunkt, nämlich bezüglich seiner mineralischen, pflanzlichen und tierischen Ressourcen zu erforschen.

Bevor er aber das Zeichen zum Aufbruch gab, wandte sich Cyrus Smith mit seiner ruhigen und ernsten Stimme noch einmal an seine Gefährten:

»Da liegt nun das Stückchen Land vor euch, meine Freunde«, begann er, »das Land, auf das die Hand des Allmächtigen uns geworfen hat. Hier werden wir also, und vielleicht lange Zeit, unser Leben verbringen. Vielleicht erlöst uns auch eine unerwartete Hilfe, wenn ein Schiff durch Zufall … ich sage, durch Zufall, denn diese Insel ist von zu geringer Ausdehung; sie bietet den Fahrzeugen kaum einen schützenden Hafen, und die Befürchtung, daß sie außerhalb der befahrenen Straßen liegt, das heißt zu südlich für die Schiffe, welche die Inselgruppen des Pazifiks besuchen, und zu nördlich für diejenigen, die nach der Umsegelung von Kap Horn nach Australien steuern, hat viel Wahrscheinlich-

keit für sich. Es kann mir nicht einfallen, euch unsere Lage zu verhehlen …«

»Und Sie tun recht daran«, fiel ihm der Reporter ins Wort. »Sie sprechen zu Männern, die Vertrauen zu Ihnen haben, und auf die Sie zählen können. – Nicht wahr, meine Freunde?«

»Ich werde Ihnen stets gehorchen, Mr. Cyrus«, erklärte Harbert und ergriff die Hand des Ingenieurs.

»Sie sind mein Herr, immer und überall!« rief Nab.

»Was mich betrifft«, sagte der Seemann, »so will ich nicht mehr Pencroff heißen, wenn ich nicht zu jeder Arbeit willig bin, und wenn es Ihnen beliebt, Mr. Smith, dann machen wir aus dieser Insel ein kleines Amerika! Wir bauen Städte und Eisenbahnen, richten Telegrafen ein, und eines schönen Tags, wenn die Insel völlig umgewandelt, eingerichtet und kultiviert ist, bieten wir sie der Unionsregierung an. Nur eines verlange ich dabei …«

»Und das wäre?« fragte der Reporter.

»Daß wir uns nicht mehr als Schiffbrüchige betrachten, sondern als Ansiedler, die hierher gekommen sind, eine Kolonie anzulegen!«

Cyrus Smith konnte sich zwar des Lachens kaum enthalten, doch wurde der Vorschlag des Seemanns einstimmig angenommen. Dann sprach er seinen Dank für das ihm bewiesene Vertrauen aus und fügte hinzu, daß er auf die Energie seiner Gefährten ebenso, wie auch die Hilfe der Vorsehung rechne.

»Nun denn, vorwärts zu den Kaminen!« rief Pencroff.

»Noch einen Augenblick, meine Freunde«, sagte da der Ingenieur; »es erscheint mir zweckmäßig, der Insel, den Kaps und Vorgebirgen, sowie dem Flüßchen, das wir vor uns sehen, bestimmte Namen zu geben.«

»Sehr gut«, bemerkte der Reporter. »Das vereinfacht in der Zukunft wesentlich alle Instruktionen, die wir zu geben oder zu befolgen haben.«

»Wirklich«, bestätigte der Seemann, »das ist schon etwas, sagen zu können, wohin man geht oder woher man kommt, es erweckt den Begriff einer Heimat, der man angehört.«

»Die Kamine zum Beispiel«, warf Harbert ein.

»Richtig!« erwiderte Pencroff. »Schon dieser Name machte den Aufenthalt wohnlicher, und auf den bin ich ganz allein gekommen. Werden wir den Namen ›Kamine‹ beibehalten, Mr. Cyrus?«

»Da Sie unsere Wohnung so getauft haben, ja!«

»Schön! Was die anderen Namen betrifft, da werden wir mit ihrer Auswahl leicht fertig werden«, fuhr der Seemann fort, der nun einmal im Zug war. »Wir verfahren wie die Robinsons, deren Geschichte mir Harbert früher vorgelesen hat, und taufen zum Beispiel die ›Bai der Vorsehung‹, die ›Pottfischspitze‹, das ›Kap der getäuschten Hoffnung‹ …!«

»Oder wir verwenden vielmehr die Namen von Mr. Smith, Spilett, Nabs …«

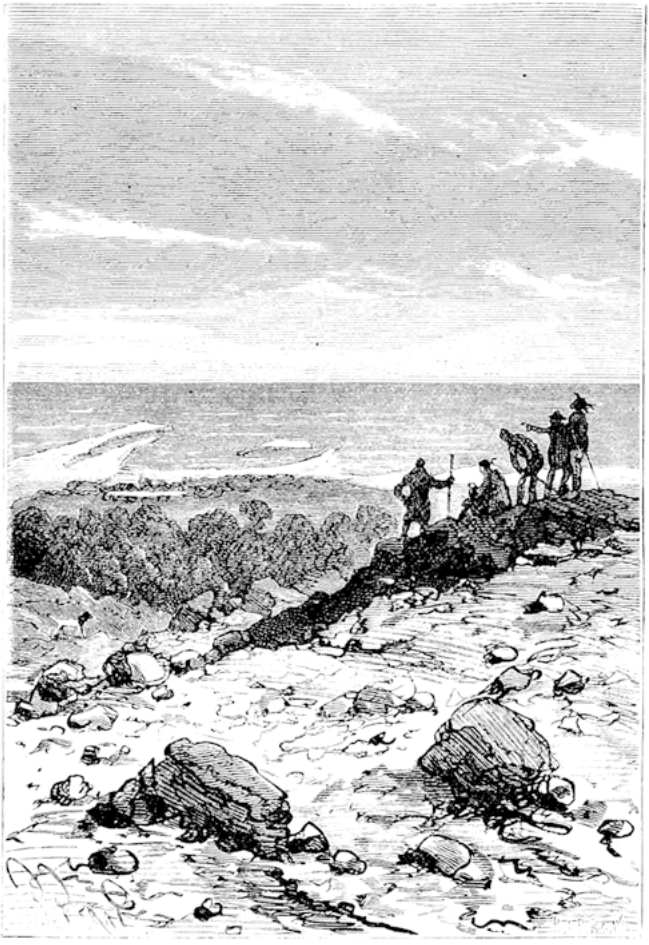
»Meinen Namen!« rief Nab und zeigte seine glänzend weiße Zahnreihe.

»Warum nicht?« erwiderte Pencroff, »der ›Nab-Hafen‹ und das ›Gedeon-Kap‹ müßten sich recht gut ausnehmen.«

»Ich würde Bezeichnungen aus unserer Heimat vorziehen«, meinte der Reporter, »die uns immer an Amerika erinnern.«

»Ja«, stimmte ihm Cyrus Smith bei, »wenigstens für die Hauptsachen, wie für die Baien und Meeresteile. Laßt uns jener großen Bai im Osten den Namen ›Union Bay‹, und dieser im Westen den Namen ›Washington Bay‹ geben. Der Berg, auf dem wir stehen, heiße der ›Franklin-Berg‹ und der See da unten ›Grant-See‹. Wißt ihr etwas Besseres? Immer werden uns diese Namen an unser Vaterland und seine großen Bürger, die es zieren, erinnern. Für die Flüsse, Golfe, Kaps und Vorgebirge aber, die wir von hier aus überblicken, wählen wir Bezeichnungen, wie sie ihre Form uns eingibt. Diese werden sich uns leichter einprägen und gleichzeitig praktischer sein. Die Form der ganzen Insel würde uns das Aussuchen eines geeigneten Namens wohl sehr erschweren; den uns noch unbekannten Wasserlauf aber, die verschiedenen Teile des Waldes, den wir später durchforschen werden, die kleinen Einschnitte am Ufer, die sich uns zeigen mögen, taufen wir nach ihrem Aussehen. Was meint ihr, meine Freunde?«

Der Vorschlag des Ingenieurs fand einstimmige Billigung. Vor ihnen lag die Insel wie eine aufgerollte Karte, und es sollte nun jedem ein- und ausspringenden Winkel, jeder namhafteren Bodenerhöhung darauf eine Bezeichnung gegeben werden. Gleichzeitig wollte Gedeon Spilett diese Namen in seinen Plan eintragen, um die geographische Nomenklatur der Insel endgültig festzustellen.



Zunächst taufte man also mit dem Namen der Union, Washingtons und Franklins die beiden Baien und den Hauptberg, entsprechend dem Vorschlag des Ingenieurs.

»Die Halbinsel, die vom Südwesten der Insel ausläuft«, sagte der Reporter, »würde ich die ›Schlangenhalbinsel‹ nennen, und den umgebogenen Schwanz an ihrem Ende das ›Reptil-End‹, eine Bezeichnung, die mir seine Gestalt zu treffen scheint.«

»Angenommen«, erkärte der Ingenieur.

»Das andere Ende der Insel nun«, sagte Harbert, »den Golf, der einem geöffneten Rachen so auffallend ähnelt, nennen wir ›Haifischgolf‹.«

»Gut erfunden!« rief Pencroff. »Dann vervollständigen wir das Bild und nennen das Kap daran das ›Kiefernkap‹.«

»Davon gibt es aber zwei«, warf der Reporter ein.

»Das ist sehr einfach«, erklärte Pencroff, »so nennen wir das eine ›Oberkiefer-‹, das andere ›Unterkieferkap‹.«

»Sie sind eingetragen«, meldete der Reporter.

»Nun wäre noch die äußerste Spitze im Südosten der Insel zu taufen«, sagte Pencroff.

»Das heißt, den Ausläufer der Union Bay?« fragte Harbert.

»›Krallenkap‹«, rief Nab, der doch auch Patenstelle bei einem Stückchen ihres Gebiets vertreten wollte.

In der Tat hatte Nab damit eine ganz treffende Bezeichnung gefunden, denn jenes Kap ähnelte sehr auffallend der ungeheuren Tatze eines phantastischen Tieres, das die ganze Insel vorstellte.

Pencroff war entzückt darüber, wie glatt sich das ganze Taufgeschäft abwickelte, und bald einigte man sich auch auf die weiteren Benennungen.

Den Fluß, der den Kolonisten Trinkwasser lieferte und in dessen Nähe die Ballonruine sie geworfen hatte, nannte man die ›Mercy‹, aus Dank gegen die Vorsehung; das Eiland, auf dem die Schiffbrüchigen zuerst Fuß faßten, die ›Insel des Heils‹.

Das Plateau, das die hohe Granitmauer über den Kaminen krönte, erhielt den Namen ›Freie Umschau‹; die undurchdringlichen Wälder endlich, welche die Schlangenhalbinsel bedeckten, den Namen ›Wälder des fernen Westens‹.

Hiermit erschien die Namensgebung der sichtbaren und bekannten Punkte der Insel beendet, und sie sollte erst bei Gelegenheit weiterer Erfahrungen und Entdeckungen vervollständigt werden.

Die Lage der Insel bezüglich der Himmelsrichtungen hatte der Ingenieur durch die Stellung der Sonne annähernd bestimmt, wonach die Union Bay und die Freie Umschau die Ostseite einnahmen. Am nächsten Tag erst beobachtete er die Zeit des Sonnenauf- und -untergangs genauer und bestimmte danach, als er die Richtung der Mittagslinie feststellte, den Nordpunkt der Insel, denn man wolle nicht vergessen, daß die Sonne über der südlichen Halbkugel der Erde zur Zeit ihrer Kulmination genau im Norden steht, während auf der nördlichen Halbkugel bekanntlich das Gegenteil der Fall ist.

Alles war also erledigt und den Kolonisten blieb nur

noch übrig, den Franklin-Berg hinabzusteigen und nach den Kaminen zurückzukehren, als Pencroff ausrief:

»Oh, wir sind doch recht auf den Kopf gefallen!«

»Und warum?« fragte Gedeon Spilett, der schon das Notizbuch geschlossen und sich zum Aufbruch fertig gemacht hatte.

»Nun, unsere Insel selbst erhält wohl gar keinen Namen?«

Harbert schlug vor, ihr den des Ingenieurs zu geben, was unzweifelhaft den Beifall der übrigen gefunden hätte, als Cyrus Smith im voraus ablehnend sagte:

»Nein, taufen wir sie nach einem unserer großen Mitbürger, meine Freunde, auf den Namen desjenigen, der jetzt für die Unteilbarkeit der Freistaaten Amerikas kämpft, – nennen wir sie die ›Insel Lincoln‹!«

Drei Hurras antworteten dem Vorschlag des Ingenieurs.

Wie plauderten die neuen Kolonisten an diesem Abend von ihrem entfernten Vaterland; sie sprachen von dem schrecklichen Krieg, der die heimische Erde mit Blut düngte; sie bezweifelten auch keinen Augenblick, daß der Süden unterliegen, daß die Sache des Nordens, die Fahne der Gerechtigkeit, dank Grant und Lincoln, bald siegen müsse!

Das war am 30. März 1865 – jene ahnten nicht, daß 16 Tage später in Washington ein grauenvolles Verbrechen begangen würde, daß am Karfreitag Abraham Lincoln dem tödlichen Blei eines Fanatikers erliegen sollte!

12. KAPITEL

Stellen der Uhren. – Pencroff ist zufrieden. – Verdächtiger Rauch. – Der Lauf des Roten Flusses. – Die Flora der Insel Lincoln. – Die Fauna. – Die Bergfasane. – Verfolgung von Känguruhs. – Die Agutis. – Grant-See. – Rückkehr zu den Kaminen.

Noch einmal ließen die Kolonisten der Insel Lincoln die Blicke umherschweifen, schritten einmal rings um die Krateröffnung und waren eine halbe Stunde später auf dem ersten Absatz an Ihrer Lagerstätte zurück.

Pencroff meinte, daß es Zeit sei, zu frühstücken, und bei dieser Gelegenheit kam auch das Stellen der Uhren von Cyrus Smith und dem Reporter zur Sprache.

Bekanntlich war diejenige Gedeon Spiletts vom Meer verschont geblieben, da der Reporter außerhalb des Bereichs der Wellen auf den Sand geworfen wurde. Niemals hatte er übrigens das ausgezeichnete Werk, einen wirklichen Taschenchronometer, sorgsam aufzuziehen vergessen.

Cyrus Smiths Uhr mußte offenbar während der Zeit, die er in den Dünen liegend zubrachte, stehengeblieben sein.

Jetzt zog sie der Ingenieur erst wieder auf und stellte sie auf die 9. Stunde. Die Zeit selbst hatte er nach der Sonnenhöhe annähernd abgeschätzt.

Gedeon Spilett wollte seine Uhr eben mit der des Ingenieurs in Übereinstimmung bringen, als letzterer ihn daran mit den Worten hinderte:

»Warten Sie, lieber Spilett! Ihr Chronometer zeigt Richmonder Zeit, oder?«

»Ja, Cyrus.«

»Demnach ist er nach dem Meridian jenes Ortes gestellt, der mit dem von Washington ziemlich zusammenfällt?

»Ohne Zweifel.«

»Nun gut, dann lassen Sie ihn genauso weitergehen. Ziehen Sie ihn sorgfältig auf, aber verändern Sie die Zeigerstellung nicht. Das dürfte uns noch von Nutzen sein.«

»Inwiefern?« dachte der Seemann.

Man frühstückte nun und zwar so reichlich, daß der ganze Vorrat an Wild und Pinienfrüchten aufgezehrt wurde. Pencroff war deswegen nicht im mindesten beunruhigt, da er auf Ersatz während des Rückwegs rechnete. Top, der seinen hinlänglichen Anteil erhalten hatte, würde im Gehölz schon wieder irgendein Stück Wild aufjagen. Außerdem dachte der Seemann daran, den Ingenieur einfach um Herstellung von etwas Pulver und einiger Jagdgewehre anzusprechen, was ihm bei seinem grenzenlosen Vertrauen zu jenem nur eine leichte Mühe erschien.

Beim Verlassen des Plateaus schlug Cyrus Smith seinen Gefährten vor, zur Rückkehr einen anderen Weg zu wählen. Er wünschte den Grant-See, der sich in seinem grünen Rahmen so prächtig ausnahm, näher kennenzulernen. Man folgte demnach dem Kamm eines der Vorberge, zwischen denen der Creek,* der jenen speiste, wahrscheinlich entsprang. Im Gespräch wandten die Kolonisten schon ausnahmslos die eben gewählten Eigennamen an, wodurch der gegenseitige Gedankenaustausch wesentlich erleichtert wurde. Harbert und Pencroff, – der eine ein Junge, der an-

dere ein halbes Kind, – waren ganz entzückt und plauderten unterwegs.

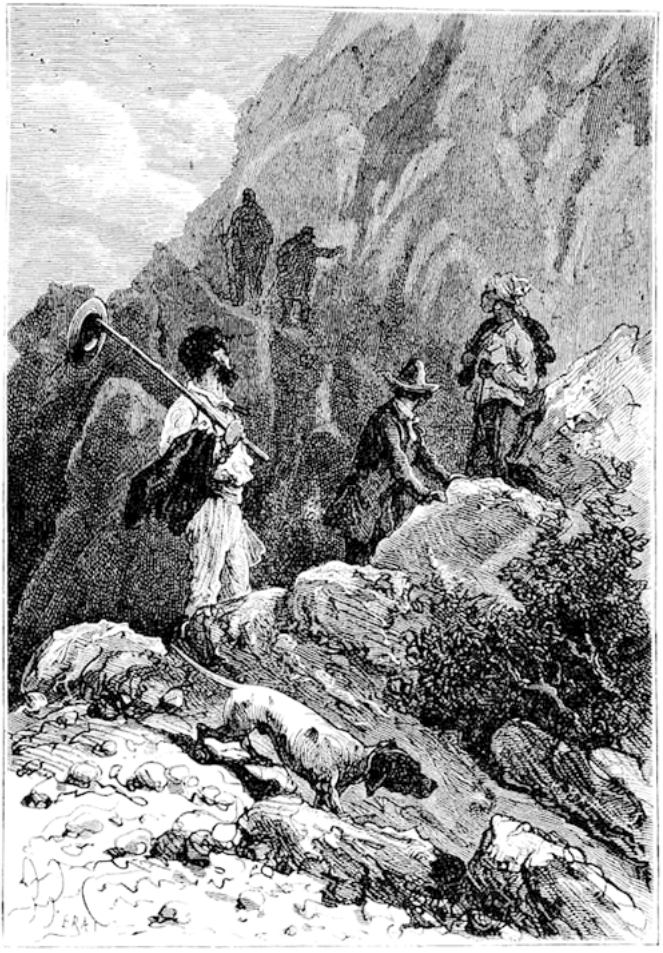
»Nun, Harbert, das macht sich prächtig! Verlaufen können wir uns auf keinen Fall, ob wir nun auf den Grant-See zugehen oder die Mercy quer durch die Wälder des Fernen Westens wieder zu erreichen suchen; jedenfalls gelangen wir zum Plateau der Freien Umschau und folglich nach der Union Bay!«

Ohne gerade zusammengedrängt zu gehen, war man doch übereingekommen, sich nicht allzuweit voneinander zu entfernen. Sicher bewohnten auch einige wilde Tiere dieses Waldesdickicht, und es empfahl sich, einigermaßen vorsichtig zu sein. Gewöhnlich marschierten Pencroff, Harbert und Nab voran, denen Top, jedes Gebüsch durchstöbernd, voraussprang, der Ingenieur und Gedeon Spilett gingen zusammen, der letztere immer bereit, alles Bemerkenswerte zu verzeichnen; der Ingenieur, meist schweigend, wich nur dann von seiner Richtung ab, wenn er den oder jenen Gegenstand, mineralischer oder pflanzlicher Natur, aufhob und ohne sich vorläufig darüber zu äußern, in seinen Taschen unterbrachte.

»Was zum Teufel hebt er da nur immer auf?« murmelte der Seemann; »ich kann aufpassen, soviel ich will, und finde doch nichts, was sich der Mühe des Bückens lohnte!«

Gegen 10 Uhr zog die kleine Gesellschaft über die letz-

* Ein Name, den die Amerikaner kleinen, unbedeutenden Wasserläufen geben.



ten Ausläufer des Franklin-Berges herab. Nur stellenweise bedeckten Büsche und vereinzelte Bäume das Erdreich. Man überschritt einen gelblichen, kalzinierten Boden, der sich etwa in der Ausdehnung einer Meile vor dem Waldsaum hin erstreckte. Ungeheure Basaltblöcke, die nach Bischof 350 Millionen Jahre gebraucht haben, um zu erkalten, lagen da und dort umher. Nirgends bemerkte man aber Spuren von Lava, die immer nur an der Nordseite des Vulkans abgeflossen zu sein schien.

Cyrus Smith hoffte also ohne Schwierigkeiten den Creek zu erreichen, der sich seiner Ansicht nach unter den Bäumen an der gegenüberliegenden Grenze der freieren Ebene hinschlängeln mußte, als er Harbert plötzlich auf sich zuspringen sah, während Pencroff und Nab sich hinter Felsstücken zu verbergen schienen.

»Was gibt's, mein Sohn?« fragte Gedeon Spilett.

»Rauch«, antwortete Harbert. »100 Schritte vor uns haben wir ihn zwischen den Felsen aufsteigen sehen.«

»Sind auch Menschen da?« rief der Reporter.

»Vermeiden wir, uns sehen zu lassen«, erklärte Cyrus Smith, »bevor wir nicht wissen, woran wir sind. Eingeborene auf dieser Insel fürchte ich weit mehr, als ich sie herbeiwünsche. Wo steckt der Hund?«

»Top ist voraus.«

»Und bellt nicht?«

»Nein.«

»Das ist sonderbar, doch suchen wir ihn zurückzurufen.«

In wenigen Augenblicken hatten der Ingenieur, Gedeon Spilett und Harbert die beiden andern eingeholt und verbargen sich ebenfalls hinter den Trümmern des Basalts.

Sehr deutlich bemerkten sie von diesem Standpunkt aus eine aufwirbelnde, durch ihre gelbliche Farbe charakterisierte Rauchsäule.

Ein leiser Pfiff seines Herrn rief Top zurück, und mit einem Zeichen, ihn hier zu erwarten, schlich sich jener zwischen den Steinblöcken vorwärts.

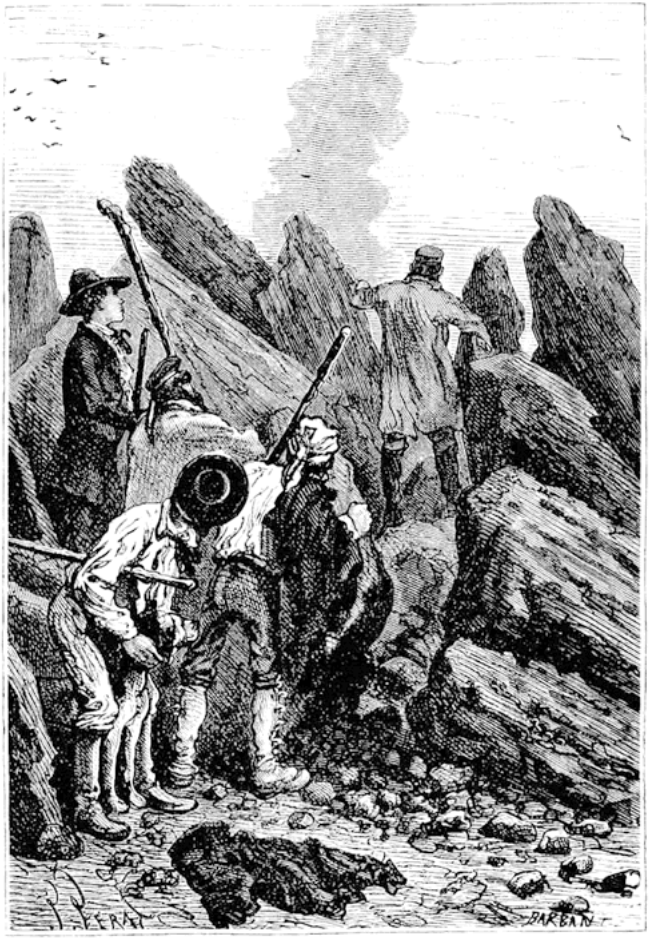
Mit ängstlicher Spannung harrten die Kolonisten des Resultats dieser Untersuchung, als sie Cyrus Smith schon herbeirief. Sofort eilten sie jenem nach, fühlten sich aber durch einen höchst widerlichen Geruch, der die ganze Atmosphäre erfüllte, sehr unangenehm berührt.

Dieser leicht erkennbare Geruch hatte dem Ingenieur schon gereicht, die Natur dieses Dampfes, der sie nicht ohne Grund beunruhigt hatte, zu erkennen.

»Dieses Feuer«, sagte er, »oder vielmehr diesen Rauch unterhält ganz allein die Natur. Er rührt nur von einer Schwefelquelle her, die uns Gelegenheit geben wird, Krankheiten der Atmungsorgane sehr erfolgreich zu behandeln.«

»Schön!« sagte Pencroff. »Aber welch ein Unglück, daß ich gerade keinen Katarrh habe!«

Die Kolonisten näherten sich der Quelle, von welcher der Rauch aufstieg, und fanden einen alkalischen Schwefelquell, der ziemlich wasserreich zwischen dem Gestein dahinfloß und einen durchdringenden Geruch nach Schwefelwasserstoff ausströmte.


BARBAN

Cyrus Smith tauchte seine Hand ein und fand das Wasser etwas ölig, und als er es kostete, von süßlichem Geschmack.

Seine Temperatur schätzte er auf 37° C. Harbert fragte ihn, worauf er dieses Urteil gründe.

»Sehr einfach darauf, mein Sohn, daß ich beim Eintauchen der Hand weder eine Empfindung von Wärme, noch von Kälte hatte. Danach entsprach jene Temperatur der des menschlichen Körpers, die 37° C. beträgt.«*

Da die Schwefelquelle keinen augenblicklichen Nutzen bot, wandten sich die Kolonisten nach dem Saum des dichten Waldes, der sich einige hundert Schritte vor ihnen hinzog.

Dort plätscherte, wie man angenommen hatte, der Fluß mit munteren, klaren Wellen zwischen hohen rötlichen Ufern, deren Farbe das Vorhandensein von Eisenoxyd verriet, lustig dahin. Nach eben dieser auffallenden Färbung nannte man ihn sofort den ›Roten Fluß‹.

Eigentlich bildete er nur einen breiten, tiefen und klaren Bach, der aus den Bergwässern gespeist, halb als Sturzbach, halb als ruhiges Flüßchen hier ruhig über den Sand hinglitt, dort sich an Steingeröll brach oder in Wasserfällen herab-

* Diese Bemerkung ist offenbar unrichtig. Abgesehen davon, daß das Original nur 35° C. als die menschliche Körpertemperatur, dagegen 45° Fahrenheit, das heißt 37,2° C., angibt, so fühlt man mit der Hand eine solche Temperatur im Wasser, seines besseren Wärmeleitungsvermögens wegen, sehr merkbar als warm. Anm. d. Übers.

fiel und so bei einer Länge von anderthalb Meilen und einer zwischen 30 und 40 Fuß wechselnden Breite nach dem See hinzog. Sein Wasser zeigte sich trinkbar, man durfte also auch annehmen, daß der See Süßwasser enthielt, ein wichtiger Umstand für den Fall, daß man an seinen Ufern eine bequemere Wohnung als die in den Kaminen entdecken sollte.

Was die Bäume betrifft, die einige hundert Schritte stromaufwärts das Ufer beschatteten, so gehörten sie zum größten Teile denjenigen Arten an, die in den gemäßigteren Lagen Australiens oder Tasmaniens reichlich vorkommen, und nicht jenen Koniferen, welche die schon bekannten Teile der Insel bis auf einige Meilen von der Freien Umschau bedeckten.

In dieser Jahreszeit, nämlich zu Anfang April, dem Monat, der dem Oktober unserer nördlichen Erdhälfte entspricht, das heißt also gegen Anfang des Herbstes, fehlte ihnen noch nicht die Belaubung. Besonders erkannte man Kasuarbäume und Eukalypten, von denen einige im Frühling ein dem orientalischen ganz gleichkommendes Manna liefern mußten. In den Lichtungen erhoben sich wohl auch australische Zedern, bedeckt mit jener Moosart, die man in Neu-Holland ›Tussac‹ nennt. Die Kokospalme dagegen, die sich auf den Pazifischen Archipelen so reichlich vorfindet, schien der wahrscheinlich unter zu hohem Breitengrad liegenden Insel gänzlich abzugehen.

»Wie schade!« rief Harbert, »ein so nützlicher Baum mit so schönen Nüssen!«

Vögel gab es in den wenig dichten Zweigen der Kasuarbäume und Eukalypten, die den Flügelschlag jener nicht behinderten, in großer Menge. Schwarze, weiße und graue Kakadus, Papageien und Sittiche in allen denkbaren Farben, »Könige« in prächtiges Grün und leuchtendes Rot gekleidet, blaue Loris und »Blue Mountains« erschienen farbenschillernd, als sähe man sie durch ein Prisma, und flogen mit ohrenzerreißendem Geschwätz umher.

Plötzlich erscholl aus einem Dickicht heraus ein Lärm von den verschiedensten Stimmen. Nacheinander unterschieden die Kolonisten den Gesang von Vögeln, den Schrei eines vierfüßigen Tieres und halbartikulierte Laute, die von einem Eingeborenen herzurühren schienen. Nab und Harbert eilten, die einfachsten Regeln der Klugheit beiseite setzend, auf das Gebüsch zu. Glücklicherweise barg dieses weder ein furchtbares Raubtier, noch einen gefährlichen Eingeborenen, sondern ganz einfach ein halbes Dutzend Spott- und Singvögel, die man als »Bergfasane« erkannte. Einige geschickt geführte Stockschläge machten dem Konzert bald ein Ende und lieferten einen ausgezeichneten Braten für das Abendbrot.

Harbert richtete die Aufmerksamkeit der Wanderer auch auf eine Art prächtiger Tauben mit metallisch glänzenden Flügeln, unter denen die einen einen stolzen Kamm auf dem Kopf trugen, die anderen von schönem, grünem Gefieder waren, so wie ihre Verwandten von Port Maquarie. Diesen gelang man aber ebensowenig beizukommen, wie vielen Raben und Elstern, die in ganzen Zügen entflohen. Eine

Schrotladung hätte wohl gereicht, ganze Hekatomben zu fällen, für jetzt blieben die Jäger noch als Schußwaffen auf Steine, als Seitengewehre auf Stöcke beschränkt, eine primitive Jagdausrüstung, die selbstverständlich viel zu wünschen übrig ließ.

Das Unzureichende ihrer Waffen trat aber noch augenscheinlicher zutage, als eine hüpfende, springende Gruppe Vierfüßler, die wohl bis auf 30 Fuß Höhe emporschnellten und fliegenden Säugetieren zu vergleichen waren, über die Büsche weg dahinflohen und zwar so schnell und in einer solchen Höhe, daß man eher Eichhörnchen zu sehen glaubte, die sich von einem Baum zum anderen schwangen.

»Das sind Känguruhs!« rief Harbert.

»Eßbare Geschöpfe?« fragte der Seemann.

»Oh, gedämpft ersetzen sie den saftigsten Wildbraten!« belehrte ihn der Reporter.

Gedeon Spilett hatte diese verheißungsvollen Worte noch nicht beendet, als schon der Seemann, Nab und Harbert den Känguruhs nacheilten. Cyrus Smith rief sie zurück – vergeblich. Ebenso vergeblich mußte aber auch die Verfolgung dieses flüchtigen Wildes ausfallen, das die Elastizität eines Gummiballs zu haben schien. Nach einer Hetzjagd von 5 Minuten ging den Jägern der Atem aus, während die Tiere im Gehölz verschwanden. Tops Erfolg übertraf den seiner Herren ebensowenig.

»Mr. Cyrus«, sagte Pencroff, als der Ingenieur und der Reporter sie eingeholt hatten, »Sie sehen, Mr. Cyrus, daß wir

uns unbedingt Gewehre verschaffen müssen. Wird das wohl möglich sein?«

»Vielleicht«, erwiderte der Ingenieur, »zunächst werden wir uns aber Bogen und Pfeile herstellen, und ich zweifle gar nicht, daß Sie mit diesen ebenso geschickt umzugehen lernen werden, wie die Jäger Australiens.«

»Pfeil und Bogen!« sagte Pencroff mit einem verächtlichen Zug um die Lippen, »das ist etwas für Kinder!«

»Spielen Sie nicht den Hochmütigen, Freund Pencroff«, entgegnete der Reporter. »Bogen und Pfeile haben Jahrhunderte lang gereicht, die Erde mit Blut zu düngen. Das Pulver stammt erst von gestern; der Krieg aber ist, leider! ebenso alt wie das Geschlecht der Menschen.«

»Meiner Treu, das ist wohl wahr, Mr. Spilett«, antwortete der Seemann, »meine Zunge ist häufig etwas zu schnell … müssen mich entschuldigen!«

Inzwischen verbreitete sich Harbert, als Liebhaber der Naturwissenschaften, noch einmal über die Känguruhs und sagte:

»Wir haben es hierbei auch mit der am schwierigsten zu fangenden Gattung zu tun. Das waren Riesenexemplare mit langen, grauen Haaren; wenn ich mich aber nicht täusche, so gibt es auch schwarze und rote, Felsenkänguruhs und Känguruhratten, die man mit Leichtigkeit fangen kann. Man zählt wohl ein Dutzend Arten …«

»Für mich, lieber Harbert«, unterbrach ihn ganz ernsthaft der Seemann, »gibt es nur eine einzige Art, das ›Bratspießkänguruh‹, und diese wird uns heute abend fehlen.«

Alle belachten die neue Klassifikation von Meister Pencroff. Der brave Seemann verhehlte schon sein Bedauern nicht, beim Nachtmahl nur auf die Bergfasane angewiesen zu sein, noch einmal aber sollte Fortuna sich ihm gefällig erweisen.

Top nämlich, der sich bei dieser Angelegenheit interessiert fühlen mochte, suchte mit einem durch den Hunger verdoppelten Spürsinn umher. Es stand sogar zu befürchten, daß er, falls ihm ein Stück Wild unter die Zähne kam, den anderen nichts davon übriglassen, also mehr auf eigene Rechnung jagen würde. Nab behielt ihn aber im Auge und tat wirklich sehr wohl daran.

Gegen 3 Uhr verschwand der Hund einmal im Gebüsch, aus dem eigentümliche Laute es verrieten, daß er irgendein Tier gepackt haben möchte.

Nab lief ihm schnell nach und fand Top, wie dieser begierig ein erlegtes Tier verzehrte, das man 10 Sekunden später in seinem Magen schwerlich wiedererkannt hätte. Glücklicherweise hatte der Hund aber ein ganzes Nest überfallen, und einen dreifachen Fang gemacht, zwei weitere Nager – zu dieser Familie gehörten die Tiere nämlich – lagen erwürgt auf dem Boden.

Triumphierend kehrte Nab zurück, in jeder Hand ein Stück Wild emporhaltend, dessen Größe die eines Hasen ein wenig übertraf. Das gelbliche Fell erschien grünlich gefleckt und der Schwanz nur als Rudiment entwickelt.

Bürger der Vereinigten Staaten konnten über den Namen der fraglichen Nagetiere nicht in Zweifel sein. Es wa-

ren »Maras«, eine Art Agutis (patagonische Hasen), etwas größer als ihre Verwandten in der Tropenzone, mit langen Ohren und fünf Backenzähnen auf jeder Seite der Kiefern, wodurch sie sich von den eigentlichen Agutis bestimmt unterscheiden.

»Hurra!« rief Pencroff, »der Braten ist da, nun können wir nach Hause zurückkehren!«

Der einen Augenblick unterbrochene Weg wurde wieder aufgenommen. Der Rote Fluß rollte seine klaren Wasser unter der Decke von Kasuarbäumen, Banksias und enormen Gummibäumen dahin. Prächtige Liliazeen ragten bis zu 20 Fuß hoch auf. Daneben neigten sich noch weitere, dem jungen Naturkundigen unbekannte Baumarten über das Wasser, das man unter jenem Laubgang murmeln hörte.

Inzwischen verbreiterte sich der Fluß bemerkbar, woraus Cyrus Smith schloß, daß seine Mündung bald erreicht sein müsse. Wirklich zeigte sie sich auch ganz plötzlich, als man aus einem grünen Baumdickicht heraustrat.

Die Wanderer hatten das westliche Ufer des Grant-Sees erreicht. Seine Umgebung verdiente wohl betrachtet zu werden. Die Wasserfläche mit einem Umfang von etwa 7 Meilen und einer Oberfläche von wenigstens 250 Acres* ruhte gleichsam in einem Kranz verschiedener Bäume.

Nach Osten zu glänzte da und dort das Meer durch einzelne Lichtungen in dem grünen Vorhang hindurch. Im Norden beschrieb das Seeufer eine weite konkave Linie, die

* Etwa 200 Hektar.

mit dem scharfen Winkel am anderen Ende auffallend kontrastierte. Zahlreiche Wasservögel bevölkerten diesen kleinen Ontario-See, in dem freilich nur ein einzelner Felsen, der einige hundert Fuß vom südlichen Ufer über das Wasser emporragte, die »Tausend Inseln« seines amerikanischen Namensvetters darstellte. Dort lebten mehrere Paare Taucherkönige, die ernst und unbeweglich auf einem Stein sitzend, den vorüberziehenden Fischen auflauerten, sich dann plötzlich erhoben, mit einem gellenden Pfiff untertauchten und mit ihrer Beute im Schnabel wieder an der Oberfläche erschienen. An dem Ufer und auf jenem Eiland wackelten wilde Enten umher, stolzierten Pelikane, Wasserhühner, Rotschnäbel, Philedons mit einer pinselartigen Zunge, und einige jener wundervollen Lyravögel, deren Schwanz in Form der Bögen einer Leier aufsteigt.

Das Wasser des Sees selbst erschienen süß, klar, aber von dunkler Färbung, und gewisse kreisförmige Wellenbewegungen, die sich vielfach kreuzten, verrieten, daß es sehr fischreich sein würde.

»Wahrlich, dieser See ist schön«, sagte Gedeon Spilett. »An seinem Ufer sollten wir wohnen!«

»Das wollen wir auch!« antwortete Cyrus Smith.

Da es den Kolonisten nun darauf ankam, so schnell wie möglich zu den Kaminen zurückzukehren, gingen sie bis zu dem von den Ufern des Sees gebildeten scharfen Winkel. Nicht ohne Mühe brachen sie sich dann einen Weg durch das Dickicht und die Büsche, die wohl noch keines Menschen Hand auseinandergebogen hatte, und wandten sich

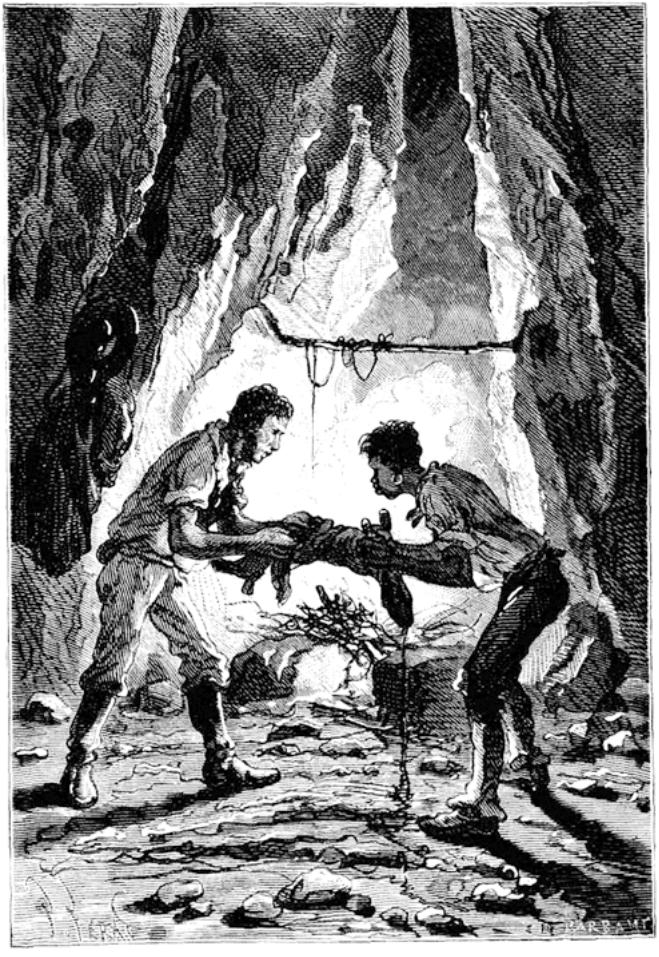
dabei der Küste zu, um im Norden der Freien Umschau auf dem Oberland anzulangen. 2 Meilen wurden in dieser Richtung zurückgelegt, dann zeigte sich die mit dichtem Gras bewachsene Hochebene und über ihr hinaus das unendliche Meer.

Um zu den Kaminen zurückzukommen, brauchten sie nun bloß das Plateau etwa 1 Meile weit schräg zu überschreiten und an der Biegung der Mercy herabzusteigen. Der Ingenieur äußerte aber den Wunsch, noch den Ausfluß des Grant-Sees kennenzulernen. Gewiß bildete der See nur ein großes Becken, das sich durch die Zuströmung des Roten Flusses nur nach und nach angefüllt hatte. Offenbar mußte es dem überschüssigen Wasser auch irgendwo einen Ausweg bieten, den der Ingenieur in irgendeiner Spalte des Granits vermutete. Es kam ihm sogar schon der Gedanke, die Wasserkraft dieses Ausflusses, die jetzt doch vollkommen verlorenging, einst nutzbar zu machen.

Eine Meile weit zog man noch in nördlicher Richtung weiter; als sich die erwartete Flußmündung aber auch bis dahin nicht auffinden ließ, kehrte die Gesellschaft um, und erreichte längs des linken Ufers der Mercy gegen halb 5 wieder die Kamine.

Das Feuer wurde wieder entzündet, und die beiden Köche – Nab als Neger, und Pencroff als Seemann von Natur dazu bestimmt – bereiteten hurtig einen duftenden Agutirostbraten, dem man willig alle Ehre antat.

Als sich nach eingenommener Mahlzeit alle zum Schlaf



niederlegen wollten, zog Cyrus Smith noch mehrere kleine Pröbchen verschiedener Mineralien aus seiner Tasche.

»Liebe Freunde«, sagte er nur, »hier ist ein Magneteisenstein, hier Pyrit, ferner Tonerde, Kalk und hier ein Stückchen Kohle – das ist, was die Natur uns liefert, und repräsentiert ihren Anteil an der gemeinsamen Arbeit! – Morgen gehen wir an unsere!«

13. KAPITEL

Was man an Top findet. – Herstellung von Pfeil und Bogen. – Eine Ziegelei. – Der Töpferofen. – Verschiedenes Küchengeräte – Der erste Topf Suppe. – Wermutkraut. – Das Kreuz des Südens. – Eine wichtige astronomische Beobachtung.

»Nun, Mr. Cyrus«, fragte Pencroff am nächsten Morgen den Ingenieur, »womit beginnen wir nun?«

»Mit dem Anfang«, antwortete Cyrus Smith lakonisch.

Wirklich mußten die Kolonisten vollständig »von Adam anfangen«, wie man zu sagen pflegt. Sie besaßen nicht einmal das Notdürftigste, um sich Werkzeuge herzustellen, und befanden sich nicht in der glücklichen Lage der Natur, die »die Kräfte spart, weil sie Zeit hat«. Ihnen gebrach es an Zeit, sie mußten so schnell wie möglich für die notwendigsten Lebensbedürfnisse sorgen, und wenn sie infolge früher gesammelter Erfahrungen auch nicht gezwungen waren, erst neue Erfindungen zu machen, so hatten sie sich dafür doch alles Notwendige erst selbst zu schaffen. Ihr Eisen und

Stahl befand sich noch im Zustand des Minerals, ihr Topfgeschirr in dem des Tons, ihre Kleidung und Wäsche noch in dem der Faserpflanzen.

Man muß übrigens zugeben, daß die Kolonisten »Männer« im besten Sinn des Wortes waren. Der Ingenieur Smith konnte begabtere, ergebenere und eifrigere Helfer gar nicht finden. Er hatte sie ja geprüft und kannte ihre Fähigkeiten.

Gedeon Spilett, ein Berichterstatter von hervorragender Begabung, wußte von allem soviel, um darüber sprechen zu können, und sollte Kopf und Hand vielfach der Kolonisation der Insel widmen. Er schreckte vor keinem Unternehmen zurück, und als leidenschaftlicher Jäger betrieb er bald als Geschäft, was ihm früher nur Vergnügen gewesen war.

Harbert, ein wackerer und in den Naturwissenschaften besonders erfahrener junger Mann, half zum allgemeinen Wohl nach besten Kräften.

Nab repräsentierte die verkörperte Ergebenheit. Geschickt, einsichtig, unermüdlich, kräftig und von eiserner Gesundheit, verstand er sich ein wenig auf Schmiedearbeiten, versprach also der Ansiedlung besonders nützlich zu werden.

Pencroff, ein auf allen Meeren gereister Seemann, hatte als Zimmermann auf den Werften von Brooklyn, als Hilfsschneider auf den Kriegsschiffen, als Gärtner und Landmann gearbeitet, wenn er ohne Schiffsdienst war, und wußte, so wie Seeleute allgemein, eigentlich alles richtig anzufassen.

Es wäre wohl schwierig gewesen, fünf Menschen zusam-

menzufinden, die besser gegen ein widriges Geschick zu kämpfen und ein solches sicherer zu besiegen gewußt hätten.

»Mit dem Anfang«, lauteten die Worte Cyrus Smiths. Der Anfang, den er dabei im Sinn hatte, bezog sich auf eine geeignete Einrichtung zur Umwandlung der Naturprodukte.

Die wichtige Rolle, welche die Wärme bei derartigen Prozessen spielt, ist ja hinlänglich bekannt. Das Brennmaterial allein, ob Holz oder Steinkohle, erschien unmittelbar verwendbar und verlangte nur die Herstellung eines passenden Ofens.

»Und wozu soll dieser Brennofen dienen?« fragte Pencroff.

»Zur Beschaffung der Töpferware für unseren Bedarf«, antwortete Cyrus Smith.

»Und woraus bauen wir den Ofen?«

»Aus Ziegelsteinen …«

»Und diese bereiten wir …?«

»Aus tonigem Lehm. Ans Werk, Freunde. Um Transporte zu vermeiden, errichten wir unsere Werkstatt am Produktionsort selbst. Nab wird uns Proviant nachbringen, und das Feuer zur Zubereitung der Speisen wird ja nicht fehlen.«

»Das wohl nicht«, bemerkte der Reporter, »wenn uns nur die Nahrungsmittel selbst nicht ausgehen, etwa infolge des Mangels an Jagdgeräten, .«

»Wenn wir nur wenigstens ein Messer besäßen«, rief der Seemann.

»Ja dann?« fragte Cyrus Smith.

»Dann hätte ich schnellstens einen Bogen und Pfeile angefertigt und unsere Speisekammer reichlich gefüllt.«

»Ja … ein Messer … eine schneidende Klinge …!« sagte der Ingenieur mehr zu sich selbst.

Da trafen seine Blicke Top, der am Ufer hin- und herlief.

Plötzlich leuchteten Cyrus Smiths Augen auf.

»Top, hier!« rief er.

Der Hund gehorchte dem Zuruf seines Herrn. Dieser nahm Tops Kopf zwischen die Knie, löste ihm das Halsband ab und zerbrach es in zwei Stücke.

»Da sind zwei Messer, Pencroff.«

Zwei Hurras des Seemanns erschollen als Antwort. Tops Halsband bestand nämlich aus einem dünnen Streifen aus gehärtetem Stahl. Man brauchte die Stücke nur auf einem groben Sandstein zu schleifen und den entstandenen Grat an der Schneide durch einen feinkörnigeren Stein wegzunehmen. Sandsteinfelsen gab es nun genügend, und 2 Stunden später bestanden die Werkzeuge der Kolonie aus zwei schneidenden Klingen, die leicht in einem Heft handgerecht befestigt waren.

Diese Errungenschaft, das erste Werkzeug, wurde als Triumph begrüßt; eine Errungenschaft, die auch wirklich sehr gelegen kam.

Man brach auf. Cyrus Smith wollte zur Westseite des Sees an die Stelle zurückzukehren, wo sich tags zuvor das Tonerdelager gezeigt hatte, von dem er eine Probe mitgenommen hatte. Längs des Ufers der Mercy, nach dem Pla-

teau der Freien Umschau hinziehend, erreichte man nach einem Weg von höchstens 5 Meilen eine 200 Schritte vom Grant-See entfernte Lichtung.

Unterwegs hatte Harbert einen Baum entdeckt, aus dessen Zweigen die Indianer Nordamerikas ihre Bögen herzustellen pflegen, den »Crejimba«, der zu einer Palmenfamilie ohne eßbare Früchte gehört. Man schnitt von diesem lange, gerade Zweige ab, entblätterte sie und schnitzte sie in der Weise zu, daß sie in der Mitte am stärksten blieben. Jetzt benötigte man also nur noch eine Pflanze, die passende Sehnen für die Bögen lieferte. Diese fand man in einer Malvenart, dem »Hibiscus heterophyllus«, dessen zähe, dauerhafte Fasern eine tierische Sehne im Notfall zu ersetzen vermögen. Nun hatte wohl Pencroff seinen kräftigen Bogen, noch fehlten ihm aber die Pfeile dazu. Ließen sich diese auch aus kleineren, dünnen und astfreien Zweigen unschwer herstellen, so veranlaßte doch die notwendige Ausrüstung der Spitze mit einer Substanz, die das Eisen zu ersetzen imstande waren, weit mehr Kopfzerbrechen. Doch sagte sich Pencroff endlich, daß, nachdem er das Seinige getan, der Zufall ihm schon zu Hilfe kommen werde.

Die Kolonisten waren auf dem am vergangenen Tag untersuchten Terrain angekommen. Dieses bestand aus einer Tonerde, wie sie für Backsteine und Ziegel verwendet wird, und die ihren Zwecken demnach vollkommen entsprach. Besondere Schwierigkeiten stellten sich nicht entgegen. Der Ton wurde nur mit Sand etwas entfettet, dann formte man Mauersteine daraus, um diese bei Holzfeuer zu brennen.

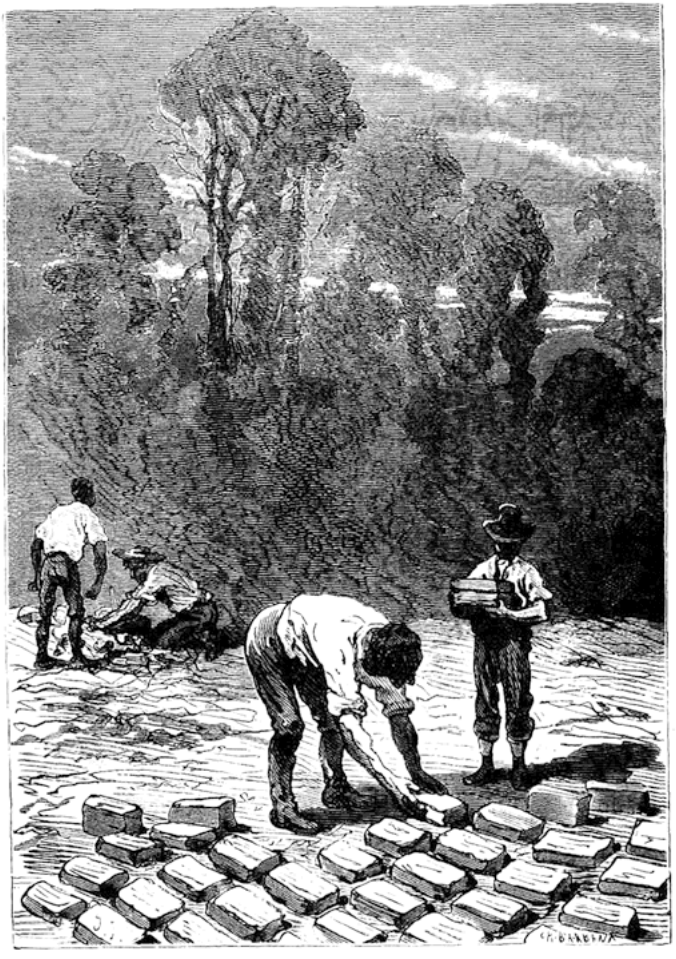
Gewöhnlich werden die Backsteine zwar in Formen gedrückt, der Ingenieur begnügte sich jedoch mit ihrer Herstellung aus freier Hand. 2 volle Tage verwendete man auf diese Arbeit. Der angefeuchtete Ton wurde mit Händen und Füßen durchgeknetet, und dann in Stücke von gleicher Größe geteilt. Ein geübter Arbeiter vermag ohne Maschine in einer Zeit von 12 Stunden bis zu 10.000 Backsteine herzustellen; die fünf Ziegelstreicher der Insel Lincoln hatten freilich in 2 Arbeitstagen nur etwa 3.000 angefertigt, die reihenweise hingelegt wurden, bis sie in 3 bis 4 Tagen vollkommen getrocknet und damit zum Brennen geeignet waren.

Am 2. April war es, als Cyrus Smith die Orientierung der Insel näher feststellte. Am Tag vorher hatte er unter Berücksichtigung der Strahlenbrechung die Zeit, um die die Sonne unter dem Horizont verschwand, genau aufgezeichnet. An diesem Morgen beobachtete er ihren Aufgang mit derselben Aufmerksamkeit. Zwischen diesem Unter- und Aufgang lagen 11 Stunden 16 Minuten, so daß die Sonne 6 Stunden 22 Minuten nach ihrem Aufgang den Meridian des Ortes passieren und dafür genau im Norden stehen mußte.*

Zur erwähnten Zeit beobachtete Cyrus Smith jenen Punkt am Himmel und wählte zwei in derselben Richtung liegende Bäume aus, die ihm demnach für spätere Aufnahmen eine unveränderliche Mittagslinie bildeten.

Während der beiden Tage vor dem Brennen der Mauer-

* Wirklich geht zu jener Jahreszeit und unter der betreffenden Breite die Sonne um 5 Uhr 33 auf, und um 6 Uhr 17 unter.



steine beschaffte man sich die nötigen Holzvorräte. In der Umgebung schnitt man Äste von den Bäumen und sammelte alles umherliegende Holz. Es versteht sich, daß die Jagd dabei nicht vollständig vernachlässigt wurde, zumal da Pencroff jetzt wohl ein Dutzend Pfeile mit sehr scharfen Spitzen besaß. Diese verdankte man Top, der ein Stachelschwein eingefangen hatte, das als Wild zwar nur von untergeordnetem Wert, wegen der spitzen Stacheln aber, mit denen es bedeckt ist, in diesem Fall doch eine hochwillkommene Beute bildete. Mit jenen rüstete man nun die Spitzen der Pfeile aus, während ihre Fluglinie durch Kakadufederfahnen gesichert wurde. Der Reporter und Harbert zeichneten sich bald als geschickte Bogenschützen aus. An Wild, zum Beispiel an Wasserschweinen, Tauben, Agutis, Auerhähnen usw. herrschte in der Umgebung Überfluß. Den größten Teil dieser Tiere erlegte man in dem Wald neben dem linken Ufer der Mercy, dem man den Namen ›Jacamarwald‹ gab, wegen der Vögel, die Harbert und Pencroff bei ihrem ersten Ausflug dahin verfolgt hatten.

Das meiste Wild verzehrte man zwar frisch, konservierte dagegen die Cabiaikeulen und räucherte diese mit grünem Holz, nachdem sie in aromatische Blätter gehüllt kurze Zeit gelegen hatten. Diese zwar sehr kräftigende Nahrung, die nur aus Braten und wieder Braten bestand, ließ doch allmählich den Wunsch aufkommen, auf dem Herd einmal einen Suppentopf brodeln zu hören. Dazu mußte man freilich einen Topf besitzen und folglich den Bau eines Brennofens abwarten.

Bei diesen Exkursionen, die nur in einem beschränkten Kreis um die Ziegelei herum stattfanden, bemerkten die Jäger dann und wann ziemlich frische Spuren größerer Tiere. Cyrus Smith empfahl ihnen deshalb äußerste Vorsicht, denn die Wahrscheinlichkeit lag sehr nahe, daß das Gehölz einige gefährliche Raubtiere bergen könne.

Wie berechtigt diese Mahnung war, sollte man bald erfahren. Gedeon Spilett und Harbert sahen eines Tages ein Tier, das dem Jaguar sehr ähnlich erschien. Zum Glück griff es sie nicht an, da sie ohne ernstliche Verletzung wohl nicht davongekommen wären. Hätte der Reporter nur eine ordentliche Waffe besessen, das heißt ein Gewehr, wie es Pencroff verlangte, so gelobte er sich, gegen die Raubtiere den erbittertsten Krieg zu führen, und die Insel bald von dem Gesindel zu säubern.

An eine wohnlichere Einrichtung der Kamine dachte man jetzt gar nicht mehr, denn der Ingenieur hoffte in allernächster Zeit eine bequemere Wohnung zu entdecken oder zu erbauen.

Man begnügte sich, die Lagerstätten auf dem Sand mit frischen Schichten weichen Mooses und trockener Blätter zu bedecken, und auf diesen etwas urwüchsigen Matratzen genossen die ermüdeten Arbeiter einen trefflichen Schlaf.

Nun kümmerte man sich auch um die Anzahl der seit der Ankunft auf der Insel verflossenen Tage, und führte eine exakte Zeitrechnung ein. Am 5. April, mittwochs, waren 12 Tage verflossen, seit der Sturm die Schiffbrüchigen auf die Insel geschleudert hatte.

Am 6. April versammelten sich der Ingenieur und seine Gefährten mit Tagesanbruch auf der Lichtung an der Stelle, wo das Brennen der Ziegel vor sich gehen sollte, natürlich unter freiem Himmel und nicht in geschlossenen Öfen, vielmehr bildeten die zusammengesetzten Backsteine einen Ofen, der sich eben selbst brennen sollte. Das aus Reisigbündeln bestehende Brennmaterial wurde auf geeignete Art und Weise ausgebreitet, mit mehreren Reihen lufttrockener Backsteine umgeben, die bald einen großen Würfel bildeten, in dessen Seiten die nötigen Zuglöcher ausgespart blieben. Diese Arbeit nahm den ganzen Tag in Anspruch, und erst am Abend zündete man die Holzbündel an.

Niemand legte sich die Nacht über nieder, sondern alle suchten das Feuer gut in Brand zu erhalten.

Der Brennprozeß dauerte 48 Stunden und erwies sich als vollkommen gelungen. Da man das Auskühlen der rauchenden Masse abwarten mußte, schafften Nab und Pencroff unter Cyrus Smiths Leitung inzwischen auf einer aus verbundenen Ästen gebildeten Schleife mehrere Ladungen kohlensauren Kalkgesteins vom nördlichen Ufer des Sees herbei. Dieses Gestein lieferte, durch Hitze zersetzt, einen sehr fetten, beim Löschen ausgiebigen Ätzkalk, der ebenso rein erschien, als wäre er aus dem reinsten Marmor dargestellt. Mit Sand vermischt, den man hinzusetzte, um die allzu große Zusammenziehung des Kalkbreis zu verhindern, lieferte er einen ganz ausgezeichneten Mörtel.

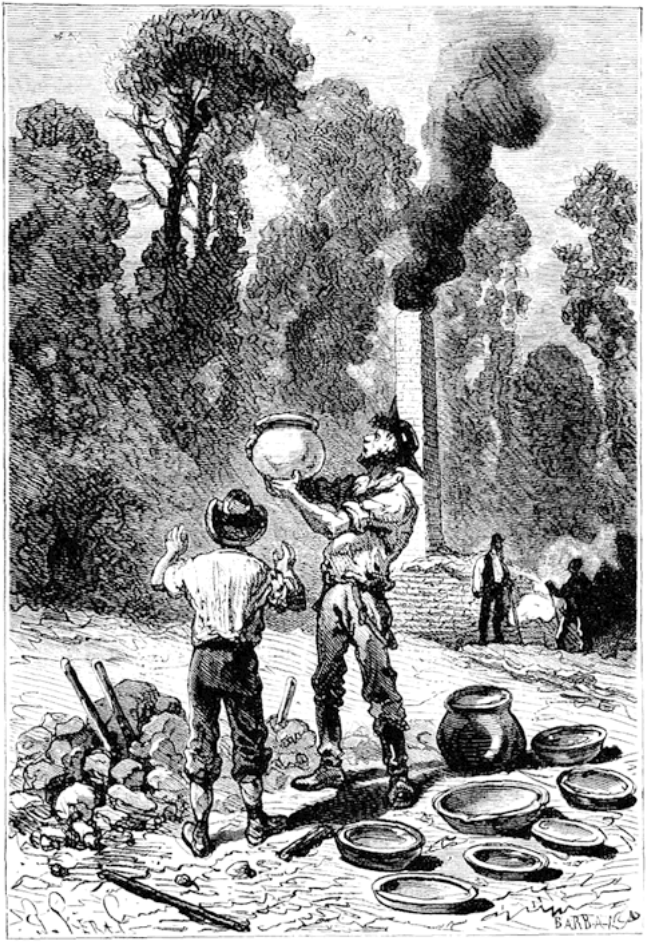
Bei Beendigung dieser Arbeiten, am 9. April, standen dem Ingenieur nun schon eine gehörige Menge völlig fer-

tigen Maurerkalks und einige tausend gebrannte Ziegel zur Verfügung.

Man schritt demnach unverzüglich zum Bau eines passenden Brennofens, um das nötige Küchengeschirr für den Hausbedarf herzustellen, was ohne zu große Schwierigkeiten gelang. 5 Tage später wurde der Ofen mit Steinkohle beschickt, von der der Ingenieur in der Nähe des Roten Flusse ein zutagetretendes Lager entdeckt hatte, und zum ersten Mal wirbelte der Rauch aus einem etwa 20 Fuß hohen Schornstein empor. Die Lichtung wurde zur Werkstatt, und Pencroff nährte den heimlichen Glauben, daß der Ofen hier bald alle Erzeugnisse der modernen Technik liefern werde.

Die ersten Artikel der Kolonisten bestanden nun freilich bloß aus gewöhnlicher Töpferware, die jedoch zum Kochen der Speisen vollkommen ausreichte. Das Material dazu entnahm man dem Tonboden und ließ Cyrus Smith ihm noch etwas Kalk und Quarzkörner beimengen. Der teigige Ton stellte eine wirkliche »Pfeifenerde« dar, aus der man Töpfe, über geeigneten Steinen geformte Tassen, Teller, größere Krüge, Wasserbehälter usw. erzeugte. Die Form dieser Gegenstände ließ freilich zu wünschen übrig, nachdem sie jedoch bei großer Hitze gebrannt waren, zählte die Küche der Kamine eine Reihe Gerätschaften, die unter den gegebenen Verhältnissen ebenso kostbar waren, als hätte man zu ihrer Herstellung die feinste Porzellanerde verwendet.

Es verdient erwähnt zu werden, daß Pencroff, begierig zu wissen, ob jene Pfeifenerde ihren Namen in der Tat verdiene, sich einige ziemlich plumpe Pfeifen zurechtmachte,



die er zwar ganz ausgezeichnet fand, zu denen ihm aber leider der Tabak fehlte, – für Pencroff, den leidenschaftlichen Raucher, eine bittere Entbehrung.

»Tabak wird sich schon noch finden, so gut, wie alles übrige!« tröstete er sich bei seiner grenzenlosen Vertrauensseligkeit.

Diese Arbeiten dauerten bis zum 15. April, und es bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, daß die Zeit dabei gut genutzt wurde. Die Kolonisten, einmal zu Töpfern geworden, beschäftigten sich ausschließlich mit der Anfertigung von Töpfergeschirr. Wenn es Cyrus Smith gefiel, aus ihnen Schmiede zu machen, dann würden sie auch solche werden. Da der folgende Tag aber Sonntag, und noch dazu Ostersonntag war, beschloß man, ihn der Ruhe und Erholung zu weihen. Diese Amerikaner sind sehr religiöse Menschen und beobachten mit peinlicher Genauigkeit die Vorschriften der Bibel; die Lage, in der sie sich befanden, konnte aber ihr Gefühl des Vertrauens zu dem Schöpfer aller Dinge nur verdoppeln.

Am Abend des 15. April kehrte man also zu den Kaminen zurück. Die letzten Topfwaren wurden mitgenommen und der Brennofen verlosch in Erwartung seiner neuen Bestimmung.

Auf dem Rückweg gelang dem Ingenieur noch die glückliche Entdeckung einer Substanz, die den Feuerschwamm ersetzen konnte. Bekanntlich stammt diese samtweiche Masse von einem gewissen Champignon aus der Gattung der Polyporen her. Besonders, wenn sie in einer Lösung von

salpetersaurem Natron abgekocht wird, erlangt sie ein hohes Maß an Entzündbarkeit. Bis dahin hatte man freilich noch keine zu den Polyporen gehörige Pflanze, noch auch eine Morchelart gefunden, die wohl an deren Stelle treten könnte. Heute entdeckte der Ingenieur ein zum Geschlecht des Wermut gehörendes Gewächs, das als Hauptarten den Absinth, die Melisse, den Kaisersalat und andere enthält. Von diesem riß er einige Büschel ab und zeigte sie dem Seemann.

»Hier, Pencroff, ist etwas, das Ihnen Freude machen wird.«

Aufmerksam betrachtete der Angeredete die Pflanze, die lange, seidenartige Haare und mit wolligem Flaum bedeckte Blätter hatte.

»Was ist das, Mr. Cyrus?« fragte Pencroff. »Herr Gott! Doch nicht etwa Tabak?«

»Nein«, entgegnete Cyrus Smith, »das ist eine Wermutart, für die Gelehrten chinesischer Wermut, für uns Zündschwamm.«

Wirklich zeigte sich diese Substanz in sehr gut getrocknetem Zustand recht leicht entzündlich, besonders als sie der Ingenieur später mit einer Lösung von salpetersaurem Natron, das heißt dem gewöhnlichen Salpeter, den die Insel in mehreren Lagern bot, imprägniert hatte.

An diesem Abend speisten die im Mittelraum versammelten Kolonisten recht mit Behagen. Nab hatte Agutifleisch gekocht und eine Suppe zubereitet, Cabiaischinken aufgeschnitten und einige Knollen von »Caladium makro-

rhizum« abgesotten. Letztere Pflanze zählt zu den Arazeen und wächst in der Tropenzone baumartig. Ihre Wurzelknollen sind von ausgezeichnetem Geschmack, sehr nahrhaft und der Substanz sehr ähnlich, die in England unter dem Namen »Portlandsago« verkauft wird. In gewisser Hinsicht kann sie wohl das Brot ersetzen, das den Kolonisten der Insel Lincoln noch abging.

Nach Beendigung des Abendessens gingen Cyrus Smith und seine Gefährten noch ein wenig am Strand spazieren. Es war 8 Uhr und die Nacht versprach schön zu werden. Noch schien der Mond nicht, der 5 Tage vorher voll gewesen war, doch färbte sich der Horizont schon mit jenem sanften Silberlicht, das man die Mondmorgenröte nennen könnte. Im südlichen Himmel erglänzten die zirkumpolaren Sternbilder, vor allen das Kreuz des Südens, das der Ingenieur einige Tage vorher vom Franklin-Berg aus begrüßt hatte.

Eine Zeitlang beobachtete Cyrus Smith das glanzvolle Sternbild, das an seinem oberen und unteren Teil zwei Sterne erster, zur Linken einen zweiter und zur Rechten einen Stern dritter Größe hat.

Nach einigem Nachdenken begann er:

»Haben wir heute nicht den 15. April, Harbert?«

»Ja, Mr. Cyrus«, erwiderte dieser.

»Nun, wenn ich nicht irre, ist dann morgen einer der 4 Tage im Jahr, an denen die wahre Zeit mit der mittleren bürgerlichen Zeit zusammenfällt, das heißt, daß die Sonne morgen bis auf einige Sekunden genau zu der Zeit durch den Meridian geht, zu der richtig gehende Uhren Mittag

zeigen. Sollte also schönes Wetter sein, so gedenke ich morgen den Längengrad, unter dem wir uns befinden, so gut wie möglich festzustellen.«

»Ohne Instrumente, ohne Sextanten?« fragte Gedeon Spilett.

»Ja«, antwortete der Ingenieur. »Da die Nacht klar ist, möchte ich auch gleich heute versuchen, unsere Breitenlage durch Berechnung der Horizonthöhe des Kreuz des Südens, das heißt des Südpols, zu erfahren. Sie begreifen, meine Freunde, daß es, um sich auf weitergehende Einrichtungen einlassen zu sollen, nicht genügt, zu wissen, daß dieses Land eine Insel ist; wir müssen uns auch darüber klarzuwerden suchen, in welcher Entfernung entweder vom Festland Amerikas, Australiens oder auch von einem größeren Archipel des Pazifiks sie liegt.«

»Gewiß«, meinte der Reporter, »denn statt eines Hauses könnte es sich uns empfehlen, ein Schiff zu bauen, wenn wir zufällig nur etwa 100 Meilen bis zu einer bewohnten Küste hätten.«

»Eben deshalb«, fuhr Cyrus Smith fort, »will ich heute abend die Breite der Insel Lincoln und morgen mittag deren Länge zu erfahren versuchen.«

Hätte der Ingenieur einen Sextanten besessen, ein Instrument, das die Winkeldistanz zweier Spiegelbilder mit großer Genauigkeit zu messen gestattet, dann wäre dieses Vorhaben leicht genug ausführbar gewesen. An diesem Abend hätte er durch die Polhöhe, am nächsten Tag durch die Beobachtung des Meridiandurchgangs der Sonne die Koordi-

naten der Insel erhalten. In Ermangelung eines Instruments mußte er sich eben zu helfen suchen.

Cyrus Smith ging zu den Kaminen zurück. Dort schnitzte er beim Schein des Herdfeuers zwei kleine flache Lineale, die er an ihren Enden in der Weise miteinander verband, daß sie eine Art hölzernen Zirkel darstellten, dessen Schenkel geöffnet und geschlossen werden konnten. Seine Achse bildete ein kräftiger Akaziendorn, den man an dem vorrätigen dürren Holz fand.

Mit dem fertigen Instrument kam der Ingenieur nach dem Strand zurück; da es aber notwendig ist, die Polhöhe über einen ganz glatten Horizont hin zu visieren, das Krallenkap jedoch den südlichen Horizont verdeckte, mußte er eine geeignetere Position aufsuchen. Die beste wäre freilich an der südlichen Uferspitze selbst gewesen, diese zu erreichen hätte man aber die eben ziemlich wasserreiche Mercy überschreiten müssen.

Cyrus Smith beschloß deshalb, seine Beobachtung von der Höhe der Freien Umschau aus anzustellen und deren Lagedifferenz zu dem Niveau des Meeres später zu berücksichtigen, was durch ein einfaches geometrisches Verfahren zu erreichen sein mußte.

Die Kolonisten begaben sich demnach auf dem schon bekannten Weg auf das Plateau hinauf und nahmen an dessen von Nordwesten nach Südosten verlaufenden Rand ihre Aufstellung.

Dieser Teil des Oberlands überragte die Höhen des rechten Flußufers um nahezu 50 Fuß, jene Höhen, die stufen-

weise bis nach dem Krallenkap am Südende der Insel abfielen. Der Ausblick, der den halben Horizont umfaßte, erschien demnach von diesem Kap bis zum Schlangenvorgebirge durch kein Hindernis beschränkt. Im Süden war der Horizont in seinen unteren Teilen von dem Mondlicht soweit erhellt, um mit ausreichender Genauigkeit abvisiert werden zu können.

Das Kreuz des Südens stellte sich dem Beobachter zu dieser Zeit in verkehrter Lage, mit dem Stern α, dem nächstem am Südpol, nach unten dar.

Dieses Sternbild liegt übrigens dem antarktischen Pol überhaupt nicht so nah, wie der Polarstern dem arktischen; ja, der Stern α ist noch an die 27 Grad von jenem entfernt. Cyrus Smith wußte das und mußte es bei seiner Messung berücksichtigen. Er wartete zur Vereinfachung der Operation die Zeit ab, bis jener Stern unterhalb des Pols durch den Meridian ging.

Nachdem das geschehen war, blieb nur noch der erhaltene Winkel zu berechnen, wobei also die Depression des Horizonts zu berücksichtigen und folglich die Höhe des Plateaus festzustellen war. Der Wert dieses Winkels mußte die Höhe des Sterns α und folglich die des Pols über dem Horizont ergeben, damit aber auch die geographische Breite der Insel, weil diese Breite für jeden Punkt der Erdkugel der Höhe des Pols über seinem Horizont entspricht.

Die nötigen Berechnungen verschob man auf den nächsten Tag, und schon um 10 Uhr lagen alle in tiefem Schlaf.

14. KAPITEL

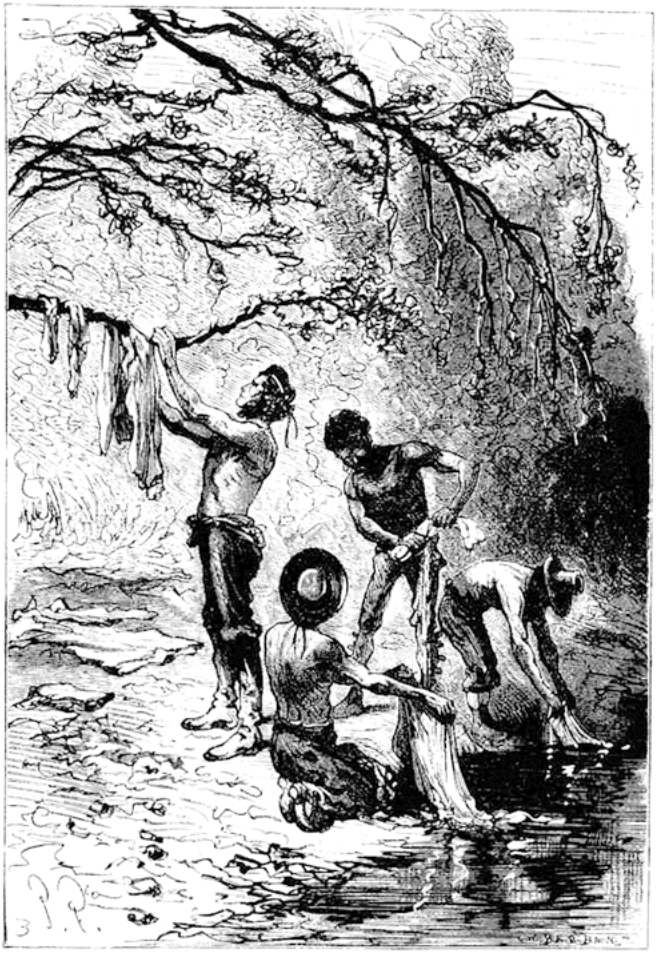
Messung der Granitwand. – Eine Anwendung des Lehrsatzes von den ähnlichen Dreiecken. – Die geographische Breite der Insel. – Ein Ausflug nach Norden. – Eine Austernbank. – Zukunftsprojekte. – Der Meridiandurchgang der Sonne. – Die Koordinaten der Insel Lincoln.

Am Morgen des 16. April – am Ostersonntag – gingen die Kolonisten mit Tagesanbruch daran, ihre Leibwäsche und Kleidungsstücke zu reinigen. Der Ingenieur gedachte auch Seife zu kochen, sobald er die dazu nötigen Rohmaterialien, Fett und Soda, erlangen würde. Die wichtige Frage wegen Erneuerung der Kleidungsstücke sollte ihrerzeit erwogen werden. Auf jeden Fall versprachen jene noch 6 Monate auszuhalten, denn sie waren aus festen Stoffen dauerhaft gearbeitet. Alles hing ja zuletzt von der geographischen Lage der Insel zu andern bewohnten Ländern ab, und diese sollte noch, unter Voraussetzung günstiger Witterung, am selben Tag bestimmt werden.

Die Sonne erhob sich an einem wolkenlosen Horizont und ließ einen prächtigen Tag erwarten, einen jener schönen Herbsttage, die man für die letzten Abschiedsgrüße der warmen Jahreszeit halten möchte.

Jetzt galt es also die Elemente der Beobachtung vom Tag vorher zu vervollständigen und die Höhe des Plateaus der Freien Umschau über dem Niveau des Meeres zu berechnen.

»Brauchen Sie dazu nicht ein ähnliches Instrument, wie



das, welches Sie gestern benutzten?« fragte Harbert den Ingenieur.

»Nein, mein Sohn«, antwortete dieser, »wir werden auf eine andere Weise verfahren, die jedoch ebenso genaue Resultate liefert.«

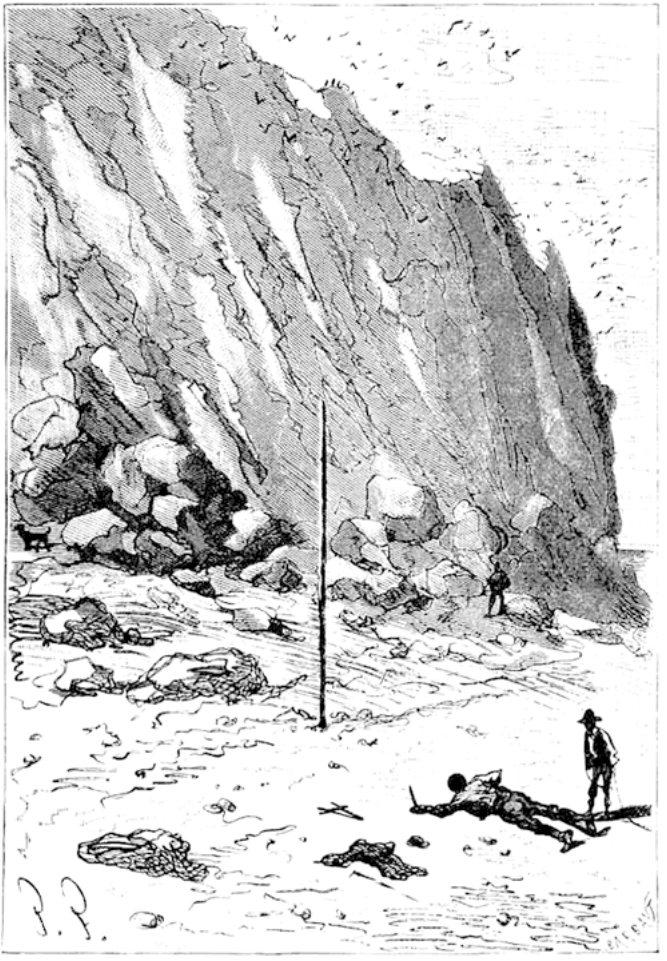
Harbert, immer begierig, sich von allem genau zu unterrichten, folgte dem Ingenieur, der vom Fuß der Granitwand aus bis zum Uferrand hinschritt. Inzwischen beschäftigten sich Pencroff, Nab und der Reporter mit verschiedenen Arbeiten.

Cyrus Smith hatte eine gerade, etwa 12 Fuß lange Stange mitgenommen, deren Länge er mit möglichster Genauigkeit nach der ihm bis auf die Linie bekannten eigenen Körpergröße gemessen hatte. Harbert trug ein Senkblei, das ihm der Ingenieur übergeben hatte, das heißt einen einfachen Stein, der an zusammengeknüpfte geschmeidige Pflanzenfasern gebunden war.

Etwa 20 Schritte vom Uferrand entfernt und an die 500 von der Granitmauer, die lotrecht aufstieg, befestigte Cyrus Smith die Stange 2 Fuß tief im Sand und es gelang ihm, sie mit Hilfe des improvisierten Senkbleis senkrecht gegen die Ebene des Horizonts aufzustellen.

Hierauf ging er noch so weit zurück, daß seine Sehstrahlen, wenn er sich auf den Sand legte, genau die Spitze der Stange und den Kamm der Granitwand berührten. Diesen Punkt bezeichnete er sorgfältig durch einen eingetriebenen Pflock.

Dann wandte er sich an Harbert:



»Die Grundlagen der Geometrie sind dir bekannt?« fragte er.

»Ein wenig, Mr. Cyrus«, antwortete Harbert, der sich nicht bloßstellen wollte.

»Du erinnerst dich der Eigenschaften der sogenannten ähnlichen Dreiecke?«

»Ja«, sagte Harbert, die entsprechenden Seiten sind einander proportional.«

»Nun sieh, mein Sohn, hier konstruiere ich eben zwei ähnliche, rechtwinklige Dreiecke. Die Seiten des kleineren bilden die Höhe der senkrechten Stange und die Entfernung von dem Punkt, an dem diese in der Erde steckt, bis zu jenem Pflock. Eine Hypotenuse wird von meinem Sehstrahl dargestellt. Das zweite größere Dreieck hat als Seiten die lotrechte Felsenwand, um deren Höhe es geht, und die Entfernung von ihrem Fuß bis wiederum zu jenem Pflock hin, während meine Sehstrahlen auch dessen Hypotenuse bezeichnen, nämlich die Fortsetzung der des ersteren Dreiecks.«

»Ah, ich verstehe, Mr. Cyrus!« rief Harbert. »Da die horizontale Entfernung des Pflocks von der Stange proportional zu der von demselben Punkt bis zur Basis der Felsenwand ist, so steht auch die Höhe der Stange zu der der Felsenwand in demselben Verhältnis.«

»So ist es, Harbert«, bestätigte der Ingenieur, »und sobald wir diese horizontalen Entfernungen gemessen haben, können wir, da die Höhe der Stange bekannt ist, durch eine

einfache Berechnung auch die der Felsenwand finden und uns der Mühe entheben, sie unmittelbar zu messen.«

Die beiden Horizontalen wurden mittels der Stange aufgenommen, deren Höhe über dem Sand genau bestimmt war und genau 10 Fuß betrug.

Die erstere zwischen dem Pflock und dem früheren Standpunkt der Meßstange betrug 15 Fuß.

Die zweite zwischen jenem Pflock und der Basis des Felsens aber 500 Fuß.

Cyrus Smith und der junge Mann kehrten nach Vollendung dieser Aufnahmen zu den Kaminen zurück.

Der Ingenieur holte einen von einem früheren Ausflug mitgebrachten flachen Stein, eine Art Schiefer, auf dem man mit Hilfe einer spitzen Muschel leicht und deutlich zu schreiben vermochte. Er stellte folgende Proportion auf:

$$15 : 500 = 10 : x$$
$$500 \times 10 = 5000$$
$$\frac{5000}{15} = 333{,}33$$

Diese Berechnung ergab demnach für die Granitwand eine Höhe von 333 1/3 Fuß.*

Cyrus Smith nahm hierauf das Instrument wieder zur Hand, dessen geöffnete und dann befestigte Schenkel ihm am vorhergehenden Tag zur Messung der Winkelhöhe des

* Hier sind englische Fuß (= 0,3048 m) gemeint.

Sterns α über dem Horizont gedient hatten. Den Winkel, den diese Schenkel bildeten, maß er möglichst genau auf einem in 360 gleiche Grade geteilten Kreis. Dieser Winkel ergab unter Hinzufügung der 27 Grad, welche den Stern α noch vom Pol trennten, und unter Berücksichtigung der Höhe des Plateaus, von dem aus die Beobachtung stattgefunden hatte, über dem Niveau des Meeres, eine Höhe von 53 Grad. Diese 53 Grad mußten nun endlich noch von 90 Grad, der Entfernung des Pols vom Äquator, abgezogen werden, und es verblieben demnach 37 Grad. Cyrus Smith gelangte also zu dem Resultat, daß die Insel Lincoln unter 37° südlicher Breite liege, wobei er jedoch seiner mangelhaften Instrumente wegen einen Fehler von 5 Grad annahm, ihre Lage also zwischen dem 35. und 40. Grad südlicher Breite festsetzte.

Um die Koordinaten der Insel zu erhalten, blieb nun noch die Bestimmung ihres Längengrads übrig. Diese wollte der Ingenieur noch am selben Tag, zur Zeit des Meridiandurchgangs der Sonne, also zu Mittag, vornehmen.

Der Ostersonntag wurde übrigens zu einem Spaziergang, oder vielmehr zu einer Auskundschaftung derjenigen Teile der Insel bestimmt, die zwischen dem Norden des Sees und dem Haifischgolf lagen. Wenn es die Witterung zuließ, gedachte man bis zu dem nördlichen Teil des Unterkieferkaps vorzudringen, wollte zwischen den Dünen Mittag machen und erst gegen Abend zurückkehren.

Morgens um 8 Uhr 30 marschierte die kleine Gesellschaft längs des Kanalrands hin. An der anderen Seite, auf

der Küste der Insel des Heils, promenierten gravitätisch zahlreiche Vögel. Es waren Tauchervögel, die man leicht an dem häßlichen, dem des Esels ähnlichen Geschrei erkennt. Pencroff schenkte ihnen nur unter dem Gesichtspunkt der Eßbarkeit einige Aufmerksamkeit und vernahm mit gewisser Befriedigung, daß ihr wenn auch etwas schwärzliches Fleisch doch recht schmackhaft sei.

Auf dem Sand hinkriechend, bemerkte man auch große Amphibien, ohne Zweifel Robben, die das Ufer des kleinen Eilands mit Vorliebe besuchten. Diese erfreuten sich von Pencroffs Standpunkt freilich keiner besonderen Würdigung, da ihr öliges Fleisch so gut wie ungenießbar ist. Dafür betrachtete sie Cyrus Smith mit desto größerer Aufmerksamkeit, und verkündete seinen Gefährten im voraus, daß man in nächster Zeit einmal das Eiland besuchen werde, ohne daß er für jetzt einen näheren Grund angab.

Der von den Kolonisten begangene Strand erschien mit unzähligen Muscheln bedeckt, von denen einige Arten einem Liebhaber der Malakologie gewiß große Freude bereitet hätten. Neben schönen Phasianellen, Dreiengelmuscheln und anderen entdeckte man aber, was jetzt viel wichtiger erschien, eine durch die Ebbe bloßgelegte, ausgedehnte Austernbank, die Nab etwa 4 Meilen von den Kaminen zwischen den Felsen auffand.

»Nab hat seinen Tag nicht verloren«, rief Pencroff, als er die große Ansiedlung der köstlichen Schaltiere betrachtete.

»Wahrlich, das ist eine glückliche Entdeckung«, sagte der Reporter, »und besonders, wenn jede Auster, wie man allge-

mein annimmt, jährlich 50 - bis 60.000 Eier produziert, bietet sich uns hier ein unerschöpflicher Vorrat.«

»Ich denke nur, daß die Auster nicht besonders nahrhaft ist«, bemerkte Harbert.

»Nein«, antwortete Cyrus Smith. »Die Auster zeigt nur sehr wenig Stickstoffgehalt und ein Mensch, der sich ausschließlich von ihnen ernähren wollte, würde täglich mindestens 15 bis 16 Dutzend davon nötig haben.«

»Schön!« fiel Pencroff ein. »Einige Dutzend Austern könnten wir aber doch wohl losbrechen, ohne die Bank zu schädigen. Sollten wir nicht einige zum Frühstück verzehren?«

Und ohne eine Antwort auf seinen Vorschlag abzuwarten, von dessen Annahme er im voraus überzeugt war, holte er eine reichliche Menge von diesen Mollusken und steckte sie in einer Art Netz von Hibiskusfasern, das Nabs geschickte Hand gefertigt hatte und das schon die übrigen Bestandteile der Mittagsmahlzeit enthielt. Dann wanderten alle zwischen den Dünen und dem Meer weiter.

Von Zeit zu Zeit sah Cyrus Smith nach der Uhr, um sich rechtzeitig auf die beabsichtigte Sonnenbeobachtung vorzubereiten, die genau zu Mittag stattfinden mußte.

Der ganze Teil der Insel war bis zur Spitze der Union Bay, die den Namen Unterkieferkap erhalten hatte, sehr sandig. Nur auf Sand und Muscheln, vermischt mit einzelnen Lavatrümmern, traf das Auge. Einige Seevögel umschwärmten das nächste Ufer, wie Seemöwen, große Albatrosse und einige wilde Enten, die Pencroffs immer lebendige Eßlust mit

vollem Recht reizten. Wohl versuchte er einige davon mit Pfeilen zu erlegen, doch ohne Erfolg, denn sie saßen kaum jemals still, und er hätte sie also im Flug treffen müssen.

Dieser Mißerfolg veranlaßte ihn auch, gegen den Ingenieur wiederholt die Worte zu äußern:

»Sehen Sie, Mr. Cyrus, solange wir noch nicht zwei bis drei Jagdgewehre besitzen, läßt doch unser Material noch so manches zu wünschen übrig.«

»Gewiß, Pencroff«, erwiderte der Reporter; »aber das liegt nur an Ihnen. Verschaffen Sie uns Eisen für die Läufen, Stahl für die Schlösser, Salpeter, Kohle und Schwefel für Pulver, Quecksilber und Salpetersäure für Knallsilber und endlich Blei für Kugeln, dann wird Cyrus uns die schönsten Flinten von der Welt herstellen.«

»Oh«, bemerkte der Ingenieur, »all diese Substanzen möchten wohl auf der Insel zu finden sein; eine Feuerwaffe ist aber ein sehr feines Stück Arbeit und verlangt zu ihrer Herstellung besonders genaue Hilfswerkzeuge. Indes, später werden wir sehen, was sich machen läßt.«

»Warum mußten wir aber auch«, rief Pencroff, »all die Waffen, welche die Gondel enthielt, über Bord werden, alle Geräte, bis auf die Taschenmesser!«

»Ja, hätten wir das nicht getan, Pencroff«, belehrte ihn Harbert, »so hätte uns der Ballon ins Meer fallen lassen.«

»Was du da sagst, ist freilich wahr, mein Junge!« antwortete ihm der Seemann.

Dann sprang er zu einem anderen Gedanken über und sagte:

»Aber das Erstaunen kann ich mir vorstellen, als Jonathan Forster und seine Begleiter am Morgen nach unserer Abfahrt den Platz leer und den Apparat davongeflogen sahen.«

»Das wäre nun meine geringste Sorge, was jene dabei gedacht haben mögen«, sagte der Reporter.

»Die Idee ist jedoch von mir ausgegangen!« erklärte Pencroff mit selbstzufriedener Miene.

»Eine schöne Idee, Pencroff«, meinte der Reporter lachend, »die uns dahin gebracht hat, wo wir jetzt sind.«

»Lieber bin ich hier, als in den Händen der Südstaatler!« rief der Seemann, »zumal seitdem Mr. Cyrus die Gewogenheit hatte, sich uns wieder anzuschließen.«

»Ich muß gestehen, ich auch!« versetzte der Reporter. »Übrigens, was fehlt uns denn …? Nichts!«

»Doch, wenn Sie wollen, … alles!« antwortete Pencroff und zog seine breiten Schultern in die Höhe. »Indessen, einmal wird der Tag ja noch kommen, der uns wieder von hier erlöst.«

»Und vielleicht eher, als Sie glauben, meine Freunde«, sagte der Ingenieur, »zumindest, wenn die Insel Lincoln nur in mäßiger Entfernung von einem bewohnten Archipel oder einem Kontinent liegt. Zwar ist mir keine Karte des Pazifiks zur Hand, doch bewahrt mein Gedächtnis sehr deutlich die Erinnerung an das Bild seines südlichen Teils. Die gestern erhaltene Breitenlage versetzt unsere Insel westlich von Neuseeland, östlich der Küste von Chile gegenüber. Diese beiden Länder trennt freilich eine Entfernung

von 6.000 Meilen. Es bleibt uns demnach übrig, festzustellen, auf welchem Punkt dieser breiten Meeresfläche wir uns befinden. Das soll uns die geographische Länge sagen, die wir mit ausreichender Genauigkeit, wie ich hoffe, soeben zu bestimmen vorhaben.«

»Ist es nicht der Pomotou-Archipel«, sagte Harbert, »der uns der Breite nach am nächsten liegt?«

»Ja«, antwortete der Ingenieur, »dennoch dürften wir es bis dorthin wohl 1.200 Meilen weit haben.«

»Und nach dort?« fragte Nab, der dem Gespräch mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war und mit der Hand nach Süden wies.

»Nach dorthin liegt gar nichts«, erwiderte der Ingenieur.

»Nun, Cyrus«, sagte der Reporter, »wenn die Insel Lincoln aber nur 2- bis 300 Meilen von Chile oder Neuseeland entfernt läge …«

»Dann«, fiel der Ingenieur ein, »bauen wir statt eines Hauses ein Fahrzeug, und Meister Pencroff wird zu seiner Leitung berufen …«

»Ha, Mr. Cyrus«, meldete sich der Seemann, »einen Kapitän wollt' ich schon abgeben, wenn es Ihnen gelingt, ein seetüchtiges Fahrzeug herzustellen.«

»Das soll schon geschehen, wenn es nötig wird!« erwiderte der Ingenieur.

Während diese Männer, die an nichts verzweifelten, so sprachen, nahte die Stunde heran, in der die Sonnenbeobachtung vorgenommen werden sollte. Wie würde sich nun

Cyrus Smith helfen, den Meridiandurchgang zu bestimmen, da ihm alle Instrumente dazu fehlten? Harbert vermochte sich das auf keine Weise vorzuzustellen.

Die Wanderer befanden sich jetzt in einer Entfernung von 6 Meilen von den Kaminen, etwa in jener Gegend der Dünen, in welcher der Ingenieur nach seiner wunderbaren Rettung wiedergefunden worden war. Man machte an dieser Stelle halt und bereitete alles zum Frühstück, da nur noch eine halbe Stunde bis Mittag fehlte. Harbert machte sich auf, aus dem unfern fließenden Bach Wasser zu holen, das er in einem Krug herbeibrachte, den ihm Pencroff mitgegeben hatte. Während dieser Vorbereitungen ordnete Cyrus Smith alles zu seiner astronomischen Beobachtung Nötige an. Er wählte auf dem Strand eine flache Stelle aus, die das sich zurückziehende Meer vollkommen geebnet hatte. Die feine Sanddecke erschien glatt wie eine Eisscholle, und kein Körnchen überragte das andere. Ob sie ganz horizontal lag, oder nicht, darauf kam es im vorliegenden Fall wenig an und ebensowenig darauf, ob die 6 Fuß lange Stange, die aufgestellt wurde, sich genau in vertikaler Richtung befand. Im Gegenteil neigte der Ingenieur diese noch etwas nach Süden, das heißt nach der der Sonne entgegengesetzten Seite, denn man vergesse nicht, daß die Kolonisten der Insel Lincoln deshalb, weil diese Insel auf der südlichen Halbkugel lag, das Strahlengestirn seinen Tagesbogen über dem nördlichen, und nicht über dem südlichen Horizont beschreiben sahen.

Jetzt wurde es Harbert klar, wie der Ingenieur verfahren

wollte, um die Kulmination der Sonne, das heißt ihre Passage durch den Meridian der Insel, oder mit anderen Worten, deren Mittagslinie zu bestimmen. Das sollte durch den auf den Sand projektierten Schatten der Stange geschehen, der ihm aus Mangel an Instrumenten ein geeignetes Hilfsmittel zur Erzielung des gewünschten Resultats bot.

Wirklich mußte die Mittagszeit mit dem Augenblick, in dem dieser Schatten die geringste Länge zeigte, zusammenfallen, und es mußte reichen, seinem Schatten aufmerksam zu folgen, um den Zeitpunkt wahrzunehmen, wo er sich nach der vorhergegangenen Verkürzung wieder zu verlängern begann. Dadurch, daß Cyrus Smith seinen Stab nach der der Sonne entgegengesetzten Seite neigte, machte er diesen Schatten länger und seine Veränderungen erkennbarer. Denn in der Tat kann man ja dem Zeiger eines Zifferblatts desto leichter folgen, je länger er ist. Der Schatten des Stabs stellte aber hier nichts anderes als den Zeiger eines Zifferblatts dar.

Als er den Zeitpunkt nahe glaubte, kniete Cyrus Smith auf dem Sand nieder und bezeichnete mittels kleiner Holzpflöckchen, die er in den Erdboden steckte, die allmähliche Abnahme des Schattenbildes. Seine Gefährten beugten sich über ihn und folgten der Operation mit gespanntestem Interesse.

Der Reporter hielt den Chronometer in der Hand, um die Zeit genau abzulesen, wann der Schatten am kürzesten sein würde. Übrigens operierte Cyrus Smith, wie erwähnt, am 16. April, das heißt an einem Tag, an dem die wahre Son-

nenzeit mit der mittleren bürgerlichen Zeit zusammenfällt, so daß die Angabe Gedeon Spiletts die wahre Zeit in Washington bezeichnen mußte, was die Berechnung wesentlich vereinfachte.

Indessen stieg die Sonne langsam empor, der Schatten des Stabs verkürzte sich nach und nach, und als Cyrus Smith sah, daß er wieder länger wurde, fragte er:

»Wieviel Uhr ist es?«

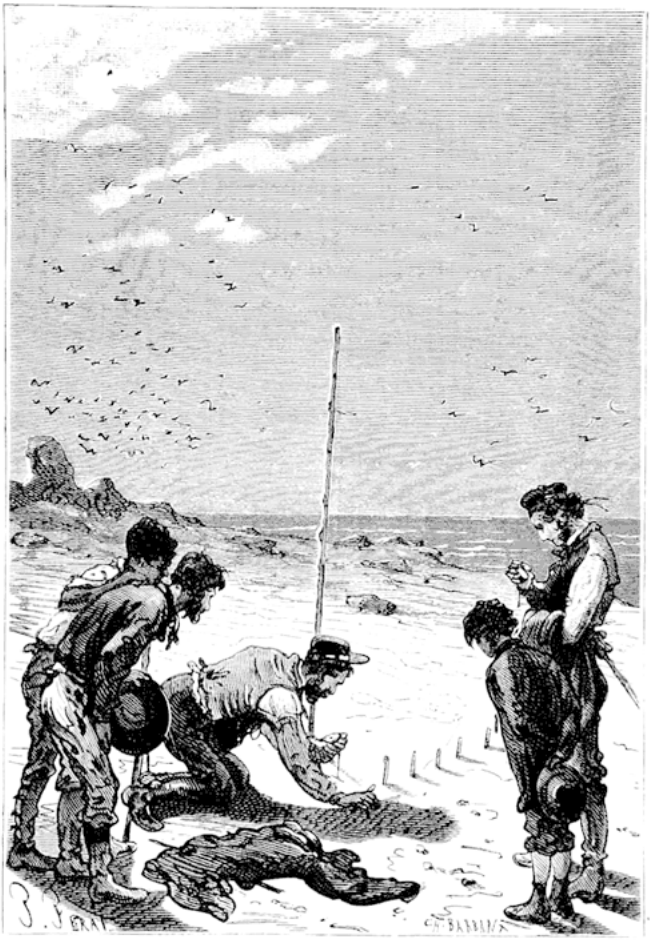
»5 Uhr und 1 Minute«, antwortete sofort Gedeon Spilett.

Zwischen dem Meridian von Washington und dem der Insel Lincoln lag also ein Zeitunterschied von rund 5 Stunden, das heißt, es war auf der Insel Lincoln erst Mittag, wenn die Uhren in Washington schon 5 Uhr nachmittags zeigten. Die Sonne durchläuft nun bei ihrer scheinbaren Bewegung um die Erde einen Grad in 4 Minuten, also 15 Grad in einer Stunde. 15 Grad mit 5 Stunden multipliziert ergaben demnach 75 Grad.

Da nun Washington 77° 3′ 11″ westlich von Greenwich liegt, von wo aus die Amerikaner ebenso wie die Engländer ihre Längengrade zählen, so folgt daraus, daß die Insel 77 plus 75 Grad, das heißt also unter 152° westlicher Länge zu suchen war.

Cyrus Smith verkündete dieses Resultat seinen Gefährten, und unter Berücksichtigung der möglichen Irrtümer glaubte er die Lage der Insel Lincoln unter dem 35. bis 40. Grad südlicher Breite und dem 150. bis 155. Grad der Länge westlich von Greenwich annehmen zu dürfen.

Den Spielraum der etwaigen Beobachtungsfehler schätzte



er, wie man sieht, in beiden Richtungen auf etwa 5 Grad, was bei 60 Meilen auf den Grad gegenüber einer exakten Beobachtung einen möglichen Irrtum von 300 Meilen in der Länge und der Breite ergab.

Dieser Fehler erschien aber ohne bestimmenden Einfluß auf die aus jener Beobachtung herzuleitenden Beschlüsse. Jedenfalls befand sich die Insel Lincoln in einer so großen Entfernung von jedem Land und jeder Inselgruppe, daß man es nicht wagen konnte, sie auf einem schwanken, gebrechlichen Kanu zu durchmessen.

In der Tat trennten sie mindestens 1.200 Meilen von Tahiti und dem Pomotou-Archipel, mehr als 1.800 Meilen von Neuseeland, und mehr als 4.500 Meilen von der amerikanischen Küste.

Und als Cyrus Smith sich alle seine Erinnerungen vor Augen führte, traf er auf keine, die mit irgendeiner Insel in demjenigen Teil des Pazifiks, den die Insel Lincoln einnahm, zusammengefallen wäre.

15. KAPITEL

Die Überwinterung wird endgültig beschlossen. – Die metallurgische Frage. – Durchforschung der Insel des Heils. – Robbenjagd. – Fang eines Echidnus. – Der Kula. – Was man die katalonische Methode nennt. – Eisenherstellung. – Wie man Stahl erhält.

Am Morgen des 17. April lauteten des Seemanns erste Worte, die er zu Gedeon Spilett sprach:

»Nun, Sir, was werden wir heute vorstellen?«

»Was es Cyrus beliebt«, antwortete der Reporter.

Aus Ziegelstreichern und Töpfern, die sie bisher gewesen waren, sollten die Gefährten des Ingenieurs nun Metallurgisten werden.

Am Tag vorher hatte man den Ausflug bis zu den Kiefernkaps, 7 Meilen von den Kaminen, ausgedehnt. Dort endete die lange Dünenreihe, und nahm der Boden mehr eine vulkanische Natur an, auch starrten keine hohen Mauern empor, wie beim Plateau der Freien Umschau, sondern ein launenhaft zerklüfteter Felsenrand, der den Golf zwischen den beiden Kaps umfaßte, und aus mineralischen Substanzen, dem Auswurf des Vulkans, bestand. Hier kehrten die Wanderer um und kamen noch vor Einbruch der Nacht zu den Kaminen zurück, konnten aber keinen Schlaf finden vor der Lösung der Frage, ob man daran denken solle, die Insel Lincoln zu verlassen oder nicht.

Die Entfernung von 1.200 Meilen bis zum Pomotou-Archipel erschien sehr beträchtlich. Ein Kanu reichte wohl nicht aus, sie, zumal bei Annäherung der schlechten Jahres-

zeit, zurückzulegen, wenigstens hatte Pencroff das entschieden erklärt. Aber auch ein einfaches Kanu, selbst mit Hilfe der nötigen Werkzeuge zu bauen, blieb immer eine schwierige Arbeit; da die Kolonisten aber jene Werkzeuge noch nicht besaßen, und sich Hämmer, Äxte, Sägen, Bohrer, Meißel usw. erst anfertigen mußten, so erforderte das natürlich eine sehr lange Zeit. Man entschied sich also dafür, auf der Insel Lincoln zu überwintern, und für die kalten Monate eine bequemere Wohnung aufzusuchen als die Kamine.

Vor allem galt es nun, den Eisenstein, von dem der Ingenieur einige Lager gefunden hatte, nutzbar zu machen und daraus entweder Eisen oder Stahl herzustellen.

Die Erde enthält im allgemeinen die Metalle nicht im reinen Zustand, meist findet man sie an Sauerstoff oder Schwefel gebunden. Gerade die von Cyrus Smith mitgebrachten Proben waren die einen Magneteisenstein, ohne Kohlensäure, die anderen Pyrit, oder mit anderen Worten, Eisensulfid. Das erstere mußte demnach mittels Kohle reduziert, das heißt seines Sauerstoffs beraubt werden, um es als reines Eisen zu erhalten. Diese Reduktion findet statt, wenn man das Mineral nebst Kohle einer sehr hohen Temperatur aussetzt, entweder durch die schnelle und leichte »katalonische Methode«, die den Vorteil bietet, das Mineral sofort in Schmiedeeisen zu verwandeln, oder durch die bei Hochöfen gebräuchliche, die das Naturprodukt erst in Guß- und später in Schmiedeeisen umwandelt, in dem man dem ersteren 3 bis 4 Prozent Kohlenstoff, die es noch gebunden hält, entzieht.

Was aber benötigte Cyrus Smith? Schmiedeeisen und kein Gußeisen, und es ging also darum, die schnellste Reduktionsmethode anzuwenden. Das aufgefundene Material war übrigens an sich sehr rein und reich, es bestand aus Eisenoxydul, das in großen, dunkelgrauen Massen auftritt, einen schwärzlichen Staub gibt, in regelmäßigen Oktaedern kristallisiert, die natürlichen Magnete bildet und in Europa zur Herstellung jenes Eisens erster Qualität dient, das man in Schweden und Norwegen so häufig antrifft. Nicht weit von diesem Erzlager fand sich die von den Kolonisten schon benutzte Steinkohle. Die nötige Behandlung des Minerals erschien also ziemlich leicht, da sich alles dazu Notwendige nah beieinander vorfand. Daher rührt auch die so ergiebige Produktion Großbritanniens, wo Eisen und Steinkohle in demselben Boden beieinander lagern.

»Nun, Mr. Cyrus, wir wollen also jetzt Eisenerze bearbeiten?« fragte Pencroff.

»Ja, mein Freund«, antwortete der Ingenieur, »und zu dem Zweck werden wir – was Ihnen nicht mißfallen dürfte – auf dem Eiland eine Robbenjagd unternehmen.«

»Eine Robbenjagd!« rief der Seemann, sich zu Gedeon Spilett umdrehend, »braucht man denn Robben, um Eisen zu fabrizieren?«

»Wenn Cyrus es sagt, wird es wohl so sein!« erwiderte der Reporter.

Schon hatte der Ingenieur die Kamine verlassen, und Pencroff traf seine Vorbereitungen zur Robbenjagd, ohne eine weitere Erklärung erhalten zu haben. Bald befanden

sich Cyrus Smith, Harbert, Gedeon Spilett, Nab und der Seemann am Strand, und zwar an einer Stelle, wo der Kanal bei tiefer Ebbe eine leicht passierbare Furt bot. Die Jäger durchschritten sie, ohne sich bis über die Knie naß zu machen.

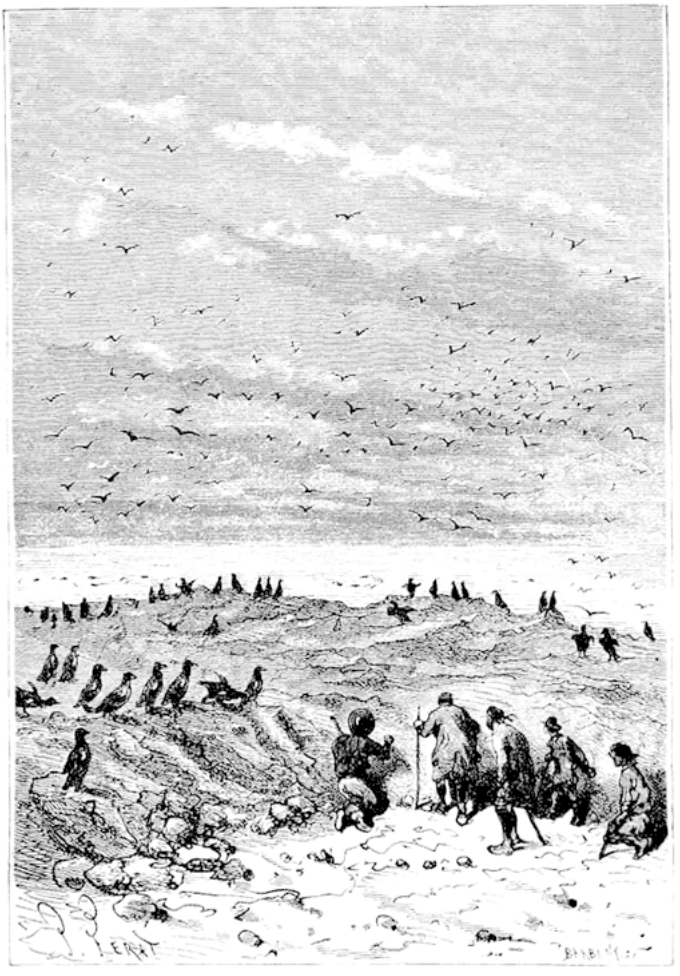
Cyrus Smith setzte hiermit also zum ersten Mal den Fuß auf das Eiland, seine Gefährten dagegen zum zweiten Mal, da sie der Ballon ja früher darauf geworfen hatte.

Beim Betreten des Landes sahen sie wohl einige hundert Pinguine ruhig am Strand sitzen. Zwar hätten sie sie mit ihren Stöcken leicht erlegen können, sie hatten aber ein Interesse, kein unnützes Blutbad anzurichten, da sie die Robben, die einige Kabellängen weiter im Sand liegen könnten, nicht scheu machen wollten.

Die Kolonisten wandten sich nach der nördlichen Spitze, wobei sie über einen Erdboden mit unzähligen kleinen Aushöhlungen hingingen, die ebensoviele Nester verschiedener Wasservögel bildeten. Am Ende des Eilands erschienen große schwarze Punkte, die platt auf dem Wasser schwammen und mehr schäumenden Wellenhäuptern glichen.

Das waren die Amphibien, auf deren Fang man auszog. Man mußte sie erst das Ufer erreichen lassen, denn bei ihrem schlanken Bau, der glatten Haut und ihrer beweglichen Form sind diese Robben ganz ausgezeichnete Schwimmer, die im Meer selbst nur sehr schwer zu fangen sind, während ihre kurzen und handförmigen Füße ihnen auf der Erde nur eine langsam kriechende Bewegung erlauben.

Pencroff kannte die Gewohnheit dieser Tiere und riet,



sie sich erst ruhig auf dem Sand ausstrecken zu lassen, wo sie infolge der Einwirkung der Sonnenwärme bald in tiefen Schlaf fallen würden. Dann sollte man ihnen den Rückzug abschneiden und sie durch Schläge auf die Nase erlegen.

Die Jäger verbargen sich also hinter einzelnen Uferfelsen und verhielten sich ganz ruhig.

Eine Stunde verging, bevor die Robben es sich auf dem Sand bequem gemacht hatten. Es mochte wohl ein halbes Dutzend solcher Tiere sein. Pencroff und Harbert schlichen sich um die Spitze des Eilands herum, um jenen den Rückweg zu verlegen, während Cyrus Smith, Gedeon Spilett und Nab längs der Felsen hinkrochen und sich dem Schauplatz näherten.

Plötzlich erschien die lange Gestalt des Seemanns. Pencroff stieß ein Geschrei aus. Der Ingenieur und seine Gefährten stürzten sich eiligst zwischen die Robben und das Meergestade. Zwei dieser Tiere wurden tödlich getroffen und blieben auf dem Sand liegen, während die anderen das Wasser und somit das Weite zu erreichen vermochten.

»Hier, die gewünschten Robben, Mr. Cyrus«, sagte der Seemann und näherte sich dem Ingenieur.

»Schön«, antwortete Cyrus Smith, »aus ihnen werden wir Schmiedeblasebälge machen!«

»Blasebälge!« rief Pencroff, »ei, wozu doch die Robben alles gut sind!«

Zur Bearbeitung des Eisenerzes war in der Tat eine derartige Maschine nötig, wie sie der Ingenieur aus dem Fell der Robben herzustellen gedachte.

Die Amphibien wiesen übrigens nur eine mittlere Größe auf, denn ihre Länge überschritt keine 6 Fuß, und bezüglich des Kopfs glichen sie fast Hunden.

Da es unnütz erschien, sich mit einem so beträchtlichen Gewicht, wie das der beiden Tiere, zu belasten, beschlossen Nab und Pencroff, sie auf der Stelle abzuhäuten, während Cyrus Smith und der Reporter die Insel weiter in Augenschein nehmen wollten.

Der Seemann und der Neger entledigten sich ihres Geschäfts recht geschickt, und 3 Stunden später hatte Cyrus Smith zwei Robbenfelle zur Verfügung, die er in frischem Zustand, ohne sie irgendwie zu gerben, zu verwenden gedachte.

Die Kolonisten mußten noch warten, bis das Meer wieder seinen niedrigsten Stand einnahm, und kehrten dann, den Kanal durchwatend, zu den Kaminen zurück.

Es verursachte keine zu geringe Mühe, die Häute auf geeignete Holzrahmen zu spannen und sie mittels Fasern so zusammenzunähen, daß sie nicht zuviel Luft verloren, wenn sie aufgeblasen wurden. Mehrmals mußte man die Arbeit wiederholen. Cyrus Smith standen nur die beiden schneidenden Klingen von Tops Halsband zu Gebote, doch war er so geschickt, seine Gefährten unterstützten ihn so verständig, daß die Werkstatt der kleinen Kolonie 3 Tage später durch einen Blasebalg bereichert erschien, der die Bestimmung hatte, zwischen das heiße und später geschmolzene Eisenerz Luft einzuführen, eine für das Gelingen der Operation unerläßliche Voraussetzung.

Am Morgen des 20. April begann »die metallurgische Periode«, wie sie der Reporter in seinen Notizen nannte.

Der Ingenieur wollte, wie erwähnt, die Arbeit an den Lagerstätten der Kohlen und des Eisensteins selbst ausführen. Seinen Beobachtungen nach befanden sich diese am Fuß der nordöstlichen Vorberge des Franklin-Bergs, das heißt in einer Entfernung von 6 Meilen. Da man also gar nicht daran denken konnte, jeden Abend zu den Kaminen zurückzukehren, sollte die kleine Gesellschaft inzwischen unter einer Hütte von Zweigen kampieren, um die wichtige Operation Tag und Nacht fortsetzen zu können.

Nachdem man sich hierüber geeinigt hatte, brach man am Morgen auf. Nab und Pencroff zogen auf einer Schleife den Blasebalg und einen gewissen Vorrat an pflanzlichen und tierischen Nahrungsmitteln, der übrigens unterwegs noch ergänzt werden sollte.

Der Weg führte von Südosten nach Nordwesten durch die dichtesten Teile des Jacamarwalds. Man war gezwungen, sich erst eine Bahn zu brechen, die in Zukunft die direkteste Verbindung zwischen dem Plateau der Freien Umschau und dem Franklin-Berg bildete. Die prächtigen Bäume daneben gehörten zu den schon bekannten Arten, doch entdeckte Harbert einige neue, zum Beispiel Drachenbäume, von Pencroff »köstliche Lauche« genannt, denn trotz ihrer Größe zählten sie ebenso zur Familie der Liliazeen, wie die Zwiebel, der Schnittlauch, die Schalotte und der Spargel. Diese Drachenbäume liefern eine Art Wurzeln, die gesotten recht gut schmecken, und einer gewissen Gärung unterworfen,

einen sehr angenehmen Likör geben. Man sammelte demnach einige Vorräte davon ein.

Der Weg durch das Gehölz zog sich weit hin; er beanspruchte den ganzen Tag, gab aber Gelegenheit, die Fauna und Flora weiter kennenzulernen. Top, der sich allerdings mehr mit der Fauna beschäftigte, revierte durch Gras und Gebüsch und trieb das verschiedenste Wild auf. Harbert und Gedeon Spilett erlegten zwei Känguruhs mittels Pfeilen, und außerdem ein Tier, das einem Igel ebenso wie einem Ameisenbär ähnelte, dem ersteren, weil es sich wie eine Kugel zusammenrollte und von spitzen Stacheln strotzte, dem letzteren, weil es zum Wühlen geeignete Krallen, eine lange, schlanke Schnauze mit vogelschnabelartigem Ende und eine lange, dehnbare Zunge besaß, die mit kleinen Dornen besetzt war, um die Insekten damit zu haschen.

»Und falls das Tier im Topf kocht«, fragte natürlich Pencroff, »wem ähnelt es dann?«

»Einem delikaten Stück Rindfleisch«, antwortete Harbert.

»Na, mehr verlangen wir ja nicht«, sagte der Seemann schmunzelnd.

Bei diesem Ausflug traf man auch auf einige wilde Eber, denen es jedoch nicht einfiel, die kleine Truppe anzugreifen, und es hatte nicht den Anschein, daß man hier gar so furchtbaren Raubtieren begegnen werde, als der Reporter plötzlich in einem dichten Gesträuch ein Tier bemerkte, das zwischen dem Gezweig eines Baums kletterte und das er für einen Bär hielt. Gedeon Spilett ging sofort daran, es abzu-

zeichnen, da es glücklicherweise nicht zu jener furchtbaren Gattung gehörte. Es war vielmehr ein »Kula«, gewöhnlich »Faultier« genannt, von der Größe eines mittleren Hundes, mit borstigem Fell und schmutziger Farbe, die Tatzen mit tüchtigen Krallen bewehrt, wodurch es ihm möglich ist, auf Bäume zu klettern und sich von Blättern zu ernähren. Nach Feststellung des Gattungszweigs, zu dem das Tier gehörte, das man in seinen Sprüngen nicht weiter störte, strich Gedeon Spilett das Wort »Bär« aus seinem Tagebuch, schrieb dafür »Kula« ein, und weiter zogen die Wanderer ihres Weges.

Um 5 Uhr abends ließ Cyrus Smith haltmachen. Man befand sich jetzt außerhalb des Waldes und an den ersten Anfängen der mächtigen Vorberge, die den Franklin-Berg an der Ostseite stützten. Wenige hundert Schritte von ihnen floß der Rote Fluß, und folglich war auch Trinkwasser nicht weit zu holen.

Das Lager wurde sogleich zurechtgemacht, und schon nach einer Stunde erhob sich am Waldessaum zwischen den letzten Bäumen eine aus Zweigen und Lianen errichtete Hütte. Die geologische Nachforschung verschob man auf den folgenden Tag. Das Abendbrot wurde bereitet, ein lustiges Feuer flackerte auf, der Bratspieß drehte sich, und um 8 Uhr waren schon alle entschlummert bis auf einen, der das Feuer schürte und Wache hielt, falls doch etwa reißende Tiere in den Umgebungen umherstreifen sollten.

Am folgenden Tag, dem 21. April, ging Cyrus Smith in Gesellschaft Harberts aus, um die Stellen aufzusuchen, von

denen er seine ersten Mineralproben mitgenommen hatte. Er fand das Lager auch zutage liegend, sehr nah bei der Quelle des Creek und am steilen Fuß eines nordöstlichen Vorbergs. Das sehr gehaltvolle Material stand dort sogar gleich in Verbindung mit dem nötigen Zuschlag, der zur Schlackenbildung erforderlich ist, in großer Menge an, erschien also für die Reduktionsmethode, die der Ingenieur anzuwenden beabsichtigte, das heißt für die katalonische Methode, in der Vereinfachung, wie sie in Korsika üblich ist, vollkommen geeignet.

In der Tat verlangte die eigentliche katalonische Methode die Konstruktion von Öfen und Schächten, in die das Mineral und die Kohle in abwechselnden Schichten aufgegeben sich umwandelt und reduziert. Cyrus Smith wollte sich diese Umständlichkeit ersparen und aus dem Gestein und der Kohle einfach eine kubische Masse bilden, in deren Mitte er den Wind seines Blasebalges zu leiten gedachte. Unzweifelhaft vollzog sich der Prozeß bei den ersten Metallurgisten der Welt auf dieselbe Weise. Was aber Adams Enkeln gelungen war, und in den an Mineralien und Brennmaterial reichen Gegenden noch immer gelang, mußte auch unter den Verhältnissen, in denen sich die Kolonisten der Insel Lincoln befanden, von Erfolg sein.

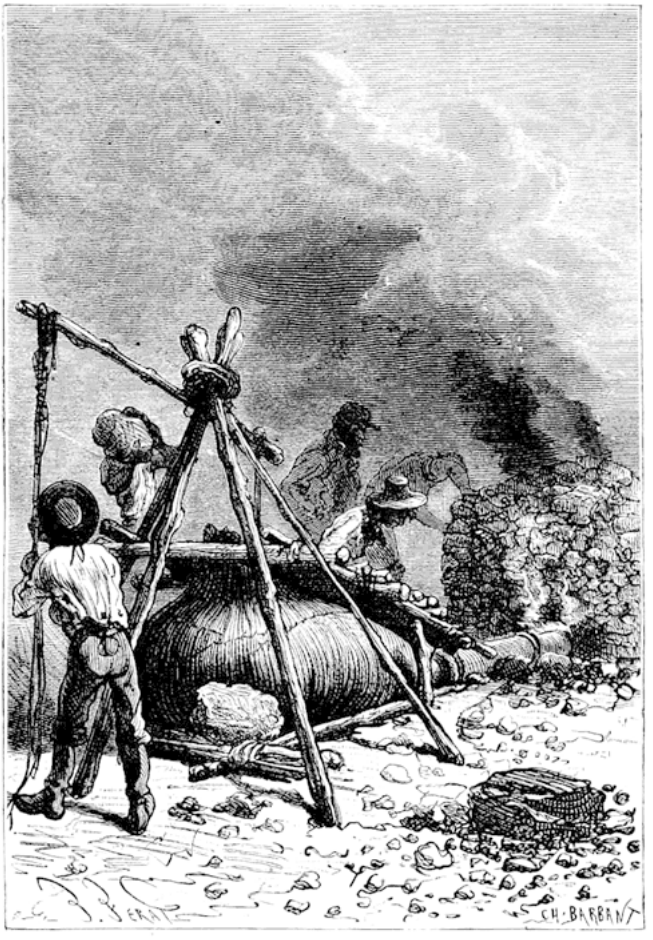
So wie das Mineral, wurde auch die Steinkohle ohne Mühe und nicht tief unter dem Erdboden gewonnen. Zunächst zerschlug man das Gestein in kleinere Stücke und säuberte es mit der Hand von den beigemengten Unreinigkeiten. Dann wurden Kohlen und Mineral in aufeinander-

folgenden Lagen aufgehäuft, so wie es der Köhler macht, der Holzstücke verkohlen will. Auf diese Weise mußte sich unter Mitwirkung der von den Blasebälgen eingetriebenen Luft die Kohle zuerst in Kohlensäure und hierauf in Kohlenoxyd umwandeln, um das Eisenoxydoxydul zu reduzieren, das heißt seines Sauerstoffs zu berauben.

So verfuhr der Ingenieur. Der Blasebalg aus Robbenhaut, der ein Endstück von feuerbeständiger Erde trug, das schon vorher im Töpferofen gebrannt worden war, wurde neben dem aufgestellten Haufen angebracht. In Bewegung gesetzt durch einen Mechanismus, der in der Hauptsache aus Holzrahmen, Faserseilen und Gegengewichten bestand, trieb er die nötige Luft in die Masse hinein, die unter gleichzeitiger Steigerung der Temperatur die chemische Umwandlung in reines Eisen unterstützte.

Die Operation war schwierig, sie beanspruchte die ganze Geduld und volle Einsicht der Kolonisten, um sie zu einem guten Ende zu bringen, doch gelang sie, und das endliche Resultat bestand in einer Luppe schwammartigen Eisens, das gezängt und geschweißt, das heißt geschmiedet werden mußte, um die Schlacken ganz daraus zu entfernen. Natürlich fehlte den improvisierten Schmieden der Hammer dazu, alles in allem aber befanden sie sich in denselben Verhältnissen, wie der erste Eisenschmelzer, und sie halfen sich ebenso, wie sich jener geholfen haben dürfte.

Die erste mit einem grünen Stock herausgezogene Luppe diente auf einem Amboß von Granit als Hammer für die


CH. BARBANT

zweite, und so erlangte man ein zwar grobes, aber doch brauchbares Eisen.

Nach mancherlei Versuchen und Mühen waren am 25. April mehrere Eisenbarren geschmiedet, und verwandelten sich in Werkzeuge, wie Kneifzangen, Schmiedezangen, Meißel, Äxte usw., die Pencroff und Nab für wahre Prachtstücke erklärten.

Als Schmiedeeisen konnte dieses Metall jedoch die verlangten größten Dienste noch nicht leisten, das war nur möglich, wenn man es als Stahl erhielt. Der Stahl aber ist eine Verbindung von Eisen und Kohle, die man entweder aus dem Gußeisen gewinnt, indem man diesem den Überschuß an Kohle entzieht, oder aus Schmiedeeisen, indem man diesem die fehlende Kohle zusetzt. Erstere, durch Entkohlung des Gußeisens gewonnene Art, gibt den natürlichen, oder sogenannten Puddelstahl, die zweite, durch Kohlung des Schmiedeeisens entstehende aber den Zementstahl.

Den letzteren also mußte Cyrus Smith besonders herzustellen suchen, da er das Eisen in Form von Schmiedeeisen besaß. Er erreichte das, indem er das Metall mit Kohlenpulver in einem Schmelztiegel von feuerbeständiger Erde erhitzte.

Diesen kalt und warm schmiedbaren Stahl bearbeitete er nun mit dem Hammer weiter. Nab und Pencroff, die passend angestellt und unterrichtet wurden, schmiedeten Hacken und Äxte, die rotglühend gemacht und schnell in kaltes Wasser getaucht, eine ausgezeichnete Härte annahmen.

Natürlich verfertigte man auch andere Instrumente, wie

Hobeleisen, Beile, Stahlbänder, aus denen Sägen gemacht werden sollten, Meißel, Spaten, Schaufeln, Hämmer, Nägel usw.

Am 5. Mai endlich schloß die erste metallurgische Periode und kehrten die Schmiede zu den Kaminen zurück, wo neue Arbeiten sie bald genug zu Handwerkern anderer Art stempeln sollten.

16. KAPITEL

Die Wohnungsfrage wird nochmals behandelt. – Pencroffs Phantasien. – Eine Untersuchung der Nordseite des Sees. – Der Nordrand des Plateaus. – Die Schlangen. – Das Ende des Sees. – Tops Unruhe. – Top im Wasser. – Ein Kampf unter dem Wasser. – Der Dugong.

Man schrieb jetzt den 6. Mai, der dem 6. November der nördlichen Hemisphäre entspricht. Seit einigen Tagen bedeckte sich der Himmel mehr und mehr mit Wolken und es schien geboten, einige Maßnahmen für die Überwinterung zu treffen. Immerhin war die Temperatur noch nicht wesentlich gesunken und ein Celsius-Thermometer hätte auf der Insel Lincoln im Mittel noch 10 bis 12° gezeigt. Diese mittlere Wärme erscheint nicht auffallend, wenn man bedenkt, daß die Insel Lincoln bei ihrer Lage zwischen dem 35. und 40. Grad südlicher Breite sich etwa unter denselben Verhältnissen befand, wie Griechenland oder Sizilien in Europa. Da nun aber auch Sizilien und Griechenland nicht selten von einer mit Schnee und Eisbildung begleiteten Kälte

heimgesucht werden, so war auch hier im tiefsten Winter wohl eine Temperaturverminderung zu erwarten, gegen die man sich schon zu schützen suchen mußte.

Drohte jetzt auch die kalte Witterung noch nicht, so war doch voraussichtlich eine Regenperiode nahe, und auf dieser mitten im Pazifik isolierten, jeder Unbill der Witterung ausgesetzten Insel mußte man wohl mit ebenso häufigem, wie entschieden schlechtem Wetter rechnen.

Die Frage wegen einer bequemeren Wohnung, als die Kamine sie boten, drängte also zu einer ernsthaften Erwägung und endgültigen Lösung.

Pencroff bewahrte selbstverständlich für diesen von ihm aufgefundenen Zufluchtsort eine gewisse Vorliebe, dennoch sah er ein, daß man sich jetzt nach einem anderen umsehen müsse. Schon einmal waren die Kamine, wie früher näher beschrieben wurde, von den Flutwellen des Meeres heimgesucht worden, eine Eventualität, der man sich nicht noch einmal aussetzen mochte.

»Übrigens«, bemerkte Cyrus Smith, der diese Angelegenheit gerade mit seinen Schicksalsgefährten besprach, »empfiehlt es sich auch, einige Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.«

»Warum das? Die Insel ist ja unbewohnt«, sagte der Reporter.

»Wahrscheinlich wenigstens«, verbesserte der Ingenieur, »obwohl wir sie noch nicht ganz und gar durchforscht haben. Doch wenn sich auch kein menschliches Wesen darauf befindet, so fürchte ich noch immer, daß gefährliche Tiere sie bevölkern. Gegen einen immerhin möglichen Angriff

von dieser Seite sollten wir gerüstet sein und dies Gebot der Klugheit nicht vernachlässigen, in der Nacht stets ein helles Feuer zu unterhalten und dabei abwechselnd zu wachen. Wir müssen unser Augenmerk eben auf alles richten, zumal, da wir uns in einem Teil des Pazifiks befinden, der häufiger von malaiischen Seeräubern besucht wird …«

»Wie?« fiel Robert ein, »in so großer Entfernung von jedem Land.«

»Ja, mein Sohn«, antwortete der Ingenieur. »Diese Piraten sind ebenso kühne Seefahrer wie berüchtigte Bösewichte, was wir niemals vergessen dürfen.«

»Nun, so werden wir unsere Wohnung gegen das zwei- und vierfüßige Raubgesindel befestigen«, erklärte Pencroff. »Sollte es sich aber nicht empfehlen, Mr. Cyrus, die Insel erst in allen Teilen zu durchforschen, bevor wir etwas Derartiges unternehmen?«

»Gewiß«, bemerkte der Reporter dazwischen. »Wer weiß, ob wir nicht auf der entgegengesetzten Seite eine solche Höhle finden, wie wir sie auf dieser Küste vergeblich gesucht haben.«

»Das ist wohl wahr, meine Freunde«, sagte der Ingenieur, »doch scheint ihr zu vergessen, daß wir einen Wasserlauf in der Nähe unserer Ansiedlung haben müssen; nach Westen hin konnten wir vom Franklin-Berg aus keinen wahrnehmen. Hier dagegen befinden wir uns zwischen der Mercy und dem Grant-See, ein Vorteil, den wir nicht ohne Not aufgeben sollten. Überdies erscheint diese Ostküste vor den

Passatwinden geschützt, die auf der südlichen Hemisphäre in nordwestlicher Richtung wehen.«

»So bauen wir uns ein Haus an den Ufern des Sees, Mr. Cyrus«, antwortete der Seemann. »Jetzt fehlen uns weder Mauersteine, noch Werkzeuge. Vorher Ziegelstreicher, Töpfer, Eisengießer und Schmiede, was, Teufel, werden wir nun für Maurer vorstellen!«

»Unzweifelhaft, wackerer Freund; doch bevor wir diesen Entschluß fassen, wollen wir erst nachforschen. Eine Wohnung, deren Unkosten die Natur allein trägt, würde uns doch wohl viele Arbeit ersparen und eine gegen einen feindlichen Angriff von irgendeiner Seite noch sicherere Zuflucht bieten.«

»Gewiß, Cyrus«, meinte Gedeon Spilett, doch haben wir schon den ganzen Granitstock der Küste untersucht, ohne eine Höhlung oder nur einen Spalt zu finden.«

»Wirklich, nicht einen!« fügte Pencroff hinzu. »Ja, hätten wir eine Wohnung in dieser Steinwand, in einer gewissen Höhe, um sie sturmfrei zu machen, aushöhlen können, das wäre prächtig gewesen. Sie steht mir ganz lebendig vor Augen, so fünf bis sechs Zimmer, die Front aufs Meer hinaus …«

»Mit Fenstern, um sie zu erhellen!« sagte Harbert lachend.

»Und einer Treppe, um hinaufzusteigen!« fügte Nab hinzu.

»Ja, da lacht ihr«, sagte der Seemann, »aber weshalb denn? Erscheint denn mein Vorschlag so ganz unausführ-

bar? Haben wir denn nicht Äxte und Hacken bei der Hand? Sollte Mr. Cyrus nicht das nötige Pulver zum Sprengen herzustellen wissen? Nicht wahr, Mr. Cyrus, sobald wir Pulver brauchen, werden Sie uns damit versorgen?«

Cyrus Smith hatte dem Schwärmer Pencroff zugehört, als dieser seine etwas phantastischen Projekte entwickelte. Diesen Granitfelsen zu bearbeiten, wäre selbst unter Mithilfe der Pulversprengungen eine herkulische Arbeit gewesen, und es blieb gewiß bedauerlich, daß die Natur auch nicht den gröbsten Teil der Arbeit besorgt hatte. Dem Seemann riet der Ingenieur jedoch als Antwort nur, die Felsenmauer von der Flußmündung bis zu ihrem Ende im Norden genau zu untersuchen.

Auf einer Strecke von mindestens 2 Meilen wurde dem sofort mit peinlichster Sorgfalt entsprochen, doch nirgends zeigte die glatte, steile Wand irgendeine Aushöhlung. Selbst die Nester der Felsentauben, welche diese umflatterten, bestanden nur aus kleinen, auf dem Kamm und dem zerklüfteten Rand des Gesteins eingebohrten Löchern.

Diese Felsmasse also mit der Hacke oder selbst dem Pulver zu einer genügenden Höhle auszuarbeiten, mußte bei diesen ungünstigen Verhältnissen vollkommen aufgegeben werden. Der Zufall hatte es gewollt, daß Pencroff früher die einzige notdürftig bewohnbare Zufluchtsstätte auffand, eben jene Kamine, die jetzt wieder verlassen werden sollten.

Nach genauester Durchmusterung der ganzen Strecke befanden sich die Kolonisten an jenem nördlichen Winkel

der Wand, von dem aus diese mit flacher werdenden Ausläufern in dem sandigen Ufer unterging. Von eben dieser Stelle bildete sie bis zu ihrer äußersten Grenze im Westen nur eine Art Böschung, eine Anhäufung von Steinen, Sand und Erde, die durch Gräser und Gesträuche zusammengehalten, in einem Winkel von 45 Grad abfiel, während da und dort der Granit noch in spitzen Säulen zutagetrat. Wohl schmückten auch einzelne Bäume diesen Abhang, und stellenweise deckte ihn frischer Rasen. Weiterhin aber hörte die Vegetation auf, und dehnte sich eine lange, sandige Ebene vom Fuß der Böschung bis zum Ufer aus.

Nicht ohne Grund glaubte Cyrus Smith, daß das Überlaufwasser des Sees auf dieser Seite herunterfließen werde. Notwendigerweise mußte doch der von dem Roten Fluß gelieferte Wasserüberschuß irgendwo einen Ausweg haben. Noch hatte der Ingenieur diesen nirgends an den schon besuchten Ufern, das heißt von der Mündung des Creeks im Westen bis zum Plateau der Freien Umschau hin, aufgefunden.

Der Ingenieur schlug also seinen Begleitern vor, den Abhang zu ersteigen und nach Untersuchung des nördlichen und östlichen Ufers des Sees über die Hochebene hin zu den Kaminen zurückzukehren.

Der Vorschlag wurde angenommen, und schon nach wenigen Minuten hatten Nab und Harbert das Oberland erklettert, während Cyrus Smith, Gedeon Spilett und Pencroff in gemäßigterem Schritt nachfolgten.

Nach Zurücklegung einer kurzen Strecke quer durch

ein Gehölz erglänzte die schöne Wasserfläche funkelnd in der Sonne. Die Landschaft bot hier einen prächtigen Anblick. Die Bäume mit ihrem gelblichen Farbton ergötzten das Auge. Einige gewaltige Stämme, die vor Alter gestürzt waren, stachen durch ihre schwärzlichere Rinde auffallend von dem Grün ab, das den Boden bedeckte. Da schwatzte eine ganze Welt lärmender Kakadus, wahrhaft bewegliche Prismen, die von einem Zweig zum anderen flatterten. Es schien, als ob das Licht nur in seine Einzelfarben zerlegt hier das Gezweig durchdringe.

Statt sich sofort nach dem nördlichen Ufer des Sees zu wenden, umkreisten die Kolonisten den Rand des Plateaus, um an der linken Seite der Mündung des Creeks anzukommen, wodurch allerdings ein Umweg von anderthalb Meilen entstand. Doch war der Weg bequem, da die nicht so dicht stehenden Bäume einen freien Durchgang gestatteten. Man bemerkte recht deutlich, daß die fruchtbare Zone an dieser Grenze aufhörte und die Vegetation weniger üppig erschien, als in dem Teil zwischen dem Lauf des Creeks und der Mercy.

Nicht ohne Beachtung einer gewissen Vorsicht betraten Cyrus Smith und seine Gefährten diesen für sie neuen Boden. Bogen und Pfeile und einige mit eisernen Spitzen versehene Stöcke bildeten ja ihre ganze Bewaffnung; doch zeigte sich kein wildes Tier und diese schienen mehr die dichten Wälder im Süden zu bewohnen. Dafür sollten sie jedoch unangenehm überrascht werden, als Top plötzlich vor einer großen, wohl 14 bis 15 Fuß messenden Schlange

zurückprallte. Nab tötete sie durch einen geschickten Hieb mit dem Stock. Cyrus Smith untersuchte sie näher und erkärte, daß sie nicht giftig sei, sondern zu der Art der Brillantschlangen gehöre, welche die Eingeborenen von Neu-Süd-Wales sogar als Nahrungsmittel betrachten. Damit aber war noch nicht bewiesen, daß sich nicht andere, giftige Arten in der Nähe aufhielten. Nachdem sich Top von dem ersten Schrecken erholt hatte, jagte er die Reptilien mit einer solchen Erbitterung, daß man für ihn fürchten und sein Herr ihn immer wieder zurückrufen mußte.

Bald erreichte man den Roten Fluß an der Stelle, wo er in den See mündete. Am gegenüberliegenden Ufer erkannten die Wanderer auch die Stelle wieder, die sie bei ihrem Rückweg vom Franklin-Berg besucht hatten. Cyrus Smith überzeugte sich nochmals, daß die Wasserzufuhr durch den Creek gar nicht so unbeträchtlich war und daß an irgendeiner Stelle notwendigerweise eine Abflußöffnung für den Wasserüberschuß vorhanden sein mußte. Diesen Abfluß, der voraussichtlich in Form von Wasserfällen statthaben würde, galt es aufzufinden, um bei gegebener Gelegenheit aus der Wasserkraft Nutzen zu ziehen.

Die Kolonisten verfolgten jeder nach eigenem Belieben, doch ohne sich weit voneinander zu entfernen, das Ufer des Sees, das im allgemeinen sehr steil erschien. Das Gewässer selbst hatte offenbar Überfluß an Fischen, und Pencroff nahm sich vor, baldmöglichst Angelgerät zur Ausbeutung zurechtzumachen.

Das spitze Ende des Sees im Nordosten mußte umgan-

gen werden. An dieser Stelle durfte man wohl den gesuchten Ausfluß vermuten, denn hier berührte das Wasser des Sees fast die Grenze des Plateaus. Nichts fand sich aber, und weiter setzten die Kolonisten die Erforschung des Ufers fort, das jetzt parallel zur Küste dahinlief.

An dieser Seite zeigte es sich weniger bewaldet, doch erhöhten einige da und dort verstreute Baumgruppen den Reiz der Landschaft. Der Grant-See zeigte sich hier in seiner ganzen Ausdehnung, und kein Lüftchen kräuselte jetzt seinen Wasserspiegel. Top, der durch die Büsche schlüpfte, trieb ganze Schwärme verschiedener Vögel auf, die Gedeon Spilett und Harbert mit ihren Pfeilen begrüßten. Einer dieser Vögel wurde von dem jungen Mann tödlich getroffen und fiel mitten in eine Partie Sumpfpflanzen nieder. Top stürzte ihm nach und apportierte einen schönen Schwimmvogel von Schieferfarbe mit kurzem Schnabel, sehr entwickelter Stirnplatte und mit weißem Rand verzierten Flügeln. Es war ein Wasserhuhn, von der Größe unserer Rebhühner und zu jener Gruppe von Makrodaktylen gehörig, die den Übergang zwischen den Strandläufern und den Plattfüßlern bildet. Alles in allem erkannte man es als ein dürftiges Stück Wild, dessen Geschmack sehr viel zu wünschen übrig läßt. Top schien nicht so wählerisch wie seine Herren, und so bewahrte man den Vogel diesem für den Abend auf.

Die Kolonisten wanderten jetzt am östlichen Seeufer entlang und mußten den ihnen schon bekannten Teil binnen kurzem erreichen. Der Ingenieur staunte nicht wenig, nirgends einen Wasserabfluß zu finden. Der Reporter und der

Seemann sprachen mit ihm und er verhehlte ihnen seine Verwunderung über jene Eigentümlichkeit nicht.

In diesem Augenblick ließ Top, der jetzt so ziemlich ruhig gewesen war, offenbare Zeichen von Unruhe bemerken. Das kluge Tier lief am Ufer hin und her, blieb plötzlich mit erhobener Pfote stehen, so als ob er irgendeine unsichtbare Beute wittere. Dann bellte er wütend, als riefe er zum Kampf auf, und schwieg ebenso plötzlich wieder.

Weder Cyrus Smith noch seine Gefährten hatten bis dahin das Verhalten des Hundes beachtet, sein Bellen wiederholte sich aber so häufig, daß es dem Ingenieur auffiel.

»Was mag Top nur haben?« fragte er.

Der Hund kam mehrmals auf seinen Herrn zugesprungen und lief mit den deutlichsten Zeichen der Unruhe wieder zu dem steilen Ufer. Plötzlich sprang er in den See.

»Hier, Top!« rief Cyrus Smith, der seinen Hund in dem verdächtigen Wasser keiner Gefahr aussetzen wollte.

»Was geht denn da unten vor?« fragte Pencroff und faßte die Wasserfläche schärfer ins Auge.

»Top wird irgendeine Amphibie gewittert haben«, meinte Harbert.

»Gewiß einen Alligator?« bemerkte der Reporter.

»Das denke ich nicht«, entgegnete Cyrus Smith. »Die Alligatoren trifft man nur in nicht so hohen Breiten.«

Inzwischen war Top auf den Zuruf seines Herrn zwar auf das Ufer zurückgekommen, konnte sich aber nicht wieder beruhigen; er sprang mitten durch das hohe Gras, und von seinem Instinkt geführt schien er irgendeinem nicht

sichtbaren Wesen zu folgen, das vielleicht unter dem Wasser, dicht am Rand hinglitt. Doch blieb die Wasserfläche vollkommen ruhig. Wiederholt hielten die Kolonisten lauschend und forschend inne, ohne irgend etwas gewahr zu werden. Die Sache wurde nach und nach geheimnisvoll.

Auch der Ingenieur hatte keine Erklärung dafür.

»Setzen wir unsere Untersuchung weiter fort«, sagte er.

Nach einer halben Stunde befanden sich alle an der südöstlichen Ecke des Sees. Die Untersuchung seiner Ufer durfte hier als beendet betrachtet werden, und doch blieb es dem Ingenieur noch immer ein Rätsel, wo und wie der Wasserabfluß erfolgte.

»Und es ist doch ein Abfluß vorhanden«, wiederholte er, »und wenn er nicht an der Oberfläche liegt, so befindet sich eine Öffnung in der Granitmasse!«

»Warum legen Sie dem allen aber eine solche Bedeutung bei, lieber Cyrus?« fragte Gedeon Spilett.

»Die Sache verdient sie«, erwiderte der Ingenieur; »denn wenn der Abfluß durch den Gebirgsstock stattfindet, wird es wahrscheinlich, daß letzterer eine Aushöhlung enthält, die nach Ableitung des Wassers leicht wohnbar gemacht werden könnte.«

»Ist es aber nicht ebenso möglich, Mr. Cyrus«, bemerkte Harbert, »daß das Wasser vom Grund des Sees aus abfließt und unterirdisch ins Meer verläuft?«

»Gewiß«, antwortete der Ingenieur, »und wenn dem so wäre, müßten wir uns unser Haus freilich selbst erbauen, da uns die Natur dazu gar keine Hilfe leistet.«

Die Kolonisten beschlossen – es war schon 5 Uhr nachmittags –, quer über das Plateau zu den Kaminen zurückzukehren, als Top wiederholte Zeichen von Unruhe bemerken ließ. Er bellte ganz wütend, und noch bevor sein Herr ihn zurückzuhalten vermochte, sprang er zum zweiten Mal in den See.

Alle liefen nach dem steilen Gestade. Schon schwamm der Hund in einer Entfernung von an die 20 Fuß; Cyrus Smith rief ihn dringend zurück, da tauchte ein gewaltiger Kopf aus dem hier offenbar nicht sehr tiefen Wasser empor.

Harbert vermeinte die Art dieser Amphibie, der jener konische Kopf mit großen Augen angehörte, sogleich zu erkennen.

»Eine Seekuh!« rief er.

Es war jedoch keine Seekuh, sondern ein Exemplar aus einer Unterart der Zetazeen, die man »Dugongs« (indianische Walrosse) nennt, und erkennbar an den oberhalb der Schnauze weit offen stehenden Nasenlöchern.

Das gewaltige Tier stürzte sich wütend auf den Hund los, der erschreckt das Ufer wieder zu erreichen suchte. Sein Herr vermochte ihm nicht zu helfen, und noch bevor Gedeon Spilett und Harbert daran dachten, ihre Bögen zu ergreifen, verschwand Top, von dem Dugong erfaßt, unter Wasser.

Nab wollte, seinen Spieß in der Hand, dem Hund zu Hilfe eilen, entschlossen, das furchtbare Tier in seinem eigenen Element anzugreifen.

»Nicht doch, Nab«, sagte der Ingenieur und hielt seinen mutigen Diener von dem tollkühnen Unternehmen ab.

Inzwischen wütete unter dem Wasser ein ganz unerklärlicher Kampf, weil Top unter diesen Verhältnissen offenbar keinen Widerstand zu leisten vermochte, ein Kampf, der doch nach dem Wallen an der Oberfläche sehr heftig sein und mit dem Tod des Hundes enden mußte. Plötzlich erschien aber Top wieder mitten in einem Kreis von Schaum. Durch irgendeine unbekannte Kraft wurde er wohl 10 Fuß über die Wasserfläche geschleudert, fiel zwar mitten in das aufgewühlte Wasser nieder, erreichte aber doch, ohne ernsthafte Verletzungen zu zeigen, das Ufer wieder und war wie durch ein Wunder gerettet.

Cyrus Smith und seine Begleiter beobachteten den Vorgang mit sprachlosem Erstaunen. Ganz unerklärbar schien es ihnen aber, daß der unterseeische Kampf noch fortzudauern schien. Unzweifelhaft hatte den Dugong ein noch mächtigeres Tier angegriffen, und jener den Hund losgelassen, um sich der eigenen Haut zu wehren.

Dieses Nachspiel dauerte jedoch nur kurze Zeit. Bald färbte sich das Wasser blutig und der Körper des Dugongs, der aus einer sich weithin ausbreitenden roten Lache emportauchte, strandete auf einer kleinen Sandbank am Südende des Sees.

Die Kolonisten eilten zu jener Stelle. Der Dugong war tot. Man schätzte die Länge des ungeheuren Tieres auf 15 bis 16 Fuß, sein Gewicht auf 3- bis 4.000 Pfund. An seinem

Hals klaffte eine Wunde, die von einem schneidenden Instrument zu stammen schien.

Welches Tier konnte es aber gewesen sein, das den gewaltigen Dugong so entsetzlich verwundet und getötet hatte? Niemand wußte es, und sehr befangen über den ganzen Vorfall kehrten die Wanderer nach ihren Kaminen zurück.

17. KAPITEL

Besuch des Sees. – Der Wegweiser. – Cyrus Smiths Projekte. – Das Dugongfett. – Verwandlung des Toneisensteins. – Das schwefelsaure Eisen. – Wie Glyzerin erzeugt wird. – Die Seife. – Salpeter. – Salpetersäure. – Der neue Wasserfall.

Am darauffolgenden Tag, dem 7. Mai, ließen Cyrus Smith und Gedeon Spilett das Frühstück von Nab zurichten und begaben sich auf das Plateau der Freien Umschau, während Pencroff und Harbert am Flußufer entlang in den Wald zogen, um neue Holzvorräte herbeizuschaffen.

Bald gelangten der Ingenieur und der Reporter zu jener kleinen, an der Südspitze des Sees belegenen Untiefe, auf der die Amphibie noch lag. Schon stritten sich ganze Schwärme Vögel um die enorme Fleischmasse, so daß sie mit Steinwürfen vertrieben werden mußten, da Cyrus Smith das Fett des Dugongs für verschiedene Zwecke der Kolonie zu verwenden beabsichtigte. Auch das Fleisch dieser Walroßart hat einen weit höheren Nährwert, als das gewöhnliche, und

erscheint regelmäßig auf den Tafeln der eingeborenen Fürsten in den Malaienstaaten.

Jetzt beschäftigten Cyrus Smith aber ganz andere Gedanken. Der Vorfall des vergangenen Tages kam ihm nicht aus dem Sinn. Er hätte den Schleier jenes unterseeischen Kampfs gar zu gern gelüftet und gewußt, welcher Verwandte der Mastodons oder anderer Seeungeheuer dem Dugong eine so auffällige Wunde beigebracht hatte.

Am Ufer des Sees angelangt, forschte er mit größter Aufmerksamkeit umher, sah aber nichts außer dem stillen Wasser, das in den ersten Sonnenstrahlen blitzte. An der Stelle, wo der tote Körper lag, war das Wasser offenbar flach; von ihr aus aber senkte sich der Grund allmählich nach der Mitte zu und ließ vermuten, daß der See von ganz beträchtlicher Tiefe war; er stellte eben ein Becken dar, das der Rote Fluß nach und nach angefüllt hatte.

»Nun, Cyrus«, begann der Reporter, »das Wasser hier scheint mir nichts Verdächtiges zu verraten.«

»Nein, lieber Spilett, und ich weiß den Zufall von gestern wirklich auf keine Weise zu erklären.«

»Ich muß gestehen«, fuhr Gedeon Spilett fort, »daß die Verwundung der Amphibie mindestens sehr sonderbar aussieht, und ebensowenig verstehe ich, wie Top mit solcher Gewalt hoch über das Wasser emporgeschleudert werden konnte. Man möchte glauben, daß ihn ein mächtiger Arm gepackt und derselbe Arm mit einem Dolch den Dugong tödlich getroffen haben müsse.«

»Ja«, antwortete der Ingenieur, der nachdenklicher ge-

worden war. »Hier steckt etwas, das ich nicht zu begreifen vermag. Begreifen Sie aber, lieber Spilett, etwa besser, wie ich gerettet worden bin, auf welche Weise ich den Fluten entrissen und nach den Dünen geführt wurde? Nein, gewiß ebensowenig. Mir scheint hier unzweifelhaft ein Geheimnis vorzuliegen, das wir eines Tages schon noch ergründen werden. Wir wollen also aufpassen, unseren Gefährten gegenüber aber nicht zuviel davon merken lassen. Behalten wir etwaige Andeutungen für uns und bleiben im Übrigen ruhig bei der Arbeit.«

Bekanntlich hatte der Ingenieur die Stelle, an der das Wasser des Sees abfloß, noch immer nicht finden können, obwohl bei dem Zufluß aus dem Creek an dem Vorhandensein einer solchen gar nicht gezweifelt werden konnte. Da gewahrte Cyrus Smith zu seinem Erstaunen eine auffallende Strömung, die nahe der Stelle, an der sie sich befanden, bemerkbar war. Beim Hineinwerfen kleiner Holzstückchen sah er, daß diese nach Süden hin fortgezogen wurden. Er verfolgte die Strömung längs des steilen Ufers und kam so nach der Südspitze des Grant-Sees.

Dort zeigte sich eine unverkennbare Senkung des Wassers, so als wenn es mit Gewalt durch einen Spalt am Boden gerissen würde.

Cyrus Smith drückte das Ohr in möglichster Nähe an die Erde und bemerkte ganz deutlich das Geräusch eines unterirdischen Wasserfalls.

»Hier ist es«, sagte er sich erhebend, »hier strömen das Wasser durch eine Höhlung des Granits zum hin Meer ab,

eine Höhlung, die für uns vielleicht von großem Nutzen sein könnte. Doch, das Weitere wollen wir bald genug erfahren!«

Der Ingenieur schnitt einen langen Zweig ab, befreite ihn von den Blättern und tauchte ihn an dem von beiden Ufern gebildeten Winkel unter. Da fand er denn, kaum einen Fuß unter der Wasserfläche, ein geräumiges Loch. Eben dieses war die Mündung des so lange vergeblich gesuchten Abflusses und die Kraft der Strömung erwies sich als so stark, daß der Zweig dem Ingenieur aus den Händen gerissen und mit hineingezogen wurde.

»Nun ist jeder Zweifel beseitigt«, wiederholte Cyrus Smith, »hier unten befindet sich der Abfluß, und den will ich offenlegen.«

»Auf welche Weise?« fragte Gedeon Spilett.

»Durch Senkung des Seeniveaus um etwa 3 Fuß.«

»Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

»Dadurch, daß ich ihm einen geräumigeren und niedrigeren Ausweg verschaffe, als diesen hier.«

»An welcher Stelle, Cyrus?«

»Da, wo das Seeufer der Küste am nächsten liegt.«

»Das Ufer besteht jedoch aus Granit!« bemerkte der Reporter.

»Ja«, entgegnete Cyrus Smith, »das werden wir sprengen, dann wird der Wasserstand allein sinken …«

»Und es wird ein auf den Strand herabstürzender Wasserfall entstehen?«

»Ein Wasserfall, den wir bestens ausnützen werden!« bestätigte Cyrus. »Kommen Sie, kommen Sie!«

Cyrus Smith zog seinen Begleiter mit sich fort, dessen Vertrauen zu dem Ingenieur so groß war, daß er an dem Erfolg des Unternehmens gar nicht zweifelte. Und doch, wie sollte diese Granitwand, ohne Hilfe des Pulvers, oder auch nur geeigneter Werkzeuge, um das feste Gestein kräftig anzugreifen, geöffnet werden können? Ging die Arbeit, die der Ingenieur vorhatte, doch nicht etwa über seine Kräfte?

Als Cyrus Smith und der Reporter zu den Kaminen zurückkehrten, fanden sie Harbert und Pencroff mit der Entladung ihrer Holzflöße beschäftigt.

»Die Holzfäller sind fertig, Mr. Cyrus«, meldete sich lächelnd der Seemann, »wenn Sie etwa Maurer brauchen …«

»Maurer nicht«, entgegnete der Ingenieur, »aber Chemiker.«

»Ja«, fügte der Reporter hinzu, »wir wollen die Insel in die Luft sprengen.«

»Die Insel sprengen!« rief Pencroff.

»Wenigstens zum Teil«, verbesserte Gedeon Spilett.

»Hört mich an, meine Freunde«, sagte der Ingenieur.

Er teilte nun allen das Resultat seiner Beobachtungen mit. Seiner Ansicht nach mußte in der Granitmasse unter dem Plateau der Freien Umschau eine mehr oder weniger beträchtliche Aushöhlung vorhanden sein, bis zu der er durchzudringen wünschte. Hierzu erschien es zunächst notwendig, die Öffnung, durch die jetzt das Wasser stürzte, freizulegen und das Niveau des Sees entsprechend zu sen-

ken. Es bedurfte demnach der Herstellung einer explosiven Substanz, durch die an einer anderen Stelle des Ufers ein Durchlaß geschaffen werden konnte. Diese Aufgabe wollte Cyrus Smith mit Hilfe der verschiedenen Mineralien lösen, die ihm die freigebige Natur zur Verfügung stellte.

Den Enthusiasmus, mit dem diese Mitteilung besonders von Pencroff aufgenommen wurde, brauchen wir hier wohl nicht zu beschreiben. Solche heroischen Mittel anzuwenden, den Granit zerreißen, einen Wasserfall herstellen, das war dem Seemann Wasser auf seine Mühle. Er erbot sich, ebenso gern Chemiker zu werden wie Maurer oder Schuhmacher, da der Ingenieur jetzt Chemiker brauchte. Er wollte alles werden, was jener wünschte, nötigenfalls »Professor für Tanz- und Anstandsunterricht«, versicherte er Nab, wenn das jemals nötig sein sollte.

Nab und Pencroff erhielten nun vor allem den Auftrag, das Dugongfett zu sammeln und das Fleisch, das gegessen werden sollte, aufzubewahren. Sie machten sich sogleich, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, auf den Weg. Ihr Vertrauen zu dem Ingenieur hatte eben keine Grenzen.

Bald darauf zogen Cyrus Smith, Harbert und der Reporter die Schleife am Flußufer hinauf und wandten sich nach dem Kohlenlager, wo sich der Toneisenstein fand, der in den jüngeren Übergangsformationen nicht selten vorkommt und von dem Cyrus Smith schon früher eine Probe mitgenommen hatte.

Man verwendete den ganzen Tag darauf, eine große

Menge davon zu den Kaminen zu schaffen. Am Abend belief sich der Vorrat auf mehrere Tonnen.

Am folgenden Tag, dem 8. Mai, begann der Ingenieur seine Manipulationen. Der erwähnte Toneisenstein besteht in der Hauptsache aus Kohle, Kieselerde, Tonerde und Schwefeleisen, letzteres in größter Menge. Dieses Schwefeleisen sollte isoliert und baldmöglichst in schwefelsaures Eisen übergeführt werden. Aus diesem Salz wollte man dann die Schwefelsäure gewinnen.

In der Tat war dies der nächste Zweck. Die Schwefelsäure ist eines der am meisten verwendeten Agenzien, und fast kann man die Industrie einer Nation nach deren Verbrauch messen. Die Säure sollte später für die Kolonisten von größtem Nutzen sein, zum Beispiel bei der Herstellung von Lichtern, zum Gerben der Häute usw.; für jetzt behielt sich der Ingenieur jedoch eine ganz besondere Verwendung dafür vor.

Dicht hinter den Kaminen erwählte Cyrus Smith einen ebenen, sorgfältig gereinigten Platz. Darauf schichtete er aus Zweigen und gespaltetem Holz einen Haufen auf und bedeckte ihn lose mit großen Stücken von Toneisenstein; das Ganze erhielt noch eine Decke von etwa nußgroß zerschlagenen Stückchen desselben Minerals.

Darauf setzte man den Haufen in Brand; die Hitze teilte sich dem Toneisenstein mit, der sich wegen seines Gehalts an Kohle und Schwefel selbst entzündete. Nun wurden immer neue Schichten des letzteren aufgelegt, woraus eine große Halde entstand, die äußerlich nach Aussparung eini-

ger Zuglöcher mit Erde und Gesträuch verschlossen wurde, wie es bei den Meilern geschieht, wenn man Holzkohle erzeugen will.

Hierauf ließ man die Umwandlung ungestört vor sich gehen, und nach 10 bis 12 Tagen waren aus dem Schwefeleisen und der Tonerde schwefelsaures Eisen und schwefelsaure Tonerde, das heißt zwei lösliche Substanzen, entstanden, gegenüber den unlöslichen Bestandteilen des Haufens, nämlich der Kieselerde, der halbverbrannten Kohle und der Asche.

Während dieses chemischen Prozesses schritt Cyrus Smith schon zu einigen anderen notwendigen Operationen, die man nicht mit Eifer, nein, mit einer wahren Wut betrieb.

In großen, irdenen Krügen hatten Nab und Pencroff das Dugongfett herbeigebracht. Aus diesem Fett sollte durch Abscheidung eines seiner Elemente, das heißt durch Verseifung, ein Bestandteil, das Glyzerin, gewonnen werden. Hierzu genügte die Behandlung mit Soda oder Kalk. Jede dieser Substanzen mußte ja das Fett zersetzen, durch Isolierung des Glyzerins Seife bilden, und jenes Glyzerin war es, das der Ingenieur vor allem zu erhalten wünschte. An Kalk fehlte es ihm ja bekanntlich nicht; bei Anwendung dieses Zersetzungsmittels aber würde er nun eine unlösliche Kalkseife erhalten haben, während die Behandlung mit Soda eine lösliche Seife liefern mußte, die für häusliche Reinigungszwecke vorteilhaft zu verwenden wäre. Zuerst ging es also darum, Soda herbeizuschaffen. War das schwierig?

Gewiß nicht. Der an Meerpflanzen überreiche Strand bot ja von den Seegrasarten eine große Menge, zu denen der Seetang und die sogenannte See-Eiche gehören. Von diesen Gewächsen sammelte man demnach einen tüchtigen Vorrat ein, ließ sie trocknen und verbrannte sie endlich unter freiem Himmel. Das Feuer wurde einige Tage lang unterhalten, so daß die Hitze bis zu dem Grad stieg, bei dem die Rückstände schmolzen, so daß man eine zusammenhängende, grauweiße Masse erhielt, die unter dem Namen der »natürlichen Soda« schon längst bekannt ist.

Mit dieser Soda behandelte nun der Ingenieur das Dugongfett, wodurch er zum einen eine lösliche Seife, und zum anderen jene neutrale Substanz, das Glyzerin, erhielt.

Das war aber noch nicht alles. Cyrus Smith benötigte zur Ausführung seines Vorhabens noch einen anderen Stoff, das salpetersaure Kali, das man im gewöhnlichen Leben unter dem Namen Salpeter kennt.

Cyrus Smith hätte sie sich dadurch beschaffen können, daß er kohlensaures Kali, das aus vielen Pflanzenaschen leicht zu erhalten ist, durch Salpetersäure zersetzte. Aber diese Säure fehlte ihm, und doch brauchte er sie gerade zu seinem letzten Zweck. Aus dieser Verlegenheit war freilich schwer herauszukommen. Zum Glück trat nun die Natur hilfreich in diese Lücke ein und lieferte ihm den Salpeter fix und fertig, so daß er nur einzusammeln war. Harbert entdeckte nämlich im Norden der Insel, am Fuß des Franklin-Bergs, ein Lager dieses Salzes.

Die verschiedenen Vorbereitungsarbeiten dauerten etwa

8 Tage, kamen aber zu derselben Zeit zu Ende, als die Umsetzung des Schwefeleisens in schwefelsaures Eisenoxyd vollendet war. Inzwischen gingen die Kolonisten daran, sich aus plastischem Ton feuerbeständige Gefäße herzustellen und aus Mauersteinen einen Ofen von besonderer Konstruktion zu erbauen, der zur Destillation des zu gewinnenden Eisensalzes dienen sollte. Am 18. Mai war alles vollendet. Gedeon Spilett, Harbert, Nab und Pencroff wurden unter Leitung des Ingenieurs zu den geschicktesten Arbeitern der Welt. Bekanntlich ist ja die Not überall die beste Lehrmeisterin.

Als nun der Toneisensteinhaufen durch das Feuer vollkommen umgewandelt war, wurde sein Inhalt, aus schwefelsaurem Eisenoxyd, schwefelsaurer Tonerde, Kieselerde und Resten von Kohlen und Aschen bestehend, in ein großes Bassin mit Wasser geschüttet. Dieses Gemisch rührte man kräftig um, ließ es sich dann setzen und erhielt zuletzt eine klare Flüssigkeit, die das Eisen und die Tonerde in Lösung hielt, während die anderen unlöslichen Mineralien sich zu Boden geschlagen hatten. Als die Lösung dann teilweise verdampft wurde, schossen zuerst die Eisenkristalle an; in der Mutterlauge dagegen blieb die schwefelsaure Tonerde zurück und wurde mit jener als nutzlos weggeworfen.

Cyrus Smith hatte nun eine genügende Menge Eisensalz, sogenanntes Eisenvitriol, zur Verfügung, aus dem die Schwefelsäure gezogen werden sollte.

Gewöhnlich erfordert die Darstellung dieser Säure eine sehr kostspielige Einrichtung. Man braucht dazu große Räume, ganz eigene Geräte, Apparate aus Platin, Bleikam-

mern, welche die Säure nicht angreift usw. Das alles fehlte Cyrus Smith. Dafür war ihm bekannt, daß man in Deutschland Schwefelsäure auch durch weit einfachere Mittel gewinnt, eine Säure, die noch den Vorteil hat, konzentrierter zu sein, und unter dem Namen »Nordhäuser Schwefelsäure« oder »Vitriolöl« im Handel ist.

Der hierbei nötige Prozeß beschränkt sich auf eine einzige Operation. Die Kristalle von schwefelsaurem Eisen müssen in geschlossenen Gefäßen erhitzt werden, wobei die rauchende Schwefelsäure überdestilliert, die man durch Abkühlung der Dämpfe gewinnt.

Hierzu sollten eben die feuerbeständigen Gefäße verwendet werden. Alles gelang nach Wunsch, und am 20. Mai, 12 Tage nach Beginn dieser Arbeiten, besaß der Ingenieur jene Chemikalien, die noch zu vielerlei Zwecken dienen sollten.

Welches war aber ihre nächste Bestimmung? Mit ihrer Hilfe sollte die nötige Salpetersäure erzeugt werden, was keine Schwierigkeit bot, da der Salpeter, von jener Säure zersetzt, seine eigene leicht abgibt.

Wozu sollte jedoch die Salpetersäure letzten Endes dienen? Darüber hatte der Ingenieur sich seinen Gefährten gegenüber noch immer nicht ausgesprochen.

Dennoch rückte das endliche Ziel näher und sollte eine letzte Operation die Substanz liefern, die soviel Vorarbeiten nötig gemacht hatte.

Die Salpetersäure wurde nämlich mit dem durch Verdampfung etwas konzentrierten Glyzerin in Verbindung

gebracht, und so erhielt der Ingenieur, selbst ohne Anwendung einer Kältemischung, mehrere Liter einer gelblichen, öligen Flüssigkeit.

Die letztere Arbeit hatte Cyrus Smith fern von den Kaminen und allein vorgenommen, weil eine Explosion bei ihr leicht vorkommen kann, und als er eine Kleinigkeit jener Flüssigkeit seinen Gefährten zeigte, sagte er einfach:

»Hier ist Nitroglyzerin!«

Es war in der Tat jenes fürchterliche Sprengmittel, das wohl die zehnfache Kraft des Pulvers besitzt und schon so viele Unglücksfälle verursachte. Seitdem man jedoch Mittel gefunden hat, es in Dynamit umzuwandeln, das heißt, es mit einer festen, aber porösen Substanz, wie Ton oder Zucker, zu vermischen, läßt sich die gefährliche Flüssigkeit auch mit mehr Sicherheit verwenden. Zur Zeit, als die Kolonisten aber auf der Insel Lincoln tätig waren, kannte man das Dynamit noch nicht.

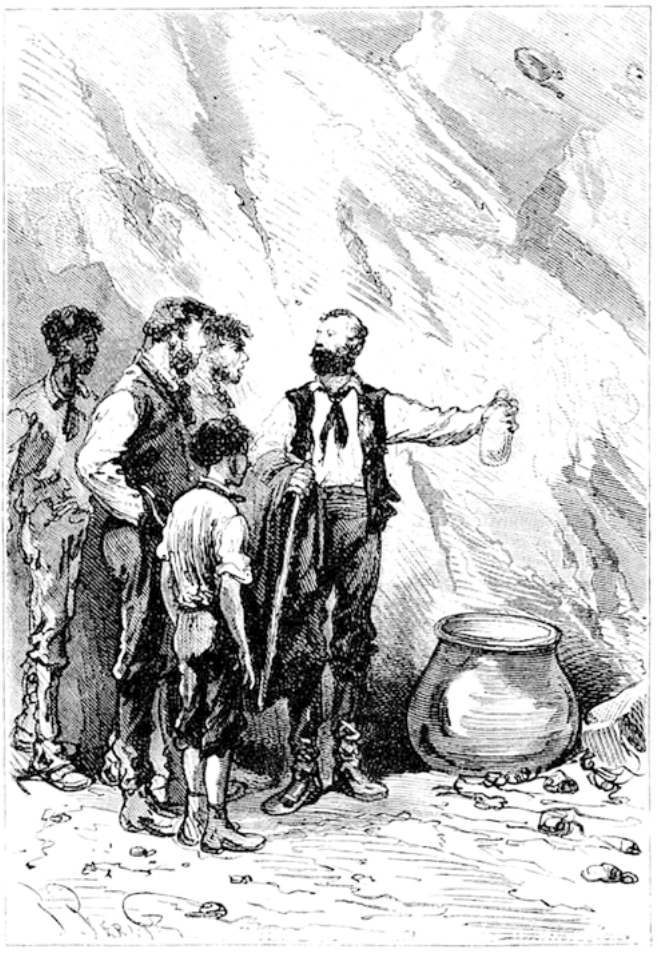
»Und diese Flüssigkeit soll unsere Felsen sprengen?« fragte Pencroff mit etwas ungläubiger Miene.

»Ja, mein Freund«, antwortete der Ingenieur, »auch wird dieses Nitroglyzerin eine desto größere Wirkung haben, da der harte Granit ihm so beträchtlichen Widerstand entgegensetzt.«

»Wann werden wir das zu sehen bekommen, Mr. Cyrus?«

»Morgen, sobald wir ein Sprengloch gebohrt haben«, antwortete der Ingenieur.

Am folgenden Tag, dem 21. Mai, begaben sich alle nach



einer Spitze, die das östliche Ufer des Grant-Sees, nur etwa 500 Schritte von der Küste, bildete. An dieser Stelle reichten die Felsen bis an das Wasser heran und bildeten gewissermaßen nur noch einen nicht allzu hohen Rahmen darum.

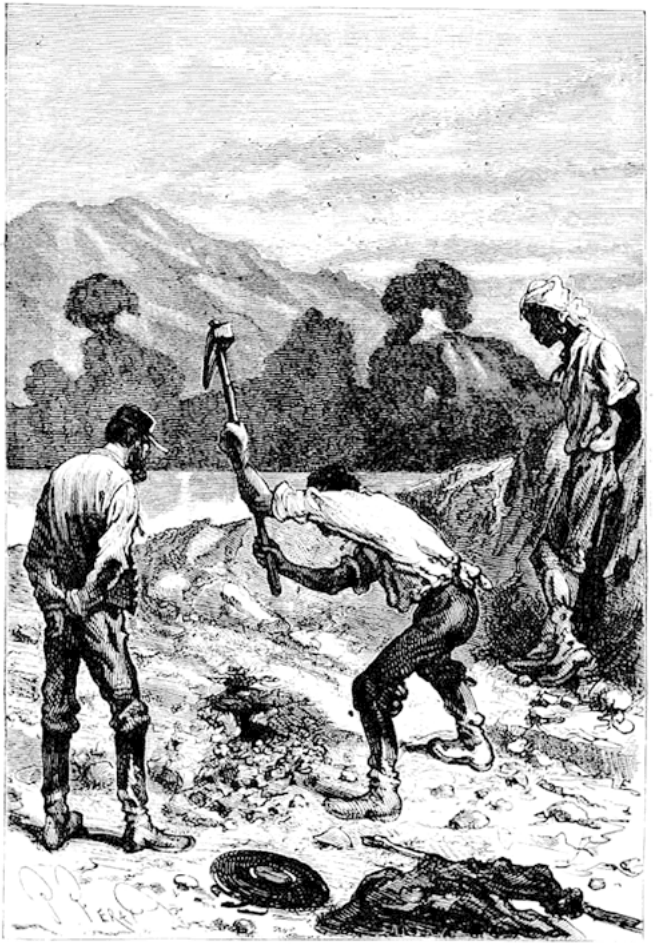
Offenbar mußte das Wasser, wenn diese Einfassung gesprengt wurde, über die geneigte Oberfläche des Plateaus hinweg, und von letzterer auf den Strand hinunterstürzen. Wenn sich dann das Niveau des Sees senkte, wurde die Mündung des Abflusses freigelegt – was man ja zuletzt bezweckte.

Jene Felseneinrahmung galt es also zu durchbrechen. Unter Leitung des Ingenieurs bearbeitete Pencroff mit einer Spitzhaue geschickt den harten Felsen. Das herzustellende Loch nahm seinen Anfang dicht über dem Niveau des Sees und verlief schräg nach unten, möglichst tief unter jenes. Wenn diese Sprengung gelang, mußte dem Wasser ein weiter Ausweg geschaffen werden und sein gewöhnlicher Stand genügend sinken.

Die Arbeit beanspruchte lange Zeit, denn der Ingenieur wollte, um eine ausgedehnte Wirkung zu erzielen, 2 Liter Nitroglyzerin verwenden. Pencroff mühte sich aber, dann und wann von Nab abgelöst, so wacker ab, daß die Mine nachmittags gegen 4 Uhr fertig wurde.

Jetzt ging es nur noch um die Entzündung der Explosionssubstanz. Gewöhnlich erreichte man diese durch Zündsätze, obwohl auch schon ein Schlag reicht, sie herbeizuführen.

Die Herstellung eines Zündsatzes nun wäre dem Inge-



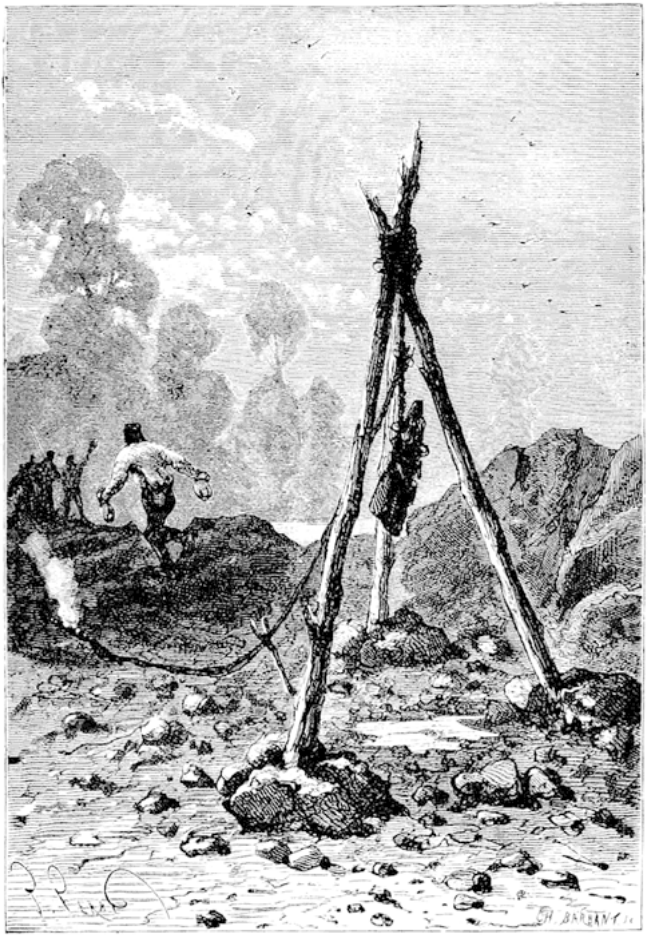
nieur wohl nicht allzu schwierig geworden. Eine Substanz wie Schießbaumwolle, konnte er sich gewiß bereiten, die durch eine Lunte in Brand gesetzt, die Explosion herbeigeführt hätte.

Cyrus Smith sah davon ab, da es ihm einfacher erschien, die Eigenschaft des Nitroglyzerins, durch einen Schlag zu explodieren, zu benutzen, und einen anderen Weg erst beim Mißlingen dieses Versuchs einzuschlagen.

Wirklich genügte ja das Niederfallen eines Hammers auf einige Tropfen Nitroglyzerin, die Explosion zu veranlassen. Wer sich aber dazu hergab, diesen Schlag zu führen, der mußte gleichzeitig der Explosion zum Opfer fallen. Cyrus Smith ergriff also den Ausweg, über der Mine ein mehrere Pfund schweres Eisenstück mittels Pflanzenfasern aufzuhängen. Ein anderer langer und geschwefelter Faden wurde in der Mitte des ersteren angeknüpft und lag einige Schritte weit von dem Bohrloch auf der Erde hin. Wurde diese zweite Lunte entzündet, so übertrug sie nach einer gewissen Zeit das Feuer auf den herabhängenden Faden aus Pflanzenfasern, der dadurch reißen und auf den Sprengstoff niederfallen mußte. Nun entfernte der Ingenieur seine Gefährten, füllte das Bohrloch bis zur Mündung mit Nitroglyzerin und verschüttete absichtlich einige Tropfen auf das umgebende Gestein unter dem Eisen.

Nachdem das geschehen war, entzündete Cyrus Smith die geschwefelte Lunte und eilte mit seinen Gefährten zu den Kaminen.

Die Lunte mußte voraussichtlich 25 Minuten lang bren-



nen, und wirklich krachte nach dieser Zeit ein Donnerschlag, der jeder Beschreibung spottet. Die Insel erzitterte in ihren Grundfesten. Eine wahre Garbe von Steinen wurde in die Luft geschleudert, wie bei einem Vulkanausbruch. Die Lufterschütterung war so groß, daß die Felsenstücke der Kamine fast ins Schwanken kamen. Die Kolonisten selbst wurden trotz der großen Entfernung, in der sie sich befanden, beinah zu Boden geworfen.

Sofort eilten sie auf das Plateau und zu jener Stelle, an der das Seeufer durch die Explosion weggesprengt sein mußte …

Ein dreifaches Hurra erscholl. Weithin war der Granitrahmen des Sees gebrochen, durch ihn wälzte sich, über das Plateau schäumend, ein reißender Fluß, der aus einer Höhe von 300 Fuß auf den Strand niederstürzte!

18. KAPITEL

Pencroff verlernt das Zweifeln. – Der frühere Abfluß des Sees. – Unter die Erde. – Der Weg durch den Granit. – Top ist verschwunden. – Die innere Haupthöhle. – Der Schacht. – Ein Geheimnis. – Mit der Hacke. – Die Rückkehr.

Cyrus Smiths Unternehmen war vollkommen geglückt; seiner Gewohnheit nach verhielt er sich aber, ohne seine Befriedigung besonders laut werden zu lassen, mit gekreuzten Armen und sicher auf ihr Ziel gerichteten Augen, völlig ruhig. Harbert zeigte sich völlig begeistert; Nab sprang vor

Freude umher; Pencroff wiegte den Kopf auf den breiten Schultern und murmelte:

»Nun ja, unserm Ingenieur gelingt eben alles!« Wirklich hatte das Nitroglyzerin eine furchtbare Gewalt geäußert. Der dem See eröffnete Abfluß erwies sich als so ausgedehnt, daß durch ihn gewiß die dreifache Menge Wasser gegenüber dem früheren einen Ausgang fand. Es stand demnach zu erwarten, daß das Niveau des Sees sehr bald um mindestens 2 Fuß gesunken sein würde.

Die Kolonisten begaben sich zu den Kaminen zurück, um von dort Hacken, eisenbeschlagene Stangen, Stricke, Feuerstein, Stahl und Zunder zu holen; dann kehrten sie in Begleitung Tops auf das Plateau zurück.

Unterwegs konnte sich der Seemann nicht enthalten, mit dem Ingenieur folgendes Gespräch anzuknüpfen.

»Aber, Mr. Cyrus«, begann er, »mit der prächtigen Flüssigkeit, die Sie zubereitet haben, könnte man wohl auch die ganze Insel in die Luft sprengen!«

»Ohne Zweifel«, erwiderte Cyrus Smith, »diese Insel, die Kontinente, den ganzen Erdball – das hängt nur von der dabei verwendeten Menge des Sprengöls ab.«

»Könnten wir dieses Nitroglyzerin aber nicht auch zum Laden von Feuergewehren benutzen?« fragte der Seemann.

»Nein, Pencroff, dazu wäre die Substanz zu gefährlich. Dagegen könnten wir uns leicht Schießbaumwolle, ja sogar gewöhnliches Pulver herstellen, da wir Salpetersäure, Salpeter, Schwefel und Kohle besitzen; leider fehlen uns nur die Gewehre selbst.«

»Oh, Mr. Cyrus«, entgegnete der Seemann, »mit etwas gutem Willen …!«

Das Wort »unmöglich« hatte Pencroff aus dem Wörterbuch der Insel offenbar gestrichen.

Auf dem Plateau der Freien Umschau angekommen, wandten sich die Kolonisten sofort nach jener Spitze des Sees, bei der sich die alte Abflußöffnung, die nun zutage liegen mußte, befand. Wenn dieser Abfluß gangbar und natürlich wasserfrei war, durfte man wohl hoffen, den Verlauf der Höhlung im Felseninnern unschwer verfolgen zu können.

Bald erreichten die Kolonisten das untere Ende des Sees, wo ihnen ein Blick die Gewißheit gab, daß der gewünschte Erfolg erzielt war.

Wirklich zeigte sich in dem Granitufer des Felsens und jetzt über dem Nivau des Wassers die so lange gesuchte Öffnung. Auf einer schmalen, jetzt ebenfalls freiliegenden Steinkante war sie trockenen Fußes zu erreichen. Sie maß 25 Fuß in der Breite, jedoch nur 2 Fuß in der Höhe, ähnelte ihrer Gestalt nach also einer Schleusenöffnung am Rand eines Trottoirs, wodurch es zunächst unmöglich wurde, ohne weiteres durch den Eingang einzudringen. Binnen einer Stunde hatten jedoch Nabs und Pencroffs Spitzhauen ihm die nötige Höhe gegeben.

Der Ingenieur trat also hinzu und fand den Grund im oberen Teil des Abflusses nur um 30 bis 35 Grad geneigt. Der Gang war demnach zu passieren, und für den Fall, daß er weiter im Innern nicht steiler abfiel, mußte es leicht sein, durch ihn bis auf Meeresniveau hinabzusteigen. Sollte sich

jedoch, wie nicht unwahrscheinlich, innerhalb des Gebirgsstocks eine geräumige innere Höhle vorfinden, so hegte man auch die Hoffnung, sich diese nutzbar zu machen.

»Nun, Mr. Cyrus, was zögern wir noch?« fragte der Seemann, der ungeduldig in den engen Gang eindringen wollte. »Sie sehen, daß Top uns schon voran ist.«

»Schon gut«, antwortete der Ingenieur, »wir müssen da drinnen aber auch Beleuchtung haben. Nab, schneid uns einige harzige Zweige ab.«

Harbert und Nab liefen nach einer von Fichten und anderem Nadelholz bestandenen Stelle des Seeufers und brachten von dort bald eine Anzahl geeigneter Zweige, die zu Bündeln vereinigt wurden, um als Fackeln zu dienen. Nachdem sie angezündet waren, stiegen die Kolonisten in den schmalen, dunklen Gang hinab, den früher das Überlaufwasser erfüllt hatte.

Gegen Erwarten erweiterte sich der Gang, so daß die Bergbefahrer aufrecht gehen konnten. Die von dem seit undenklicher Zeit darüber hingleitenden Wasser glatt gewordenen Granitflächen waren noch so schlüpfrig, daß man sehr achtsam sein mußte, um nicht hinzufallen. Deshalb hatten sich die Kolonisten auch mit ihrem Faserseil einer an den anderen gebunden, wie es die Bergsteiger in den Alpen zu tun pflegen. Glücklicherweise bildeten wiederholte Absätze gewissermaßen Stufen und erleichterten dadurch das Herabsteigen. Da und dort am Gestein noch hängende Tröpfchen blitzten beim Schein der Fackeln, so daß man die Wände mit unzähligen Stalaktiten bedeckt zu sehen glaubte.

Der Ingenieur prüfte den dunklen Granit genauer. Nirgends entdeckte er Gänge oder Streifen anderen Gesteins. Die Masse erschien kompakt und von sehr feinem Korn. Dieser unterirdische Gang mochte also wohl gleichzeitig mit der Insel entstanden sein und war gewiß nicht erst von dem durchfließenden Wasser ausgewaschen worden. Pluto, nicht Neptun hatte diese Schlucht mit eigener Hand hergestellt, und noch bemerkte man an den Wänden die Spuren vulkanischer Tätigkeit, die das Wasser nicht vollkommen wegzuspülen vermocht hatte.

Die Kolonisten stiegen nur sehr langsam weiter abwärts. Sie konnten sich einer gewissen Beklemmung nicht erwehren, als sie hier in die Tiefen des Gebirges eindrangen, die vor ihnen gewiß noch kein menschliches Wesen besuchte. Ohne ein Wort zu sprechen, hingen sie ihren Gedanken nach, die ihnen die Befürchtung nahelegten, daß irgendein Achtfuß oder ein anderer gigantischer Zephalopode (Kopffüßler) die inneren mit dem Meer in Verbindung stehenden Höhlen bewohnen könnte. Infolgedessen tasteten sich alle mit größter Vorsicht weiter.

Übrigens lief Top der kleinen Gesellschaft immer voraus und man konnte von der Klugheit des Hundes erwarten, daß er es gegebenenfalls nicht unterlassen würde, Alarm zu schlagen.

100 Fuß tief war man nach mancherlei Windungen etwa hinabgelangt, als der vorausgehende Cyrus Smith stehenblieb, um seine Gefährten zu erwarten. Die Stelle, an der sich die Wanderer befanden, weitete sich zu einer mäßig

großen Höhlung aus. Von ihrer Wölbung fielen noch Tropfen herab, die aber nicht von einem Durchsickern des Wassers herrührten. Sie stellten nur die letzten Spuren des Bergstroms dar, der so lange Zeit durch diese Höhle brauste, und auch die feuchte Luft enthielt keinerlei mephitische Ausdünstung.

»Nun, lieber Cyrus«, begann Gedeon Spilett, »hier hätten wir ja ein bis jetzt ganz unbekanntes, in der Tiefe verborgenes, aber dennoch ziemlich unbewohnbares Obdach.«

»Inwiefern unbewohnbar?« fragte der Seemann.

»Es ist zu klein und zu dunkel.«

»Können wir es nicht vergrößern, weiter aushöhlen, dem Licht und der Luft Zutritt verschaffen?« warf Pencroff ein, der einmal an nichts mehr zweifelte.

»Für jetzt wollen wir unsere Untersuchung weiter fortsetzen«, entschied Cyrus Smith. »Vielleicht erspart uns tiefer unten die Natur eine solche Arbeit.«

»Noch sind wir nicht über ein Drittel der Tiefe hinunter«, bemerkte Harbert.

»Ein Drittel doch«, antwortete Cyrus, »denn wir befinden uns gewiß 100 Fuß unter der Mündung, und es wäre nicht unmöglich, daß 100 Fuß tiefer …«

»Wo steckt nur Top?« unterbrach da Nab die Worte seines Herrn.

Man durchsuchte die Höhlung. Der Hund fand sich nicht.

»Er wird einfach weitergelaufen sein«, meinte Pencroff.

»So suchen wir ihn«, sagte Cyrus Smith.

Man stieg weiter hinab. Der Ingenieur beachtete aufmerksam die Windungen des Gangs, so daß er sich trotz vieler Umwege über dessen nach dem Meer zu verlaufende Hauptrichtung vollkommen im klaren blieb.

Wiederum waren die Kolonisten an die 50 Fuß in senkrechtem Sinn hinabgekommen, als ihre Aufmerksamkeit von entferntem Geräusch aus der Tiefe gefesselt wurde. Lauschend hielten sie an. Die Töne, die durch den Gang drangen, wie die Stimme durch ein Sprachrohr, erschienen deutlich hörbar.

»Das ist Tops Gebell!« rief Harbert.

»Ja«, bestätigte Pencroff, »und unser wackerer Hund bellt sogar ganz wütend.«

»Wir haben ja unsere Stöcke mit Eisenspitzen«, sagte Cyrus Smith; »also vorsichtig weiter!«

»Das wird immer interessanter«, raunte Gedeon Spilett dem Seemann ins Ohr, der ihm durch ein Kopfnicken antwortete.

Cyrus Smith und seine Begleiter beeilten sich, dem Hund zu Hilfe zu kommen. Tops Bellen wurde immer vernehmbarer. Daß er wütend war, hörte man an seiner Stimme. Hatte er vielleicht irgendein Tier aufgescheucht? Ohne an eine Gefahr zu denken, die ihnen ja selbst drohen konnte, trieb die Kolonisten eine unbezwingbare Neugier weiter. Sie gingen gar nicht mehr abwärts, sie glitten vielmehr auf dem Boden hin und trafen wenige Minuten später 60 Fuß tiefer auf Top.

Hier erweiterte sich der Gang zu einer weiten, schönen

Höhle. Top lief noch immer wütend bellend hin und her. Pencroff und Nab leuchteten mit ihren Fackeln nach allen Seiten, während Cyrus Smith, Gedeon Spilett und Harbert, ihre Eisenstöcke wie Lanzen eingelegt, sich für alle Fälle bereit hielten.

Die große Höhle erwies sich als leer, obwohl man man sie bis in jeden Winkel durchsuchte. Nichts fand sich, kein Tier, kein lebendes Wesen, und dennoch hörte Top nicht auf zu bellen. Weder Schmeicheleien noch Drohungen vermochten ihn zur Ruhe zu bringen.

»Hier muß doch irgendwo ein Ausgang sein, durch den das Wasser des Sees nach dem Meer ablief«, sagte der Ingenieur.

»Ohne Zweifel«, antwortete Pencroff, »also nehmen wir uns in acht, nicht in ein Loch zu stürzen.«

»Vorwärts, Top! Geh!« rief Cyrus Smith.

Seinem Herrn gehorchend, lief der Hund zum Ende der Höhle und bellte dort nur noch heftiger.

Man folgte ihm vorsichtig. Beim Schein der Fackeln erkannte man bald einen wahrhaften Brunnenschacht im Granit. Dort hatte unzweifelhaft der Wasserabfluß stattgefunden, doch nicht mehr auf mäßig fallendem Abhang, sondern durch einen senkrechten Schacht, in den tiefer zu dringen vorläufig ganz unmöglich erschien.

Auch als man die Fackeln über seine Mündung hielt, war in der Tiefe nichts zu erkennen. Cyrus Smith brach einen brennenden Zweig ab, den er hinunterwarf. Die Harzflamme leuchtete, durch den Luftzug beim schnellen Fallen

noch mehr angefacht, heller auf, ohne daß etwas Auffälligeres dadurch sichtbar geworden wäre. Zuletzt erlosch sie mit einem leisen Zischen, woraus man schloß, daß der Zweig in eine Wasserschicht, das heißt hier in das Meer gefallen war.

Durch Berechnung aus der Zeit, die er zum Hinabsinken gebraucht hatte, erkannte der Ingenieur die Tiefe des Schachts, die er auf etwa 90 Fuß bestimmte. Der Fußboden der Höhle befand sich also ebenso hoch über dem Meer.

»Hier haben wir unsere Wohnung«, sagte Cyrus Smith.

»Vorher befand sich aber irgendein Geschöpf hier«, bemerkte Gedeon Spilett, dessen Neugier noch unbefriedigt war.

»Mag sein«, antwortete der Ingenieur, »doch ist es, ob Amphibie oder ein anderes Tier, durch jenen Ausgang entflohen und hat uns den Platz geräumt.«

»Vor einer Viertelstunde«, sagte der Seemann, »hätte ich aber doch Top sein mögen, denn ohne Ursache wird er nicht so wütend gebellt haben.«

Cyrus Smith sah seinen Hund an, und hätte ihm einer seiner Gefährten nahe genug gestanden, so hätte er hören müssen, wie jener für sich hinmurmelte:

»Das glaub' ich wohl, daß Top von manchem mehr weiß als wir!«

Alles in allem waren die Wünsche der Kolonisten doch nahezu erfüllt. Der Zufall hatte sie begünstigt, der wunderbare Scharfsinn ihres Führers ihnen zu dieser Höhle verholfen, deren Ausdehnung man beim Fackelschein noch nicht einmal genau übersehen konnte. Wie leicht mußte es sein,

sie durch Ziegelsteinmauern in Einzelräume zu teilen und somit ein ganz brauchbares Obdach herzustellen. Das Wasser war daraus abgeflossen, um niemals wiederzukehren – der Platz war frei!

Zwei Schwierigkeiten wollten freilich noch überwunden sein; diese Aushöhlung im kompakten Gestein verlangte Licht und einen bequemeren Zugang. An eine Beleuchtung von oben war gar nicht zu denken, denn über ihr wölbte sich die enorme dicke Granitschicht, vielleicht aber ließ sich die vordere, nach dem Meer zu gerichtete Wand durchbrechen. Beim Niedersteigen hatte Cyrus Smith den Neigungswinkel des Gangs annähernd abgeschätzt und unter Berücksichtigung seiner Länge die Überzeugung gewonnen, daß die vordere Steinmauer nicht mehr sehr stark sein könne. War es möglich, sich in dieser Richtung Licht zu verschaffen, dann konnte es auch nicht besonders schwierig sein, statt eines Fensters eine Tür auszubrechen und äußerlich eine Art Treppe anzubringen.

Cyrus Smith teilte den anderen seine Gedanken hierüber mit.

»Nun denn, ans Werk, Mr. Cyrus!« drängte Pencroff. »Mit einer Hacke will ich mich durch diese Mauern schon zum Tageslicht hindurcharbeiten. Wo soll ich einschlagen?«

»Hier«, bedeutete ihm der Ingenieur und wies auf eine merkliche Vertiefung in der Wand, die deren Durchmesser vermindern mußte.

Pencroff griff den Granit mit seiner Spitzhaue an, daß

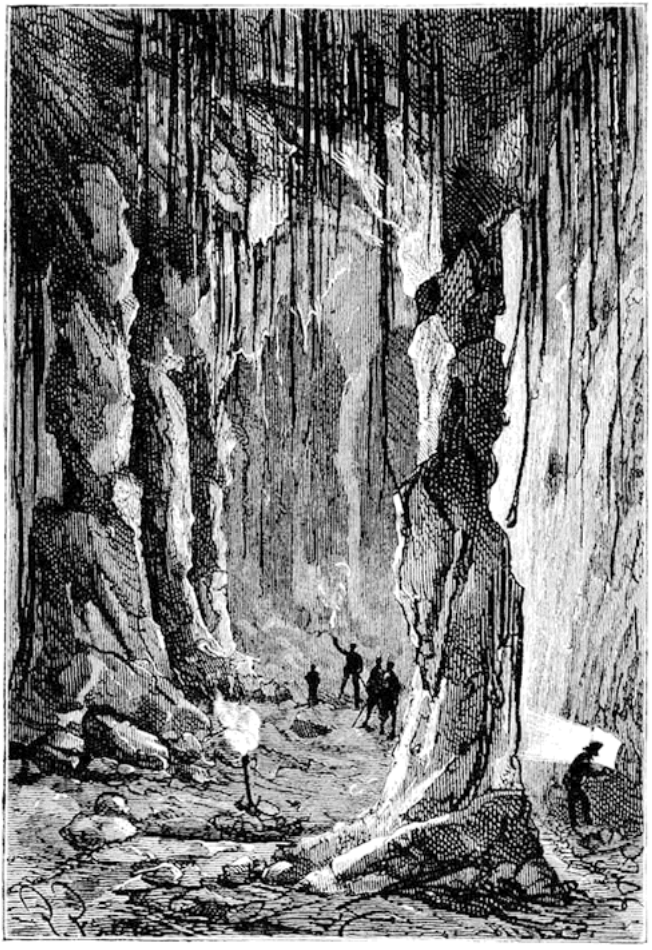
er Funken gab und die Stücke umherflogen. Nab löste ihn nach einer halben Stunde ab; diesem folgte Gedeon Spilett.

Schon währte die Arbeit 2 Stunden lang, und man befürchtete fast, daß die Mauer doch wohl zu dick sei, als beim letzten Schlag Gedeon Spiletts das Werkzeug die Granitwand durchdrang und hinausfiel!

»Hurra! Und abermals Hurra!« rief Pencroff.

Die Steinmauer hatte nur eine Dicke von 3 Fuß. Cyrus Smith näherte sich der Öffnung, die sich etwa 80 Fuß über dem Erdboden befand. Vor seinen Augen lag der Strand, das Eiland und weiter hinaus das unendliche Meer.

Durch das infolge des Nachbrechens des Gesteins ziemlich umfängliche Loch drang aber auch das Licht ein und brachte in der prächtigen Höhle wirklich zauberhafte Effekte hervor. Wenn jene nach links hin bei 100 Fuß Länge nur etwa 30 Fuß in der Höhe und Breite maß, so war ihr Umfang nach rechts hin desto bedeutender und ihre Decke wölbte sich in einer Höhe von 80 Fuß. In unregelmäßiger Anordnung strebten da und dort Granitsäulen in die Höhe, welche die Bogen trugen, die sich auf Wandpfeiler zu stützen schienen. Einmal war die Wölbung flach, das andere Mal stieg sie auf schlanken Rippen in die Höhe und bildete Spitzbogen, Tonnengewölbe, kurz, ein Kirchenschiff, in dem alles vertreten war, was des Menschen Hand im byzantinischen, römischen und gotischen Baustil nur jemals hervorgebracht hat. Und hier stand man vor einem Meisterwerk der Natur, sie allein hatte diese feenhafte Alhambra in dem Urgebirge ausgearbeitet!



In staunender Bewunderung sahen es die Kolonisten. Wo sie nur eine enge Höhle zu finden glaubten, da fanden sie einen prächtigen Palast, und Nab hatte wie vor Andacht den Kopf entblößt, als sei er in ein Gotteshaus versetzt!

Laut erschollen bei diesem Anblick die Hurrarufe und verloren sich in vielfachem Echo widertönend in dem halbdunklen Bogenschiff.

»Ah, meine Freunde«, sagte Cyrus Smith, »wenn wir hier dem Licht den nötigen Zugang verschafft und unsere Zimmer, Vorratskammern und Werkstätten in diesem linken Teil eingerichtet haben, dann bleibt uns noch immer diese prächtige Höhle, die unseren Lehrsaal, unser Museum darstellen wird.«

»Und ihr Name?« fragte Harbert.

»Granit-House«,* antwortete Cyrus Smith, ein Name, dem seine Gefährten ihren Beifall zujauchzten.

Die Fackeln gingen allmählich zur Neige, und da man, um wieder herauszukommen, den Gang bis zum Plateau hinauf ersteigen mußte, beschloß man, alle weiteren Vorarbeiten zur Einrichtung auf den nächsten Tag zu verschieben.

Noch einmal, bevor sie aufbrachen, neigte sich Cyrus Smith forschend über den dunklen Schacht, der senkrecht bis zum Niveau des Meeres hinabreichte. Er horchte aufmerksam. Kein Laut ließ sich vernehmen, nicht einmal

* Granitpalast. Das Wort »House« ist für Paläste ebenso in Gebrauch wie für gewöhnliche Gebäude, zum Beispiel Buckingham House, Mansion House in London.

ein Rauschen des Wassers, das der Seegang doch dann und wann bewegen mußte.

Noch ein brennender Zweig wurde hinabgeworfen, der die Wände des Schlunds für einen Augenblick erleuchtete, ohne daß, ebenso wie früher, irgend etwas Verdächtiges in die Augen gefallen wäre. Hatte das völlig abfließende Wasser hier auch irgendein Seeungeheuer überrascht, so mußte es wohl durch den sich unter dem Strand hin fortsetzenden Schacht das Meer wieder erreicht haben.

Unbeweglich und mit lauschendem Ohr lag der Ingenieur noch immer, ohne ein Wort zu sprechen, über den Abgrund geneigt.

Der Seemann näherte sich ihm und berührte leise seinen Arm.

»Mr. Smith!« sagte er.

»Was wollen Sie, lieber Freund?« fragte der Ingenieur, der wie aus einem Traum zu sich kam.

»Die Flammen werden bald erlöschen.«

»Vorwärts denn!« sagte Cyrus Smith.

Die kleine Gesellschaft verließ die Höhle und kletterte den dunklen Gang hinauf. Top trabte nach und ließ noch immer von Zeit zu Zeit ein grimmiges Knurren hören. Einen Augenblick verweilten die Kolonisten in der oberen Grotte, die eine Art Treppenabsatz bildete. Dann setzten sie ihren Weg weiter fort.

Bald spürten sie das Eindringen frischerLuft. An den Wänden glänzten die vom Luftzug aufgesaugten Tröpfchen nicht mehr. Langsam wurden die rauchenden Harzbrände

düsterer. Nabs Fackel verlosch, und um sich nicht der undurchdringlichen Finsternis auszusetzen, mußte man nun eilen.

So erreichten Cyrus Smith und seine Gefährten ein wenig vor 4 Uhr, als eben auch des Seemanns Fackel verlöschte, wieder die Mündung des Felsengangs.

19. KAPITEL

Cyrus Smiths Plan. – Die Fassade des Granithauses. – Die Strickleiter. – Pencroffs Träume. – Die aromatischen Kräuter. – Ein natürlicher Kaninchenbau. – Ableitung des Wassers für den Bedarf der neuen Wohnung. – Die Aussicht aus den Fenstern des Granithauses.

Am nächsten Tag, dem 22. Mai, ging man an die eigentliche Einrichtung der neuen Wohnung. Es drängte die Kolonisten in der Tat, diese geräumige und gesunde, im Felsen ausgehöhlte, vor dem Meer ebenso wie vor dem Regen geschützte Zuflucht gegen das mangelhafte Obdach, das die Kamine gewährten, zu vertauschen. Dennoch sollten diese nicht vollkommen verlassen werden, sondern nach Ansicht des Ingenieurs als Werkstatt für die gröberen Arbeiten dienen.

Cyrus Smiths erste Sorge war es, sich zu überzeugen, an welcher Stelle der Uferwand ihr Felsenhaus wohl lag. Er begab sich also gegenüber der gewaltigen Granitmauer an den Strand; da die Spitzhaue beim Durchbrechen den Händen des Reporters entfallen war und zwingend senkrecht herab-

gefallen sein mußte, so genügte ja deren Wiederauffindung, um die Stelle zu treffen, die man durchschlagen hatte.

Die Hacke fand sich leicht wieder und wirklich lotrecht über der Stelle, wo sie in den Sand eingedrückt lag, auch die erste Öffnung etwa 80 Fuß über dem Niveau des Strands. Schon flogen einige Felsentauben durch diese Luke ein und aus. Fast gewann es den Anschein, als sei das Granithaus allein zu ihrem Besten entdeckt worden.

Die Absicht des Ingenieurs ging dahin, den linken Teil der Höhle in mehrere Zimmer und einen Vorraum zu trennen und diese durch fünf Fenster und eine Tür zu erleuchten. Gegen die fünf Fenster erhob Pencroff zwar keinen Einwand, den Nutzen der Tür dagegen vermochte er nicht einzusehen, da der frühere Wasserabfluß des Sees ja eine natürliche Treppe bildete, über die man stets leicht zum Granithaus zu gelangen vermochte.

»Mein Freund«, antwortete ihm Cyrus Smith, »wenn wir durch den unterirdischen Gang bequem unsere Wohnung erreichen können, so können das andere ebenso gut. Ich habe dagegen die Absicht, die obere Mündung wieder vollkommen zu schließen, wenn nötig, sie sogar wieder ganz zu verdecken, indem wir durch eine Art Wehr am jetzigen Ausfluß den Wasserstand des Sees wieder heben.«

»Und wie sollen wir ins Haus gelangen?« fragte der Seemann.

»Über eine Stiege an der Außenseite, etwa eine Strickleiter, durch deren Aufziehen wir den Zugang zu unserer Wohnung zur Unmöglichkeit machen.«

»Wozu diese Vorsicht?« sagte Pencroff. »Bis heute sind wir noch keinen so besonders zu fürchtenden Tieren begegnet, und von Eingeborenen wird die Insel offenbar nicht bewohnt.«

»Sind Sie dessen so sicher, Pencroff?« fragte der Ingenieur und richtete seinen Blick auf den Seemann.

»Überzeugt werden wir freilich erst sein«, lenkte dieser ein, »wenn wir sie einmal in allen Teilen näher durchforscht haben.«

»Richtig«, sagte Cyrus Smith. »Für jetzt kennen wir die Insel jedoch nur teilweise. Wenn uns aber auch keine inneren Feinde bedrohten, so können doch welche von außerhalb kommen, denn der Pazifik ist immer ein gefährliches Gebiet. Wir ergreifen diese Vorsichtsmaßnahmen also auch für den schlimmsten Fall.«

Cyrus Smith sprach sehr weise, und ohne weitere Einwände bereitete sich Pencroff, seinen Anordnungen nachzukommen.

Die Fassade des Granithauses sollte also fünf Fenster und eine der gesamten Zimmerreihe dienende Tür erhalten; außerdem gedachte man der prächtigen Säulenhalle durch eine weitere Öffnung und mehrere kleine Gucklöcher das nötige Licht zuzuführen. Die Fassade lag in einer Höhe von 80 Fuß über der Erde nach Osten zu, so daß die ersten Strahlen der Morgensonne sie begrüßen mußten. Sie befand sich in der Mitte des Steinwalls zwischen dessen vorspringender Ecke an der Mündung der Mercy und einer senkrecht auf den Felsenhaufen, die die Kamine bildeten,

stehenden Linie. So konnte die Wohnung von den bösesten Winden, das heißt denen aus Nordosten, nur schräg getroffen werden, da sie die Felsenecke bis zu einer gewissen Grenze davor schützte. Zunächst und bis man einst Fensterrahmen gefertigt haben würde, beabsichtigte der Ingenieur die Öffnungen durch dichte Läden zu schließen, die Wind und Regen abhielten und im Notfall selbst verborgen werden konnten.

Zuerst galt es also, die nötigen Öffnungen auszubrechen. Mit der Spitzhaue wäre das eine zu lange dauernde Arbeit gewesen, jedenfalls nicht im Sinne Cyrus Smiths, der heroischere Mittel anzuwenden liebte. Noch besaß er eine gewisse Menge Nitroglyzerin, das er nutzbar zu machen gedachte. Die Wirkung dieser explodierenden Substanz wurde also auf geeignete Weise örtlich beschränkt, und es gelang dadurch, den Granit nur an den gewünschten Stellen zu sprengen. Nun vollendeten Spitzhaue und Hacke die Form der Fensteröffnungen, der Gucklöcher und der Tür, glätteten die mehr oder weniger zerrissenen Felsenrahmen, und wenige Tage nach dem Beginn der Arbeiten schien das erste Morgenrot in das Granithaus hinein und erhellte es bis in seine entferntesten Tiefen.

Nach dem von Cyrus Smith entworfenen Plan sollte die Wohnung in fünf Einzelräume mit der Aussicht aufs Meer abgeteilt werden, zur Rechten einen gemeinschaftlichen Vorraum mit der Tür nach der anzulegenden Stiege erhalten, daran stoßend eine 30 Fuß lange Küche, ein 40 Fuß langes Speisezimmer, einen Schlafraum von derselben Größe

und endlich ein von Pencroff vorgeschlagenes »Fremdenzimmer«, das an den großen Saal anstieß.

Diese Zimmer, oder vielmehr diese Zimmerreihe, welche die Wohnung im Granithaus bildete, durften die ganze Tiefe des kleineren Höhlenteils nicht ausfüllen. Sie erhielten nämlich noch einen gemeinschaftlichen Korridor und ein langgestrecktes Magazin, in dem die Geräte, Nahrungsmittel und Vorräte aller Art bequem Platz fanden. Alle Produkte der Insel aus dem Pflanzen- und dem Tierreich befanden sich hierin in dem zu ihrer Konservierung günstigsten Zustand und vollkommen vor Feuchtigkeit geschützt. An Raum mangelte es ja nicht, so daß alles in schönster Ordnung untergebracht werden konnte. Überdem besaßen die Kolonisten noch die kleine Höhlung über der von ihnen bewohnten, die gewissermaßen einen Speicher darstellte.

Nachdem man sich über diesen Plan geeinigt hatte, schritt man sofort zu dessen Ausführung. Die Bergleute wurden wieder zu Ziegelstreichern. Die fertigen Mauersteine lagerte man zu Füßen des Granithauses ab.

Bis jetzt stand Cyrus Smith und seinen Gefährten noch immer kein anderer Zugang zu ihrer Höhle zu Gebote, als die frühere Wasserrinne. Diese Art der Verbindung nötigte sie aber immer, erst das Plateau der Freien Umschau zu besteigen, Und zwar auf dem Umweg längs des Flußufers, dann 200 Fuß tief durch den unterirdischen Gang hinabzugehen und ebenso weit wieder emporzuklimmen, wenn sie nach dem Plateau zurück wollten. Es versteht sich, daß hierdurch Zeitverluste und manche Anstrengungen entstanden. Cyrus

Smith beschloß also, unverzüglich die Herstellung einer festen Strickleiter in die Hand zu nehmen, die ja zurückgezogen den Aufgang zu dem Granithaus unwegsam machte.

Diese Strickleiter wurde mit peinlicher Sorgfalt angefertigt, und ihre Längenseile bestanden aus Fasern des »Curryjonc«, die man, ganz ähnlich, wie es die Seiler tun, zusammendrehte und die dadurch eine mehr als ausreichende Festigkeit erlangten. Für die Stufen verwendete man eine Art rote Zedern, deren Äste von leichter und sehr zäher Natur sind. Das ganze Werk vertraute man dann Meister Pencroffs geübten Händen an.

Daneben wurden auch noch andere Seile aus Pflanzenfasern fabriziert und an der Tür ein roh zugerichteter Flaschenzug angebracht. Das erleichterte wesentlich die Herbeischaffung der Materialien, mit denen man die eigentliche innere Einrichtung begann. An Kalk fehlte es ja nicht und einige tausend Zigelsteine harrten nur ihrer Verwendung. Das wenn auch etwas rohe Zimmerwerk der Scheidewände wurde ohne Schwierigkeiten aufgestellt, und in kurzer Zeit war die ganze Abteilung der Höhle entsprechend dem vorher entworfenen Plan in fünf Einzelräume geteilt.

Unter Leitung des Ingenieurs, der auch selbst mit Hammer und Kelle zupackte, schritten diese verschiedenen Arbeiten rasch vorwärts. Cyrus Smith, der seinen einsichtigen und fleißigen Arbeitern immer mit gutem Beispiel voranging, war eben in allen Sätteln gerecht. Man arbeitete voller Vertrauen, sogar heiter, da Pencroff immer ein Scherzwort auf der Zunge hatte, wenn er jetzt als Zimmermann, dann

als Seiler oder Maurer tätig war und dieser ganzen kleinen Welt seine ewig gute Laune mitteilte. Seinen absoluten Glauben an den Ingenieur vermochte nichts zu erschüttern. Er hielt ihn für fähig, alles zu unternehmen und erfolgreich auszuführen. Die übrigens sehr gewichtige Frage wegen der Bekleidung und des Schuhwerks, die der Beleuchtung während der Winterabende, der Urbarmachung der Insel, der Veredelung der wildwachsenden Pflanzen, – alle schienen ihm mit Cyrus Smiths Hilfe sehr einfach und leicht zu lösen. Er phantasierte von schiffbar gemachten Flüssen, zur Erleichterung des Transports der Bodenreichtümer der Insel, von Ausbeutung der Steinbrüche, Anlegung von Bergwerken, von Maschinen zu allen industriellen Zwecken, von Eisenbahnen, ja! von Eisenbahnen, einem ganzen Netz davon, das einst die Insel Lincoln bedecken sollte.

Der Ingenieur ließ Pencroff plaudern und vergönnte seinem guten Herzen jene unschuldigen Übertreibungen. Er wußte, wie leicht sich das Vertrauen weiter verbreitet, lachte selbst, wenn er jenen so schwärmen hörte, und sprach nicht von der Unruhe, die ihm die Zukunft doch dann und wann einflößte. In diesem Teil des Pazifiks, weit abseits von den gewöhnlichen Schiffsrouten, konnte man leicht für immer auf jede Hilfe verzichten müssen. Dann hatten die Kolonisten nur auf sich, allein auf sich selbst zu rechnen, denn die Insel Lincoln lag ja so weit von jedem Land entfernt, daß es ein zu gefahrvolles Unternehmen blieb, mit einem nicht ganz seetüchtigen Fahrzeug diese ungeheure Strecke zurücklegen zu wollen.

Aber sie schlugen doch, wie der Seemann zu sagen pflegte, die anderen Robinsons, die allemal ein Wunder getan zu haben glaubten, wenn sie etwas fertigbrachten, »wenigstens um hundert Nasenlängen«.

In der Tat, sie »hatten ja Kenntnisse«, und der »wissende« Mann siegt noch über Verhältnisse, unter denen andere nur mühsam vegetieren und unvermeidlich untergehen.

Harbert zeichnete sich bei jeder Arbeit aus. Begabt und fleißig, begriff er alles leicht und führte es gut aus, so daß Cyrus Smith sich Tag für Tag mehr zu ihm hingezogen fühlte. Harbert hegte für den Ingenieur eine innige und achtungsvolle Freundschaft. Pencroff bemerkte wohl die Bande, die beide immer enger aneinander knüpften, ohne doch darüber eifersüchtig zu werden.

Nab blieb eben Nab. Wie immer war er der personifizierte Mut, Eifer, die Ergebenheit und Selbstverleugnung. Mit demselben Vertrauen zu seinem Herrn wie Pencroff, äußerte er es doch weniger laut. Wenn Pencroff ganz außer sich geriet, nahm Nab immer eine Miene an, als wolle er sagen: »Das geht ja alles ganz natürlich zu!« Pencroff und er waren sich jedoch herzlich zugetan und duzten sich schon seit längerer Zeit.

Auch Gedeon Spilett entzog sich seinem Teil der allgemeinen Arbeit nicht und erwies sich nicht als der Ungeschickteste, – zum größten Erstaunen des Seemanns. Ein »Journalist« und geschickt, nicht nur alles zu begreifen, sondern es auch auszuführen!

Die Strickleiter wurde am 28. Mai endgültig angebracht.

Auf die Höhe von 80 Fuß zählte sie nicht weniger als 100 Stufen. Glücklicherweise hatte Cyrus Smith sie in zwei Teilen ausführen lassen können, weil sich etwa in der halben Höhe ein Felsvorsprung befand, der gleichsam als Podest diente. An diesem befestigte man, nachdem er durch Hacke und Meißel möglichst gut eingeebnet war, den einen Teil der Leiter, deren Schwanken hierdurch natürlich weit geringer wurde, als wenn die ganze Länge aus einem Stück bestanden hätte. Der andere Teil der Strickleiter fand an demselben Podest und der Tür seine Stützpunkte. Wenn diese Anordnung das Besteigen schon merklich erleichterte, so gedachte Cyrus Smith doch, später einen hydraulischen Aufzug zu errichten, um den Bewohnern des Granithauses jede Anstrengung und allen Zeitverlust zu ersparen.

Die Kolonisten gewöhnten sich sehr bald an die Besteigung dieser Leiter. Selbst gewandt genug, hatten sie überdem Pencroff, der ihnen in seiner Eigenschaft als Seemann mit der nötigen Unterweisung an die Hand ging. Besonders mußte aber Top angelernt werden. Der arme Hund war mit seinen vier Pfoten von der Natur nicht zu solchen Seiltänzerübungen bestimmt, brachte es aber durch seinen eifrigen Lehrmeister Pencroff dahin, die Strickleiter ebenso hurtig hinaufzulaufen, wie man es von seinen Anverwandten dann und wann in einem Zirkus sieht. Selbstverständlich erfüllte den Seemann ein gerechter Stolz auf seinen Schüler, nichtsdestoweniger lud er letzteren, wenn er in die Höhe stieg, nicht selten auf die Schultern, worüber sich Top gar nicht zu beklagen schien.

Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß während der eifrigen Betreibung dieser Arbeiten, zu der die nahende schlechte Jahreszeit drängte, die Nahrungsfrage niemals vernachlässigt wurde. Tagtäglich verwendeten der Reporter und Harbert, die offiziellen Lieferanten der Kolonie, einige Stunden auf die Jagd. Bis jetzt durchstreiften sie immer und immer wieder den Jacamarwald am linken Ufer der Mercy, da sie letztere in Ermangelung einer Brücke oder eines Bootes nicht zu überschreiten vermochten. All die ungeheuren Dickichte, denen man den Namen der Wälder des Fernen Westens gegeben hatte, blieben vorläufig also noch undurchsucht. Einen Ausflug dahin verschob man bis zu den ersten schönen Tagen des nächsten Frühlings. Überdies erwies sich der Jacamarwald als ausreichend wildreich; Känguruhs und wilde Schweine barg er in Menge, und die Spieße und Pfeile der Jäger taten das Ihrige. Zudem entdeckte Harbert nahe der südwestlichen Ecke des Sees ein prächtiges Kaninchengehege, einen mäßig feuchten Wiesengrund, bedeckt mit Weiden und wohlriechenden Kräutern, wie Thymian, Lavendel, Basilikum, Saturei und anderen, die mit ihrem Wohlgeruch die Luft erfüllten und nach denen die wilden Kaninchen so besonders gierig sind.

Nach der Beobachtung des Reporters, daß wenn der Tisch für Kaninchen gedeckt war, es wunderbar zugehen müßte, wenn keine Kaninchen vorhanden wären, untersuchten die Jäger das Gehege möglichst aufmerksam. Jedenfalls brachte es nützliche Pflanzen in Menge hervor und ein Naturforscher hätte Gelegenheit gehabt, hier eine große Anzahl ver-

schiedener Familien zu studieren. Harbert pflückte sich eine Quantität Basilikum, Rosmarin, Melisse, Petunia usw., welche Kräuter alle therapeutische Eigenschaften, die einen als Hustenmittel, Adstringentia und Fiebermittel, die anderen als krampfstillende oder antirheumatische Mittel besitzen. Als Pencroff später fragte, was dieser Vorrat an Kräutern nützen solle, antwortete der junge Mann:

»Den, uns zu helfen und zu behandeln, wenn wir krank würden!«

»Warum sollen wir denn krank werden«, erwiderte der Seemann ganz ernsthaft, »es sind ja keine Ärzte auf der Insel!«

Dem war nun freilich nicht zu widersprechen, dennoch setzte der junge Mann seine Ernte fort, die im Granithaus sehr gern aufgenommen wurde, und das um so mehr, als er ihr noch einen reichlichen Vorrat an der in Nordamerika unter dem Namen »Oswego-Tee« bekannten Pflanzenart hinzugefügt hatte.

Als die Jäger weiter und weiter suchten, gelangten sie am selben Tag auch noch zu dem eigentlichen Kaninchenbau, in dessen Umgebung der ganze Boden wie ein Sieb durchlöchert erschien.

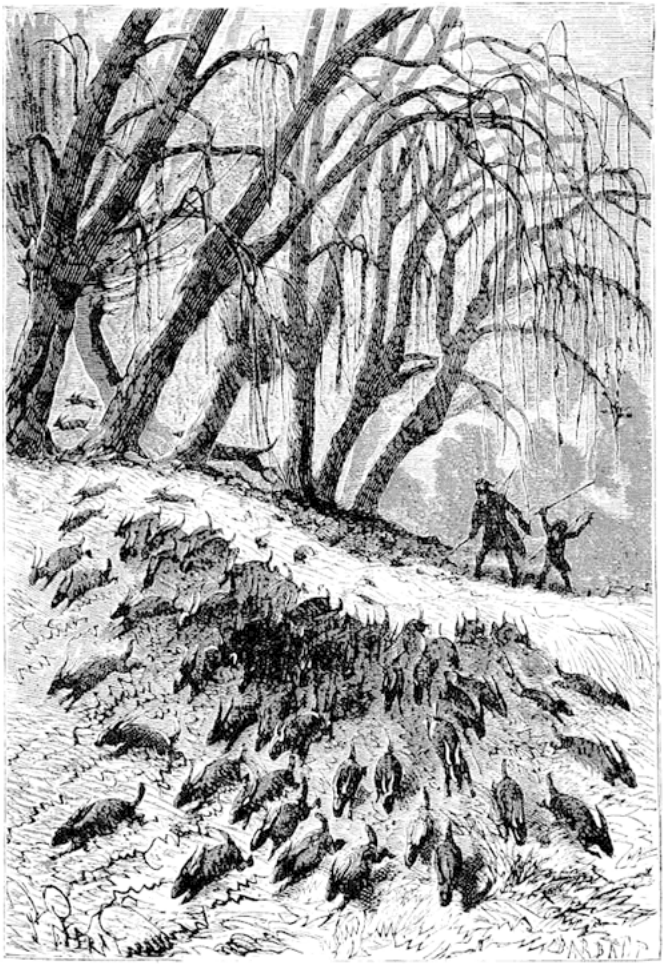
»Hier sind Erdbaue!« rief Harbert.

»Ja«, erwiderte der Reporter, »das sehe ich wohl.«

»Ob sie wohl bewohnt sind?«

»Das ist die Frage.«

Diese Frage sollte jedoch bald gelöst werden, denn fast im selben Augenblick entflohen wohl an die 100 kleine, den



Kaninchen ähnliche Tiere, nach allen Richtungen und mit einer Schnelligkeit, daß selbst Top sie kaum einzuholen imstande gewesen wäre. Jäger und Hund hatten gut laufen; die Nager entwischten mit Leichtigkeit. Der Reporter entschloß sich aber, nicht eher von der Stelle zu weichen, als bis er etwa ein halbes Dutzend der Tiere gefangen hatte. Zunächst wollte er den Tisch damit versorgen, andere aber später zu zähmen suchen. Mit einigen an der Mündung der Öffnungen angebrachten Schlingen hätte das nicht schwierig sein können, jetzt hatte man aber weder solche, noch irgendein geeignetes Material, sie anzufertigen. Man mußte sich also darauf beschränken, jedes einzelne Lager zu untersuchen, mit einem Stock hineinzustechen und durch Geduld das zu erreichen trachten, was man auf andere Weise nicht zu erzwingen vermochte.

Nach einer Stunde fing man endlich vier Nager in ihrem Bau. Es waren wirklich Kaninchen, ihren Verwandten in Europa ziemlich ähnlich und allgemein unter dem Namen »amerikanische Kaninchen« bekannt.

Die Jagdbeute wurde nun in das Granithaus heimgebracht, wo sie zum Abendbrot auf der Tafel erschien. Der köstliche Geschmack dieser Tierchen wurde von allen gelobt. Der Kaninchenbau versprach der Kolonie eine ebenso geschätzte wie unerschöpfliche Ressource zu bieten.

Am 31. Mai gingen die Zwischenwände ihrer Vollendung entgegen. Jetzt galt es nur noch, die Zimmer mit den nötigen Möbeln auszustatten, eine Arbeit, die man den langen Tagen des Winters vorbehielt. In der ersten Abteilung, die

als Küche diente, wurde ein Kamin hergestellt. Das Rohr, das zur Abführung des Rauchs dienen sollte, machte den wackeren Leuten einiges Kopfzerbrechen. Cyrus Smith erschien es am einfachsten, eines aus Tonmasse anzufertigen; da man nicht daran denken konnte, es nach dem oberen Plateau zu führen, so schlug man über dem Fenster der Küche noch ein Loch in den Granit und leitete es schräg dahin, wie das Blechrohr eines gußeisernen Ofens. Vielleicht, ja sogar wahrscheinlich, würde die Feuereinrichtung bei Ostwind, der direkt an die Fassade schlug, etwas rauchen, doch wehten diese Winde erstens nur selten und zweitens war auch Nab, der Koch, nach dieser Seite nicht so empfindlich.

Nach Beendigung der inneren Einrichtungen beschäftigte sich der Ingenieur damit, die frühere Abflußmündung wieder zu verschließen, so daß jeder Zugang von dieser Seite unmöglich wurde. Man rollte also Felsstücke vor die Öffnung und vermauerte sie bestens. Noch sah Cyrus Smith von dem Vorhaben ab, das Wasser des Sees wieder über die Mündung ansteigen zu lassen. Er begnügte sich damit, sie durch Kräuter, Büsche und Gesträuch zu verstecken, die in die Zwischenräume der Felsenstücke gepflanzt wurden und von denen man hoffte, daß sie mit dem nächsten Frühling üppig aufwuchern würden.

Jedenfalls benutzte er aber die frühere Abflußrinne noch, um der neuen Wohnung die Zuleitung von Süßwasser aus dem See zu sichern. Die künstliche Quelle, die man durch Erbohrung eines kleinen Lochs unter dem Seeniveau ge-

wann, lieferte etwa 150 Liter pro Tag, also konnte es dem Granithaus an Wasser voraussichtlich niemals fehlen.

Endlich war alles fertig, und es wurde auch hohe Zeit, denn schon meldete sich die schlechte Jahreszeit. Dichte Läden erlaubten die Fensteröffnungen zu schließen, in Erwartung, daß der Ingenieur einmal Muße finden werde, Fensterglas zu fabrizieren.

Gedeon Spilett hatte in den Felsenritzen und um die Fenster sehr kunstvoll verschiedene Pflanzen angebracht, so daß die Öffnungen mit reizenden grünen Rahmen umschlossen waren.

Die Bewohner der sicheren, gesunden und festen Wohnung konnten mit ihrem Werk gewiß zufrieden sein. Durch die Fenster schweifte ihr Blick über einen grenzenlosen Horizont, den die beiden Kiefernkaps im Norden und das Krallenkap im Süden abschlossen. Prächtig dehnte sich die ganze Union Bay vor ihren Augen aus. Gewiß, die wackeren Kolonisten hatten alle Ursache, sich über ihre Erfolge zu freuen, und Pencroff sparte auch seine Lobsprüche nicht, wenn er im Scherz von »seiner Wohnung im 5. Stock über dem Entresol« sprach!

20. KAPITEL

Die Regenzeit. – Die Kleidungsfrage. – Eine Robbenjagd. – Herstellung von Kerzen. – Häusliche Arbeiten. – Die beiden Brückchen. – Rückkehr von einem Besuch der Austernbank. – Was Harbert in seiner Tasche fand.

Mit dem Monat Juni, der dem Dezember der nördlichen Erdhälfte entspricht, begann nun ernstlich der Winter und er führte sich mit Platzregen und Windstößen ein, die einander ohne Unterbrechung folgten. Jetzt lernten die Bewohner des Granithauses die Vorteile einer Wohnung schätzen, die sie vor jeder Unbill der Witterung schützte. Zur Überwinterung hätten sich die lustigen Kamine gewiß unzulänglich erwiesen, abgesehen davon, daß bei den anhaltenden, steifen Seewinden das Wasser wahrscheinlich bis in sie hineingetrieben worden wäre. Cyrus Smith ordnete hiergegen noch einige Vorsichtsmaßnahmen an, um die Schmiede nebst den dort eingerichteten Öfen möglichst zu sichern.

Während des ganzen Monats Juni verwendete man die Zeit auf verschiedene Arbeiten, ohne die Jagd und den Fischfang, durch welche die Vorräte der Speisekammer nach Kräften vermehrt wurden, zu vernachlässigen. Sobald er die nötige Muße gewann, wollte Pencroff auch Fallen aufstellen, von denen er sich das Beste versprach. Er verfertigte also Schlingen aus holzigen Fasern, und bald verging kein Tag, an dem der Kaninchenbau nicht sein Kontingent dieser Nagetiere geliefert hätte, so daß Nab kaum mit dem Pökeln

und Räuchern des Fleisches fertig werden konnte, das eine so schöne und haltbare Nahrung versprach.

Nach und nach drängte sich nun auch die Bekleidungsfrage mehr in den Vordergrund. Die Kolonisten besaßen ja nichts, als was sie auf dem Leib trugen, als der Ballon sie auf die Insel warf. Ihre Bekleidung war wohl warm und dauerhaft; sie wandten ihr ebenso wie der Leibwäsche die strengste Sorgfalt zu und hielten alles so sauber wie möglich, und doch machte sich ein Ersatz bald nötig. Sollte nun gar der Winter recht anhaltend und streng auftreten, so mußte die Kälte ihnen gar empfindlich zusetzen.

Hier ließ nun Cyrus Smith fast seine Weisheit im Stich. Das zunächst Notwendigste, Wohnung und Nahrung, hatte er zu beschaffen gewußt, und jetzt konnte ihn die Kälte überraschen, noch bevor die Frage bezüglich der Kleidung gelöst war. Man mußte sich wohl oder übel darein ergeben, diesen ersten Winter ohne vieles Murren zu ertragen. Bei Wiederkehr der besseren Jahreszeit sollte dann den wilden Schafen, die man schon bei der Besteigung des Franklin-Bergs bemerkte, ernstlich nachgestellt werden. Hatte man nur die nötige Wolle, so würde der Ingenieur schon warme und haltbare Stoffe herzustellen wissen … Wie? Das würde er sich schon überlegen.

»Ei was«, sagte Pencroff, »da versengen wir uns die Beine im Granithaus! Brennmaterial haben wir ja genug und brauchen es also nicht zu sparen.«

»Übrigens«, bemerkte Gedeon Spilett, »liegt auch die Insel Lincoln nicht unter so hoher Breite, und hat voraussicht-

lich gar keinen so strengen Winter. Sagten Sie uns nicht, Cyrus, daß dieser 35. Breitengrad etwa dem von Spanien auf der nördlichen Halbkugel entspreche?«

»So ist es«, erwiderte der Ingenieur, »und doch hat Spanien manchmal verhältnismäßig harte Winter, denen weder Schnee noch Eis fehlen; dasselbe können wir wohl auf der Insel Lincoln erleben. Allerdings ist Lincoln eine Insel und wird als solche hoffentlich eine gemäßigtere Temperatur haben.«

»Und warum das, Mr. Cyrus?« fragte Harbert.

»Weil das Meer als ein ungeheures Reservoir betrachtet werden kann, in dem sich die Sonnenhitze aufspeichert. Im Winter strahlt es diesen Wärmevorrat wieder aus, und das sichert den Nachbarländern jedes Ozeans eine mittlere Temperatur, die im Sommer nie so hoch steigt und im Winter nie so tief sinkt.«

»Das wird sich ja zeigen«, fiel Pencroff ein; »darüber aber, ob es sehr kalt werden mag oder nicht, wollen wir uns jetzt nicht beunruhigen. Ganz gewiß aber nehmen die Tage ab und die Abende zu. Ich meine, wir besprächen lieber das Thema der Beleuchtung.«

»Nichts leichter als das«, antwortete Cyrus Smith.

»Zu besprechen?« fragte der Seemann.

»Nein, auch zu lösen.«

»Und wann gehen wir daran?«

»Morgen, und wir beginnen mit einer Robbenjagd.«

»Um Talglichter zu erhalten?«

»Pfui, Pencroff! Feine Kerzen.«

In der Tat lag das in der Absicht des Ingenieurs. Da er Kalk und Schwefelsäure besaß und die Amphibien des Eilands das nötige Fett liefern mußten, erschien ihm die Ausführung mit Recht nicht so schwierig.

Man schrieb den 4. Juni; es war Pfingstfest, das man unter allseitiger Zustimmung andächtig feiern wollte. Alle Arbeiten ruhten, dafür wurde manches Gebet zum Himmel emporgesandt, in dem sich jedoch nur der fromme Dank der Kolonisten aussprach. Jetzt waren sie ja keine elenden Schiffbrüchigen mehr, sie hatten alles und priesen Gott für seine Gnade.

Am folgenden Tag, dem 5. Juni, begaben sich alle bei ziemlich unsicherer Witterung hinüber zum Eiland. Jetzt war man noch immer gezwungen, die Ebbe abzuwarten, um den Kanal zu durchwaten, und so wurde denn beschlossen, recht bald und so gut es sich eben ausführen ließ, ein Kanu zu erbauen, das die Verbindung mit dem Eiland erleichtern und bei der für das Frühjahr geplanten großen Expedition stromaufwärts der Mercy benutzt werden sollte.

Robben gab es in Menge und die Jäger erlegten mit ihren Spießen in nicht zu langer Zeit ein halbes Dutzend von ihnen. Nab und Pencroff häuteten sie ab und brachten ins Granithaus nur das Fett und die Häute mit, da man letztere zur Anfertigung dauerhaften Schuhwerks zu verwenden gedachte.

Das Jagdergebnis bestand übrigens in etwa 300 Pfund Fett, die ganz und gar zur Kerzenherstellung dienen sollten.

Diese Operation gestaltete sich überraschend einfach, und wenn sie auch nicht allseitig vollkommene Erzeugnisse lieferte, so erwiesen sie sich doch als recht brauchbar. Hätte Cyrus Smith nur Schwefelsäure zu Diensten gestanden, so konnte er wohl durch Erhitzung mit dem Fettkörper – hier dem Robbentran – das Glyzerin isolieren und aus der entstandenen neuen Verbindung durch Absieden mit Wasser das Olein, Margarin und Stearin abscheiden. Um die Operation zu vereinfachen, zog er es vor, das Fett durch Kalk zu verseifen. Hierbei erhielt er eine unlösliche Kalkseife, aus der bei ihrer Zersetzung durch Schwefelsäure der Kalk in schwefelsauren Kalk umgewandelt, obige Fettsäuren aber frei wurden.

Von diesen drei Säuren, dem Olein, Margarin und Stearin, entfernte er die erstere, die flüssig ist, einfach durch Auspressen. Die beiden übrigen stellten nun die zu Kerzen bestimmten Stoffe dar.

Das ganze Verfahren nahm kaum 24 Stunden in Anspruch. Die Dochte bereitete man nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen aus Pflanzenfasern, die mit Olein getränkt wurden. So entstanden denn wirkliche, freilich aus freier Hand geformte Stearinkerzen, denen im Grunde nur die Bleiche und die Politur fehlten. Die Dochte boten freilich nicht dieselbe Bequemlichkeit, wie die gebräuchlichen, die mit Borsäure getränkt sind und sich je nach dem Herabbrennen der Kerze verglasen und vollständig verflüchtigen; da es Cyrus aber auch gelang, eine ganz praktische Lichtschere herzustellen, so fanden jene Kerzen bei den Abend-

zusammenkünften im Granithaus die ausgedehnteste Anwendung.

Den ganzen Monat über fehlte es an Arbeiten im Inneren der neuen Wohnung nie. Die Tischler bekamen zu tun. Man suchte die sehr primitiven Werkzeuge zu verbessern und zu vervollständigen.

So wurden unter anderem Scheren hergestellt und die Kolonisten konnten endlich einmal ihre Haare schneiden und den Bart, wenn auch nicht rasieren, doch nach Belieben stutzen. Harbert hatte noch keinen, Nab nur sehr wenig, die übrigen dagegen waren nach und nach so struppig geworden, daß die Herstellung einer Schere schon aus diesem Grund gerechtfertigt erschien.

Die Anfertigung einer Handsäge kostete unendliche Mühe, endlich erhielt man aber doch ein Werkzeug, mit dem sich bei dem nötigen Kraftaufwand Holz schneiden ließ.

Nun baute man sich Tische, Sitze, Schränke zur Möblierung der Zimmer, Bettgestelle, deren ganze Ausstattung aus einer Seegrasmatratze bestand. Die Küche mit ihren Brettern, auf denen die irdenen Gefäße ihren Platz hatten, ihrem Ziegelsteinofen und der steinernen Aufwaschplatte bot ein recht freundliches Aussehen, und Nab vollzog seine Geschäfte darin mit einem Ernst, als befände er sich in einem chemischen Laboratorium.

Bald mußten die Tischler aber den Zimmerleuten den Platz wieder räumen. Der neue, durch die Minensprengung geschaffene Abfluß machte zwei kleine Brücken nötig, die

eine auf dem Plateau der Freien Umschau selbst, die andere auf dem Strand. Beide Örtlichkeiten waren in der Tat jetzt durch den Wasserlauf durchschnitten, den man allzu häufig überschreiten mußte, wenn man sich in den Norden der Insel begab. Wollte man diesen vermeiden, so ging das nur mit dem ungeheuren Umweg um die Quelle des Roten Flusses nahe dem Franklin-Berg herum. Am einfachsten erschien es also, auf dem Plateau, wie auf dem Strand, zwei kleine, 20 bis 25 Fuß lange Brücken darüberzuschlagen, deren Grundlager einige mit der Axt roh vierkantig behauene Baumstämme bildeten. Das war das Werk weniger Tage. Nach Fertigstellung der Brücken benutzten sie Nab und Pencroff sogleich, um sich nach der in der Nähe der Dünen aufgefundenen Austernbank zu begeben, dabei nahmen sie auch eine Art Wagen mit, der jetzt die Stelle der früheren, gar so unbequemen Schleife ersetzte, und brachten einige tausend Austern mit, die zur Anlage einer künstlichen Bank zwischen den Felsen, welche die Mündung der Mercy umgaben, dienten.

Die Mollusken von wahrhaft trefflicher Qualität bildeten einen täglichen Bestandteil der Tafel unserer Kolonisten.

Wie man sieht, lieferte die Insel Lincoln, obwohl sie bis jetzt nur zum kleinsten Teil untersucht war, den Einsiedlern doch schon reichlich alle Lebensbedürfnisse und versprach in den dichtbewaldeten großen Strecken zwischen der Mercy und dem Krallenkap gewiß noch neue Schätze. Nur einen einzigen Mangel empfanden die Kolonisten der Insel Lincoln recht hart. Wohl hatten sie stickstoffhaltige

Nahrung in Menge, ihre Körperkraft zu erhalten, Vegetabilien, um ihre Wirkung zu mäßigen; die der Gärung unterworfenen holzigen Wurzeln von Drachenbäumen lieferten ein säuerliches, einem Bier ähnliches Getränk, das dem einfachen Wasser vorzuziehen war, sie hatten sich sogar ohne Zuckerrohr oder Runkelrüben Zucker zu verschaffen gewußt, indem sie den Saft von »Acer saccharinum«, dem sogenannten Zuckerahorn, der in den gemäßigten Zonen vielfach gedeiht und auf der Insel Lincoln angetroffen wurde, auffingen; sie entbehrten nicht eines sehr angenehmen Tees; sie besaßen Salz, das einzige Mineral, das als solches zur Nahrung gehört, im Überfluß – aber eines fehlte ihnen, das Brot!

In der Folge war dieses Nahrungsmittel vielleicht durch irgendein Äquivalent, wie das Mehl des Sagobaums oder das Satzmehl des Brotfruchtbaums zu ersetzen, denn in der Tat lag die Möglichkeit nahe, daß die Wälder des Südens jene so kostbaren Bäume enthielten, bis jetzt jedoch war man ihnen noch nicht begegnet.

Hierin sollte ihnen aber die Vorsehung direkt zu Hilfe kommen und zwar auf eine Weise, daß Cyrus Smith mit all seinen Kenntnissen niemals imstande gewesen wäre, dasjenige zu ersetzen, was Harbert in dem Futter seiner Jacke, das er auszubessern im Begriff stand, eines Tages in die Hand fiel.

Gerade befanden sich die Kolonisten – draußen regnete es in Strömen – im großen Saal des Granithauses versammelt, als der junge Mann plötzlich ausrief:

»Hier, Mr. Cyrus, ein Getreidekorn!«

Hierbei zeigte er seinen Gefährten ein einziges Korn vor, das aus seiner durchlöcherten Tasche den Weg ins Futter gefunden hatte.

Sein Vorhandensein erklärte sich aus Harberts Gewohnheit, in Richmond einige Holztauben, die ihm Pencroff geschenkt hatte, zu füttern.

»Ein Getreidekorn!« wiederholte lebhaft der Ingenieur.

»Ja, Mr. Cyrus, aber nur eines, ein einziges!«

»Ei, mein Junge«, rief da Pencroff dazwischen, »was ist uns denn damit geholfen? Was können wir aus einem einzigen Körnchen machen?«

»Brot«, entgegnete ihm ganz ernsthaft Cyrus Smith.

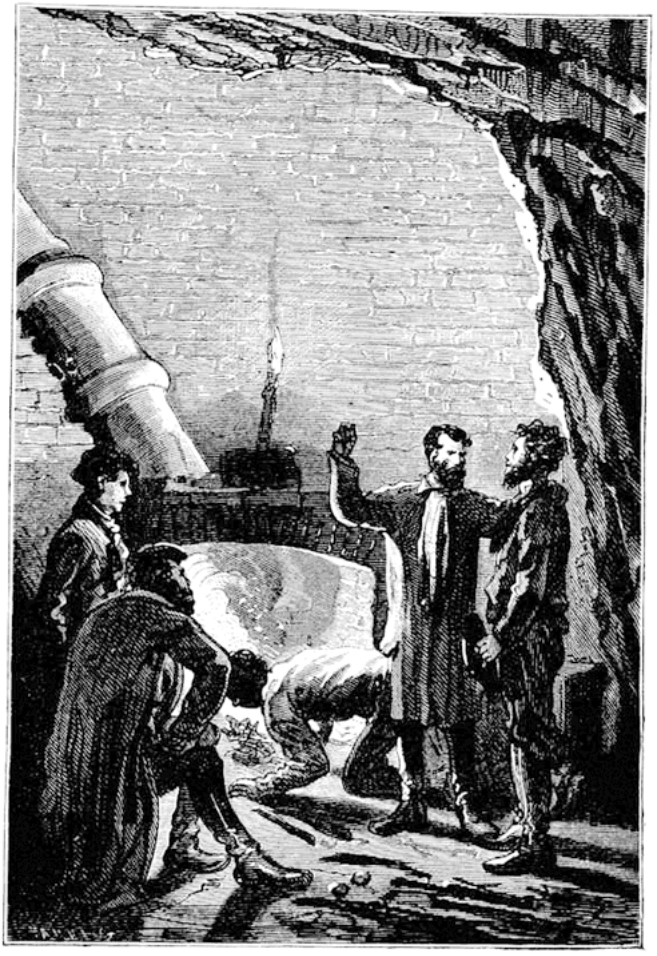
»Ja, Brot, Kuchen, Torten!« fuhr der Seemann fort. »Doch an dem Brot, das wir aus diesem einzelnen Korn erhalten, werden wir nicht sobald ersticken!«

Harbert, der seinem Fund selbst keine besondere Wichtigkeit beimaß, wollte das Körnchen eben beiseite werfen, doch Cyrus Smith nahm es ihm ab, betrachtete es genauer, erkannte, daß es in unversehrtem Zustand war, und wandte sich nun an den Seemann.

»Pencroff«, sagte er und sah diesem gerade ins Gesicht, »ist Ihnen bekannt, wieviele Ähren ein Korn treiben kann?«

»Nun, doch wohl eine«, erwiderte der Gefragte etwas erstaunt.

»10, Pencroff; und wissen Sie, wieviel Körner eine Ähre trägt?«



»Wahrhaftig, nein!«

»Im Durchschnitt 80«, fuhr Cyrus Smith fort. Wenn wir demnach dieses einzige Körnchen pflanzen, so können wir bei der ersten Ernte 800 daraus gewinnen, die bei einer zweiten 640.000, bei der dritten 512.000.000 und bei der vierten mehr als 400 Milliarden Körner ergeben. Sehen Sie, so steigt das!«

Cyrus Smiths Gefährten lauschten seiner Rede, ohne zu antworten. Über so große Zahlen staunten sie, und doch waren sie richtig.

»Ja, meine Freunde«, ergriff der Ingenieur wieder das Wort, »derart sind die arithmetischen Progressionen der fruchtbaren Natur. Und doch, wie sehr verschwindet die Vervielfältigung des Weizenkorns, das nur 800 Körner zu erzeugen imstande ist, gegen die Mohnpflanze, die 32.000, oder gegen die Tabakstaude, die 360.000 Samenkörner hervorbringt? Ohne die vielfältigste Zerstörung ihres Samens würden diese Pflanzen bei ihrer enormen Fruchtbarkeit in wenigen Jahren die ganze Erde überwuchern.«

Der Ingenieur hatte aber seine Befragung noch nicht beendet.

»Nun, Pencroff«, redete er diesen noch einmal an, »wissen Sie vielleicht, wieviel 400 Milliarden Körner Scheffel ausmachen?«

»Nein, nein«, sagte der Seemann, »ich weiß überhaupt nur, daß ich ein Dummkopf bin.«

»Nun, 130.000 Körner auf den Scheffel gerechnet, ergibt diese Zahl mehr als 3.000.000 Scheffel.«

»3 Millionen!« rief Pencroff.

»3 Millionen.«

»In 4 Jahren?«

»In 4 Jahren«, antwortete Cyrus Smith; »ja vielleicht sogar in 2 Jahren, wenn wir, wie ich es unter dieser Breite hoffe, in einem Jahr zwei Ernten zu erzielen vermögen.«

Seiner beliebten Gewohnheit nach hatte Pencroff hierauf keine andere Erwiderung, als ein kräftig schallendes Hurra!

»Du hast also«, fügte der Ingenieur zu Harbert gewendet hinzu, »hier einen für uns hochwichtigen Fund gemacht. In unserer Lage, meine Freunde, kann uns alles und jedes von Nutzen sein, ich bitte, vergeßt das niemals!«

»Nein, Mr. Cyrus, nein, das vergessen wir nicht«, fiel Pencroff wieder ein, »und wenn ich jemals ein einziges Samenkorn vom Tabak finde, das einen 360.000fachen Ertrag verspricht, so versichere ich Ihnen, daß ich es nicht leichtsinnig wegwerfen werde. Doch jetzt, was haben wir zunächst zu tun?«

»Wir brauchen nur das Korn zu pflanzen«, antwortete Harbert.

»Gewiß«, fiel Gedeon Spilett ein, »und zwar mit aller ihm gebührenden Achtung, denn es trägt unsere zukünftige Ernte in sich.«

»Wenn es überhaupt jemals aufgeht!« rief der Seemann.

»Das wird es gewiß!« erwiderte Cyrus Smith.

Es war jetzt der 20. Juni, das heißt eine zur Aussaat vorzüglich geeignete Zeit. Zuerst wollte man das kostbare, ein-

zige Samenkorn in einem Topf anpflanzen, nach reiferer Überlegung aber entschied man sich dafür, es frei der Natur zu überlassen und der Erde zu übergeben. Das geschah denn noch am selben Tag und selbstverständlich unter Beachtung aller Vorsichtsmaßnahmen für das Gelingen.

Das Wetter war etwas heller geworden. Die Kolonisten erstiegen die Anhöhe über dem Granithaus. Dort wählten sie einen gegen den Wind möglichst geschützten Standort auf dem Plateau, der der Mittagssonne frei ausgesetzt lag. Die Stelle wurde gereinigt, umgegraben, ja, gänzlich durchwühlt, um Insekten oder Würmer daraus zu entfernen. Dann bedeckte man sie mit einer Schicht guter, mit ein wenig Kalk vermischter Gartenerde, errichtete einen Zaun rundherum, und feierlich wurde das Samenkorn seinem feuchten Lager übergeben. Schien es nicht, als ob die Kolonisten den Grundstein zu einem neuen Gebäude legten? Jedenfalls erinnerte es Pencroff an den Tag, wo er das einzige Zündhölzchen anzustreichen versucht hatte, und doch war der heutige Vorgang weit ernsterer Natur. Feuer hätten die Schiffbrüchigen auf die eine oder die andere Weise doch einmal bekommen, aber keine menschliche Macht war imstande, dieses Samenkorn zu ersetzen, wenn es nicht gedeihen sollte!

21. KAPITEL

Einige Grad unter Null. – Untersuchung der Sumpfstrecken im Südosten. – Eine Art Füchse. – Ansicht des Meeres. – Ein Gespräch über die Zukunft des Pazifiks. – Die Arbeit der Infusorien. – Was einmal aus der Erde wird. – Die Jagd. – Der Fuchsentensumpf.

Von nun an verging kein Tag, an dem Pencroff seinem »Weizenfeld«, wie er es gern nannte, einen Besuch abstattete, und wehe den Insekten, die er in seiner Nähe fand, – sie hatten kein Erbarmen zu erwarten.

Gegen Ende des Monats Juni schlug die Witterung nach wahrhaft endlosem Regen zur Kälte um, und am 29. hätte ein Thermometer wohl 6 bis 7 Grad unter Null gezeigt.

Der nächste Tag, der 30. Juni, der also dem 31. Dezember der nördlichen Hemisphäre entspricht, war ein Freitag. Nab bemerkte, daß das Jahr mit einem Unglückstag aufhörte, wogegen ihm Pencroff erwiderte, daß das nächste also mit einem desto besseren anfangen müsse, was doch wohl noch mehr wert sei.

Auf jeden Fall fing das neue Jahr, wenn man hier überhaupt von einem solchen reden kann, mit einer recht heftigen Kälte an. Bald häuften sich Eisschollen an der Mündung der Mercy an und die ganze Oberfläche des Sees erstarrte.

Der Vorrat an Brennmaterial mußte mehrfach erneuert werden. Klugerweise hatte Pencroff nicht bis zum vollkommenen Gefrieren des Flusses gewartet, umfänglichere Holzladungen nach ihrem Bestimmungsort zu führen. Die Strömung, der unermüdliche Helfer, wurde tagtäglich benutzt,

Holz zu flößen, bis es die strengere Kälte verhinderte. Zu dem reichlichen aus dem Wald bezogenen Brennmaterial fügte man auch noch einige Ladungen Steinkohle aus dem Lager am Fluß des Franklin-Bergs. Die starke Heizkraft der Kohle lernte man erst recht schätzen, als die Temperatur am 4. Juli etwa auf minus 12 bis 13 Grad Celsius sank. Man versah deshalb auch noch den Speisesaal, der zu den gemeinschaftlichen Arbeiten diente, mit einem Kamin.

Während dieser Kälteperiode konnte sich Cyrus Smith nicht genug Glück wünschen, aus dem Grant-See einen kleinen Wasserlauf nach dem Granithaus geleitet zu haben. Da er unter der Eisdecke seinen Anfang nahm, blieb das Wasser, bei dem scharfen Fall durch die frühere Abflußrinne, immer flüssig und sammelte sich in einem bequem gelegenen Reservoir, von dem aus das überschüssige durch den senkrechten Schacht nach dem Meer ablief.

Bei der jetzt ausnehmend trockenen Witterung beschlossen die Kolonisten, die sich so warm wie möglich bekleideten, einen Tag zu einem Ausflug nach jenem Teil der Insel zu verwenden, der im Südosten zwischen der Mercy und dem Krallenkap lag. Er bestand aus einem großen, sumpfigen Terrain, und versprach eine erfolgreiche Jagd, da er Wasservögel in Menge bergen mußte.

Da der Weg wohl 9 Meilen und der Rückweg also genausoviel betrug, so mußte die Tageszeit gut ausgenutzt werden, und da es sich um die Erforschung noch gänzlich unbekannter Strecken handelte, sollte die ganze Kolonie daran teilnehmen. So verließen denn Cyrus Smith, Gedeon

Spilett, Harbert, Nab und Pencroff am Morgen des 5. Juli schon früh um 6 Uhr, als kaum der Tag zu grauen begann, alle mit Spießen, Schlingen, Pfeilen und Bögen ausgerüstet, das Granithaus, und fröhlich sprang der jagdlustige Top vor ihnen her.

Man schlug den kürzesten Weg ein, nämlich den über die Mercy, deren Eisdecke jetzt einen Übergang gestattete.

»Aber«, bemerkte der Reporter, »eine ernsthafte Brücke vermag das doch nicht zu ersetzen.«

So wurde denn der Bau einer »ernsthaften« Brücke unter den zunächst vorzunehmenden Arbeiten verzeichnet.

Zum ersten Mal setzten die Kolonisten den Fuß auf das rechte Ufer des Flusses und drangen zwischen die großen und prächtigen, jetzt schneebedeckten Koniferen hinein.

Noch hatten sie keine halbe Meile zurückgelegt, als aus dichtem Gesträuch, das als Lager gedient zu haben schien, eine ganze Herde Vierfüßler durch Tops Gebell aufgescheucht wurde.

»Oh, man könnte sie für Füchse halten!« rief Harbert, als er die ganze Gesellschaft eiligst entfliehen sah.

Und wirklich waren es welche, aber von sehr großer Gestalt, und sie ließen ebenfalls eine Art Bellen hören, über das selbst Top staunte, denn er stellte plötzlich jede Verfolgung ein und gewährte den schnellfüßigen Tieren Zeit zum Entkommen.

Tops Stutzen war ganz erklärlich. Durch ihr Gebell verrieten diese Füchse mit graurötlichem Pelz, schwarzem Schwanz mit weißem Endbüschel jedoch ihre Rasse jedem

Naturkundigen deutlich genug. Harbert erkannte sie sofort als eine Abart, die man in Chile und überhaupt in denjenigen Gegenden Amerikas häufig antrifft, die vom 37. und 40. Breitengrad begrenzt werden. Der junge Mann bedauerte sehr, daß Top kein einziges dieser Raubtiere gefangen hatte.

»Sind sie eßbar?« fragte Pencroff, der alle Repräsentanten der Fauna ihrer Insel nur unter diesem speziellen Gesichtspunkt betrachtete.

»Nein«, erwiderte Harbert; »übrigens sind die Zoologen wegen der Pupillen dieser Füchse noch nicht einmal einig, ob sie nicht etwa dem eigentlichen Hundegeschlecht zuzurechnen sind.«

Cyrus Smith konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als er den jungen Mann so ernsthaft dozieren hörte. Für den Seemann hatten natürlich diese Füchse, seitdem er sich von ihrer Nichtverwendbarkeit als Nahrungsmittel unterrichtet, keinerlei Wert mehr. Er erwähnte nur, daß man nach Errichtung eines Viehhofs beim Granithaus einige Maßnahmen gegen den Besuch dieser Burschen nicht würde vernachlässigen dürfen, worin ihm alle zustimmten.

Nach Umgehung der Inselspitze sahen die Wanderer eine lange ebene Fläche vor sich, die wenig geneigt gegen das Meer verlief. Der Himmel war sehr klar, wie es bei lange andauernder starker Kälte vorzukommen pflegt; durch ihr schnelles Gehen erwärmt, fühlten aber Cyrus Smith und seine Gefährten die Rauhigkeit der Temperatur fast gar nicht. Übrigens regte sich kein Lüftchen, ein sehr günstiger

Umstand, durch den auch ein bedeutender Temperaturrückgang weit erträglicher wird. Glänzend, aber ohne Wärme, stieg die Sonne aus dem Ozean empor und zog ihre enorme Scheibe über den Horizont; das Meer bildete eine ruhige Fläche von bläulicher Farbe, wie die eines Landsees bei klarem Himmel. Etwa 4 Meilen im Südosten erstreckte sich das Krallenkap, wie ein Yatagan gekrümmt, weit sichtbar ins Weite. Gewiß, in diesem Teil der Union Bay, die nichts gegen die offene See schützte, nicht einmal eine Sandbank, hätten vom Ostwind verschlagene Schiffe keinerlei Schutz gefunden. An der Stille dieses Wassers, seiner gleichmäßigen, von keiner gelblichen Nuance unterbrochenen Farbe, an dem Fehlen jeden Riffes merkte man, daß diese Küste steil abfiel und der Ozean ungemessene Abgründe bedecken mochte. Rückwärts im Westen erhoben sich, doch in einer Entfernung von an die 4 Meilen, die ersten Baumlinien der Wälder des fernen Westens. Man hätte aber im Ganzen eher auf einer verlassenen Insel der Polargegend zu sein geglaubt, die vom Eis umschlossen wäre.

Die Kolonisten machten halt, um zu frühstücken. Aus Zweigen und trockenen Seetangbüscheln wurde ein Feuer angezündet, und Nab legte kaltes Fleisch vor, dem er einige Tassen Oswego-Tee hinzufügte.

Während des Essens ließ man die Blicke umherschweifen. Dieser Teil der Insel Lincoln erschien vollkommen unfruchtbar und stach von dem westlichen ganz auffallend ab. Den Reporter verführte diese Beobachtung zu der Bemerkung, daß sie einen sehr traurigen Eindruck von ihrem zu-

künftigen Wohnsitz erhalten haben würden, wenn der Zufall sie als Schiffbrüchige auf diesen Küstenstrich geworfen hätte.

»Ich glaube sogar, daß wir ihn nicht einmal hätten erreichen können, denn das Meer ist hier sehr tief und bietet kaum einen Felsen als notdürftigste Zuflucht. Vor dem Granithaus befanden sich doch Sandbänke und ein Eiland, die mehr Gelegenheit zur Rettung boten. Hier ist nichts als die Tiefe des Meeres.«

»Es ist sehr sonderbar«, fügte Gedeon Spilett hinzu, »daß die verhältnismäßig kleine Insel einen so verschiedenartigen Boden aufweist. Gewöhnlich trifft man das doch nur bei Kontinenten von großer Ausdehnung. Man möchte sagen, daß die so reiche und fruchtbare westliche Seite der Insel Lincoln von den warmen Fluten des Golfs von Mexiko bespült werde, während seine nördliche und südliche Küste bis an ein arktisches Meer reichen.«

»Sie haben recht, lieber Cyrus, dieselbe Bemerkung habe ich auch gemacht. Mir erscheint diese Insel ihrer Form und ihrer Natur nach ebenso sonderbar. Man möchte sie eine Musterkarte der verschiedenen Bilder nennen, die ein Kontinent liefert, und ich finde es gar nicht so unmöglich, daß sie früher einmal zu einem solchen gehört hat.«

»Wie? Ein Kontinent mitten im Pazifik?« rief Pencroff.

»Warum nicht?« antwortete Cyrus Smith. »Warum sollten nicht all diese pazifischen Archipele, welche die Geographen Australasien nennen, vor Zeiten einen sechsten Erdteil, so groß wie Europa oder irgendein anderer, darge-

stellt haben? Mir ist es nicht so unwahrscheinlich, daß all diese über den ungeheuren Ozean verstreuten Inseln nur die höchsten Punkte eines nun versunkenen Kontinents sind, der in vorhistorischen Zeiten über das Wasser emporragte.«

»Und die Insel Lincoln wäre ein Teil davon?« fragte Pencroff.

»Sehr wahrscheinlich«, erwiderte Cyrus Smith, »das würde die Verschiedenheit ihrer Produkte am einfachsten erklären.«

»Und ebenso die große Anzahl Tiere, die sie jetzt bewohnt«, fügte Harbert hinzu.

»Gewiß, mein Sohn«, bestätigte der Ingenieur; »übrigens lieferst du mir hierdurch einen neuen Beweis für meine Ansicht. Unzweifelhaft ist, wie wir uns schon überzeugt haben, die große Anzahl der Tiere; viel auffallender erscheint aber noch die große Verschiedenheit der Arten. Hierfür bietet sich nur die eine Erklärung, daß die Insel Lincoln einst Teil eines ausgedehnten Kontinents gewesen ist, der nach und nach versank.«

»Dann könnte also eines schönen Tages«, bemerkte Pencroff, der noch nicht völlig überzeugt schien, »der Rest dieses alten Kontinents auch noch ins Meer versinken, und zwischen Amerika und Asien läge dann gar nichts mehr?«

»Dafür«, erwiderte Cyrus Smith, »wird es dann neue Kontinente geben, an denen Milliarden von Milliarden kleiner Tiere jetzt schon bauen.«

»Und wer sind wohl diese Maurer?« fragte Pencroff.

»Die Korallentierchen«, belehrte ihn der Ingenieur. »Sie waren es, die durch unausgesetzte Tätigkeit zum Beispiel die Insel Clermont aufgeschichtet haben, ebenso wie viele andere Koralleninseln des Pazifiks. Erst 47.000.000 solcher Infusorien wiegen einen Gran (= 59 Milligramm), und doch erzeugen diese durch Absorbieren von Meeressalzen den Kalk, der die enormen unterseeischen Riffe zusammensetzt, deren Härte und Festigkeit mit dem Granit wetteifern. Noch früher, während der ersten Schöpfungsperioden, drängte die Natur durch Feuerskraft die Landmassen empor, jetzt überträgt sie dieses Geschäft mikroskopischen Tierchen, da die Kräfte des Erdeninnern offenbar abgenommen haben, was durch die große Zahl tatsächlich erloschener Vulkane bewiesen wird. Ich neige sogar zu der Meinung, daß wenn einst Jahrhunderte auf Jahrhunderte gefolgt sind, sich der ganze Pazifik wieder in einen großen Kontinent verwandeln wird, auf dem dereinst neue Geschlechter wohnen.«

»Das wird lange dauern!« sagte Pencroff.

»Der Natur fehlt nicht die Zeit dazu«, antwortete der Ingenieur.

»Wozu sollen aber diese neuen Kontinente dienen?« fragte Harbert. »Mir scheinen die vorhandenen für die Menschheit völlig auszureichen, und doch tut die Natur bekanntlich nichts ohne Zweck.«

»Nichts ohne Zweck«, wiederholte der Ingenieur; »doch ist man wohl auch imstande, die Notwendigkeit dieser neuen Landmassen für die Zukunft jetzt zu erklären, beson-

ders in der an Korallenriffen so reichen Tropenzone. Wenigstens erscheint diese Erklärung ziemlich annehmbar.«

»Sprechen Sie, Mr. Cyrus, wir hören gern.«

»Nun, mein Gedanke ist etwa folgender: Im allgemeinen geben die Gelehrten zu, daß die Erde einmal untergehen oder vielmehr, daß infolge der fortwährenden Abkühlung, der sie unterliegt, das tierische und pflanzliche Leben zur Unmöglichkeit werden müsse; nur über die Ursache dieser Erkaltung sind sie sich noch nicht ganz einig. Die einen glauben, daß sie eine Folge der in Millionen von Jahren notwendigen Abkühlung der Sonne sein wird, die anderen nehmen an, daß das Feuer im Innern der Erdkugel nach und nach ganz verlösche; das Feuer, dem sie einen viel weiter reichenden Einfluß zuschreiben, als man gewöhnlich annimmt. Ich für meinen Teil neige mehr der letzteren Anschauung zu, unter Zugrundelegung der Tatsache, daß der Mond ja ein solcher erkalteter Weltkörper ist, während die Sonne ihm noch heute dieselben Wärmestrahlen wie uns zusendet. Ist aber der Mond erstarrt, so kann das in diesem Fall nur von dem Verlöschen der Feuer in seinem Innern herrühren, denen er wie alle Gebilde des Planetensystems seinen Ursprung verdankt. Doch aus welchem Grund das auch geschehe, jedenfalls wird unser Erdkörper einmal erkalten, wenn das auch nur ganz allmählich vor sich geht. Was muß die Folge sein? Gewiß werden die gemäßigten Zonen ebenso unbewohnbar werden, wie es jetzt die am Pol sind. Die Bevölkerung an Menschen und Tieren wird notwendig in der von der Sonne noch stärker erwärmten tro-

pischen Zone zunehmen, es wird eine ungeheure Völkerwanderung werden. Europa, Asien, das nördliche Amerika, Australasien und die südlicheren Teile Südamerikas müssen nach und nach verlassen werden. Die Vegetation folgt dann dem Menschen nach. Flora und Fauna werden sich gleichzeitig nach dem Äquator hinziehen. Die tropischen Teile Amerikas und Afrikas entwickeln sich zu den am meisten bewohnten Kontinenten. Lappen und Samojeden finden die gewohnten klimatischen Verhältnisse des Polarmeers etwa im Mittelmeer wieder. Wer sagt uns nun, daß jenerzeit die Äquatorgegenden nicht zu klein sein möchten, die ganze Menschheit aufzunehmen und zu ernähren? Warum sollte die alles voraussehende Natur, um der pflanzlichen und tierischen Auswanderung Raum zu gewähren, nicht schon jetzt für die Grundlagen eines neuen Kontinents unter dem Äquator sorgen, deren Zurichtung sie jenen Infusorien anvertraut? Ich habe diese Sache nicht selten überdacht und glaube es ernstlich, daß unsere Erdkugel dereinst vollständig umgewandelt werden wird, daß infolge des Auftauchens neuer Kontinente die alten von den Meeren überflutet und daß ein Kolumbus späterer Jahrhunderte die Insel Chimborazo, Himalaja oder Montblanc, die Reste des untergegangenen Amerikas, Asiens und Europas, entdecken wird. Endlich kommen auch diese neuen Kontinente in den Zustand der Unbewohnbarkeit; ihre Wärme entschwindet, wie die eines Körpers, den die Seele verließ, und alles Leben erlischt, wenn auch nicht für immer, so doch für gewisse Zeit, von unserem Planeten. Vielleicht ruht er dann nur aus, um

aus dem Tod zu einem neuen, höher organisierten Leben zu erwachen! All das, meine Freunde, ist aber das alleinige Geheimnis des Schöpfers aller Dinge, und ich habe mich wohl von dieser Arbeit der Infusorien etwas zu weit fortreißen lassen.«

»Mein lieber Cyrus«, antwortete Gedeon Spilett, »diese Theorien gelten für mich als Prophezeiungen und werden eines Tages in Erfüllung gehen.«

»Das weiß nur Gott«, entgegnete der Ingenieur.

»Es ist alles ganz gut und schön«, ließ sich da Pencroff vernehmen, »aber können Sie mir auch noch sagen, Mr. Cyrus, ob die Insel Lincoln von Infusorien aufgebaut worden ist?«

»Nein«, erwiderte Cyrus Smith, »sie ist rein vulkanischen Ursprungs.«

»Demnach wird sie eines Tages auch mit untergehen?«

»Sehr wahrscheinlich.«

»Ich hoffe, daß wir dann nicht mehr hier sind.«

»O nein, darüber können Sie ruhig sein, Pencroff, denn wir haben keine Lust, hier zu sterben, und werden doch einmal Gelegenheit finden, wieder wegzukommen.«

»Inzwischen«, meinte Gedeon Spilett, »richten wir uns wie für die Ewigkeit ein. Man darf nichts nur halb tun!«

Hiermit endete die Unterhaltung. Das Frühstück war vorüber; die Kolonisten zogen weiter und gelangten an die Grenze der sumpfigen Gegend.

Sie mochte bis zu dem abgerundeten Seeufer im Südosten wohl 20 Quadratmeilen einnehmen. Der Boden bestand

aus lehmig-tonigem, mit vielen Pflanzenresten untermischtem Schlamm. Wie dichter Samt bedeckten ihn Wassermoose, Binsen und Teichlinsen, nur einige wasserreiche Stellen freilassend, in denen sich die Sonne widerspiegelte.

Diese Wasserbecken konnten weder durch den Regen, noch durch vorübergehendes Hochwasser eines Flusses angefüllt worden sein und verdankten ihre Entstehung offenbar nur Bodeninfiltrationen, auch legten sie die Befürchtung nahe, daß sie während der Sommerhitze die Luft mit jenen verderblichen Miasmen schwängerten, welche die Ursachen der Sumpffieber sind.

Über den Wasserpflanzen wimmelte an der Oberfläche der stehenden Gewässer eine ganze Welt von Vögeln. Bei einer Wasserjagd wäre hier wohl kein Schuß verschwendet gewesen. Wilde und langgeschwänzte Enten und Bekassinen flatterten in ganzen Gesellschaften umher und ließen sich, da sie nicht scheu waren, leicht nahe kommen. Ein einziger Schrotschuß hätte gewiß einige Dutzend erlegen müssen, so dicht waren ihre Schwärme. Freilich mußte man sich jetzt damit begnügen, sie mit Pfeilen zu schießen.

War der Erfolg dabei auch nur gering, so hatte das Verfahren doch den Vorteil, die anderen weniger zu erschrecken, die auf einen Flintenschuß wohl nach allen Seiten auseinandergestoben wären.

Die Jäger nahmen also für diesmal mit einem Dutzend Enten vorlieb. An ihrem weißen Körper mit zimtfarbenem Gürtel, dem grünen Kopf, den schwarzen, weißen und roten Flügeln und dem abgeplatteten Schnabel erkannte sie Har-

bert sofort als »Tadorne« (sogenannte Fuchs- oder Brandenten). Top half beim Fang der Vögel redlich mit, deren Namen man der Umgegend gab, die für die Kolonisten eine reiche Vorratskammer von Wassergeflügel bildete. Später wollte man sie ernster ausbeuten, und vielleicht ließen sich einige Arten jener Vögel wenn nicht zähmen, so doch in den Umgebungen des Grant-Sees ansiedeln, wodurch sie den Konsumenten bequemer erreichbar wurden.

Um 5 Uhr nachmittags schlugen Cyrus Smith und seine Gefährten den Rückweg ein, überschritten die »Tadornesümpfe« und die Eisdecke der Mercy, so daß um 8 Uhr alle im Granithaus glücklich zurück waren.

22. KAPITEL

Die Fallen. – Die Füchse. – Die Bisamschweine. – Nordwestwind. – Ein Schneesturm. – Die Korbmacher. – Größte Winterkälte. – Die Kristallisation des Ahornzuckers. – Der geheimnisvolle Schacht. – Eine geplante Nachforschung. – Das Schrotkörnchen.

Die strenge Kälte hielt bis Mitte August an, ohne jedoch noch heftiger zu werden. Bei ruhiger Luft war diese Temperatur zwar erträglich, wenn sich aber Wind erhob, mochte sie so mangelhaft gekleideten Leuten wohl recht empfindlich werden. Pencroff bedauerte herzlich, daß die Insel nicht einige Bärenfamilien beherbergte, anstelle jener Robben und Füchse, deren Felle doch vieles zu wünschen übrig ließen.

»Die Bären«, meinte er, »sind gewöhnlich gut bekleidet, und ich verlange ja nicht mehr, als den Winter über den warmen Pelz zu leihen, den sie auf dem Leib tragen.«

»Sie möchten aber wohl nicht zustimmen«, erwiderte Nab lachend, »dir ihren Wintermantel abzutreten, Pencroff, du weißt doch, daß sie keine Gotteskäferchen sind.«

»Dazu zwängen wir sie, Nab, ja, wir zwängen sie!« sagte Pencroff, als hinge das nur von seinem Befehl ab.

Jene furchtbaren Raubtiere existierten nun aber auf der Insel nicht, oder hatten sich doch noch nicht gezeigt.

Harbert, Pencroff und der Reporter beschäftigten sich inzwischen mit der Ausstellung von Fallen auf dem Plateau der Freien Umschau und am Rand des Waldes. Nach der Ansicht des Seemanns war jedes Stück Wild, ob Nager oder Raubtier, das sich durch jene fing, im Granithaus hoch willkommen.

Die übrigens möglichst einfachen Fallen bestanden nur aus ausgehobenen Gruben im Erdboden mit einer die Öffnung verbergenden Decke aus Zweigen und Kräutern und einer Lockspeise am Grund, deren Geruch die Tiere herbeiziehen sollte, – das war alles. Dazu errichtete man diese Fallen jedoch nicht an ganz beliebigen Punkten, sondern da, wo zahlreichere Fährten das häufigere Vorbeikommen von Tieren verrieten.

Jeden Tag wurden diese Fallgruben untersucht und man fand während der ersten Tage dreimal einige von den Füchsen darin, die schon früher auf dem rechten Ufer der Mercy bemerkt worden waren.

»Zum Kuckuck!« rief Pencroff, »hier gibt's aber auch weiter nichts als Füchse«, als er zum dritten Mal eines dieser Tiere aus der Grube zog, »Burschen, die auch zu gar nichts gut sind.«

»Und doch«, sagte Gedeon Spilett, »zu etwas taugen sie doch!«

»Und wozu?«

»Zum Köder, um andere herbeizulocken!«

Der Reporter hatte recht, und von nun an wurden in die Fallgruben tote Füchse als Lockspeise gelegt.

Der Seemann hatte gleichzeitig aus langen Fasern Schlingen angefertigt, die mehr Ausbeute lieferten als die Fallen.

Selten verging ein Tag, an dem sich nicht ein Kaninchen aus dem Gehege darin gefangen hätte. So gab es zwar immer Kaninchenbraten, Nab wußte diesen aber so verschieden zuzubereiten, daß seine Tischgäste keine Ursache hatten, sich zu beklagen.

In der zweiten Augustwoche fingen sich in den Fallen jedoch ein oder zwei Mal auch andere und nutzbringendere Tiere, als die erwähnten Füchse, nämlich einige jener wilden Schweine, denen man im Norden des Sees begegnet war. Pencroff hatte es nicht nötig, nach deren Eßbarkeit besonders zu fragen, da er sie an der Ähnlichkeit der Tiere mit den europäischen und amerikanischen Schweinen erkannte.

»Das sind aber gar keine Schweine«, sagte Harbert, »ich versichere es dir, Pencroff.«

»Mein Sohn«, erwiderte der Seemann, als er sich über die Grube beugte und an dem kleinen, die Stelle des Schwanzes

vertretenden Anhängsel eines diesere Tiere heraufzog, »laß mich in dem Glauben, daß es Schweine sind.«

»Und warum?«

»Weil es mir Vergnügen macht!«

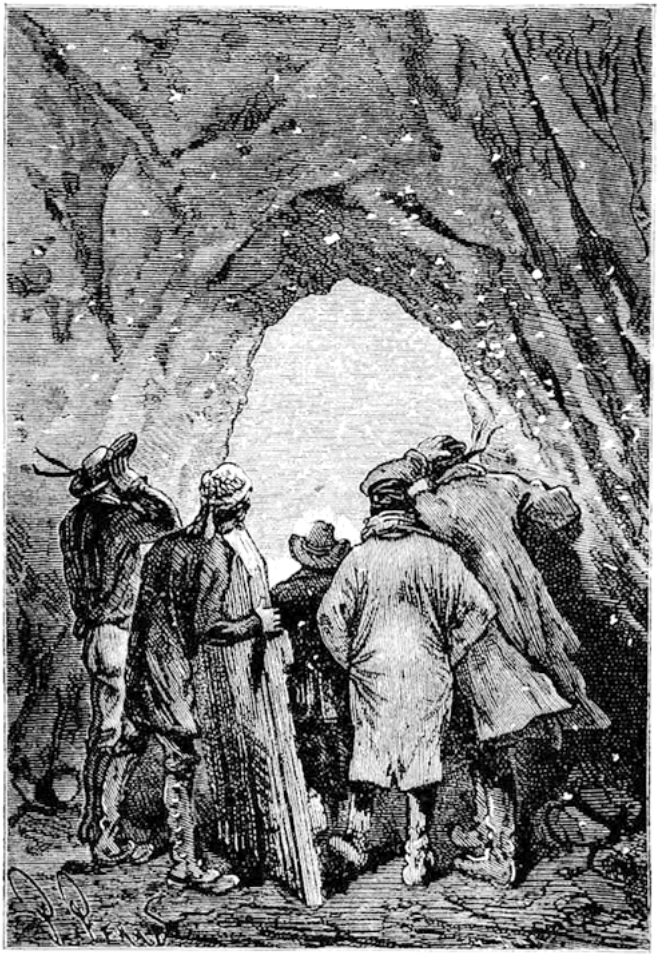
»Du liebst also die Schweine sehr, Pencroff?«

»Ich liebe die Schweine«, antwortete der Seemann, »besonders um ihrer Füße willen, und wenn sie acht statt vier hätten, wäre ich ihnen noch einmal so gut!«

Die fraglichen Tiere waren Pekaris (Bisamschweine), gehörten zu den sogenannten »Tajassus«, die man an ihrer dunkleren Farbe und dem Mangel an Hauerzähnen erkannte, die alle ihre Verwandten haben. Diese Bisamschweine leben gewöhnlich in Gesellschaft und bevölkerten die Gehölze der Insel wahrscheinlich in großer Menge. Jedenfalls waren sie vom Kopf bis zu den Füßen eßbar, und mehr verlangte Pencroff nicht von ihnen.

Um die Mitte des August veränderte sich durch ein plötzliches Umschlagen des Windes nach Nordwesten die Atmosphäre auffällig. Die Temperatur stieg um mehrere Grad und die in der Luft aufgehäuften Dünste schlugen sich als Schnee nieder. Die ganze Insel bedeckte sich mit einer weißen Hülle und zeigte sich ihren Bewohnern in völlig neuer Gestalt. Der Schneefall hielt einige Tage an, und die Dicke der Lage erreichte wohl 2 Fuß.

Bald frischte der Wind sehr kräftig auf und man hörte von der Höhe des Granithauses das Rauschen des Meeres. Da und dort bildeten sich rasende Luftwirbel, und der zu hohen Säulen emporgedrehte Schnee ähnelte den Wasserhosen auf der See, welche die Schiffer mit Kanonenkugeln



zu zerstören suchen. Da der Sturm aus Nordwesten kam, traf er die Insel von rückwärts, und die Lage des Granithauses schützte sie vor seinem direkten Angriff. Mitten in diesem Schneewehen, das so furchtbar auftrat, als befände man sich in einer Polargegend, konnten sich weder Cyrus Smith noch seine Gefährten, trotz der größten Lust dazu, hinauswagen, und 5 Tage lang, vom 20. bis zum 25. August, blieben sie eingeschlossen. Im Jacamarwald hörte man den Sturmwind wüten, der wohl so manches Unheil anrichten mochte. Ohne Zweifel fielen ihm nicht wenig Bäume zum Opfer, doch tröstete sich Pencroff damit, daß sie dann der Mühe des Fällens überhoben wären.

»Der Wind dient uns als Holzfäller, lassen wir ihn gewähren«, wiederholte er mehrmals.

Man hätte ja auch kein Mittel gehabt, ihm zu wehren.

Wie dankten die Bewohner des Granithauses dem Himmel, der ihnen ein so festes, unerschütterliches Obdach verliehen hatte! Cyrus Smith kam gewiß ein wohlverdienter Anteil dieses Danks zu, immerhin war diese ganze Höhle aber doch ein Werk der Natur, das er ja nur entdeckte. Da fühlten sie sich alle in Sicherheit und kein Windstoß konnte sie treffen. Hätten sie auf dem Plateau der Freien Umschau etwa ein Haus aus Holzwerk und Ziegelsteinen erbaut, der Wut dieses Orkans würde es schwerlich Widerstand geleistet haben. Die Kamine, an denen sich die empörten Wellen brachen, erschienen unter solchen Verhältnissen völlig unbewohnbar. Im Granithaus dagegen, das mitten in dem Gebirgsstock lag, hatten sie nichts zu befürchten.

Während der Tage ihrer unfreiwilligen Einschließung blieben die Kolonisten nicht untätig. An Holz in Form von Brettern fehlte es im Magazin nicht, und so vervollständigte man nach und nach das Mobiliar, bezüglich der Tische und Stühle, die, da man das Rohmaterial nicht schonte, ziemlich handfest ausfielen. Diese etwas schwerfälligen Möbel machten ihrem Namen nicht so besondere Ehre, da die Beweglichkeit ein so wesentliches Erfordernis derselben ist; sie waren aber der Stolz Nabs und Pencroffs, die sie beide nicht gegen die schönsten gebogenen Möbel vertauscht hätten.

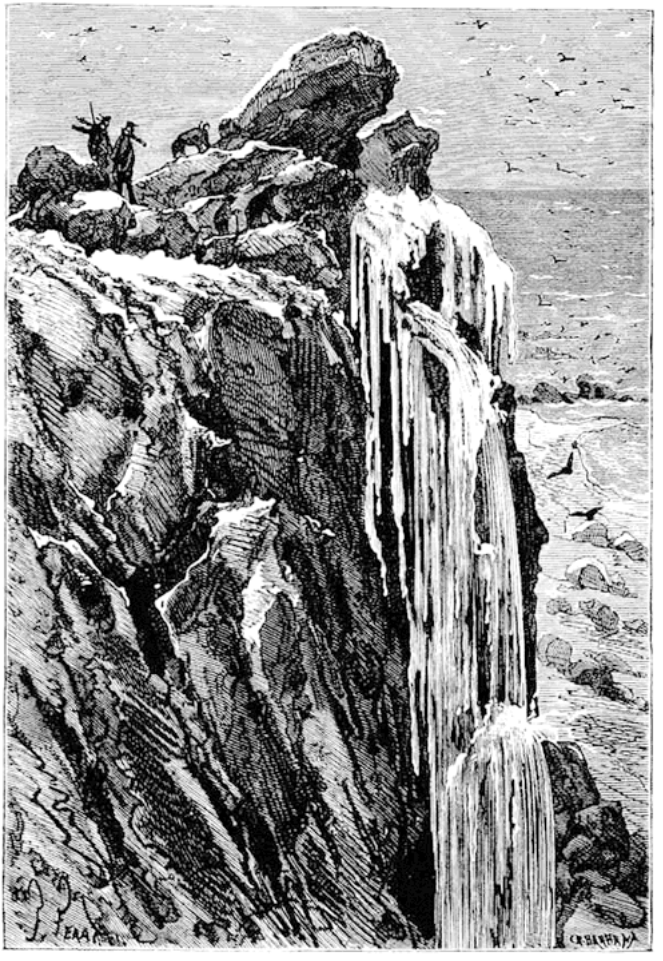
Später wurden die Tischler zu Korbmachern und erzielten in diesem neuen Zweig recht ansehnliche Resultate. An der nach Norden zu ausspringenden Seespitze hatte man nämlich schon früher ein ausgedehntes Gebüsch sogenannter Purpurweiden gefunden. Vor der Regenzeit brachten Pencroff und Harbert eine beträchtliche Menge dieser biegsamen Zweige heim, die nun, passend zubereitet, ihre Verwendung finden sollten. Die ersten Versuche fielen zwar ziemlich plump aus, doch dank der Geschicklichkeit der Arbeiter, die sich mit gegenseitigem Rat unterstützten und früher gesehener Modelle erinnerten, entstanden bald, da immer einer den anderen übertreffen wollte, eine große Anzahl verschiedener Hand- und Lastkörbe, die das Material der Kolonie vergrößerten. Nab bewahrte nun in besonderen Körben seine Vorräte an Wurzelknollen, Pinienzapfen und Drachenbaumwurzeln.

In der letzten Hälfte des August änderte sich die Witterung noch einmal. Mit dem Nachlassen des Sturms sank die

Temperatur allmählich. Die Kolonisten eilten hinaus. Auf dem Strand lag der Schnee wohl 2 Fuß tief, auf seiner erhärteten Oberfläche konnte man jedoch ohne große Mühe gehen. Cyrus Smith und seine Begleiter stiegen auf das Plateau der Freien Umschau.

Welche Veränderung! Das Gehölz, das sie zuletzt noch in grünem Gewand erblickt hatten, besonders an den Stellen, wo die Kiefern vorherrschten, erschien jetzt in gleichmäßig weißer Farbe, alles vom Gipfel des Franklin-Bergs an bis zur Küste – Wälder, Wiesen, See und Fluß! Das Wasser der Mercy floß unter einer Eiskruste, die bei jedem Wechsel von Ebbe und Flut zerbarst. Zahllose Vögel schwärmten über der festen Oberfläche des Sees umher. Die Felsen, zwischen denen der Wasserfall vom Plateau herabstürzte, erschienen mit Eiszapfen besetzt, so daß es den Anschein gewann, als fließe er aus einer schmucküberladenen Dachrinne, an die ein Künstler der Renaissance all seine Phantasie verschwendet habe. Der Schaden, den der Orkan im Wald angerichtet hatte, ließ sich jetzt nicht gut schätzen und man mußte damit warten, bis die Winterdecke weggeschmolzen war.

Gedeon Spilett, Pencroff und Harbert unterließen nicht, ihre Fallgruben zu untersuchen. Unter dem dicken Schnee fanden sie sie nicht gerade leicht und mußte sich in acht nehmen, nicht selbst in eine zu fallen, was ohne den Spott der anderen nicht abgegangen wäre. Sie vermieden das glücklicherweise und fanden die Fallen gänzlich unberührt, obgleich zahlreiche Fährten verschiedener Tiere in ihrer Umgebung zu sehen waren, unter anderen die von



ganz deutlich abgedrückten Tatzen. Harbert erklärte sofort, daß hier ein zum Geschlecht der Katzen gehöriges Raubtier vorübergekommen sein müsse, was die Ansicht des Ingenieurs über das Vorhandensein gefährlicher Tiere auf der Insel Lincoln nochmals bestätigte. Gewiß bewohnten jene gewöhnlich die dichten Wälder des Fernen Westens, und wahrscheinlich hatte nur der Hunger sie aus diesen weg und hierher bis zum Plateau der Freien Umschau getrieben. Witterten sie vielleicht die Bewohner des Granithauses?

»Nun, und zu welcher Katzenart hätten denn diese gehört?« fragte Pencroff.

»Das sind Tiger gewesen«, antwortete Harbert.

»Ich war immer der Meinung, diese fänden sich nur in warmen Ländern?«

»In der Neuen Welt«, erwiderte der junge Mann, »beobachtet man sie von Mexiko bis zu den Pampas von Buenos Aires. Da nun die Insel Lincoln etwa unter derselben Breite liegt wie die La-Plata-Staaten, so ist es nicht besonders zu verwundern, wenn sich auch hier einige Tiger vorfinden.«

»Schön, so werden wir auf der Hut sein«, erwiderte Pencroff.

Am Ende verschwand der Schnee unter dem Einfluß der wieder steigenden Temperatur. Es fiel aufs neue Regen, dessen auflösender Kraft die Schneedecke nicht lange widerstand. Trotz der schlechten Witterung erneuerten die Kolonisten ihre Vorräte nach allen Seiten, wie die an Pinienzapfen, Drachenbaumwurzeln, Knollen, Ahornsaft aus dem Pflanzenreich, an Kaninchen, Agutis und Känguruhs

aus dem Tierreich. Hierzu wurden einige Ausflüge in den Wald nötig, wo man nun selbst sah, daß der letzte heftige Orkan eine ziemlich große Anzahl Bäume umgeworfen hatte. Der Seemann und Nab begaben sich sogar bis zum Kohlenlager, um einige Tonnen Brennmaterial anzufahren. Im Vorüberkommen bemerkten sie, daß der Töpferofen jedenfalls durch den Sturm sehr gelitten hatte und von dem Schornstein gut 6 Fuß heruntergeweht waren.

Zu derselben Zeit wurden auch die Holzvorräte des Granithauses erneuert, und man benutzte die wieder frei gewordene Strömung der Mercy, um mehrere Flöße zur Mündung zu tragen, da man noch keine Gewißheit hatte, daß die Periode der strengen Kälte vorüber war.

Bei dieser Gelegenheit besuchte man auch die Kamine, und konnte sich nur herzlich Glück wünschen, sie während des Wintersturms nicht bewohnt zu haben, denn überall hatte das Meer seine deutlichen Spuren zurückgelassen. Die einzelnen Abteilungen zeigten sich nämlich halb mit Sand angefüllt, die Steine mit Seetang bedeckt. Während Nab, Harbert und Pencroff jagten oder sich mit Herbeischaffen des Brennmaterials beschäftigten, reinigten Cyrus Smith und Gedeon Spilett die Kamine einigermaßen, und fanden infolge der überall stattgefundenen Anhäufungen von Sand die Schmiede und die Öfen ziemlich unversehrt.

Es erwies sich bald als ganz richtig, daß man für das verbrauchte Material aufs neue Holz herbeigeschafft hatte, denn wirklich sollte noch einmal strengere Kälte eintreten. Bekanntlich zeichnet sich in der nördlichen Hemisphäre

der Februar nicht selten durch die niedrigsten Temperaturen aus. Auf der südlichen Halbkugel ist das nun genauso der Fall, nur daß hier der August jenem klimatischen Gesetz Rechnung trägt.

Am 25. August drehte sich der Wind nach mehrfacher Abwechslung von Schnee und Regen nach Südosten und sofort trat eine heftige Kälte ein. Nach Schätzung des Ingenieurs hätte ein Thermometer wenigstens minus 22 bis 23 Grad Celsius gezeigt, und diese heftige Kälte wurde durch einen mehrere Tage anhaltenden scharfen Wind noch empfindlicher. Von neuem sahen sich die Kolonisten auf ihr Granithaus beschränkt, und da man jetzt auch die Läden soweit schließen mußte, daß nur eine für die notwendige Erneuerung ausreichende Luftzirkulation stattfand, verbrauchte man in dieser Zeit ungemein viel Kerzen. Um letztere zu schonen, begnügten sich die Ansiedler nicht selten mit den Flammen des Herdes, den man reichlich mit Holz versorgte. Mehrmals wagte sich der eine oder der andere auf den Strand und zwischen die Eisschollen hinab, die jede Flut daran anhäufte, doch immer kehrten sie sehr bald zurück und konnten sich beim Hinaufsteigen nach der Wohnung nur mit Mühe und Schmerzen an den Stufen der Leiter halten, deren Berührung bei der strengen Kälte fast ein brennendes Gefühl verursachte. Jetzt mußten die Bewohner des Granithauses die gezwungene Muße wieder irgendwie zu benutzen suchen, deshalb entschied sich Cyrus Smith für eine Arbeit, die auch bei verschlossenen Türen vorgenommen werden konnte.

Wie erwähnt, besaßen die Kolonisten keinen anderen Zucker als den Saft des Ahornbaums, den sie durch Einschnitte in seine Rinde gewannen. Diesen fingen sie nämlich in großen Gefäßen auf und verwendeten ihn für verschiedene Zwecke in der Küche, was um so eher anging, als der Saft durch das längere Stehen sich klärte und eine Sirupkonsistenz annahm.

Er sollte aber noch mehr verbessert werden, und eines Tages verkündete Cyrus Smith seinen Gefährten, daß sie nun Raffinierer werden sollten.

»Raffinierer?« erwiderte Pencroff, »das ist ja wohl eine sehr erwärmende Beschäftigung?«

»Ja, gewiß!« antwortete der Ingenieur.

»Nun, dann paßt sie zur Jahreszeit!« versetzte der Seemann.

Bei der Ausführung dieses Vorhabens denke man aber nicht etwa an die ausgebildeten Zuckerfabriken mit ihren vielen Geräten und Maschinen. Um eine Kristallisation zu erzielen, kam hier ein einfacheres Verfahren zur Anwendung. Der Saft wurde nämlich in weiten irdenen Pfannen über dem Feuer langsam verdampft, wobei sehr bald ein dichter Schaum auf die Oberfläche stieg. Nab war angestellt, ihn immer mit Holzspateln zu entfernen, wodurch erstens die Verdunstung beschleunigt und zweitens auch verhindert wurde, daß der Inhalt der Pfanne einen empyreumatischen Geruch annahm.

Nach einigen Stunden fortgesetzten Siedens, die den dabei Beschäftigten ebenso gut tat, wie sie die behandelte

Substanz veredelte, hatte sich alles in einen sehr dicken Sirup verwandelt. Diesen schüttete man nun in verschiedene Tonformen, die vorher am Küchenofen selbst gebrannt worden waren, und man fand am folgenden Tag eine erkaltete Masse von Broten und Tafeln darin vor. Das war nun wirklicher, wenn auch etwas mißfarbiger Zucker, der aber doch einen recht guten Geschmack hatte.

Die Kälte hielt bis Mitte September an, und die Gefangenen des Granithauses fingen an, ihre Einsperrung etwas langweilig zu finden. Fast jeden Tag versuchten sie einen Spaziergang, ohne ihn jemals ausdehnen zu können. Die weitere Einrichtung der Zimmer bildete also fortwährend die Hauptbeschäftigung. Die Arbeit würzte man durch Plaudereien. Cyrus Smith informierte seine Gefährten über alle Dinge und legte ihnen besonders die praktischen Anwendungen der Wissenschaften vor Augen. Eine Bibliothek besaßen die Kolonisten zwar nicht, der Ingenieur ersetzte jedoch vollkommen jedes Buch, von dem immer diejenige Seite aufgeschlagen war, die man gerade brauchte, ein Buch, das jede Frage löste und das man immer und immer wieder zu Rate zog. So verging die Zeit, und die wackeren Leute schienen keine Sorge wegen der Zukunft zu spüren.

Dennoch regte sich in allen der Wunsch, diese Gefangenschaft beendet, und wenn auch noch nicht die Wiederkehr der schönen Jahreszeit, so doch die Abnahme der Kälte zu sehen. Wären sie nur mit entsprechender Kleidung versorgt gewesen, die Ausflüge hätten sie, entweder nach den Dünen oder nach dem Fuchsentensumpf, unternommen! Welch er-

folgreiche Jagden hätten sie veranstaltet. Cyrus Smith legte aber ganz besonderen Wert darauf, daß niemand seine Gesundheit aufs Spiel setzte, da man die Arme aller brauche, und so folgte man seinem Rat.

Nach Pencroff zeigte sich als der Ungeduldigste Top, der Hund, dem das Granithaus viel zu eng erschien und der unaufhörlich von einem Raum zum andern lief und seinen Widerwillen gegen diese Einsperrung auf jede mögliche Weise kundgab.

Cyrus Smith bemerkte wohl, daß Top, wenn er sich dem dunklen Schacht, der in Verbindung mit dem Meer stand, näherte, immer ein eigentümliches Knurren hören ließ. Häufig trabte er um die verdeckte Öffnung umher und suchte manchmal sogar mit den Pfoten unter die Decke zu gelangen; dann kläffte er wohl voller Wut und Unruhe.

Der Ingenieur beobachtete dieses Verhalten wiederholt. Was konnte wohl in dem Abgrund stecken, das den Hund nie zur Ruhe kommen ließ? Sicherlich hatte der Schacht eine Öffnung nach dem Meer zu. Verzweigte er sich vielleicht unter der Insel noch weiter? Stieg in seinem Grund vielleicht dann und wann ein Meeresungeheuer auf, um Luft zu holen? Der Ingenieur konnte sich darüber niemals klarwerden und verlor sich wohl in die bizarrsten Kombinationen. Gewohnt, sich nach allen Seiten seinen nüchternen Blick zu bewahren, ertappte er sich hier nicht selten auf Abwegen; wie sollte er sich aber erklären, daß Top, ein viel zu gescheiter Hund, als daß er jemals den Mond angebellt hätte, immer in diesen Schlund hineinschnüffelte und horchte, wenn

wirklich nichts darin gewesen wäre. Tops Verhalten beunruhigte den Ingenieur mehr, als er sich selbst zugestehen wollte. Dem Reporter gegenüber sprach er sich wohl aus, hielt es aber für unnütz, auch die andern in seine Gedanken einzuweihen, besonders, da die ganze Sache ja doch vielleicht nur auf eine Schrulle Tops hinauslaufen konnte.

Endlich legte sich die Kälte. Wieder gab es Regen, Stürme und Windstöße, doch dauerte diese unbestimmte Witterung nicht allzulange. Schnee und Eis schmolzen, und der Strand, das Plateau, die Ufer der Mercy und der Wald wurden gangbar. Die Rückkehr des Frühlings hauchte den Bewohnern des Granithauses neues Leben ein und bald verbrachten sie darin nur die Stunden der Ruhe und des Schlafs.

Bei den häufigen Jagden im September kam Pencroff immer wieder auf seine Forderung von Flinten zurück, indem er behauptete, daß Cyrus Smith sie ihm versprochen hätte. Letzterer wußte ja recht gut, daß Gewehre ohne sehr feine und vielfältige Werkzeuge nicht herzustellen waren, wich deshalb immer aus und verschob ihre Beschaffung auf die Zukunft. Er wies auch darauf hin, daß Harbert und Gedeon Spilett sehr geschickte Bogenschützen geworden seien, daß sie bei dem dichten Wildstand ja Tiere aller Arten in großer Menge erlegten und man also keinen Grund zu besonderer Eile habe. Der starrköpfige Seemann schenkte aber solchen Worten kein Gehör und ließ nicht ab, den Ingenieur um die Erfüllung seines Wunsches zu quälen.

»Wenn die Insel«, sagte er, »woran gar nicht zu zweifeln ist, wilde Tiere beherbergt, müssen wir auch an deren

Bekämpfung und Ausrottung denken. Es könnte eine Zeit kommen, die uns das zur unabweislichen Pflicht machte.«

Jetzt beschäftigte sich Cyrus Smith aber noch keineswegs mit der Beschaffung anderer Waffen, sondern weit mehr mit der neuer Kleidungsstücke. Die, welche die Kolonisten trugen, hatten nun den ganzen Winter ausgehalten, konnten aber unmöglich auch bis zum nächsten dauern. Vor allem galt es, sich Felle von Raubtieren oder Wolle von Wiederkäuern zu verschaffen, und man gedachte sich von den wilden Schafen vielleicht eine Herde für die Bedürfnisse der Kolonie zu bilden. An einer geeigneten Stelle der Insel sollten für diese ein Viehhof und ein Käfig für Geflügel angelegt werden; das erschien dem Ingenieur für die kommende schöne Jahreszeit am dringendsten.

Zu diesem Zweck wurde es jedoch notwendig, auch die noch unerforschten Teile der Insel Lincoln kennenzulernen, das heißt die großen Wälder, die sich vom rechten Ufer der Mercy bis nach der Schlangenhalbinsel ausdehnten, ebenso wie die ganze Nordküste des Landes. Da ein solcher Ausflug nur bei anhaltend gutem Wetter unternommen werden konnte, mußte man ihn voraussichtlich noch um einen Monat hinausschieben.

Es versteht sich, daß man die Zeit dazu mit einer gewissen Ungeduld herbeiwünschte; da ereignete sich aber ein Vorfall, der das Verlangen der Kolonisten, ihr gesamtes Gebiet zu durchforschen, noch verdoppeln sollte.

Es war am 24. Oktober, Pencroff war ausgegangen, die Fallgruben, die er immer bestens instand hielt, zu untersu-

chen. In einer von ihnen fand er drei Tiere, die der Küche sehr willkommen sein mußten, – ein Pekariweibchen mit beiden Jungen.

Erfreut über seinen Fang eilte Pencroff nach Hause und rühmte sich wie gewöhnlich seiner Jagderfolge nach Kräften.

»Hier, das wird eine schöne Mahlzeit werden, Mr. Cyrus«, rief er, »und Sie, Mr. Spilett, Sie werden auch mitessen!«

»Das will ich wohl«, erwiderte der Reporter, »aber was gibt es denn für Seltenheiten?«

»Milchschweine.«

»Wirklich, Pencroff? Wenn man Sie hörte, sollte man denken, Sie brächten Rebhühner mit Trüffeln nach Haus.«

»Nun«, rief Pencroff beleidigt, »wollen Sie etwa einen Milchschweinbraten verachten?«

»O nein«, antwortete Gedeon Spilett, ohne jedoch einen besonderen Enthusiasmus zu zeigen, »wenn er nicht gerade zu häufig kommt …«

»Schon gut, schon gut, Herr Journalist«, versetzte der Seemann, der seine Beute nicht gern geringschätzen hörte, »Sie spielen den Feinschmecker? Vor 7 Monaten, als wir auf die Insel geworfen wurden, wären Sie wohl herzlich froh gewesen, solch ein Stück Wild zu haben …«

»Da haben Sie es«, fiel der Reporter ein, »der Mensch ist eben nie vollkommen und niemals zufrieden.«

»Nun, ich denke, Nab wird meine Milchschweine freudiger aufnehmen. Hier, sehen Sie nur, sie sind kaum 3 Monate

alt, und zart wie Wachteln. Komm, Nab, heute werde ich die Küche selbst mit besorgen!«

Der Seemann und der Neger gingen an die gewohnte Beschäftigung.

Man ließ sie nach Belieben schalten. Die Köche bereiteten auch wirklich eine vorzügliche Mahlzeit. Die beiden kleinen Pekaris, eine Känguruhfleischsuppe, Schinken, Pinienzapfen, Drachenbaumbier, Oswego-Tee, überhaupt alles, was es nur Leckeres gab.

Um 5 Uhr wurde der Tisch im Speisesaal gedeckt. Die Känguruhsuppe dampfte; man fand sie vortrefflich.

Auf die Suppe folgten die gedämpften Pekaris, die Pencroff selbst vorschneiden wollte und von denen er jedem ein riesiges Stück servierte.

Die Milchschweine wurden ausgezeichnet gefunden, und Pencroff verzehrte seinen Teil mit gerechtem Stolz, als urplötzlich ein Schrei und ein gelinder Fluch über seine Lippen kamen.

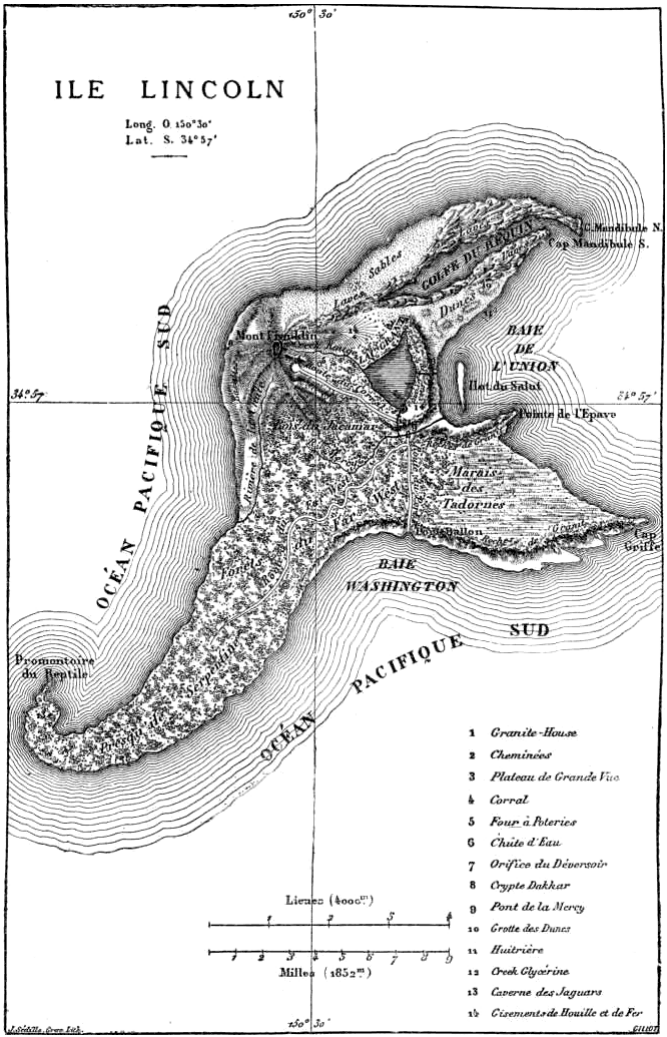
»Was gibt es denn?« fragte Cyrus Smith.

»Ich habe … ich habe … mir eben einen Zahn zerbrochen«, antwortete kleinlaut der Seemann.

»Aha«, fiel der Reporter ein, »in Ihren Pekaris stecken also Kieselsteine?«

»Ich möchte es fast glauben«, erwiderte Pencroff und zog das Corpus delicti hervor, das ihn einen Backenzahn kostete …

Ein Kiesel war das freilich nicht … wohl aber ein Schrotkorn!



Die Insel Lincoln

TEIL II:

DER VERLASSENE

1. KAPITEL

Von dem Schrotkörnchen und seiner Bedeutung. – Der Bau einer Piroge. – Die Jagden. – Auf dem Wipfel eines Kauris. – Kein Anzeichen für die Gegenwart eines Menschen. – Nabs und Harberts Fang. – Die umgedrehte Schildkröte. – Wieder verschwunden. – Cyrus Smiths Erklärung.

Genau vor 7 Monaten hatte der Ballon seine Insassen auf die Insel Lincoln verschlagen. So oft diese auch während der verflossenen Zeit danach geforscht hatten, nie war ihnen ein menschliches Wesen begegnet. Keine Spur der Tätigkeit seiner Hände verriet, ob ein Mensch vor längerer oder kürzerer Zeit diesen Boden betreten hatte. Die Insel schien nicht nur jetzt unbewohnt, sondern ließ auch glauben, daß es nie anders gewesen sei. Und nun fiel doch dies ganze wohlbegründete Gebäude von Schlußfolgerungen durch ein winziges, im Körper eines unschuldigen Nagetiers gefundenes Metallkörnchen zusammen!

Ohne Zweifel mußte dieses Schrotkorn von einer Feuerwaffe herrühren, und wer anders als ein Mensch sollte sich einer solchen bedient haben?

Als Pencroff das Bleikügelchen auf den Tisch gelegt hatte, betrachteten es seine Gefährten mit gerechter Verwunderung. Alle Konsequenzen dieses trotz seiner Unscheinbar-

keit hochwichtigen Ereignisses zogen an ihrem Geist vorüber. Wahrlich, auch die Erscheinung eines übernatürlichen Wesens hätte keinen tieferen Eindruck auf sie machen können.

Cyrus Smith zögerte nicht, alle Hypothesen, zu denen dieses ebenso erstaunliche wie unerwartete Ereignis verleiten mußte, näher ins Auge zu fassen. Er nahm das Schrotkorn, drehte und wendete es, prüfte es zwischen Daumen und Zeigefinger und sagte:

»Sie sind sich also sicher, Pencroff, daß das von diesem Schrot verwundete Pekari kaum 3 Monate alt war?«

»Kaum so alt, Mr. Cyrus«, antwortete Pencroff; »es saugte noch an dem Mutterschwein, als ich es fand.«

»Gut«, fuhr der Ingenieur fort, »hierdurch ist demnach bewiesen, daß vor höchstens 3 Monaten auf der Insel Lincoln ein Flintenschuß abgefeuert wurde.«

»Und daß ein Schrotkorn«, fügte Gedeon Spilett hinzu, »dieses kleine Tier nicht tödlich getroffen hat.«

»Unzweifelhaft«, bestätigte Cyrus Smith, »und hieraus ist folgendes zu schließen: Entweder war die Insel schon vor unserer Herkunft bewohnt, oder es landeten doch vor höchstens 3 Monaten Menschen an ihr. Sind jene nun freiwillig hierher gelangt oder nicht, durch eine beabsichtigte Landung oder durch einen Schiffbruch? Diese Frage wird erst später ihre Lösung finden können. Ob es Europäer oder Malaien, Freunde oder Feinde unserer Rasse gewesen sind, läßt sich jetzt ebensowenig beurteilen, wie wir wissen können, ob jene sich noch hier aufhalten oder die Insel wieder

verlassen haben. Doch berühren uns all diese Fragen viel zu sehr, als daß wir darüber länger in Ungewißheit bleiben dürfen.«

»Nein! Hundertmal, tausendmal nein!« rief der Seemann vom Tisch aufstehend. »Außer uns gibt's keine Menschen auf der Insel Lincoln! Zum Teufel! Das Stückchen Land ist selbst nicht groß, und wenn es bewohnt wäre, müßten wir schon einem der Ansiedler begegnet sein!«

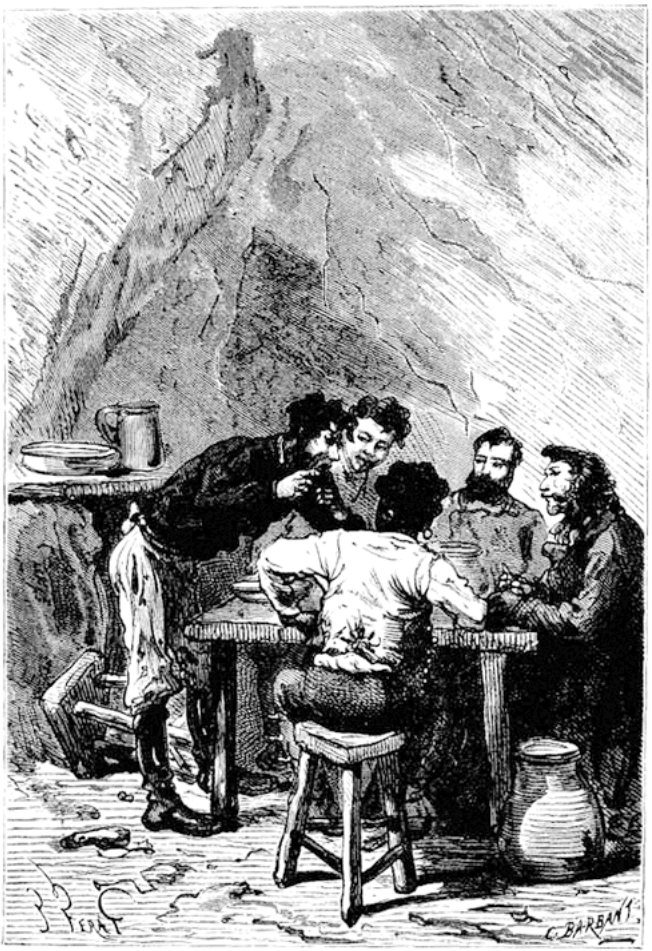
»Das Gegenteil wäre wirklich wunderbar«, meinte Harbert.

»Ich meine, es wäre aber noch erstaunlicher, wenn das Pekari mit einem Schrotkorn im Leib geboren wäre!« bemerkte der Reporter.

»Mindestens«, schalt Nab ganz im Ernst ein, »wenn Pencroff es nicht etwa …«

»Aha, Freund Nab«, fiel ihm Pencroff ins Wort, »seit so und so viel Monaten hätte ich also ein Schrotkorn im Mund herumgetragen? Aber wo soll das gesteckt haben?« fügte der Seemann hinzu, indem er den Mund weit öffnete und die 32 tadellosen Zähne darin zeigte. »Komm, Nab, sieh genau nach, und wenn du in dem Gebiß hier nur einen hohlen Zahn findest, erlaube ich dir dafür ein halbes Dutzend herauszuziehen!«

»Nabs Hypothese ist unzulässig«, entschied Cyrus Smith, der trotz seiner sehr ernsten Gedanken ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. »Unzweifelhaft ist auf der Insel vor höchstens 3 Monaten ein Gewehrschuß abgefeuert worden. Wahrscheinlicher scheint mir, daß diejenigen, die un-


C. BARBANT

sere Küste anliefen, entweder vor nur kurzer Zeit hierher gekommen oder auch sofort wieder abgefahren sind, denn es konnte uns bei unserem Überblick über die ganze Insel vom Franklin-Gipfel aus gar nicht verborgen bleiben, wenn die Insel überhaupt noch andere Bewohner geborgen hätte. Weit mehr hat die Annahme für sich, daß Schiffbrüchige nur erst seit wenigen Wochen durch einen Sturm an irgendeinen Punkt der Küste verschlagen worden sind. Doch, wie dem auch sei, jedenfalls müssen wir uns hierüber Gewißheit verschaffen.«

»Aber dabei mit Vorsicht zu Werke gehen«, fiel der Reporter ein.

»Das empfehle ich auch«, stimmte ihm Cyrus Smith bei, »denn leider ist am meisten zu befürchten, daß nur malaiische Seeräuber hier an Land gegangen sind.«

»Wäre es dann nicht geraten, Mr. Cyrus«, fragte der Seemann, »bevor wir eine Nachforschung beginnen, ein Boot zu erbauen, um entweder den Fluß hinauf- oder auch um die ganze Insel herumfahren zu können? Man soll sich nie unvorbereitet überraschen lassen.«

»Eine recht glückliche Idee, Pencroff, wenn wir nur deren Ausführung abwarten könnten. Die Konstruktion eines solchen Fahrzeugs erfordert aber mindestens einen Monat …«

»Ein wirkliches Boot, ja«, unterbrach ihn der Seemann, »wir brauchen jedoch kein eigentlich seetüchtiges Fahrzeug, und um die Mercy befahren zu können, verpflichte

ich mich, eine entsprechende Piroge in höchstens 5 Tagen fertigzustellen.«

»In 5 Tagen ein Schiff bauen?« rief Nab ungläubig dazwischen.«

»Gewiß, Nab, natürlich ein Schiff nach Indianermuster.«

»Aus Holz?« fragte Nab noch immer zweifelnd.

»Aus Holz«, bejahte Pencroff, »oder vielmehr aus Baumrinde. Ich wiederhole Ihnen, Mr. Cyrus, daß die Sache binnen 5 Tagen erledigt sein kann.«

»In 5 Tagen? – Es sei!« antwortete der Ingenieur.

»Doch bis dahin werden wir guttun, streng auf der Hut zu sein«, ermahnte Harbert.

»Sogar sehr streng, meine Freunde«, sagte Cyrus Smith; »deshalb bitte ich, auch die Jagdausflüge auf die nächste Umgebung des Granithauses zu beschränken.«

Bei Tisch ging es weniger lustig zu, als Pencroff erwartet hatte.

Die Insel war nach dem Vorhergehenden also jetzt oder früher von anderen als unseren Kolonisten bewohnt. Seit dem Vorfall mit dem Schrotkorn stand das unbestreitbar fest; auch konnte eine derartige Entdeckung für unsere Kolonisten nur eine Quelle gerechtfertigter Unruhe sein.

Lange Zeit, bevor sie sich niederlegten, besprachen Cyrus Smith und Gedeon Spilett dieses Thema. Sie fragten sich, ob jener Fund nicht zufällig auch mit der bis jetzt unaufgeklärten Art und Weise der Rettung des Ingenieurs in engem Zusammenhang stehe, ebenso wie einige andere Ei-

gentümlichkeiten, die ihnen wiederholt aufgestoßen waren. Nach Beleuchtung des Für und Wider dieser Frage sagte Cyrus Smith:

»Wollen Sie meine Ansicht über die ganze Angelegenheit hören, lieber Spilett?«

»Ja, Cyrus.«

»Nun, ich sage Ihnen: Wir mögen die Insel noch so genau durchsuchen, wir finden doch nichts!«

Gleich am folgenden Tag ging Pencroff ans Werk. Es ging hier ja nicht um die Konstruktion eines Fahrzeugs mit Rippenwerk und Plankenwänden, sondern einfach um einen schwimmenden, flachbodigen Apparat, der zur Befahrung der Mercy, besonders auch in der Nähe ihrer Quellen, wo sie voraussichtlich nur eine sehr geringe Wassertiefe hatte, ganz besonders geeignet sein mußte. Aus passend aneinander befestigten Rindenstücken sollte das ganze leichte Fahrzeug bestehen, so daß es beim Entgegentreten natürlicher Hindernisse nicht schwer und unbequem zu tragen wäre. Die einzelnen Teile wollte Pencroff durch vernietete Nägel verbinden, durch deren zusammenziehende Kraft er den ganzen Apparat wasserdicht genug zu machen hoffte.

Nun galt es zunächst solche Bäume auszuwählen, deren biegsame und dabei zähe Rinde zu obigem Zweck geeignet erschiene. Die vorhergegangenen Stürme hatten gerade eine Menge Douglas umgeworfen, die zu dem beabsichtigten Werk ganz passend waren. Ihre auf dem Boden liegenden Stämme brauchte man also nur abrinden, eine Arbeit, die freilich durch die unvollkommenen Werkzeuge unserer

Kolonisten nur schwierig vonstatten ging. Doch man kam zum Ziel.

Während sich der Seemann, unterstützt vom Ingenieur, hiermit eifrig beschäftigte, blieben auch Gedeon Spilett und Harbert nicht müßig. Sie bildeten die Lieferanten der Ansiedlung. Der Reporter konnte die wunderbare Geschicklichkeit des jungen Mannes in der Handhabung des Bogens und des Wurfspießes gar nicht genug loben. Bei gleich großer Kühnheit entwickelte Harbert ebenso jene Kaltblütigkeit, die mit Recht »die Vernunft des Mutes« zu nennen ist. Übrigens erinnerten sich die beiden Jagdgefährten immer der Warnung des Ingenieurs und streiften in der Umgebung des Granithauses nicht über 2 Meilen hinaus, besonders auch, da die nahe gelegenen bewaldeten Abhänge eine ausreichende Beute an Agutis, Wasserschweinen, Känguruhs, Pekaris (Bisamschweine) usw. lieferten, und wenn der Ertrag der Fallen jetzt nach Eintritt milderer Witterung geringer ausfiel, so bot dafür das Kaninchengehege so viel, daß es die ganze Kolonie der Insel Lincoln allein ernähren konnte.

Während dieser Jagden plauderte Harbert nicht selten mit Gedeon Spilett über den Vorfall mit jenem Schrotkörnchen, über die Schlüsse, die der Ingenieur daraus gezogen hatte, und eines Tags – es war am 26. Oktober – äußerte er:

»Aber finden Sie es nicht sehr auffallend, Mr. Spilett, daß etwaige Schiffbrüchige, die an unsere Insel geworfen sein sollen, sich noch nicht in der Nähe des Granithauses gezeigt hätten?«

»Sehr auffallend«, erwiderte der Reporter, »wenn sie noch da sind, sehr erklärlich, wenn sie schon längst wieder fort sind.«

»Sie glauben demnach, daß jene Leute die Insel schon wieder verlassen haben?«

»Das ist das Wahrscheinlichste, mein Sohn, denn bei längerem Aufenthalt, und besonders, wenn sie bis jetzt noch hier wären, hätte uns doch irgendein Zufall ihre Anwesenheit verraten müssen.«

»Doch wenn sie wieder absegeln konnten«, bemerkte der junge Mann, »konnten es nicht wirklich Schiffbrüchige sein.«

»Nein, Harbert, mindestens nicht im strengen Sinn des Wortes; ich würde sie nur zeitweilige Schiffbrüchige nennen. Es ist gut möglich, daß sie ein Sturm an die Insel verschlagen hatte, ohne ihr Fahrzeug ernstlicher zu beschädigen, und daß sie bei ruhigerem Wetter wieder in See gehen konnten.«

»Ich kann immer nicht vergessen«, sagte Harbert, »daß Mr. Cyrus die Anwesenheit anderer menschlicher Wesen stets mehr fürchtete als herbeiwünschte.«

»Ja«, antwortete der Reporter, »denn er hat dabei nur Malaien im Auge, die diese Meere unsicher machen, und diese Burschen sind allerdings durchtriebene Spitzbuben, denen man besser aus dem Weg geht.«

»Doch ist es nicht möglich«, fuhr Harbert fort, »daß wir heute oder morgen noch Spuren ihrer Ausschiffung entdecken, um hieraus einige Aufklärung zu schöpfen?«

»Das bestreite ich nicht, mein Sohn. Eine verlassene Lagerstatt, ein erloschenes Feuer könnten uns wohl als Fingerzeig dienen, und darauf wird bei unserem bevorstehenden Ausflug auch sorgsam zu achten sein.«

Als die beiden Jäger also sprachen, befanden sie sich in einem nahe der Mercy gelegenen Wald, der sich durch seine besonders schönen Bäume auszeichnete. Unter anderem stiegen dort einige jener prächtigen Koniferen, denen die Eingeborenen Neuseelands den Namen »Kauris« gegeben, wohl an 200 Fuß hoch empor.

»Da fällt mir etwas ein, Mr. Spilett«, begann Harbert wieder. »Wenn ich den Gipfel eines dieser Kauris erkletterte, könnte ich wohl einen weiten Umkreis des Landes übersehen.«

»Das wohl«, antwortete der Reporter; »aber wirst du denn imstande sein, einen solchen Riesen ganz zu ersteigen?«

»Versucht wird es«, antwortete Harbert.

Schnell und gewandt schwang sich der junge Mann auf die untersten Äste, deren Anordnung die Besteigung des Kauris wesentlich erleichterte, und schon nach wenigen Minuten erreichte er dessen Gipfel, der das grüne Blätterdach des umgebenden Waldes ansehnlich überragte.

Von diesem hohen Standpunkt aus breitete sich vor dem Blick der ganze südliche Teil der Insel, vom Krallenkap im Südosten bis zum Schlangenvorgebirge im Südwesten aus. Im Nordosten erhob sich der Franklin-Berg, der gut ein Viertel des Horizonts bedeckte.

Harbert vermochte jedoch von seinem hochliegenden Beobachtungsort aus den ganzen bis dahin unbekannten Teil der Insel zu übersehen, der etwa Fremden, über deren Anwesenheit man im Zweifel war, Zuflucht gewähren oder gewährt haben konnte. Der junge Mann spähte mit gespanntester Aufmerksamkeit umher. Auf dem Meer zunächst war nichts zu sehen, kein Segel, weder am Horizont, noch in der Nähe der Küste. Bei dem das Gestade bedeckenden Baumdickicht blieb immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß ein vielleicht entmastetes Schiff ganz nah an der Küste lag und sich dadurch Harberts Blicken entzog. Nach den Wäldern des Fernen Westens sah er sich ebenso vergeblich um. Die Baumkronen bildeten dort ein mehrere Quadratmeilen großes, undurchdringliches, grünes Gewölbe, ohne Lichtungen oder Blößen. Ebenso war es unmöglich, den Lauf der Mercy bis zu ihren Quellen am Berg zu verfolgen. Auch ob andere Wasseradern etwa nach Westen strömten, ließ sich von hier aus nicht entscheiden.

Wenn Harbert so jedes direkte Zeichen eines Lagers abging, konnte er nicht vielleicht eine Rauchsäule aufsteigen sehen, welche die Anwesenheit von Menschen verraten müßte? Die Luft war so klar, daß auch der schwächste Rauch sich deutlich vom blauen Himmel abgehoben hätte.

Einen Augenblick glaubte Harbert wohl im Westen einen feinen Rauch emporwirbeln zu sehen, genaueres Hinsehen überzeugte ihn aber, daß er sich getäuscht hatte. Er lugte hinaus, so scharf er konnte, und sein Sehvermögen war vortrefflich … Nein, es war entschieden nichts zu sehen.

Harbert kletterte den Kauri wieder hinab, und beide Jäger kehrten zum Granithaus zurück. Cyrus Smith hörte sich den Bericht des jungen Mannes an und schüttelte den Kopf, ohne ein Wort zu erwidern. Offenbar war ja die ganze Frage auch vor einer sorgfältigen Durchforschung der ganzen Insel gar nicht spruchreif.

2 Tage darauf, am 28. Oktober, trug sich ein anderer Vorfall zu, dessen Erklärung ebenfalls manches zu wünschen übrig ließ.

Als Nab und Harbert nämlich ganz zufällig etwa 2 Meilen vom Granithaus auf dem Strand umherstreiften, glückte es ihnen, ein prächtiges Exemplar einer Wasserschildkröte zu fangen. Es war eine Riesenschildkröte aus der Mydas-Familie, deren Rückenschild in herrlichen grünen Reflexen schimmerte.

Harbert bemerkte das Tier zuerst, als es zwischen Felsstücken nach dem Meer zu kroch.

»Hierher, Nab!« rief er. »Her zu mir!«

Nab lief eilends herbei.

»Ein schönes Tier«, sagte Nab, »aber wie sollen wir uns seiner versichern?«

»Nichts leichter als das, Nab«, antwortete Harbert. »Wir brauchen die Schildkröte nur auf den Rücken zu drehen, dann vermag sie nicht mehr zu entfliehen. Nehmt Euren Spieß und macht es wie ich.«

Das Reptil hatte sich in Vorahnung der Gefahr ganz zwischen Rücken- und Brustschild zurückgezogen. Weder Kopf

noch Füße waren zu sehen, und so lag es unbeweglich wie ein Felsstück.

Harbert und Nab brachten ihre Stöcke unter das Brustbein des Tieres, und mit vereinten Kräften, doch nicht ohne Mühe, gelang es ihnen, es auf den Rücken zu legen. Die Schildkröte mochte bei 3 Fuß Länge wohl an die 400 Pfund wiegen.

»Schön«, jubelte Harbert; »das wird eine Freude für Pencroff sein!«

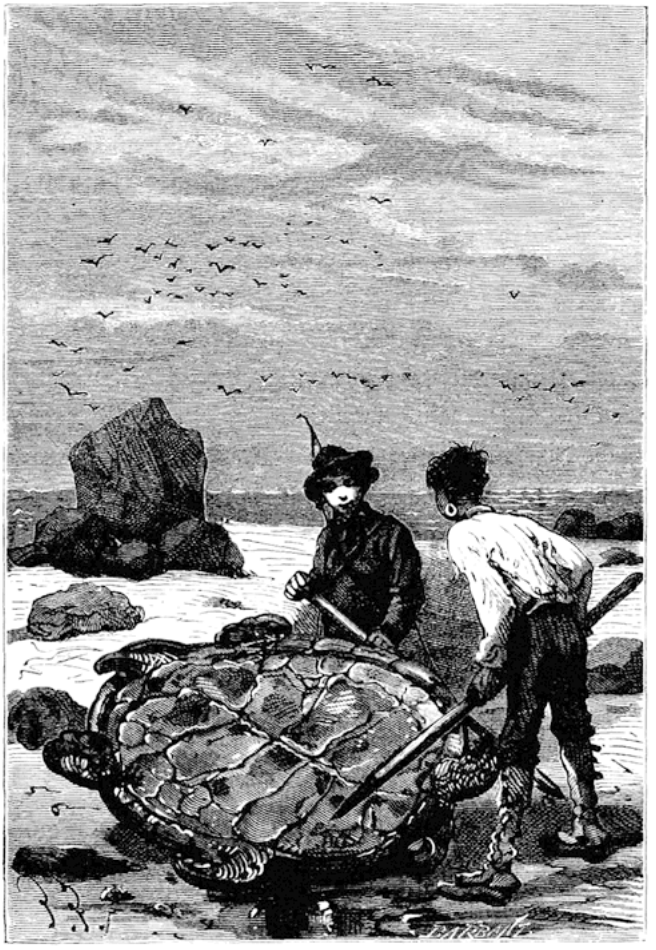
Wirklich mußte Freund Pencroff gewiß ebenso darüber jubeln, denn das Fleisch dieser Schildkröten, die sich von Seegräsern ernähren, ist ein anerkannter Leckerbissen. Eben ließ die Gefangene ihren kleinen, abgeplatteten, doch nach hinten stark verbreiterten Kopf mit seiner Knochenschale sehen.

»Was fangen wir aber nun mit diesem seltenen Stück Wild an?« fragte Nab. »Wir können es doch nicht bis zum Granithaus nachschleifen?«

»Wir lassen es einfach zurück, da es sich nicht wieder umdrehen kann, und holen es später mit dem Wagen ab.«

»Einverstanden.«

Harbert gebrauchte übrigens, was Nab nun für überflüssig erklärte, die Vorsicht, das Tier noch mit einigen großen Strandsteinen zu belasten. Darauf kehrten die beiden Jäger längs des flachen Ufers, das jetzt bei Ebbe frei lag, zum Granithaus zurück. Harbert, der Pencroff zu überraschen gedachte, erwähnte vorläufig von »dem prächtigen Exemplar einer Wasserschildkröte«, die er auf dem Sand umgewendet



hatte, nichts, doch kehrte er 2 Stunden später mit Nab zu der Stelle, wo sie sie zurückgelassen hatte, unter Mitnahme des Wagens zurück. Das »herrliche Exemplar einer Wasserschildkröte« war aber nicht mehr da.

Nab und Harbert sahen erstaunt erst sich selbst und dann ihre nächste Umgebung an. Gewiß hatten sie an derselben Stelle die Schildkröte liegen lassen. Der junge Mann glaubte sogar die Steine wiederzufinden, die er zur Belastung des Tieres benutzte, und konnte sich über die Örtlichkeit folglich nicht täuschen. »Aha«, sagte Nab, »also diese Burschen können sich doch umwenden?«

»Es scheint so«, antwortete Harbert kleinlaut, der sich das zwar nicht erklären konnte und doch jene Steine umherliegen sah.

»Nun, damit wird Pencroff nicht sehr zufrieden sein.«

»Und Mr. Smith vielleicht in Verlegenheit kommen, dieses Verschwinden zu erklären.«

»Gut«, schlug Nab vor, der den Mißerfolg lieber verheimlichen wollte, »so übergehen wir die Sache mit Stillschweigen.«

»Im Gegenteil«, entgegnete Harbert, »wir müssen davon Mitteilung machen.«

Beide zogen nun den vergeblich herbeigeholten Wagen wieder zum Granithaus zurück.

Am Zimmerplatz angelangt, wo der Seemann und der Ingenieur rüstig arbeiteten, erzählte Harbert den Vorfall.

»Oh, Ihr Jagdstümper«, polterte der Seemann, »sich wenigstens 50 Gerichte Suppe davonlaufen zu lassen!«

»Aber, Pencroff«, fiel Nab ein, »unser Fehler ist es nicht, daß das Schaltier entwischt ist, denn ich versichere dir, wir hatten es auf den Rücken gelegt.«

»Dann wahrscheinlich nicht genug«, erwiderte scherzend der unüberzeugbare Seemann.

»Haha, nicht genug!« lachte Harbert und setzte hinzu, daß er sogar Sorge getragen habe, die Schildkröte noch durch Steine zu belasten.

»So ist also ein Wunder geschehen!« erklärte Pencroff.

»Ich glaube immer, Mr. Cyrus«, sagte Harbert, »daß die einmal auf den Rücken gelegten Schildkröten nicht imstande seien, wieder auf die Füße zu kommen, und vor allem die größeren Arten dieser Tiere?«

»Das ist auch richtig, mein Kind«, antwortete Cyrus Smith.

»Wie war es dann aber möglich …«

»Wie weit vom Meer entfernt hattet ihr das Tier wohl liegen lassen?« fragte der Ingenieur, der seine Arbeit ruhen ließ, um den eigentümlichen Vorfall aufzuklären.

»Höchstens 15 Fuß weit«, antwortete Harbert.

»Und gerade bei niedrigem Wasser?«

»Ja, Mr. Cyrus.«

»Da haben wir's ja«, sagte der Ingenieur. »Was der Schildkröte auf dem Sand unmöglich war, konnte ihr im Wasser recht gut gelingen. Sie wird sich bei steigender Flut wieder gewendet und das offene Meer erreicht haben.«

»Ei, wir waren aber rechte Dummköpfe!« schalt Nab.

»Das wollte ich eben so frei sein auszusprechen!« höhnte Pencroff.

Cyrus Smith hatte diese Erklärung abgegeben, die gewiß zulässig war. War er aber auch selbst von ihrer Unanfechtbarkeit überzeugt? – Es läßt sich kaum annehmen.

2. KAPITEL

Erste Fahrt mit der Piroge. – Strandgut an der Küste. – Die Strandgutspitze. – Eine Inventur der Kiste: Werkzeug, Waffen, Instrumente, Bücher, Kleidungsstücke, Hausgeräte. – Was Pencroff fehlt. – Das Evangelium. – Ein Vers aus der Heiligen Schrift.

Am 29. Oktober war das Kanu aus Baumrinde vollkommen fertig. Pencroff hatte sein Versprechen eingelöst und binnen 5 Tagen eine Art Piroge hergestellt, deren Rippen aus biegsamen Crejimbaästen bestanden. Ein Sitz am Heck, eine Bank in der Mitte, um das Auseinanderweichen der Bordwände zu verhüten, ein Dahlbord zur Aufnahme der Nägel für zwei Ruder und ein Bootsriemen zum Steuern vervollständigten dieses etwa 12 Fuß lange Boot, das kaum 200 Pfund wiegen mochte. Mit dem Stapellauf half man sich auf sehr einfache Weise. Die leichte Piroge wurde in den Sand nahe dem Ufer geschleppt, wo sie die steigende Flut emporhob. Pencroff sprang sofort hinein, versuchte sie mit dem Bootsriemen zu lenken und bestätigte ihre Brauchbarkeit für die gewünschten Zwecke.

»Hurra!« rief der Seemann, der auch seinen eigenen Triumph gern verherrlichte. »Hiermit segeln wir um …«

»Die Welt?« fragte Gedeon Spilett.

»Nein, aber um die Insel. Ein paar Steine als Ballast, einen Mast am Bug und ein Stück Segel, das uns Mr. Cyrus schon baldigst verschaffen wird, und wir fahren ins Weite. Nun, Mr. Cyrus, und Sie Mr. Spilett, und Harbert und Nab, will denn niemand unser neues Fahrzeug ausprobieren? Zum Teufel! Wir müssen doch wissen, ob es uns alle fünf trägt!«

Natürlich mußte man sich hiervon überzeugen. Pencroff trieb das Boot in eine kleine Bucht zwischen den Felsen am Ufer, und man beschloß, noch am selben Tag eine Probefahrt längs des Ufers nach Süden bis dahin zu unternehmen, wo an der ersten vorspringenden Spitze die Felsbildungen endeten.

Beim Einschiffen rief Nab:

»Dein Schiff schluckt aber ziemlich viel Wasser, Pencroff!«

»Das macht nichts, Nab«, erwiderte der Seemann. »Erst muß das Holz aufquellen! In 2 Tagen dringt kein Wasser mehr ein, und unsere Piroge hat dann nicht mehr im Bauch als der Magen eines Betrunkenen. Einschiffen!«

Alle stiegen ein und Pencroff stieß ab. Das Wetter hielt sich prächtig; das Meer war so ruhig, als umschlössen es die Ufer eines kleinen Binnensees, und die Piroge konnte sich wohl ebensogut hinauswagen, als triebe sie auf dem stillen Gewässer der Mercy.

Nab ergriff das eine Ruder, Harbert das andere und Pencroff übernahm als Steuermann den Bootsriemen.

Der Seemann fuhr zuerst über den Kanal auf die Süd-

spitze des Eilands zu. Aus Mittag wehte eine leichte Brise, doch machte sich weder im Kanal noch im offenen Meer der Seegang fühlbar. Nur lange flache Wellen, die das Boot bei seiner schweren Belastung kaum bewegten, glitten regelmäßig über die ungeheure Fläche. Man entfernte sich etwa 2 Meilen von der Küste, um den Franklin-Berg ganz überschauen zu können. Hierauf lenkte Pencroff nach der Mündung des Flusses zurück. Die Piroge folgte dem Ufer, das abgerundet bis zur äußersten Spitze verlief und hinter dem die ausgedehnten Tadornesümpfe lagen.

Jene Spitze, die infolge der Krümmungen der Küste zu Land weiter entfernt lag, ragte etwa 3 Meilen von der Mündung der Mercy ins Meer hinaus. Die Kolonisten wollten bis dahin, oder doch nur so weit darüber hinaus fahren, bis sie einen flüchtigen Blick über die Küste bis zum Krallenkap hin gewinnen könnten.

Das Kanu glitt also neben der Küste etwa in 2 Kabellängen Entfernung hin, um die Klippen zu vermeiden, die näher am Land verstreut waren und die von der steigenden Flut schon zum Teil bedeckt wurden. Die Felsenmauer zog sich immer niedriger werdend von der Mündung des Flusses bis zur Spitze. Diese bestand aus einer durcheinandergeworfenen Anhäufung von Granitblöcken, die einen sehr wilden und von dem Mittelwall, der das Plateau der Freien Umschau bildete, sehr abweichenden Anblick bot und mehr einem umgestürzten riesigen Karren voll Felsstücken seine Entstehung zu verdanken schien. Dieser Vorsprung, der 2 Meilen weit vom Wald sehr spitz auslief, zeigte keinerlei

Vegetation und ähnelte sehr dem aus einem grünen Ärmel vorgestreckten Arm eines Riesen.

Das von zwei Rudern getriebene Kanu glitt ohne Mühe vorwärts. Gedeon Spilett, den Bleistift in der einen, das Notizbuch in der anderen Hand, entwarf in flüchtigen Strichen ein Bild der Küste. Nab, Pencroff und Harbert tauschten die Eindrücke aus, die sie von diesem ihnen neuen Teil ihres Gebiets empfingen, und je weiter die Piroge nach Süden vordrang, desto mehr schienen die beiden Kiefernkaps zu entweichen und die Union Bay enger zu umschließen.

Cyrus Smith selbst sprach kein Wort; er faßte das vorüberziehende Bild scharf ins Auge, und es schien, als betrachte er eine ihm ganz fremde Gegend.

Nach fast 3 stündiger Fahrt war die Piroge an der äußersten Landspitze angekommen, und Pencroff wollte sie eben umschiffen, als Harbert aufstand und nach einem schwarzen Punkt am Ufer zeigte.

»Was sehe ich denn da unten am flachen Ufer?« sagte er.

Alle richteten die Blicke nach der bezeichneten Stelle.

»Wirklich«, begann der Reporter, »dort liegt irgend etwas; man könnte es für eine halb im Sand vergrabenes Strandgut halten.«

»Oh«, rief Pencroff, »ich erkenne, was es ist!«

»Was denn?« fragte Nab.

»Tonnen, Tonnen, die vielleicht gefüllt sein könnten!« antwortete der Seemann.

»Halten Sie auf das Ufer, Pencroff!« sagte Gedeon Spilett.

Nach kurzer Zeit landete die Piroge in einer kleinen Ausbuchtung, und ihre Passagiere sprangen an Land.

Pencroff hatte sich nicht getäuscht. Dort lagen zwei Fässer, halb von Sand bedeckt, aber noch fest mit einer großen Kiste verbunden, die durch jene so lange schwimmend erhalten zu sein schien, bis sie am Strand auflief.

»Hier hat also nah bei der Insel ein Schiffbruch stattgefunden?« fragte Harbert.

»Augenscheinlich«, antwortete Gedeon Spilett.

»Was steckt aber in der Kiste?« rief Pencroff in seiner natürlichen Ungeduld. »Was steckt in der Kiste? Sie ist verschlossen, und uns fehlt jedes Hilfsmittel, um den Deckel zu öffnen. Nun denn, mit einem Stein wird's wohl gehen …«

Schon wollte der Seemann mit einem tüchtigen Felsstücke die Wand der Kiste einschlagen, als ihn der Ingenieur davon abhielt.

»Pencroff«, begann er, »können Sie Ihre Ungeduld wohl eine Stunde lang zügeln?«

»Aber Mr. Cyrus, bedenken Sie doch, darin steckt vielleicht alles, was uns fehlt.«

»Das werden wir erfahren, Pencroff«, fuhr der Ingenieur fort, »aber folgen Sie mir und zertrümmern die Kiste nicht, die uns noch von Nutzen sein kann. Wir wollen sie zum Granithaus schaffen, dort können wir sie leichter und ohne sie zu zerstören öffnen. Jetzt ist sie noch ganz gut verpackt, und da sie bis hierher geschwommen ist, wird sie auch noch bis zur Flußmündung schwimmen.«

»Sie haben recht, Mr. Cyrus, und ich hatte unrecht«, ant-

wortete der Seemann, »aber man ist nicht immer Herr über sich.«

Der Ratschlag des Ingenieurs war gewiß der beste. Zunächst hätte die Piroge die Gegenstände alle, die in der Kiste verpackt sein mochten, nicht tragen können; denn schwer mußten sie sein, da man sie mit zwei leeren Tonnen vor dem Untersinken zu bewahren gesucht hatte. Auf jeden Fall erschien es also geratener, sie bis zu der Uferstelle vor dem Granithaus heranzulotsen.

Doch woher stammte dieses Strandgut? Diese wichtige Frage drängte sich unwillkürlich jedem auf. Cyrus Smith und seine Begleiter blickten aufmerksam umher und durchliefen auch das Uferland einige hundert Schritte weit. Kein anderes Trümmerstück war zu sehen. Man spähte über das Meer. Harbert und Nab begaben sich auf einen hervorragenden Felsen, doch der weite Horizont war öde. Weder ein verlassenes Schiff, noch ein Fahrzeug unter Segel zeigte sich den Blicken.

Daß ein Schiffbruch stattgefunden hatte, konnte nicht zweifelhaft sein. Vielleicht stand das aufgefundene Schrotkorn damit im Zusammenhang? Vielleicht waren Fremde an einem anderen Küstenpunkt an Land gekommen oder gar jetzt noch da? Das eine nur schien den Kolonisten außer Zweifel zu sein, daß jene Fremden keine malaiischen Seeräuber sein konnten, denn das Strandgut verriet zu deutlich einen amerikanischen oder europäischen Ursprung.

Alle sammelten sich wieder bei der Kiste, die bei 5 Fuß Länge an die 3 Fuß Breite haben mochte. Sie war aus Ei-

chenholz gefertigt, sehr sorgfältig verschlossen und mit einem dicken, durch kupferne Nägel gehaltenen Fell überzogen. Auch die beiden Tonnen erwiesen sich als luftdicht verschlossen, was aus dem Ton beim Anschlagen zu entnehmen war. Sie hingen mittels starken Seilen, deren Knoten Pencroff sofort als »Seemannsknoten« wiedererkannte, an beiden Seiten. Die Kiste selbst schien vollkommen gut erhalten, was sich daraus leicht erklärt, daß sie auf einem flachen, sandigen Ufer sitzen geblieben und nicht auf Klippen geworfen worden war. Eine nähere Betrachtung lehrte auch, daß sie nicht lange Zeit im Meer umhergetrieben sein und ebenso, daß sie erst seit kurzem am Strand liegen konnte. Ins Innere schien kein Wasser gedrungen zu sein, so daß man hoffen durfte, ihren Inhalt unversehrt aufzufinden.

Offenbar war diese Kiste von einem verlassenen Schiff aus über Bord geworfen worden und die Passagiere hatten sie gewiß in der Hoffnung den Wellen anvertraut, sie an Land wieder aufzufinden, was durch die Vorsicht, sie mittels jenes Tragapparats zu sichern, nur bestätigt wurde.

»Wir werden dieses Strandgut bis zum Granithaus schleppen«, sagte der Ingenieur, »und seinen Inhalt prüfen. Finden wir dann auf der Insel noch Überlebende aus jenem angenommenen Schiffbruch, dann geben wir die Kiste denen zurück, denen sie angehört. Finden wir niemand …«

»Dann behalten wir sie für uns!« rief Pencroff. »Bei Gott, ich möchte aber wissen, was da drin steckt!«

Schon wogte die Flut bis an das Strandgut heran, das bei hohem Meer offenbar schwimmen mußte. Man löste nun

zum Teil eines der Seile, das die Fässer hielt, um das Ganze am Kanu zu befestigen. Pencroff und Nab schaufelten mit ihren Rudern den Sand rund umher weg, um die Kiste leichter fortbewegen zu können, und bald steuerte das Boot, den wertvollen Fund im Schlepptau, wieder um die Spitze, der man den Namen Strandgutspitze (Flotsam Point) gab. Die Last war schwer, und beide Tonnen reichten kaum aus, sie über Wasser zu halten; auch fürchtete der Seemann jeden Augenblick, daß sie sich loslösen und in den Abgrund versinken könnte. Glücklicherweise geschah das nicht, und anderthalb Stunden nach der Abfahrt – so lange Zeit brauchte man für die Strecke von 3 Meilen – landete die Piroge am Ufer vor dem Granithaus.

Kanu und Strandgut wurden auf den Sand gezogen, und da auch das Meer eben fiel, saßen beide bald im Trockenen. Nab holte Werkzeug herbei, um die Kiste beim Öffnen so wenig wie möglich zu beschädigen, da man sie sofort näher untersuchen wollte. Pencroff verbarg erst gar nicht seine neugierige Aufregung.

Der Seemann entfernte zunächst die beiden Tonnen, die bei ihrem völlig unversehrten Zustand noch recht brauchbar erschienen. Dann wurden die Schlösser mit einer Zange abgerissen, worauf sich der Deckel leicht zurückschlagen ließ.

Das Innere der Kiste zeigte sich aber noch einmal mit Zink ausgeschlagen, offenbar um die Gegenstände, die sie enthielt, auf jeden Fall vor Nässe zu schützen.

»Oh«, rief Nab, »sollten sich eingemachte Nahrungsmittel da drin befinden?«

»Ich hoffe nicht«, antwortete der Reporter. »Wenn sich darin nur …«, bemerkte halblaut der Seemann.

»Was denn fände?« beendete Nab, der jenen verstanden hatte, den Satz.

»Nichts, nichts!«

Die Zinkhülle wurde in ihrer ganzen Breite durchschnitten, an den Seiten der Kiste heruntergebogen, und nach und nach kamen denn die verschiedensten Gegenstände aus ihr zum Vorschein, die man vorläufig auf den Sand niederlegte. Bei jedem neuen Fund rief Pencroff sein Hurra, klatschte Harbert in die Hände und tanzte Nab, wie ein Neger eben tanzt. Da fanden sich Bücher, die Harbert vor Freude närrisch werden ließen, und Küchengeräte, die Nab mit Küssen bedeckte.

Alles in allem hatten die Ansiedler Ursache, sehr zufrieden zu sein, denn diese Kiste enthielt Werkzeug, Waffen, Instrumente, Kleidungsstücke, Bücher. Es folge hier das Verzeichnis Wort für Wort, wie es Gedeon Spilett in seinem Notizbuch aufnahm:

Werkzeug:

3 Messer mit mehreren Klingen; 2 Holzfälleräxte; 2 Zimmermannsbeile; 3 Hobel; 1 Queraxt; 6 Bankmesser; 2 Feilen; 3 Hämmer; 3 Bohrer; 2 Hohlbohrer.

Waffen:

2 Steinschloßgewehre; 2 Perkussionsgewehre; 2 Zentral-

J. FERAT

feuerkarabiner; 5 Seitengewehre; 4 Enterhaken; 2 Fässer mit Pulver, jedes zu etwa 25 Pfund; 12 Schachteln Zündhütchen.

Instrumente:

1 Sextant; 1 Wasserwaage; 1 Fernrohr; 1 großer Kompaß; 1 Taschenbussole; 1 Thermometer nach Fahrenheit; 1 Aneroidbarometer. 1 Kasten mit vollständigem Fotografie-Apparat, Objektive, Platten, Chemikalien usw.

Kleidungsstücke:

2 Dutzend Hemden von eigentümlichem Gewebe, das der Wolle ähnlich, doch offenbar pflanzlichen Ursprungs war. 3 Dutzend Strümpfe aus demselben Stoff.

Hausgeräte:

1 eiserner Flaschenkessel; 6 Kasserollen aus verzinktem Kupfer; 3 blecherne Schüsseln; 10 Bestecke aus Alumunium; 2 Siedekessel; 1 kleiner tragbarer Ofen; 6 Tischmesser.

Bücher:

1 Bibel, enthaltend das alte und das neue Testament; 1 Atlas; 1 Wörterbuch der verschiedenen polynesischen Idiome in 6 Bänden; 1 ausführliche Naturgeschichte; 3 Rieß weißes Papier; 2 Bücher mit unbeschriebenen Seiten.

»Man muß gestehen«, sagte der Reporter nach Vollendung der Inventuraufnahme, »daß der Eigentümer dieser Kiste ein praktischer Mann war! Werkzeug, Waffen, In-

strumente, Kleidungsstücke, Hausgeräte, Bücher, hier fehlt nichts! Man kommt zu der Ansicht, daß er sich ordentlich darauf eingerichtet hat, Schiffbruch zu erleiden!«

»Ja, da fehlt nichts«, murmelte Cyrus Smith etwas nachdenklich.

»Und das steht fest«, fügte Harbert hinzu, »daß das Schiff, das diese Kiste trug, ebenso wie ihr Eigentümer kein malaiischer Seeräuber war.«

»Vorausgesetzt«, verbesserte Pencroff, »daß dieser Eigentümer nicht Piraten in die Hände gefallen war.«

»Das ist nicht anzunehmen«, meinte der Reporter. »Viel wahrscheinlicher scheint es mir, daß ein amerikanisches oder europäisches Schiff in diese Meere verschlagen wurde, dessen Passagiere, um das Notwendigste zu retten, diese Kiste packten und ins Wasser warfen.«

»Glauben Sie das auch, Mr. Cyrus?« fragte Harbert.

»Ja, mein Kind«, antwortete der Ingenieur, »das kann wohl der Fall gewesen sein. Es ist möglich, daß man bei einem drohenden Schiffbruch diese notwendigsten Gegenstände in jener Kiste vereinigt hatte, in der Hoffnung, sie an irgendeiner Stelle des Ufers wiederzufinden.«

»Aber der Fotografie-Apparat!« bemerkte der Seemann mit ungläubiger Miene.

»Den Nutzen dieses Apparats«, antwortete Cyrus Smith, »sehe ich allerdings selbst nicht ein; und es wäre für uns, wie für jeden anderen Schiffbrüchigen vorteilhafter gewesen, eine größere Auswahl an Kleidungsstücken, sowie reichlichere Munition zu finden.«

»Tragen denn aber das Werkzeug, die Waffen, Bücher keine Zeichen, keine Adresse, die auf ihren Ursprung hindeuten könnten?« fragte Gedeon Spilett.

Danach mußte gesehen werden. Jeder einzelne Gegenstand wurde also genau geprüft, besonders die Bücher, die Instrumente und die Waffen. Die beiden letzteren hatten aber ganz gegen die Gewohnheit keine Fabrikantenmarke, waren ansonsten in bestem Zustand und schienen noch nicht gebraucht zu sein. Dieselbe Eigentümlichkeit zeigten das Werkzeug und die Hausgeräte; alles war neu und bewies dadurch, daß man es nicht, wie es der Zufall an die Hand gab, in diese Kiste geworfen hatte, sondern daß die Gegenstände alle mit Überlegung ausgewählt und sorgsam verpackt worden waren. Hierfür sprach auch die innere Zinkauskleidung der Kiste, die alle Feuchtigkeit abgehalten hatte und nicht gut erst in der Eile eines drohenden Augenblicks verlötet worden sein konnte.

Das naturgeschichtliche Werk und das polynesische Wörterbuch waren beide in englischer Sprache abgefaßt, doch sowohl ohne Herausgeberangabe, als auch Erscheinungsjahr.

Dasselbe war mit der englisch gedruckten, in typographischer Hinsicht recht schönen Bibel in 4° der Fall, in der jedoch schon vielfach geblättert schien.

Der Atlas mit den Karten der ganzen Erde und mehreren Planisphären nach Mercators Projektion, dessen Nomenklatur der französischen Sprache angehörte, erwies sich als ein

wirkliches Prachtwerk, entbehrte jedoch ebenfalls des Datums der Publikation, wie des Namens des Herausgebers.

An all den verschiedenen Gegenständen fanden sich also keine Zeichen ihres Ursprungs und folglich nichts, woraus man auf die Nationalität des Schiffes, das hier vorübergekommen war, hätte schließen können. Mochte dieser Kasten aber herstammen wo er wollte, er lieferte den Ansiedlern der Insel Lincoln ungehoffte Reichtümer. Bis jetzt hatten sie, dank der Intelligenz ihrer Führer, durch Umbildung der Naturprodukte sich alles selbst erzeugt. Schien es nicht, als ob die Vorsehung sie jetzt belohnen wolle, da sie ihnen die Erzeugnisse der menschlichen Technik zukommen ließ? Einhellig sandten sie ihren heißen Dank zum Himmel.

Und trotzdem war einer von ihnen nicht ganz befriedigt, und zwar Pencroff; es schien, als ob die Kiste gerade etwas nicht enthielte, auf das er sehnsüchtig harrte, und je mehr Gegenstände aus ihr hervorkamen, desto mehr verloren seine Hurras an Feuer, bis er zuletzt, als die Inventur beendet war, nur die Worte murmelte:

»Das ist alles ganz gut und schön, aber, gebt acht, für mich findet sich nichts in der Kiste!«

Nab veranlaßten diese Worte zu der Frage:

»Heraus mit der Sprache, Freund Pencroff, was erwartetest du wohl?«

»Nun ein halbes Pfund Tabak, und mein Glück wäre vollkommen gewesen!« Jeder mußte bei diesem Stoßseufzer des armen Seemanns lachen.

Die Auffindung dieses Strandguts legte es aber beson-

ders nahe, daß jetzt oder nie eine genaue Durchforschung der Insel vorgenommen werden mußte. Man kam also überein, sich mit Anbruch des folgenden Tages auf den Weg zu begeben und die Mercy hinaufzufahren, um bis nach der Westküste vorzudringen. Befanden sich wirkliche Schiffbrüchige an diesem Punkt der Küste, so lag die Befürchtung nahe, daß sie ohne alle Hilfsmittel sein und Unterstützung recht dringend benötigen konnten. Im Laufe des Tages wurden die verschiedenen Gegenstände ins Granithaus gebracht und im großen Saal methodisch geordnet.

Dieser 29. Oktober war gerade ein Sonntag, und so bat Harbert den Ingenieur, bevor man sich zur Ruhe legte, eine Stelle aus dem Evangelium vorzulesen.

»Recht gern«, erklärte Cyrus Smith.

Er nahm die Heilige Schrift zur Hand und wollte schon darin nachschlagen, als ihn Pencroff aufhielt und sagte:

»Mr. Cyrus, ich bin abergläubisch. Schlagen Sie eine ganz beliebige Seite auf und lesen den ersten Vers, der Ihnen in die Augen fällt. Wir wollen doch sehen, ob er auf unsere Lage paßt.«

Cyrus Smith lächelte zu diesem Wunsch des Seemanns, hatte aber keine Ursache, ihn abzuschlagen, und öffnete das Evangelium gerade an einer Stelle, wo ein Buchzeichen zwischen den Zeilen lag.

Sofort bemerkte er ein rotes Kreuz, das vor dem 8. Vers des 7. Kapitels im Evangelium Matthäi gezeichnet war.

Er las den Vers vor:

»Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden!«

3. KAPITEL

Die Abfahrt. – Flußaufwärts. – Ulmen und Nesselbäume. – Verschiedene Pflanzen. – Der Jacamar. – Der Anblick des Waldes. – Die Rieseneukalypten. – Warum man sie »Fieberbäume« nennt. – Affengesellschaften. – Der Wasserfall. – Das Nachtlager.

Am folgenden Tag, dem 30. Oktober, war alles zu der geplanten und durch die Ereignisse der letzten Tage so dringlich gewordenen Expedition bereit. Die Verhältnisse aber hatten sich in der Art verändert, daß die Ansiedler der Insel Lincoln jetzt viel weniger selbst Unterstützung brauchten, als vielmehr anderen solche gewähren konnten.

Man kam also überein, die Mercy so weit wie möglich stromaufwärts zu fahren. So wurde es möglich, einen großen Teil des Weges fast ohne Anstrengung zurückzulegen, auch konnten dabei Proviant und Waffen bis zu einem weit vorgeschobenen Punkt im Westen der Insel geschafft werden.

Man mußte bei diesem Ausflug nicht nur an die mitzuführenden Gegenstände, sondern auch an solche denken, die der Zufall ihnen in die Hände spielen und deren Mitnahme wünschenswert erscheinen könnte. Hatte an der Küste ein Schiffbruch stattgefunden, worauf ja alle Anzei-

chen hindeuteten, so fanden sich gewiß auch eine Menge herrenloser, als gute Prise zu betrachtender Wertsachen.

Mit Rücksicht hierauf wäre freilich der Wagen erwünschter gewesen als das schwache Boot; doch der schwerfällige, ungelenke Wagen verlangte eine Zugkraft, ein Umstand, der von seiner Benutzung absehen und Pencroff sein aufrichtiges Bedauern aussprechen ließ, daß die Kiste außer seinem begehrten »halben Pfund Tabak« nicht auch – ein Paar kräftige New-Jersey-Hengste enthalten habe, die der Kolonie so nützlich gewesen wären.

Der von Nab schon eingeschiffte Proviant bestand aus konserviertem Fleisch, einigen Gallonen Bier und einer Art Likör, – genug für 3 Tage, das heißt für den längsten Zeitraum, den Cyrus Smith für die Expedition vorgesehen hatte. Übrigens rechnete man damit, sich unterwegs gelegentlich frisch zu verproviantieren, weshalb auch Nab den kleinen tragbaren Ofen nicht vergaß.

An Werkzeugen versahen sich die Kolonisten mit zwei Holzfälleräxten, um im Notfall durch den dichten Wald Bahn zu brechen, und an Instrumenten mit dem Fernrohr und dem Taschenkompaß.

Ferner entschied man sich für die zwei Feuersteingewehre, die deshalb vorgezogen wurden, weil sie keine Zündhütchen benötigten, mit denen man sparsam umgehen wollte. Nur zur Aushilfe wurde ein Karabiner nebst Patronen mitgeführt. Von dem Pulver, jenem Vorrat von etwa 50 Pfund in beiden Tönnchen, mußte wohl eine gewisse Menge entnommen werden, der Ingenieur behielt aber im-

mer für später die Herstellung einer explosiven Substanz im Auge, um es zu schonen. Zu den Feuerwaffen gesellten sich endlich die fünf Seitengewehre in tüchtigen Lederscheiden, und bei dieser Ausrüstung durften sich die Kolonisten wohl mit einiger Aussicht, sich aus jeder Lage helfen zu können, in die ausgedehnten Wälder hineinwagen.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß Pencroff, Harbert und Nab sich auf dem Gipfel ihrer Wünsche fühlten, obwohl Cyrus Smith ihnen das Versprechen abnahm, keinen Schuß ohne Not abzufeuern.

Um 6 Uhr morgens stach die Piroge ins Meer. Alle, selbst Top inbegriffen, hatten sich eingeschifft und steuerten zur Mündung der Mercy.

Erst seit einer halben Stunde stieg das Wasser. Noch währte die Flut also mehrere Stunden, und diese mußte man nutzen, da die spätere Ebbe das Aufwärtsfahren im Fluß sehr erschwert hätte. Die Flut stieg hoch, denn in 3 Tagen sollte Vollmond sein, und die Piroge, die es nur mitten in der Strömung zu halten galt, glitt schnell zwischen den hohen Uferwänden dahin, ohne daß die Anwendung der Ruder nötig war.

Nach wenigen Minuten erreichte man die Biegung der Mercy, und zwar genau die Stelle, an der Pencroff vor 7 Monaten seine erste Holzladung zusammengetragen hatte. Hinter dieser ziemlich scharfen Biegung verlief der Fluß in sanftem Bogen nach Südwesten und wand sich im Schatten großer, immergrüner Koniferen dahin.

Die Ufer der Mercy boten einen bezaubernden Anblick.

Cyrus Smith und seine Begleiter konnten die entzückenden Effekte gar nicht genug bewundern, welche die Natur durch Baumwuchs und Wasser so leicht hervorbringt. Je weiter sie kamen, desto mannigfaltiger wurden die Baumarten. Das rechte Ufer des Flusses bekränzten herrliche Ulmen, die man wegen der Ausdauer ihres Holzes im Wasser mit Vorliebe zu Bauzwecken verwendet. Neben diesen grünten zahlreiche Gruppen von Nessel-(Bohnen-, auch Zirbel-)Bäumen, deren Fruchtkerne ein sehr brauchbares Öl liefern. Ferner entdeckte Harbert einige Lardizabaleen, aus deren biegsamen Zweigen man durch Einweichen in Wasser ausgezeichnetes Tauwerk fertigt, und endlich einige Ebenholzbäume von schöner, schwarzer Farbe und mit wunderlichen Adern geziert.

Von Zeit zu Zeit hielt das Kanu an geeigneten Stellen an, um zu landen. Dann suchten Gedeon Spilett, Harbert und Pencroff, die Gewehre schußbereit und Top voran, die Umgebung des Ufers ab. Vom Wild gar nicht zu reden, lag doch die Möglichkeit vor, irgendeine nützliche Pflanze zu finden. Der junge Naturforscher wurde auch nach Wunsch bedient, denn es glückte ihm zum Beispiel, eine Art wilden Spinats aus der Familie der Chenopodien aufzufinden; dazu zahlreiche Kruziferenspezies, unter anderem Kohlarten, die durch Umpflanzung wahrscheinlich »zivilisiert« werden konnten, wie zum Beispiel Kresse, Rettiche, Rüben, und endlich eine Pflanze mit feinbehaartem, mehrteiligem Blatt von etwa einem Meter Höhe, die eine Art bräunlicher Körnchen trug.

»Kennst du diese Pflanze?« fragte Harbert den Seemann.

»Tabak!« fuhr der Seemann freudig auf, der sein Lieblingsgewächs wahrscheinlich noch nirgends anders als in seiner Pfeife gesehen hatte.

»Fehlgeschossen, Pencroff!« erwiderte Harbert, »das ist kein Tabak, sondern eine Senfstaude.«

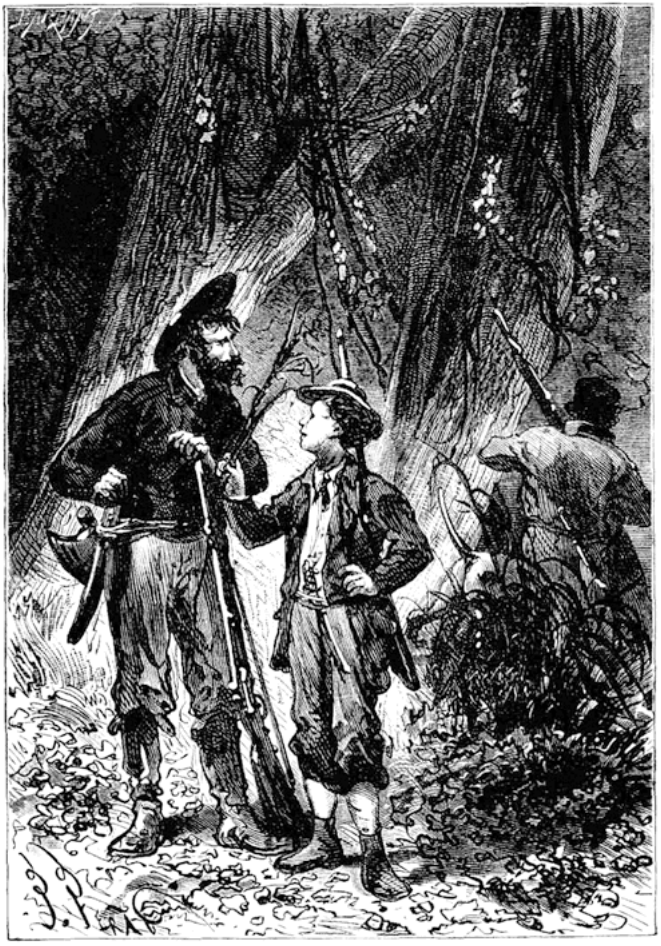
»Ach, laß mich mit dem Senf in Ruh'«, sagte abwehrend der Seemann; »aber wenn dir eine Tabakspflanze begegnet, nicht wahr, mein Junge, das sagst du mir!«

»Wird auch noch einmal gefunden werden«, tröstete Gedeon Spilett.

»Richtig!« jubelte Pencroff, »und von dem herrlichen Tag an wird es unserer Insel an nichts mehr fehlen!«

Die verschiedenen, sorgfältig mit den Wurzeln ausgehobenen Pflanzen wurden nach der Piroge geschafft, welche Cyrus Smith, der unausgesetzt seinen Gedanken nachhing, überhaupt nie verlassen hatte.

Der Reporter, Harbert und Pencroff gingen wiederholt an Land, einmal an das rechte, dann an das linke Ufer. Dieses war weniger steil, aber jenes mehr bewaldet. Der Ingenieur erkannte durch den Taschenkompaß, daß die Richtung des Flusses von seinem ersten Winkel aus deutlich Südwest-Nordost und fast 3 Meilen weit in ganz gerader Linie verlief. Da sich die Mercy indes nach den Vorbergen des Franklin-Vulkans, von dem ihre Quellen gespeist wurden, wenden mußte, so durfte man auch auf eine Änderung dieser Richtung hoffen.



Bei einer solchen kurzen Abschweifung gelang es Gedeon Spilett, ein Paar Hühnervögel lebend einzufangen. Sie hatten einen langen, schlanken Schnabel, dünnen Hals und kurze Flügel, ohne Andeutung eines Schwanzes. Harbert bezeichnete sie mit Recht als sogenannte »Tinamus«, und man beschloß, sie als erste Bewohner des zukünftigen Geflügelhofs mitzunehmen.

Bis hierher hatten die Flinten noch kein Wort mitgesprochen, und der erste Schuß, der donnernd durch die Wälder des Fernen Westens krachte, galt einem schönen Vogel, dessen Erscheinung der eines Taucherkönigs auffallend ähnelte.

»Ich erkenne ihn wieder!« rief Pencroff, der jenen Schuß fast gegen seinen Willen abgefeuert hatte.

»Wen erkennen Sie?« fragte der Reporter.

»Den Vogel, der uns bei unserem ersten Ausflug entwischte und nach dem wir damals dem ganzen Wald den Namen gaben.«

»Ein Jacamar!« rief Harbert freudig.

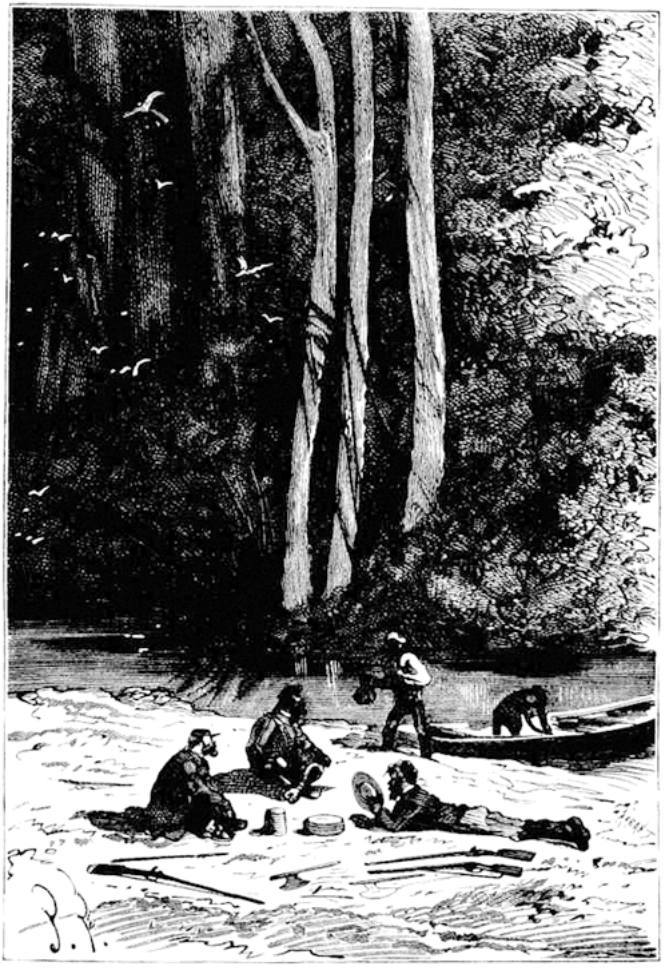
Wirklich lag ein Jacamar, ein schöner Vogel, dessen starkes Gefieder in metallischem Glanz spielte, von einigen Schrotkörnern zu Boden gestreckt, vor ihnen, den Top zum Kanu hintrug. Bald apportierte er auch etwa ein Dutzend »Turaco-Loris« (das sind Kuckuckspapageien), eine Art Klettervögel von Taubengröße, mit schönem grünen Gefieder, einem karmoisinroten Streifen längs der Flügel und einer aufrecht stehenden Federhaube mit weißem Rand. Der junge Mann, dem die Ehre der Erlegung dieser Beute zufiel,

zeigte sich nicht wenig stolz darüber. Die Loris lieferten übrigens auch ein dem Jacamar weit vorzuziehendes Fleisch, denn das des letzteren ist etwas zäh. Nichtsdestoweniger hätte niemand Pencroff überzeugen können, daß er nicht den König der eßbaren Vogelwelt getötet habe.

Gegen 10 Uhr morgens erreichte die Piroge eine zweite Biegung der Mercy, etwa 5 Meilen von ihrer Mündung. An dieser Stelle machte man unter dem Blätterdach großer und schöner Bäume einen halbstündigen Halt, um zu frühstücken.

Noch immer maß der Fluß bei 5 bis 6 Fuß Tiefe wohl 60 bis 70 Fuß in der Breite. Der Ingenieur hatte beobachtet, daß zahlreiche Zuflüsse, doch immer nur unbefahrbare Wildbäche, seine Wassermenge vergrößerten. Der Wald selbst, im ersten Teil als Jacamarwald, dann als der des Fernen Westens, erstreckte sich ohne sichtbare Grenze weiter. Nirgends, weder im Hochwald, noch an den Ufern der Mercy fand man die Spur eines Menschen. Offenbar hatte weder jemals die Axt des Holzhauers diese Bäume verwundet, noch das Messer eines Pioniers die von einem Stamm zum andern verlaufenden Lianen zwischen dem langen buschigen Graswuchs durchschnitten. Befanden sich also Schiffbrüchige auf der Insel, dann konnten sie das Uferland noch nicht verlassen haben, und auf jeden Fall waren in diesem dichten Pflanzenlabyrinth keine Überlebenden jenes vorausgesetzten Unglücksfalls zu suchen.

Der Ingenieur zeigte deshalb immer eine gewisse Eile, die seiner Schätzung nach 5 Meilen entfernte Westküste der



Insel Lincoln zu erreichen. Man setzte also die Wasserfahrt fort, und obwohl die Richtung der Mercy tatsächlich nicht zum Uferland, sondern zum Franklin-Berg führte, sollte die Piroge doch so lange benutzt werden, wie sie genügend Fahrwasser hatte. Außer an Anstrengung ersparte man hierdurch auch Zeit, denn durch den dichten Wald konnte ein Pfad nur mit der Axt in der Hand gebrochen werden.

Bald ging freilich die Unterstützung der Flut ganz verloren, ob nun die Ebbe wieder eintrat – und der Zeit nach konnte das wohl der Fall sein – oder jene nicht bis auf diese Entfernung von der Mündung der Mercy landeinwärts fühlbar war, jedenfalls mußte man zu den Rudern greifen. Nab und Harbert nahmen auf der Ruderbank Platz, Pencroff handhabte den Bootsriemen, und so fuhr man weiter stromauf.

Endlich schien sich der Wald nach der Seite des Fernen Westens hin zu lichten; die Bäume standen dort weniger dicht, ja, manchmal sogar vereinzelt. Doch bei den größeren Lücken gediehen sie auch besser und boten wirklich einen prächtigen Anblick. Welch herrliche Muster der Waldflora dieser Breite zeigten sich da! Einem Botaniker vom Fach hätten diese gewiß allein schon genügt, den Breitengrad der Insel Lincoln zu bestimmen.

»Da, Eukalypten!« rief Harbert.

Es waren in der Tat jene stolzen Bäume, die letzten Riesen der außertropischen Zone, Verwandte der Eukalypten in Australien und Neuseeland, die beide in derselben Breite wie die Insel Lincoln liegen. Einige von ihnen erho-

ben sich wohl bis auf 200 Fuß. Ihr Stamm maß am unteren Teil 20 Fuß Umfang, während die Rinde, über die netzförmige Streifen eines wohlriechenden Harzes verliefen, wohl 5 Zoll dick war. Nichts Prächtigeres, aber auch nichts Sonderbareres, als diese Riesenproben aus der Familie der Myrtazeen, deren Blätterwerk dem Licht die scharfe Kante zukehrt und auf diese Weise die Sonnenstrahlen bis auf den Boden dringen läßt.

Am Fuß der Eukalypten bedeckte saftiges Gras die Erde, und aus den Büschen flatterten ganze Schwärme kleiner Vögel, die in der Sonne wie fliegende Karfunkel blitzten.

»Das sind doch Bäume!« rief Nab aus; »aber haben sie auch einen Nutzen?«

»Pah!« erwiderte Pencroff, »mit den pflanzlichen Riesen ist es ebenso, wie mit den menschlichen: sie können sich auf den Jahrmärkten sehen lassen.«

»Da möchten Sie sich wohl täuschen, Pencroff«, belehrte ihn Gedeon Spilett, »insofern man das Holz der Eukalypten in der Kunsttischlerei jetzt vielfach verwendet. Auch gehören diese Bäume zu einer Familie, die sehr nutzbringende Mitglieder zählt: zum Beispiel der Indische Birnbaum, der Gewürznägelein- und der Granatbaum, jeder mit verwendbaren Früchten, die ›Eugenia cauliflora‹, aus der man einen recht angenehmen Wein erzeugt; die ›Ugni‹-Myrthe, die einen sehr beliebten Likör liefert; die ›Caryophyllus‹-Myrthe, aus deren Rinde man eine geschätzte Zimtsorte gewinnt; ferner die ›Eugenia pimenta‹, die Mutterpflanze des Jamaikapfeffers; die gemeine Myrthe, deren Beeren den Pfeffer

ersetzen können; die ›Eucalyptus robusta‹, die ein ausgezeichnetes Manna trägt; die ›Eucalyptus Gunei‹, aus deren Saft durch Gärung ein dem Bier sehr ähnliches Getränk bereitet wird; endlich gehören alle jene unter dem Namen ›Lebensbäume‹ bekannten Pflanzen zu dieser Familie der Myrtazeen, die in 46 Gattungen 1.300 Arten zählt!«

Man ließ den jungen Mann gewähren, der seine botanische Vorlesung mit Feuereifer abhielt. Cyrus Smith hörte ihm lächelnd, Pencroff mit einem unübersetzbaren Gefühl von Stolz aufmerksam zu.

»Sehr schön, Harbert«, begann der Seemann, »aber ich möchte darauf schwören, daß all die Nutzpflanzen, die da erwähnt wurden, nicht solche Riesen sind, wie diese hier.«

»Das ist freilich wahr, Pencroff«.

»Also unterstützt es auch meine Behauptung«, fuhr jener fort, »daß die Riesen eben zu nichts nütze sind.«

»Fehlgeschossen, Pencroff«, fiel da der Ingenieur ein, »gerade diese gigantischen Eukalypten über uns sind doch zu etwas gut.«

»Und wozu denn?«

»Das Land, in dem sie wurzeln, gesünder zu machen. Ist Ihnen bekannt, wie man sie in Australien und Neuseeland nennt?«

»Nein, Mr. Cyrus.«

»Man nennt sie dort ›Fieberbäume‹«.

»Weil sie diese Krankheit erzeugen?«

»Nein, weil sie sie unterdrücken.«

»Gut, das werde ich notieren«, ließ sich der Reporter vernehmen.

»Tun Sie es, lieber Spilett, denn es scheint erwiesen, daß die Anpflanzung von Eukalypten allerlei Sumpfmiasmen zu neutralisieren vermag. Diese Schutzmaßnahme wurde in verschiedenen Landstrichen des mittägigen Europa und des nördlichen Afrika, wo ein sehr ungesunder Boden war, versucht, und allmählich besserten sich darauf die Sanitätsverhältnisse der Einwohner. Wechselfieber verschwanden gänzlich aus den mit Myrtazeen bestandenen Gegenden. Die Tatsache steht jetzt zweifellos fest, gewiß ein glücklicher Umstand für uns Kolonisten dieser Insel.«

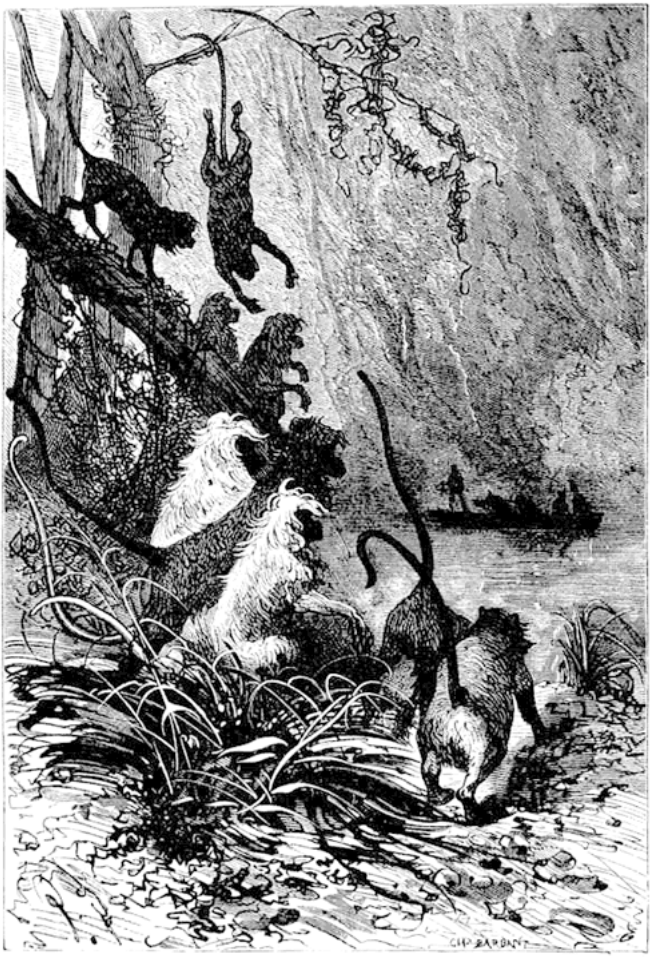
»Oh, welche Insel, welch gesegnetes Land!« rief Pencroff. »Ich sage euch, es fehlt ihm nichts … außer etwa …«

»Das wird sich auch noch finden, Pencroff«, tröstete ihn der Ingenieur; »doch jetzt wollen wir wieder aufbrechen und so weit fahren, wie der Fluß unsere Piroge noch trägt.«

Die Gesellschaft schiffte nun mindestens noch 2 Meilen weit durch eine mit Eukalypten bedeckte Gegend, in der jene Bäume alles Gehölz dieses Teils der Insel hoch überragten. Der von ihnen eingenommene Raum erstreckte sich über Sehweite an beiden Ufern der Mercy hinaus, deren in vielen Windungen verlaufendes Bett zwischen den üppig grünen Gestaden ausgehöhlt war. Von Zeit zu Zeit erfüllten es jetzt aber hohe Wasserpflanzen oder unterbrachen scharfkantige Felsen den Wasserspiegel, welche Hindernisse die Schiffahrt nicht wenig erschwerten. Oft mußte man die Ruder einziehen, und Pencroff stieß das Boot mit

einer Stange weiter. Auch erhob sich der Boden allmählich und man fühlte, daß das Boot wegen nicht ausreichender Wassertiefe bald zu verlassen sein werde. Schon neigte sich die Sonne dem Horizont zu und warf die langgestreckten Schatten der Bäume auf die Erde. Da Cyrus Smith die Überzeugung gewann, daß er im Laufe dieses Tages die westliche Küste nicht zu erreichen imstande sei, so beschloß er, an derselben Stelle zu übernachten, an der das Boot der mangelnden Wassertiefe halber zurückgelassen werden mußte. Er veranschlagte die Entfernung bis zur Küste auf 5 bis 6 Meilen und auf jeden Fall als zu groß, um zu dem Versuch, sie während der Nacht durch den unbekannten Wald zurückzulegen, zu ermuntern.

Die Piroge glitt also quer durch den Wald weiter, der wieder dichter zu werden begann und auch bevölkerter erschien, denn wenn des Seemanns Augen nicht trügten, sah dieser eine Menge Affen in dem umgebenden Gezweig klettern. Dann und wann saßen wohl auch einige von ihnen unfern vom Kanu still und gafften die Kolonisten verwundert, aber ohne Zeichen des Erschreckens an, so als wenn sie, die zum ersten Mal Menschen sahen, diese noch nicht fürchten gelernt hätten. So leicht es gewesen wäre, einige von ihnen durch Flintenschüsse zu erlegen, so widersetzte sich Cyrus Smith doch solch nutzlosem Blutvergießen, zu dem Pencroff nicht übel Lust zu haben schien. Dieses Verhalten gebot auch die einfache Klugheit, da jene kräftigen und gewandten Affen wohl recht beachtenswerte Gegner



sein konnten, die man besser nicht durch einen so unzeitgemäßen Angriff reizte.

Zur Erklärung für Pencroffs Absicht diene, daß jener den Affen nur wegen seiner Eßbarkeit ins Auge faßte, und diese pflanzenfressenden Tiere liefern in der Tat ein ganz ausgezeichnets Wildbret; bei dem hinreichenden Vorrat an Lebensmitteln empfahl es sich jedoch, die Munition nicht zwecklos zu vergeuden.

Gegen 4 Uhr wurde die Befahrung der Mercy aus den schon erwähnten Gründen sehr schwierig. Die Uferwände stiegen mehr und mehr an, und schon zwängte sich das Bett zwischen die Ausläufer des Franklin-Bergs hinein. Ihre Quellen durften demnach nicht mehr fern sein, da sie aus aller Abhängen der Südseite des Vulkans gespeist wurden.

»Bevor eine Viertelstunde vergeht«, sagte der Seemann, »werden wir anzuhalten gezwungen sein.«

»Nun, so tun wir es eben, Pencroff, und richten uns für die Nacht ein Lager her.«

»Wie weit vom Granithaus entfernt mögen wir wohl sein?« fragte Harbert.

»Etwa 7 Meilen«, antwortete der Ingenieur, »doch unter Berücksichtigung aller Umwege, auf denen wir nach Nordwesten gelangt sind.«

»Und wollen wir jetzt noch weiter vordringen?« fragte der Reporter.

»Gewiß, solange es zu Wasser geht«, antwortete Cyrus Smith. »Morgen mit Tagesanbruch verlassen wir das Kanu, und legen die Entfernung, die uns von der Küste trennt, zu

Fuß, ich hoffe binnen 2 Stunden, zurück, so haben wir zur Untersuchung des Küstenstrichs ziemlich den ganzen Tag vor uns.«

»Also vorwärts!« mahnte Pencroff.

Sehr bald streifte die Piroge indes den kieseligen Grund des Flüßchens, das jetzt bis auf 20 Fuß Breite eingeengt war. Über seinem Bett wölbte sich ein dichtes grünes Dach und breitete ein angenehmes Halbdunkel darüber. Jetzt vernahm man auch deutlich das Brausen eines wenige hundert Schritte entfernten Wasserfalls, der die Wasserstraße mit einer natürlichen Schranke abschloß.

Hinter der nächsten Flußbiegung wurde die Kaskade auch zwischen den Bäumen sichtbar. Das Kanu stieß auf Grund und war sehr bald darauf an einem Baumstamm nah beim rechten Ufer befestigt.

Es mochte um die 5. Stunde sein. Die letzten Sonnenstrahlen drangen durch das dichte Gezweig und trafen schräg auf den rauschenden Fall, dessen feiner Wasserstaub in allen Regenbogenfarben spielte. Über dieser Stelle verschwand die Mercy vollkommen unter dem Gehölz, in dem sie aus irgendeiner verborgenen Quelle ihren Ursprung hatte. Die vielen Bäche, die ihr längs ihres Verlaufs zuströmten, gestalteten sie weiter abwärts zu einem recht ansehnlichen Fluß, während sie von hier weiter stromauf selbst nur noch einen klaren, seichten Bach darstellte.

Man lagerte sich an der wirklich reizenden Landungsstelle. Unter einer Gruppe breitkroniger Nesselbäume loderte ein Feuer auf; doch hätten Cyrus Smith und seine

Freunde im Notfall auch in den Ästen jener Bäume für die Nacht eine Zuflucht finden können.

Das Abendbrot wurde rasch verzehrt, da jeder Hunger verspürte und Schlaf brauchte. Doch da sich mit dem sinkenden Tag verschiedene verdächtige Laute hören ließen, zog man es vor, ein Feuer zu unterhalten, um sich durch dessen blendende Flammen sicher zu schützen. Nab und Pencroff übernahmen abwechselnd die Wache, und sparten das Brennmaterial nicht. Vielleicht täuschten sie sich nicht, als sie im Wald, auf der Erde wie in den Ästen, die Schatten einiger Tiere sie umschleichen zu sehen glaubten; doch verlief die Nacht ohne Störung, und am folgenden Tag, dem 31. Oktober, waren alle schon um 5 Uhr morgens zum Aufbruch bereit.

4. KAPITEL

Auf dem Weg nach der Küste. – Einige Gruppen Vierhänder. – Ein neuer Wasserlauf. – Warum die Flut sich nicht bemerkbar macht. – Ein Wald als Strand. – Das Schlangenvorgebirge. – Gedon Spilett erregt Norberts Neid. – Das Knattern der Bambus.

Um 6 Uhr morgens, gleich nach dem ersten Frühstück, begaben sich die Kolonisten auf den Weg, um die Westküste der Insel in direktester Richtung aufzusuchen. In welcher Zeit durften sie sie wohl zu erreichen hoffen? Cyrus Smith hatte von 2 Stunden gesprochen, aber das hing offenbar von der Natur der etwa entgegenstehenden Hindernisse ab. Die-

ser Teil des Fernen Westens war dicht mit Bäumen und Unterholz bestanden und bildete eine Waldung aus den verschiedensten Baumarten. Wahrscheinlich mußte man sich erst mit der Axt in der Hand einen Pfad durch diese Sträucher, Schilfgräser und Lianen brechen und immer das Gewehr bereithalten, wenn man dem in der Nacht gehörten Gebrüll wilder Tiere Rechnung tragen wollte.

Die Stelle des Nachtlagers konnte durch die Lage des Franklin-Bergs genau bestimmt werden, und da sich der Vulkan mindestens 3 Meilen entfernt im Norden erhob, brauchte man nur in gerader Richtung nach Südwesten zu wandern, um auf die Westküste zu treffen.

Nach sorgsamer Prüfung der Befestigung des Kanus brach man auf. Pencroff und Nab trugen den Proviant zur Versorgung der kleinen Gesellschaft während zweier Tage. Es ging jetzt nicht darum, zu jagen, und der Ingenieur empfahl seinen Begleitern sogar, ihre Anwesenheit auf dem Küstengebiet durch keine unzeitige Detonation zu verraten.

Ein wenig oberhalb des Wasserfalls kam die Axt bei der Durchbrechung dichter Mastixgebüsche zum ersten Mal zur Verwendung, wobei Cyrus Smith, den Kompaß in der Hand, die Richtung des Weges angab.

Der Wald bestand in der Hauptsache aus Baumarten, denen man schon in der Umgebung des Sees und des Granithauses begegnet war, nämlich Deodars, Douglas, Kasuarinen, Gummibäume, Eukalypten, Drachenbäume, Hibiskus, Zedern und andere Gattungen von mittelmäßiger Entwicklung, da ihr dichter Schatten dieser hinderlich gewesen zu

sein schien. Auf diesem Weg, den sie sich fast Schritt für Schritt erst bahnen mußten, kamen die Kolonisten natürlich nur sehr langsam voran. Nach Ansicht des Ingenieurs sollte er sie irgendwo mit dem Roten Fluß zusammenführen.

Von ihrem Aufbruch ab folgten die Kolonisten den tiefen Abhängen, die das orographische System der Insel bildeten, auf einem sehr trockenen Boden, dessen üppige Vegetation indessen entweder ein Netz von Wasseradern im Boden selbst, oder die Nähe eines ernährenden Bachs vermuten ließ. Doch erinnerte sich Cyrus Smith seit der Exkursion nach dem Krater keines anderen Wasserlaufs, als des Roten Flusses und der Mercy.

In den ersten Stunden traf man wiederholt auf Affenbanden, die über den ihnen neuen Anblick eines Menschen äußerst erstaunt schienen. Gedeon Spilett warf scherzend die Frage auf, ob die gewandten und kräftigen Vierhänder ihn und seine Begleiter nicht etwa für aus der Art geschlagene Stammverwandte ansehen möchten. In Wahrheit machten die einfachen Fußgänger, deren Schritte durch Büsche gehemmt, durch Lianen aufgehalten und durch Baumstämme verlangsamt wurden, keinen besonderen Eindruck gegenüber jenen gelenkigen Tieren, die von Zweig zu Zweig hüpfend, kein Hindernis kannten. Die Affen tummelten sich in zahlreichen Scharen umher, verrieten aber glücklicherweise keinerlei feindliche Absichten.

Auch einzelne Eber, ferner Agutis, Känguruhs und an-

dere Nager, sowie zwei oder drei Kulas, die Pencroff gern mit einer Bleiladung begrüßt hätte, kamen zu Gesicht.

»Indessen«, sagte er, »die Jagd ist noch nicht aufgegangen. Jetzt springt noch umher, ihr Freunde, und flattert in Frieden. Bei der Rückkehr werden wir zwei Worte mit euch reden!«

Um 9 Uhr 30 morgens wurde der direkt nach Südwesten führende Weg plötzlich durch einen bis dahin unbekannten Wasserlauf unterbrochen, der bei 30 bis 40 Fuß Breite eine lebhafte Strömung zeigte. Sein Bett erwies sich nämlich als ziemlich abschüssig, und polternd brach sich das Wasser an vielfach darin verstreuten Felsstücken. Dieser Creek war tief und klar, aber vollkommen unschiffbar.

»Da sind wir abgeschnitten!« rief Nab.

»O nein«, meinte Harbert, »das ist ja nur ein Bach, den wir recht gut durchschwimmen könnten.«

»Wozu aber?« antwortete Cyrus Smith. »Offenbar eilt dieses Wasser zum Meer; wenn wir uns auf dem linken Ufer halten und ihm folgen, sollte es mich sehr wundern, wenn wir nicht in kürzester Zeit an der Küste ankämen. Vorwärts!«

»Einen Augenblick«, fiel der Reporter ein. »Der Name dieses Flusses? Wir wollen unsere Geographie nicht unvollständig lassen.«

»Richtig!« stimmte Pencroff bei.

»Tauf du ihn, mein Sohn«, wandte der Ingenieur sich an den jungen Mann.

»Sollten wir damit nicht lieber warten, bis wir seine Mündung kennengelernt haben?« bemerkte Harbert.

»Es sei«, antwortete Cyrus Smith, »gehen wir ihm also ohne Aufenthalt nach.«

»Noch einen Augenblick«, bat Pencroff.

»Was haben Sie?« fragte der Reporter.

»Wenn auch die Jagd noch untersagt ist, könnte doch wohl der Fischfang gestattet sein«, sagte der Seemann.

»Wir haben keine Zeit zu verlieren«, erwiderte der Ingenieur.«

»Nur 5 Minuten«, bat Pencroff, »nur im Interesse unseres Frühstücks ersuche ich um 5 Minuten Frist!«

Pencroff streckte sich auf dem Ufer aus, tauchte seine Arme in das lebendige Wasser und warf bald einige Dutzend hübsche kleine Krebse heraus, von denen es zwischen dem Gestein wimmelte.

»Das macht sich gut!« rief Nab, der den Seemann zu unterstützen kam.

»Wie ich sagte, auf dieser Insel gibt es außer Tabak eben alles!« murmelte Pencroff mit einem leisen Seufzer.«

Es bedurfte keiner 5 Minuten, um einen erstaunlich reichen Fischzug zu tun, denn in dem Creek gab es einen wahren Überfluß an Krebsen.

Mit diesen Krustazeen, deren Rückenschild eine kobaltblaue Farbe zeigte, und die einen kleinen zahnförmigen Fortsatz am Kopf hatten, füllte man einen ganzen Sack, und nahm dann den Weg wieder auf.

Seitdem sie dem Ufer dieses ihnen neuen Gewässers folg-

ten, kamen die Kolonisten leichter und schneller vorwärts. Auch dieser Boden verriet keine Spuren des Menschen. Von Zeit zu Zeit begegnete man wohl einigen Fußspuren größerer Tiere, die an diesem Bach ihren Durst zu löschen gewohnt sein mochten, aber nichts weiter; in diesem Teil des fernen Westens war jener Pekari also wahrscheinlich nicht von dem Schrotkörnchen getroffen worden, das Pencroff einen Backzahn kostete.

Unter Berücksichtigung der zum Meer eilenden raschen Strömung gelangte Cyrus Smith zu der Überzeugung, daß seine Gefährten und er viel weiter von der Küste entfernt sein mußten, als sie geglaubt hatten. Zur selben Stunde stieg die Flut und hätte den Lauf des Creek hemmen müssen, wenn seine Mündung nur einige Meilen von hier entfernt lag. Hiervon wurde aber nichts beobachtet; das Wasser folgte vielmehr wie gewöhnlich der natürlichen Neigung seines Bettes. Verwundert zog der Ingenieur wiederholt die Bussole zu Rate, um sich zu überzeugen, daß sie nicht irgendeine unmerkliche Biegung des Flüßchens wieder nach dem Innern des fernen Westens zurückführte.

Der Creek verbreiterte sich allmählich und seine Wellen flossen ruhiger. An beiden Ufern standen die Bäume gleich dicht, so daß sie nur eine sehr beschränkte Aussicht erlaubten; unzweifelhaft waren diese Waldgebiete aber ohne alle Bewohner, denn Top bellte nicht, während das intelligente Tier doch gewiß die Gegenwart alles Außergewöhnlichen in der Nähe des Wassers signalisiert hätte.

Um 10 Uhr 30 blieb Harbert, der den übrigen etwas vor-

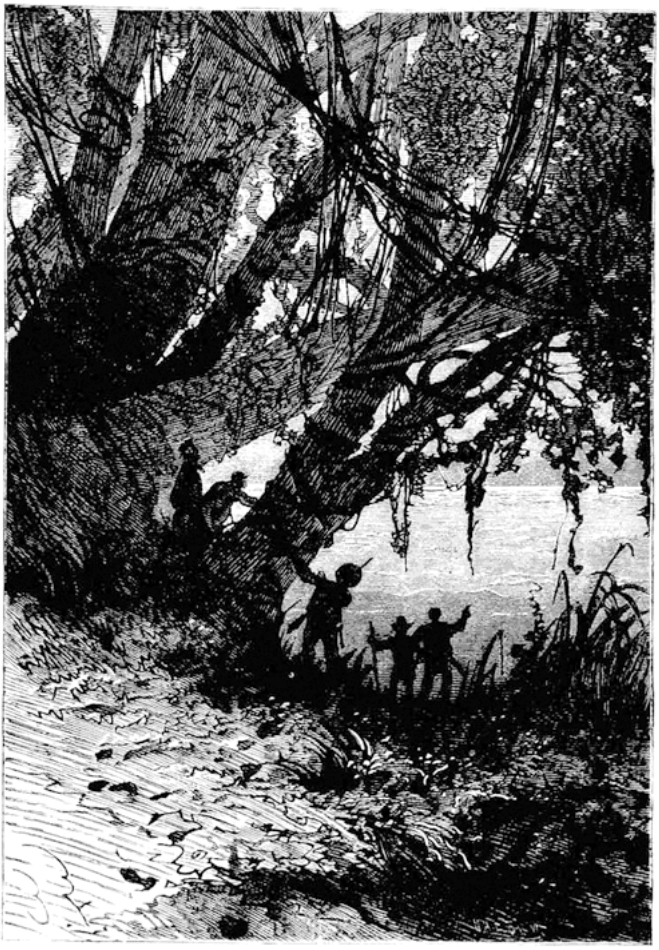
aus war, zur größten Verwunderung Cyrus Smiths plötzlich stehen und rief:

»Das Meer!«

Wenige Augenblicke darauf erreichten die Kolonisten den Saum des Waldes, von dem aus sich das Meer unter ihren Augen ausbreitete.

Welch ein Unterschied aber zwischen dieser Küste und der östlichen, auf die der Zufall sie einst geworfen hatte! Hier strebte keine Granitwand empor, keine Riffe ragten aus dem Meer, nicht einmal ein sandiger Strand war zu sehen. Der Wald selbst bildete das Ufer, seine äußerste Baumreihe wurde von den Wellen bespült und neigte sich da und dort über sie. Das war kein Uferland, wie es die Natur zu bilden liebt, indem sie entweder weite sandige Flächen ausbreitet oder einen Felsenwall aufhäuft, sondern eine aus den schönsten Bäumen bestehende Grenze. Das steile Gestade lag so hoch, daß es auch die Springfluten nicht erreichen konnten, und auf diesem üppigen Boden, der einer granitenen Unterlage auflag, schienen die prächtigsten Waldbäume ebenso fest gewurzelt zu stehen, wie im Innern der Insel.

Die Kolonisten befanden sich jetzt an einer kleinen, unbedeutenden Bucht, die kaum zwei bis drei Fischerbarken aufzunehmen imstande gewesen wäre, und dem neu entdeckten Fluß nur als Durchlaßöffnung diente; sonderbarerweise aber fiel dessen Wasser, statt wie gewöhnlich sanft ins Meer zu verlaufen, etwa 40 Fuß hoch steil hinab – eine genügende Erklärung dafür, daß die steigende Flut weiter oben im Creek nicht bemerkbar gewesen war.



Wirklich konnten die Gezeiten des Pazifiks, selbst bei Höchststand, nie das Niveau des Flusses erreichen, und Millionen Jahre mochten wohl noch verstreichen, bis das strömende Wasser jenes granitene Schleusentor ausnagen und sich einen praktikablen Ausweg schaffen konnte. Unter allgemeiner Zustimmung gab man dem Wasserlauf den Namen des »Kaskadenflusses« (Falls River).

Nach Norden hin setzte sich der Saum des Waldes etwa 2 Meilen fort; dann wurden die Bäume seltener, und darüber hinaus sehr pittoreske Höhenzüge sichtbar, die in gerader Linie von Norden nach Süden verliefen. Der ganze Küstenstrich zwischen dem Kaskadenfluß und dem Schlangenvorgebirge bestand dagegen nur aus einem prächtigen Wald mit gerade aufstrebenden oder geneigt stehenden Bäumen, deren Wurzeln die langen, flachen Meereswellen badeten. Nach dieser Seite zu sollte die Untersuchung der Küste unternommen werden, da sie allein etwaigen Schiffbrüchigen einige Zuflucht bieten konnte, was bei der dürren und wilden anderen Seite offenbar nicht der Fall war.

Das Wetter hielt sich schön und klar, und von einer hochliegenden Stelle aus, auf der Nab und Pencroff das Frühstück zurechtgemacht hatten, konnten die Blicke weit hinausschweifen. An der Linie des Horizonts vermochte man kein Segel zu entdecken, ebensowenig ein Schiff oder Trümmer eines solchen an der Küste, soweit sie vor ihnen lag. Der Ingenieur glaubte aber dann erst darüber Gewißheit erlangen zu können, wenn die ganze Küste bis zur Spitze der Halbinsel genau durchforscht wäre. Das Frühstück wurde schnell

beendet, und um 11 Uhr 30 gab Cyrus Smith das Signal zum Aufbruch. Statt dem Kamm eines steilen Gestades oder einem sandigen Strand zu folgen, mußten sich die Kolonisten jetzt immer unter dem Blätterdach der Bäume halten, um längs des Ufers hinzuziehen.

Die Entfernung zwischen der Mündung des Kaskadenflusses und dem Schlangenvorgebirge mochte an die 12 Meilen betragen. Auf einem gangbaren Strandweg hätten die Kolonisten sie binnen 4 Stunden zurücklegen können, unter den gegebenen Verhältnissen aber brauchten sie wohl die doppelte Zeit, denn Bäume, Sträucher und Lianen hielten sie fortwährend auf, und die nötigen Umwege verlängerten den Weg nicht wenig.

Übrigens deutete ganz und gar nichts auf einen vor kürzerer Zeit an dieser Küste stattgefundenen Schiffbruch hin. Freilich konnte das Meer, wie auch Gedeon Spilett bemerkte, alle seine Reste wieder hinausgespült haben, und daraus, daß man jetzt nichts fand, war noch nicht der Schluß zu ziehen, daß überhaupt kein Schiff an diese Seite der Insel Lincoln verschlagen worden sei. Gewiß hatte diese Anschauung des Reporters ihre volle Berechtigung, und zudem bestätigte der Vorfall mit dem Schrotkorn ganz unzweifelhaft, daß vor höchstens 3 Monaten ein Flintenschuß auf der Insel abgefeuert worden sein mußte.

Um 5 Uhr lag die Schlangenhalbinsel noch immer 2 Meilen von der Stelle entfernt, welche die Kolonisten erreicht hatten, und diese überzeugten sich, daß sie bei Fortsetzung ihres Weges bis zum Reptil-End an ihrer Lagerstätte am

Ufer der Mercy vor Sonnenuntergang nicht wieder anlangen konnten. Sie mußten sich also entschließen, am Vorgebirge selbst zu übernachten. Auf der waldigen Küste fehlte es nicht an Wild und Geflügel, da Vögel jeder Art, wie Jacamars, Kurukus, Tragopane, Tetras, Loris, Papageien, Kakadus, Fasane, Tauben und hundert andere ihre Nester fast auf jedem Baum angebracht hatten und scharenweise umherflatterten.

Gegen 7 Uhr abends kamen die Ansiedler endlich von Müdigkeit erschöpft am Reptil-End an, einem schlangenförmig gebildeten Ausläufer der Halbinsel. Hier endete der Wald und das Uferland nahm nach Süden zu den gewöhnlichen Charakter der Küste, mit Felsen, Klippen und Sandflächen, wieder an. Es war also möglich, daß sich ein verschlagenes Schiff an dieser Küste aufhielt; die hereinbrechende Nacht zwang aber, jede Untersuchung darüber bis zum folgenden Tag zu verschieben.

Pencroff und Harbert beeilten sich, einen zum Nachtlager geeigneten Ort ausfindig zu machen. Hier standen die letzten Bäume des Waldes des Fernen Westens, und mitten unter ihnen erkannte der junge Mann einige dichte Bambusgebüsche.

»Herrlich«, rief er aus, »das ist eine kostbare Entdeckung.«

»Eine kostbare?« fragte Pencroff erstaunt.

»Ohne Zweifel«, versetzte Harbert, »ich will gar nicht davon sprechen, Pencroff, daß die in dünne Streifchen zerschnittene Rinde dieser Pflanzen zur Anfertigung von Korb-

waren dient, noch davon, daß sie aufgeweicht und fein zerteilt den Grundstoff zum chinesischen Papier liefert; nicht, daß deren Stengel je nach Größe als Stöcke, Pfeifenrohre, Wasserleitungsröhren verwendet werden; daß die großen Bambus sehr leichtes und doch festes Baumaterial abgeben und niemals von Insekten zerstört werden. Ich hebe auch nicht besonders hervor, daß man durch Zerschneiden der Bambus unter Erhaltung der Scheidewände an ihren Knoten sehr haltbare und bequeme Gefäße gewinnt, die bei den Chinesen im täglichen Gebrauch sind – nein, das würde dich alles nicht befriedigen. Aber …«

»Aber …?«

»Aber, wenn es dir noch unbekannt ist, so vernimm, daß man diese Bambus in Indien statt Spargel ißt!«

»Spargelstangen von 30 Fuß Länge?« rief der Seemann. »Und sie wären auch schmackhaft?«

»Sie sind ganz vortrefflich«, erwiderte Harbert; »nur ißt man nicht die 30füßigen Stengel, sondern die jungen Triebe der Pflanze.«

»Herrlich, mein Junge, herrlich!« jubelte Pencroff.

»Dazu gehört noch, daß das Mark der frischen Triebe in Essig eingemacht ein delikates Gewürz abgibt.«

»Immer besser, Harbert.«

»Und endlich, daß diese Bambus zwischen ihren Knoten einen zuckerhaltigen Saft ausschwitzen, aus dem sich ein ausgezeichnetes Getränk herstellen läßt.«

»Ist das alles?« fragte der Seemann.

»Das ist alles!«

»Und rauchen läßt sich die Pflanze nicht?«

»Das leider nicht, mein armer Pencroff.«

Harbert und Pencroff brauchten nicht lange nach einem geeigneten Platz, um die Nacht zuzubringen, zu suchen. Die sehr zerklüfteten Uferfelsen, an die das Meer bei südwestlichem Wind heftig anbranden mochte, zeigten eine Menge Höhlungen, in denen man, geschützt gegen die Unbill der Witterung, schlafen konnte. Sowie die beiden aber in eine solche Höhle eindringen wollten, tönte ihnen ein erschreckendes Gebrüll entgegen.

»Zurück!« rief Pencroff, »wir haben nur eine Schrotladung im Lauf, und gegen Bestien, die so brüllen können, würde ein Salzkörnchen nicht viel ausrichten!«

Mit diesen Worten hatte der Seemann Harbert am Arm gefaßt und zog ihn nach einer gedeckten Stelle, als sich ein prächtiges, großes Tier am Eingang der Höhle zeigte.

Es war ein Jaguar von derselben Größe, wie seine Verwandten in Asien, das heißt, er maß von der Spitze des Kopfs bis zum Anfang des Schwanzes gut 5 Fuß. Sein gelbliches Fell hatte mehrere Reihen schwarzer Flecken, während die Behaarung des Bauchs von weißer Farbe war. Harbert erkannte in ihm leicht den wilden Rivalen des Tigers, der weit furchtbarer ist als der Cuguar, der Verwandte des gewöhnlichen Wolfs.

Fest um sich blickend, kam der Jaguar mit gesträubtem Haar und feurigen Augen hervor, so, als ob er dem Menschen nicht zum ersten Mal entgegen träte.

Eben kam der Reporter zwischen den mächtigen Fels-

stücken zum Vorschein, und Harbert, der glaubte, daß jener den Jaguar noch nicht wahrgenommen habe, wollte ihm schon entgegeneilen; Gedeon Spilett winkte ihm jedoch mit der Hand und ging vorsichtig weiter voran. Er stand nicht vor dem ersten Tiger, und erst als er nur noch 10 Schritte von dem Tier entfernt war, blieb er stehen und legte den Karabiner an, ohne daß ihm eine Muskel gezuckt hätte.

Der Jaguar kauerte sich zusammen, um sich auf den Jäger zu stürzen; aber in dem Moment, als er springen wollte, traf ihn eine wohlgezielte Kugel zwischen den Augen, die ihn tot niederstreckte.

Harbert und Pencroff eilten auf den Jaguar zu, Nab und Cyrus Smith liefen von der anderen Seite herbei, und alle betrachteten einige Minuten das auf dem Boden liegende Tier, dessen prächtiges Fell eine Zierde des großen Saals im Granithaus zu werden versprach.

»Oh, Mr. Spilett, wie ich Sie bewundere und beneide!« rief Harbert in einem Ausbruch seines natürlichen Enthusiasmus.

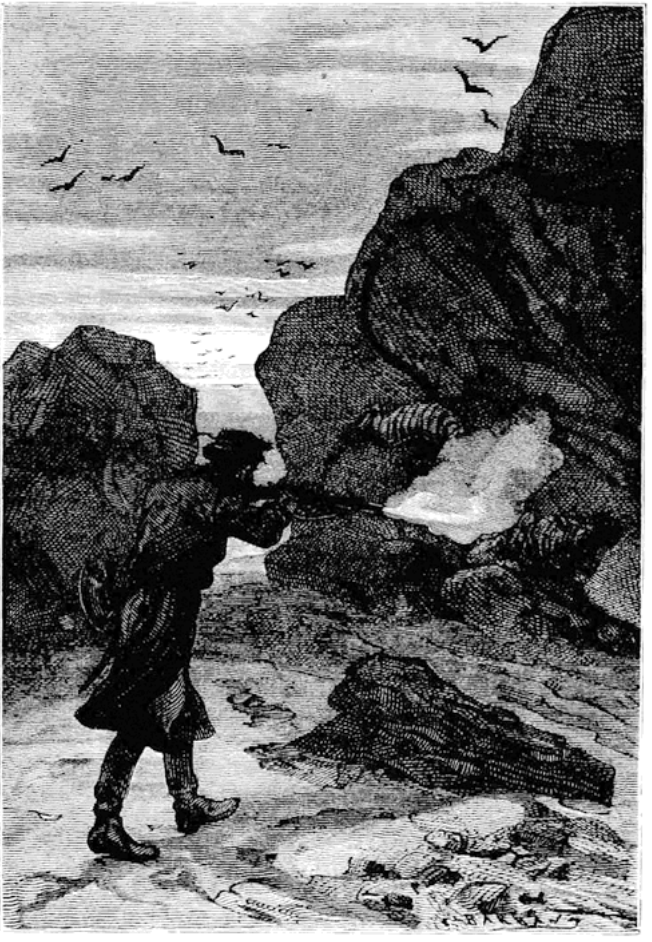
»Je nun, mein Sohn«, antwortete der Reporter, »du würdest dasselbe geleistet haben.«

»Ich! Eine solche Kaltblütigkeit …«

»Stell dir nur vor, Harbert, ein Jaguar sei ein Hase, und du wirst vollkommen ruhig zielen können.«

»Da seht«, fiel Pencroff ein, »das ist kein übler Rat.«

»Und nun«, fuhr Gedeon Spilett fort, »da der Jaguar seine Wohnung verlassen hat, sehe ich nicht ein, warum wir sie für die Nacht nicht beziehen sollten.«



»Es könnten sich noch andere einfinden«, meinte Pencroff.

»Deshalb zünden wir ein Feuer vor der Höhle an, das sie abhalten soll, diese Schwelle zu überschreiten.«

»Also hinein ins Jaguarhaus!« sagte der Seemann, der den Kadaver des Tieres nachschleppte.

Die Kolonisten begaben sich zu der Felsenhöhle, und während Nab den Jaguar abzog, häuften seine Begleiter am Eingang eine große Menge trockenes Holz auf, das der nahe Wald im Überfluß bot.

Als auch Cyrus Smith das Bambusgebüsch wahrnahm, schnitt er eine Menge Stengel davon ab und mischte sie unter das übrige Brennmaterial.

Hierauf richtete man sich in der Grotte ein, auf deren Boden ganze Haufen Knochen umherlagen; die Gewehre versah man für jeden Fall mit scharfer Ladung, um auch gegen einen unerwarteten Überfall gesichert zu sein. Die Abendmahlzeit wurde eingenommen, und da es Zeit zum Niederlegen war, setzte man den Holzstoß am Eingang der Höhle in Brand.

Sofort knatterte es aus diesem wie ein Feuerwerk; die Bambusstücke waren es, die, als sie anbrannten, dieses Geräusch verursachten. Ein derartiges Krachen hätte wohl allein ausgereicht, auch die wildesten Tiere zu verscheuchen.

Dieses Mittel, so laute Detonation zu erzeugen, war übrigens keine Erfindung des Ingenieurs, denn nach Marco Polo wenden es die Tataren schon seit Jahrhunderten an, um von ihren Lagerstätten die Raubtiere Innerasiens abzuhalten.

5. KAPITEL

Ein Vorschlag, an der Südküste entlang zurückzukehren. – Gestaltung des Uferlands. – Auf der Suche nach den vermeintlichen Schiffbrüchigen. – Ein Wrack in der Luft. – Auffindung eines kleinen natürlichen Hafens. – Um Mitternacht an den Ufern der Mercy. – Ein wegtreibendes Boot.

Cyrus Smith und seine Gefährten schliefen wie unschuldige Murmeltiere in der Grotte, die der Jaguar ihnen so höflich überlassen hatte.

Mit Aufgang der Sonne befanden sich alle auf dem Ufer, ganz an der Spitze des Vorgebirges, und ihre Augen schweiften über den Horizont, den sie zu zwei Dritteln überblicken konnten. Doch wieder mußte der Ingenieur bestätigen, daß nirgends ein Segel, ein Schiffsrumpf oder irgendein anderes Überbleibsel eines Seeunglücks zu sehen war.

Auch auf dem Küstengebiet, mindestens auf seiner geraden Linie, zeigte sich keinerlei Anhaltspunkt; weiter hinaus freilich verbarg eine Biegung des Landes den letzten Teil der Südküste, so daß man auch von dem äußersten Teil des Reptil-Ends das hinter hohen Felsen verborgene Krallenkap nicht sehen konnte.

Dieser südliche Teil der Insel sollte nun genauer erforscht werden. Wenn man das aber jetzt vornahm und den 2. November dazu verwendete, so wich man von dem zuerst aufgestellten Programm ab.

Beim Verlassen der Piroge nahe den Quellen der Mercy beabsichtigte man sie nach Kenntnisnahme des westlichen Ufers wieder aufzusuchen und auf dem Wasserweg zum

Granithaus zurückzukehren. Damals glaubte Cyrus Smith freilich einem Fahrzeug in der Not eine Zuflucht oder einem unbeschädigten eine geeignete Landungsstelle bieten zu können; da sich diese Annahme nun als falsch erwies, mußte man längs der südlichen Küste suchen, was man an der westlichen nicht gefunden hatte.

Gedeon Spilett schlug zuerst das Ausdehnen des Ausflugs vor, um die Frage wegen des angenommenen Schiffbruchs zur endgültigen Lösung zu bringen, und erkundigte sich deshalb, wie weit es von dem äußersten Teil der Halbinsel bis zum Krallenkap wohl sein könne.

»Ungefähr 30 Meilen«, antwortete der Ingenieur, »wenn man die Biegungen der Küste berücksichtigt.«

»30 Meilen!« wiederholte Gedeon Spilett, »das wäre ein starker Tagesmarsch. Immerhin müssen wir ja zum Granithaus zurückgelangen, wenn wir der südlichen Küste nachgehen.«

»Vom Krallenkap bis zum Granithaus«, bemerkte Harbert, »sind's aber auch noch 10 Meilen.«

»Sagen wir also 40 Meilen zusammen«, fuhr der Reporter fort, »und zögern nicht, sie zurückzulegen. Wir lernen dabei gleichzeitig den unbekannten Küstenstrich, ohne besondere Exkursion dahin, kennen.«

»Sehr richtig!« pflichtete ihm Pencroff bei, »doch was wird aus der Piroge?«

»Hat sie einen Tag allein an der Mercyquelle gelegen«, antwortete Gedeon Spilett, »dann wird sie auch 2 Tage über

dort bleiben können. Bisher können wir noch nicht sagen, daß die Insel von Dieben unsicher gemacht würde.«

»Indes«, warf der Seemann ein, »wenn ich mir die Geschichte mit der Schildkröte vergegenwärtige, bin ich nicht gern zu vertrauensselig.«

»Ach was, die Schildkröte!« widersprach ihm der Reporter. »Wissen Sie schon nicht mehr, daß die Flut sie wieder umgedreht hat?«

»Wer weiß?« sagte da der Ingenieur halb für sich.

»Aber …«, begann Nab zögernd.

Offenbar hatte dieser etwas auf der Zunge, denn er öffnete den Mund, doch ohne sich auszusprechen.

»Was wolltest du sagen, Nab?« fragte ihn der Ingenieur.

»Wenn wir am Ufer bis zum Krallenkap zurückkehren«, antwortete Nab, »so wird über diesem hinaus die Mercy den Weg versperren …«

»Das ist wahr«, meinte Harbert, »und wir hätten dann weder Brücke noch Boot, sie zu überschreiten.«

»Nun, Mr. Cyrus«, erklärte Pencroff, »mit einigen schwimmenden Baumstämmen soll es uns nicht eben schwer werden, über den Fuß zu setzen.«

»Dennoch könnte es sich empfehlen«, sprach sich Gedeon Spilett aus, »eine Brücke herzustellen, um einen bequemeren Zugang nach dem Fernen Westen zu gewinnen.«

»Richtig, eine Brücke!« rief Pencroff. »Nun, ist denn Mr. Smith nicht Ingenieur von Fach? Er wird uns zu einer Brücke verhelfen, wenn wir eine brauchen. Sie heute abend alle nach dem andern Mercyufer zu schaffen, ohne sich ein Fäd-

chen am Leib naß zu machen, dafür verbürge ich mich. Noch besitzen wir für einen Tag Lebensmittel, das ist ja wohl die Hauptsache, und auch das Wild wird heute so wenig fehlen wie gestern. Also auf!«

Der von dem Seemann so lebhaft unterstützte Vorschlag des Reporters fand die allgemeine Billigung, denn jeder wünschte seine Zweifel beseitigt zu sehen, und bei der Rückkehr über das Krallenkap konnte die deshalb angestellte Untersuchung des Landes als beendet gelten. Nun durfte man aber keine Stunde verlieren, denn die Etappe von 40 Meilen war lang, und man rechnete gar nicht damit, vor Mitternacht am Granithaus einzutreffen.

Um 6 Uhr morgens zog denn die kleine Gesellschaft ab. In der Voraussicht unliebsamer Begegnisse mit zwei- oder vierfüßigen Tieren wurden die Gewehre mit Kugeln geladen und Top vorausgeschickt, das Terrain zu durchstöbern.

Vom äußersten Punkt des Vorgebirges, das den Ausläufer der Halbinsel bildet, erstreckte sich die Küste in sanftem Bogen an die 5 Meilen weit, die schnell zurückgelegt wurden, ohne daß trotz genauesten Nachsuchens auch die mindeste Spur einer früheren oder neuerlichen Landung, oder eines Wracks, der Rest eines Lagers, die Asche eines verloschenen Feuers oder endlich Eindrücke von Schritten auf dem Boden gefunden wurden.

Als die Ansiedler an dem Winkel anlangten, mit dem der Uferbogen endete, um in nordöstlicher Richtung weiterziehend die Washington Bay zu bilden, konnten sie die ganze südliche Küste mit einem Blick überschauen. In einer

Entfernung von 25 Meilen endete sie am Krallenkap, das durch den feinen Morgennebel kaum zu sehen und dessen Spiegelbild durch ein Reflexphänomen zwischen Erde und Himmel schwebend zu sehen war. Zwischen der Stelle, an der sich die Kolonisten jetzt befanden, und dem am meisten zurücktretenden Teil der ausgedehnten Bai bestand das Ufer zuerst aus einem sehr gleichmäßigen und ebenen Strand, den weiter rückwärts ein Wald begrenzte; darüber hinaus zeigte sich der Uferrand sehr zerklüftet, streckte wiederholt scharfe Felsenvorsprünge ins Meer hinaus und endete zuletzt mit regellos verstreuten, dunklen Felsmassen am entfernten Krallenkap.

Derart war das Bild dieses Teils der Insel, der unsern Forschern zum ersten Mal vor Augen trat und über den sie jetzt einen flüchtigen Überblick gewannen.

»Ein Schiff, das hier an Land zu gehen versuchte«, äußerte sich Pencroff, »wäre unbedingt verloren. Hier strecken sich Sandbänke weit hinaus, und dort erheben sich gefährliche Riffe. Das ist ein schlechtes Wasser!«

»Von einem solchen Schiff müßte aber doch etwas übriggeblieben sein«, bemerkte der Reporter.

»An den Klippen könnten sich wohl Holzteile davon finden«, sagte der Seemann, »auf dem Sand voraussichtlich nichts.«

»Und warum das?«

»Weil diese Sandbänke – im allgemeinen fast gefährlichere Feinde als Felsen – alles verschlingen, was darauf ge-

rät, so daß oft schon wenige Tage genügen, um ein Schiff von mehreren hundert Tonnen vollkommen zu versenken.«

»Demnach wäre es also«, fragte der Ingenieur, »gar nicht zu verwundern, wenn man von einem auf diese Sandbänke verschlagenen Schiff jetzt keine Spur mehr fände?«

»Nein, Mr. Cyrus, mit der Zeit oder infolge eines Sturms kann das sehr leicht der Fall sein. Immerhin müßte es sonderbar zugehen, wenn nicht Trümmer der Maste oder einzelne Rahen ans Ufer, außerhalb des Bereichs der Wellen, geworfen worden wären.«

»Dann suchen wir also weiter«, erklärte Cyrus.

Um 1 Uhr nachmittags erreichten die Wanderer den Grund der Washington Bay und hatten damit 20 Meilen zurückgelegt.

Man machte halt, um zu frühstücken.

Von hier aus begann ein sehr unregelmäßiger, wunderbar zerklüfteter Küstenstrich, den eine lange Linie von Klippen auszeichnete, die das Meer, sobald dessen jetzt niedriges Wasser stieg, wohl bedecken mußte. Auch jetzt sah man die langen Wellen sich an jenen Felsen brechen, um die sie einen weißen Schaumkranz bildeten. Bis zum Krallenkap hin war der eigentliche Strand zwischen jene Klippen und dem landeinwärts sich erhebenden Wald nur sehr schmal.

Der Weg wurde nun beschwerlicher, da ihn kleinere und größere Steine zahlreich bedeckten. Schon erhoben sich auch die Anfänge des Granitwalls mehr und mehr, so daß von den Bäumen dahinter nur die grünen, jetzt von keinem Lufthauch bewegten Gipfel sichtbar blieben.

Nach halbstündiger Rast setzten die Kolonisten ihre Wanderung fort, und ihren Blicken entging auch nicht die kleinste Stelle auf dem Sand oder an den Klippen. Gefunden wurde auf dem Weg nichts, was ihnen hätte als Fingerzeig dienen können, wenn sie auch dann und wann eine eigentümliche Felsbildung täuschte. Jedenfalls überzeugten sie sich aber, daß dieses Gestade überreich an eßbaren Muscheln war, von denen jedoch nur dann ein Vorteil zu erwarten stand, wenn einerseits eine Verbindung zwischen den beiden Ufern der Mercy hergestellt, andererseits ihr Besitz an Transportmitteln vervollkommnet war.

An diesem Ufer zeigte sich also nichts hinsichtlich des angenommenen Schiffbruchs, und davon hätte ihnen doch jeder größere Rest, zum Beispiel der Schiffsrumpf, in die Augen fallen, oder sich ein Überbleibsel am Strand finden müssen, so gut, wie man die beschriebene Kiste mindestens 20 Meilen von hier angetroffen hatte.

Gegen 3 Uhr erreichten Cyrus Smith und seine Begleiter einen schmalen, gut geschützten Nothafen, in den jedoch kein Wasserarm mündete. Von der offenen See her war er wegen des engen Zugangs, den die Klippen zwischen sich freiließen, schwerlich erkennbar.

Im Hintergrund dieser kleinen Bucht hatte irgendeine heftige Erschütterung die Felsenwand gebrochen, und dort gelangte man über einen sanften Abhang zum oberen Plateau, das an die 10 Meilen vom Krallenkap und in gerader Linie etwa 4 Meilen vom Plateau der Freien Umschau entfernt sein mochte.

Gedeon Spilett schlug seinen Begleitern vor, an dieser Stelle auszuruhen. Diese gingen gern darauf ein, denn der lange Weg hatte jeden hungrig gemacht, und obwohl es noch keine Zeit zum Mittagsmahl war, schlug es doch niemand ab, sich durch ein saftiges Stück Wild neu zu kräftigen. Durch dieses Zwischenmahl konnte man dann bis zum Abendbrot im Granithaus warten.

Bald darauf verzehrten die Kolonisten, am Fuß einer Gruppe herrlicher Strandkiefern gelagert, die Vorräte, die Nab seinem Reisesack noch entnahm.

Der Platz lag 50 bis 60 Fuß über dem Niveau des Meeres. Die Aussicht war sehr frei und reichte über die äußersten Felsen des Kaps bis zur Union Bay hinaus. Doch konnte man weder das Eiland, noch das Plateau der Freien Umschau sehen, da die Erhebung des Bodens und der Vorhang von grünen Bäumen den nördlichen Horizont vollkommen verdeckten.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß trotz der großen Strecke des Meeres, die sich vor diesem Punkt ausbreitete, und trotz des Fernrohrs des Ingenieurs, der die ganze Kreislinie, an der sich Himmel und Wasser berührten, sorgsam durchsuchte, kein Fahrzeug zu entdecken war.

Ebenso sorgfältig musterte man mit Hilfe des Fernrohrs den ganzen noch näher zu untersuchenden Strand bis an die Klippenreihe hinaus, ohne daß sich ein Wrack im Blickfeld des Instruments zeigte.

»So werden wir uns denn«, sagte Gedeon Spilett, »be-

scheiden und damit trösten müssen, daß niemand uns den Besitz der Insel Lincoln streitig macht.«

»Aber das Schrotkorn!« bemerkte ihm Harbert. »Auf bloßer Einbildung beruht das, meine ich, doch nicht.«

»Tausend Teufel, nein!« beteuerte Pencroff in Hinblick auf seinen fehlenden Backenzahn.

»Zu welchem Schluß gelangen wir demnach?« fragte der Reporter.

»Zu dem«, antwortete der Ingenieur, »daß vor höchstens 3 Monaten ein Schiff, freiwillig oder nicht, hier an Land lief …«

»Wie, Cyrus, Sie glauben, daß eins untergegangen ist ohne eine Spur von sich zu hinterlassen?« rief der Reporter.

»Das gerade nicht, mein lieber Spilett; doch bedenken Sie, daß, wenn die Anwesenheit eines menschlichen Wesens auf dieser Insel unzweifelhaft feststeht, es ebenso sicher ist, daß es sie jetzt wieder verlassen hat.«

»Verstehe ich Sie recht, Mr. Cyrus«, sagte Harbert, »so wäre also jenes Schiff wieder abgesegelt …«

»Offenbar.«

»Und wir hätten eine Gelegenheit, in die Heimat zurückzugelangen, unwiderruflich vorübergehen lassen?« fragte Nab.

»Ich fürchte, unwiderruflich.«

»Nun denn, wenn die Gelegenheit einmal vorüber ist, vorwärts!« trieb Pencroff, der schon Heimweh nach dem Granithaus verspürte.

Kaum hatte er sich jedoch erhoben, als man von Top ein lebhaftes Gebell vernahm, und der Hund aus dem Gehölz mit einem Fetzen schmutzigen Stoffs in der Schnauze hervorsprang.

Nab nahm ihm denselben ab; er bestand aus einem Stück starker Leinwand.

Top bellte ohne Unterlaß und schien durch Hin- und Herlaufen seinen Herrn einladen zu wollen, ihm in den Wald zu folgen.

»Dahinter steckt etwas, das vielleicht über mein Schrotkorn Aufklärung gibt!« meinte Pencroff.

»Ein Schiffbrüchiger wird es sein«, rief Harbert.

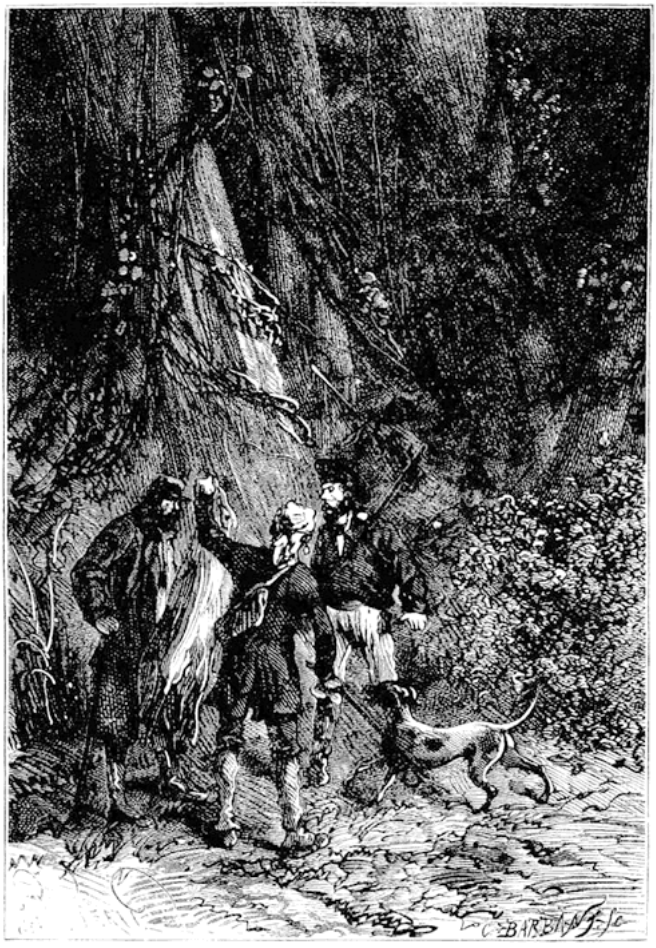
»Vielleicht verwundet«, sagte Nab.

»Oder tot!« mutmaßte der Reporter.

Alle liefen eilig der Spur des Hundes zwischen jenen großen Fichten nach, die das Vorholz des Waldes bildeten. Cyrus Smith und seine Begleiter hielten die Waffen für jeden Fall schußbereit.

Obwohl sie ziemlich weit in das Gehölz eindrangen, bemerkten sie zu ihrer Enttäuschung doch keine Fährte eines Menschen. Büsche und Lianen zeigten sich unversehrt, so daß man sich erst, so wie in den dichtesten Teilen des früher durchzogenen Waldes, mit der Axt Bahn brechen mußte. Es war hiernach schwerlich anzunehmen, daß ein menschliches Wesen ebenda vorübergekommen sein sollte, und dennoch verriet Top zu deutlich, daß er nicht aufs Geratewohl umherlief, sondern einer bestimmten Absicht folgte.

Nach etwa 6 bis 7 Minuten blieb Top stehen. Die Kolo-


C. BARBIN

nisten befanden sich jetzt an einer Art Lichtung, mit einer Umgebung von hohen Bäumen; sie sahen sich um, bemerkten aber weder im Gebüsch noch zwischen den Stämmen etwas Besonderes.

»Was mag Top nur haben?« sagte Cyrus Smith.

Der Hund bellte noch lauter und sprang am Stamm einer riesigen Fichte in die Höhe.

Plötzlich rief Pencroff:

»Ah, prächtig! Das ist noch nicht dagewesen!«

»Was soll's?« fragte Gedeon Spilett.

»Wir suchen etwas auf dem Wasser oder an Land …«

»Nun, und …«

»Und in der Luft findet sich das Gesuchte!«

Der Seemann wies nach einem großen weißlichen Gewebe, das an der Krone der Fichte hing, und von dem Top ein offenbar auf der Erde liegendes Stückchen mitgebracht hatte.

»Doch das ist kein Strandgut«, erklärte Gedeon Spilett.

»Dann bitte ich um Entschuldigung«, erwiderte Pencroff.

»Wie? Das ist ja …«

»Der Überrest unseres Luftschiffs, unseres Ballons, der da oben an der Baumspitze gescheitert ist!«

Pencroff irrte nicht und schmetterte ein herzhaftes Hurra durch die Luft. Dann sagte er:

»Das gibt herrliche Leinwand und liefert uns Leibwäsche für eine ganze Reihe Jahre! Daraus sind Taschentücher und Hemden zu machen! He, Mr. Spilett, was sagen Sie nun

zu einer Insel, auf der die Hemden auf den Bäumen wachsen?«

In der Tat war es ein Glücksumstand für die Ansiedler der Insel Lincoln zu nennen, daß das Luftschiff nach seinem letzten Sprung in die Luft wieder auf die Insel niedergefallen und jetzt wieder aufgefunden wurde. Entweder bewahrten sie die Hülle in ihrer ursprünglichen Gestalt auf, für den Fall, daß sie Lust bekommen sollten, noch eine Luftfahrt zu wagen, oder sie verwendeten diese Hunderte von Ellen besten Gewebes nach Entfernung seines Firnisüberzugs anderweitig zu nützlichen Zwecken. Selbstverständlich teilten die übrigen einstimmig Pencroffs Freude.

Zunächst galt es aber die Ballonhülle von dem Baum, an dem sie hing, herabzuholen und an einem sicheren Ort unterzubringen, was keine allzu leichte Arbeit war. Nab, Harbert und der Seemann, die den Baum erklettert hatten, mußten wahre Wunder an Geschicklichkeit verrichten, um das ungeheure, zusammengefallene Luftschiff loszulösen.

Nach 2stündigen Bemühungen befanden sich nicht nur die Ballonhülle mit ihrem Ventil, dessen Federn und der kupfernen Garnitur, sondern auch das Netz, das heißt eine beträchtliche Last Stricke und Schnüre, der die letzteren zusammenhaltende Eisenring, sowie der Anker des Ballons auf der Erde. Die Hülle selbst erwies sich, bis auf einige Risse im unteren Teil, in ganz gutem Zustand.

Das war wirklich ein vom Himmel gefallenes Glück.

»Trotz alledem, Mr. Cyrus«, beugte der Seemann vor, »werden wir doch nie daran denken, die Insel mit dem Bal-

lon zu verlassen, nicht wahr? Solche Luftsegler gehen nicht, wohin man will; davon wissen wir ein Liedchen zu singen! Sehen Sie, wenn Sie meinen Worten trauen, so bauen wir uns ein Schiff von etwa 20 Tonnen Last, und Sie lassen mich da aus dem Vorrat ein Focksegel und einen Klüver schneiden. Den Rest verbrauchen wir zur Bekleidung.«

»Wir werden ja sehen, Pencroff«, antwortete Cyrus Smith, »wir werden sehen.«

»Es ist doch besser, alles vorher in Sicherheit zu bringen«, mahnte Nab.

Diese Last an Stoff, Stricken, Schnüren usw. sofort nach dem Granithaus zu schaffen, daran war gar nicht zu denken, und bis zu der Zeit, da sich das mittels Wagen ausführen lassen würde, durfte man diese willkommenen Schätze nicht jedem Witterungseinfluß preisgeben. Mit vereinten Kräften gelang es den Ansiedlern, das Ganze bis zum Ufer zu schleppen, wo sich eine ausreichend große Felsenhöhle fand, deren Lage sie vollkommen vor dem Wind, dem Regen oder dem andringenden Meer sicherte.

»Wir brauchten einen Schrank – hier ist er«, sagte Pencroff; »da er aber nicht verschließbar ist, möchte es sich empfehlen, seinen Eingang zu verbergen, wenn auch nicht wegen etwaiger Diebe mit zwei, doch wegen solcher mit vier Füßen!«

Um 6 Uhr abends war alles untergebracht, und nachdem man der kleinen Uferbucht noch den Namen »Ballonhafen« gegeben hatte, zog die Gesellschaft zum Krallenkap weiter. Pencroff und der Ingenieur besprachen verschie-

dene Projekte, deren Ausführung in der nächsten Zukunft wünschenswert war. Vor allem sollte eine Brücke über die Mercy geschlagen werden, zur Erleichterung der Verbindung mit dem südlichen Teil der Insel; dann wollte man den Ballon mit dem Wagen abholen, da das Kanu voraussichtlich nicht so viel Tragkraft hatte; ferner sollte der Bau einer mit Verdeck versehenen Schaluppe vorbereitet werden, die Pencroff mit Kuttertakelage auszurüsten versprach, damit könne man die ganze Insel umsegeln …; endlich usw.

Indes kam die Nacht heran und der Himmel wurde schon recht dunkel, als sie die Strandgutspitze erreichten, jene Stelle, an der sich die kostbare Kiste fand. Noch weniger als irgend sonstwo fanden sich hier Spuren eines stattgefundenen Schiffbruchs, dagegen Cyrus Smiths über diese Frage ausgesprochene Ansichten eine weitere Bestätigung.

Zwischen hier und dem Granithaus lagen noch 4 Meilen, die man schnell genug zurücklegte, doch Mitternacht ging vorüber, ehe man auf dem Weg längs des Seeufers bis zur Mündung der Mercy, und an dieser ihre erste Biegung erreichte. Dort maß das Flußbett noch immer 80 Fuß Breite, und wäre nicht leicht zu überschreiten gewesen, doch Pencroff hatte sich für die Beseitigung dieser Schwierigkeit verbürgt und ging sofort ans Werk.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Ansiedler sich erschöpft fühlten. Außer dem zurückgelegten langen Weg hatte der Vorfall mit dem Ballon ihre Arme und Beine auch noch besonders in Anspruch genommen. Sie sehnten sich also, in ihre Behausung zurückzukehren, um zu Abend zu

essen und auszuschlafen. Wäre jetzt schon eine Brücke vorhanden gewesen, wären ihre Wünsche nach Verlauf einer Viertelstunde erfüllt gewesen.

Trotz der sehr dunklen Nacht eilte Pencroff sein Versprechen einzulösen und eine Art Floß herzurichten, mit dessen Hilfe man die Mercy überschreiten könnte. Nab und er ergriffen die Äxte und wählten zwei nah beim Ufer stehende, geeignete Bäume, um sie dicht über dem Erdboden zu fällen.

Cyrus Smith und Gedeon Spilett lagerten sich an dem steilen Ufer und warteten ab, bis ihre Hilfe wünschenswert erschien, während Harbert, ohne sich allzuweit zu entfernen, hier- und dorthin ging.

Plötzlich kam der junge Mann, der dem Ufer stromaufwärts eine kurze Strecke gefolgt war, eilends zurück und wies nach der Mercy:

»Was treibt denn da auf dem Wasser?« fragte er.

Pencroff unterbrach seine Tätigkeit und bemerkte irgendeinen beweglichen Gegenstand in unklaren Umrissen.

»Ein Kanu!« rief er bald darauf.

Alle liefen näher und erkannten zu ihrem größten Erstaunen ein Boot, das mit der Strömung hinabschwamm.

»Boot ahoi!« rief der Seemann mit dem Rest der ihm verbliebenen professionellen Gewohnheit, ohne zu bedenken, daß es vielleicht geratener gewesen wäre, sich ganz still zu verhalten.

Keine Antwort. Das Fahrzeug trieb weiter hinab und

mochte jetzt kaum 10 Schritte weit entfernt sein, als der Seemann aufjubelte:

»Das ist ja unsere Piroge! Ihre Leinen sind zerrissen und sie ist mit der Strömung flußabwärts getrieben. Wahrlich, zu gelegenerer Zeit konnte sie gar nicht erscheinen!«

»Unsere Piroge …?« sagte der Ingenieur halb für sich.

Pencroff hatte recht. Es war das Boot, dessen Leine ohne Zweifel zerrissen, und das nun allein die Mercy stromabwärts geschwommen kam. Natürlich mußte man es schnell aufzuhalten suchen, bevor es durch die jetzt ziemlich schnelle Strömung über die Flußmündung hinausgeführt wurde, was Nab und Pencroff denn auch mittels einer langen Stange glücklich gelang.

Das Kanu stieß an Land. Der Ingenieur sprang zuerst hinein und überzeugte sich, ob die Leine wirklich durch Reibung an Felskanten durchgescheuert sei.

»Diesen Zufall«, bemerkte leise der Reporter, »kann man wirklich …«

»Sonderbar nennen!« fiel der Ingenieur ein.

Doch ob sonderbar oder nicht, ein glücklicher Zufall blieb es. Harbert, der Reporter, Nab und Pencroff stiegen nun auch ein. Ihnen war es ganz selbstverständlich, daß sich die Leine durchgerieben habe; das Erstaunlichste blieb es aber doch, daß die Piroge gerade zu der Zeit herantreiben mußte, als die Passagiere über den Fluß setzen wollten, denn eine Viertelstunde später wäre sie auf Nimmerwiedersehen aufs Meer hinausgetrieben.

Zur Zeit des Glaubens an das Walten guter Geister hätte

dieser Vorfall gewiß auf den Gedanken geleitet, daß die Insel ein höheres Wesen berge, einen Schutzengel für Schiffbrüchige!

Mit wenigen Ruderschlägen gelangten die Kolonisten zur Mündung der Mercy. Das Boot zogen sie bis nah an die Kamine auf den Sand und eilten alle dem Granithaus zu.

Doch plötzlich ließ Top ein wütendes Gebell hören und Nab, der die unteren Stufen der Strickleiter suchte, stieß einen Schrei aus …

Eine Strickleiter war – nicht mehr vorhanden.

6. KAPITEL

Pencroff ruft an. – Eine Nacht in den Kaminen. – Harberts Pfeil. – Cyrus Smiths Projekt. – Unerwartete Lösung. – Was im Granithaus geschah. – Wie ein neuer Diener in den Dienst der Kolonisten tritt.

Ohne ein Wort zu sagen war Cyrus Smith stehengeblieben. Seine Begleiter suchten in der Dunkelheit, sowohl an den Mauern der Granitwände, für den Fall, daß der Wind eine Ortsveränderung der Strickleiter veranlaßt hätte, als auch auf dem Erdboden, für den Fall, daß sie herabgefallen wäre … Doch die Leiter war und blieb verschwunden, und die Nacht zu dunkel, um zu erkennen, ob ein heftiger Windstoß sie vielleicht bis zu dem ersten Felsenabsatz hinaufgeworfen habe.

»Wenn das ein Scherz sein soll«, sagte Pencroff mißmu-

tig, »dann ist es ein ganz schlechter. Zu Hause anzukommen und die Treppe nicht mehr zu finden, um in sein Zimmer gelangen zu können, ist für ermüdete Wanderer nicht besonders ergötzlich!«

Auch Nab machte seinen Gefühlen in wiederholten Ausrufungen Luft.

»Das kann unmöglich der Wind getan haben«, bemerkte Harbert.

»Ich fange an zu glauben, daß auf der Insel Lincoln sonderbare Dinge vor sich gehen«, sagte Pencroff.

»Sonderbare?« antwortete Gedeon Spilett, »nein, Pencroff, das geht alles ganz natürlich zu. Während unserer Abwesenheit ist einer gekommen, hat von unserer Behausung Besitz ergriffen und die Leiter in die Höhe gezogen.«

»Einer gekommen?« fragte verwundert der Seemann. »Und wer denn?«

»Nun, der Jäger, von dem das Schrotkorn stammt. Wozu sollte das dienen, als um unser Mißgeschick zu erklären?«

»Gut, wenn sich irgend jemand da oben befindet«, fuhr Pencroff mit einem leisen Fluch fort, »dann rufe ich ihn an, bis er antwortet.«

Mit wahrer Donnerstimme ließ der Seemann sein: »Ohe!« ertönen, das die Echos hundertfach wiedergaben. Die Kolonisten lauschten und glaubten in der Höhe des Granithauses eine Art Hohngelächter zu vernehmen, dessen Ursprung ihnen unerklärlich blieb. Doch keine Stimme antwortete auf Pencroffs wiederholte laute Rufe.

Eine Sachlage, die auch die indifferentesten Menschen

aufgerüttelt hätte, konnte unsere Ansiedler offenbar nicht gleichgültig lassen. In ihrer Lage gewann jedes Vorkommnis an Gewicht, und seit den 7 Monaten, die sie die Insel bewohnten, war ihnen etwas so Auffallendes nicht zugestoßen.

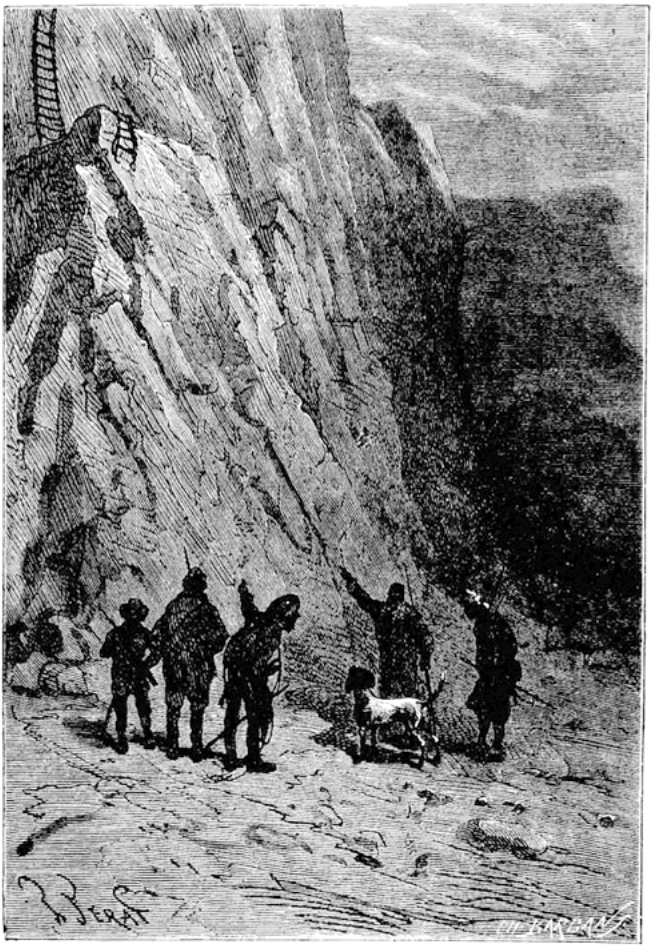
Doch ob sie auch jede Anstrengung vergaßen und von dem sonderbaren Ereignis erregt waren, sie befanden sich am Fuß des Granithauses, wußten nicht, was sie denken, was sie tun sollten, fragten einander, ohne sich eine Antwort geben zu können, und häuften immer eine unwahrscheinlichere Hypothese auf die andere.

Nab jammerte darüber, nicht in seine Küche zu können, und um so mehr, weil die Reisevorräte erschöpft waren und man für den Augenblick keine Mittel hatte, sie zu ersetzen.

»Es bleibt uns nur eins übrig, meine Freunde«, begann Cyrus Smith, »das ist, den Tag ruhig zu erwarten und dann den Umständen gemäß zu handeln. Wir wollen jetzt zu den Kaminen gehen, dort sind wir geschützt genug, um wenn nicht essen, so doch schlafen zu können.«

»Wer ist aber der Taugenichts, der uns diesen Streich gespielt hat?« fragte Pencroff, der sich über das Abenteuer nicht beruhigen konnte, noch einmal.

Mochte das ein, wer es wollte, jetzt hatte man keinen anderen Weg, als nach dem Ratschlag des Ingenieurs zu den Kaminen zu gehen und dort den Tag abzuwarten. Inzwischen erhielt Top den Befehl, unter den Fenstern des Granithauses zu bleiben, und wenn der Hund einen Befehl seines Herrn empfing, so führte er ihn ohne Widerrede aus.



Der brave Wächter blieb also am Fuß der Granitwand, während sein Herr und dessen Begleiter in den Felsen Schutz suchten.

Es hieße lügen, wenn man sagen wollte, daß die Kolonisten trotz ihrer Müdigkeit auf dem Sandboden der Kamine gut geschlafen hätten. Zum einen mußte dieses neue Ereignis sie beunruhigen, ob es nur die Folgen eines Zufalls waren, dessen Ursachen sich dereinst aufklären mochten, oder im Gegenteil das Werk eines Menschen; zum andern lagen sie auch weniger gut, als gewöhnlich. Auf jeden Fall war ihre Wohnung eingenommen und für sie ungangbar gemacht.

Das Granithaus stellte aber auch mehr als ihre Wohnung dar, es bildete gleichzeitig das Lager ihrer Reichtümer aller Art. Dort befand sich das ganze Material der Kolonie an Waffen, Instrumenten, Werkzeugen, Schießbedarf, Lebensmitteln usw. Wenn das alles jetzt geplündert wäre, und die Ansiedler müßten ihre Arbeiten von vorn beginnen! Bei dieser bedenklichen Aussicht schlich sich immer einer nach dem andern von Unruhe getrieben einmal hinaus, um zu sehen, ob Top wohl aufmerksam Wache hielt. Cyrus Smith allein wartete die Entwicklung mit gewohnter Geduld ab, obwohl es gerade ihn bei seinem so scharfen Verstand besonders quälte, vor einer absolut unerklärlichen Tatsache zu stehen, und er ärgerte sich bei dem Gedanken, daß um und vielleicht über ihn sich ein Einfluß geltend machte, für den er keinen Namen hatte.

Gedeon Spilett teilte vollkommen seine Meinung, und beide unterhielten sich wiederholt, doch nur halblaut,

von diesen sonderbaren Umständen, gegenüber denen ihr Scharfsinn und ihre Erfahrung sie im Stich ließen. Die Insel barg ohne Zweifel ein Geheimnis, aber wie sollte man zu dessen Erklärung gelangen? Harbert seinerseits wußte nicht, was er denken sollte, und hätte gern Cyrus Smith darüber gefragt. Nab kam endlich zu der Einsicht, daß ihn die ganze Geschichte nichts angehe und nur seinen Herrn betreffe, und wenn es ihm nicht um seine ängstlicheren Gefährten zu tun gewesen wäre, hätte der wackere Neger diese Nacht ebenso gewissensruhig durchgeschlafen, als läge er auf seinem Lager im Granithaus.

Mehr als alle anderen polterte aber Pencroff und geriet nach und nach in nicht geringe Wut. »Das ist eine Posse«, rief er, »das ist eine Posse, die uns gespielt worden ist. Ich liebe die Narrenstreiche nicht, und wehe dem Possenreißer, wenn er mir in die Hände fällt!«

Mit dem ersten Grauen des Tages begaben sich die Kolonisten wohlbewaffnet zum Ufer. Das Granithaus, auf das die Strahlen der Morgensonne fielen, mußte bald erkennbar werden, und wirklich zeigten sich die Fenster mit geschlossenen Läden noch vor 5 Uhr hinter ihrem grünen Blätterschmuck.

So weit erschien also alles in Ordnung; ein Schrei entrang sich aber den Kolonisten, als sie die bei ihrem Weggang wohlverschlossene Tür weit offen stehend sahen.

Irgend jemand war also in das Granithaus hineingegangen, daran konnte nun kein weiterer Zweifel bestehen.

Die obere Strickleiter hing wie gewöhnlich von der Tür

zum Felsenabsatz herunter; die andere aber war bis zur Schwelle hinaufgezogen. Es lag auf der Hand, daß die Eindringlinge sich gegen jede Überraschung hatten sichern wollen.

Wer und wieviel sie waren, ließ sich vorläufig nicht entscheiden, da sich niemand blicken ließ.

Pencroff rief jetzt von neuem.

Keine Antwort!

»Diese Schurken!« fuhr der Seemann auf, »da schlafen sie ganz ruhig, als ob sie zu Hause wären. Oh, ihr Piraten, ihr Banditen, Korsaren, ihr Söhne John Bulls!«

Wenn Pencroff in seiner Eigenschaft als Amerikaner jemand als einen Sohn John Bulls bezeichnete, so hatte er sich damit bis zur Grenze der Beschimpfung erhoben.

Eben wurde es vollständig Tag und die Fassade des Granithauses erglänzte in den Strahlen der Sonne. Doch innerhalb wie außerhalb des Hauses blieb alles vollkommen ruhig.

Noch einmal fragten sich die Kolonisten, ob ihre Wohnung von anderen besetzt war oder nicht, und doch bewies die Situation leider das erstere mit Gewißheit, und ebenso sicher war, daß die Eindringlinge, sie mochten nun sein, wer sie wollten, nicht daraus wieder fort sein konnten. Aber auf welchem Weg sollte man zu ihnen gelangen?

Harbert kam zuerst auf den Gedanken, einen Strick an einem Pfeil zu befestigen und letzteren zwischen die ersten Sprossen der Leiter zu schießen, die an der Schwelle des Eingangs hing. Man mußte dann doch, an dem Strick zie-

hend, die Leiter herabholen und die Verbindung zwischen dem Boden und dem Granithaus wiederherstellen können. Offenbar gab es keinen anderen Weg, und die Sache konnte bei einigem Geschick wohl von Erfolg sein. Zum Glück waren Bogen und Pfeile in einem Nebenraum der Kamine aufbewahrt, wo sich auch einige 20 Faden leichten Hibiskusseils befanden. Pencroff entrollte das letztere und befestigte das eine Ende an einem gefiederten Pfeil. Harbert zielte, nachdem er sein Geschoß zurechtgemacht, genau auf den obersten Punkt der Leiter.

Cyrus Smith, Gedeon Spilett, Pencroff und Nab waren etwas zurückgetreten, um besser beobachten zu können, was an den Fenstern des Granithauses vorging. Der Reporter bewachte mit angelegtem Karabiner die Tür.

Der Bogen schnellte zurück, der Pfeil pfiff durch die Luft, zog den Strick mit sich und traf glücklich zwischen die beiden letzten Sprossen.

Der Versuch war geglückt.

Sofort ergriff Harbert den Strick; sobald er aber anzog, um die Strickleiter zu lösen, ergriff diese plötzlich zwischen Tür und Mauer ein Arm und zerrte sie schnell in das Granithaus zurück.

»Dreifacher Schurke!« wetterte der Seemann; »wenn dich eine Kugel glücklich machen kann, sollst du nicht lange warten.«

»Aber wer ist es denn?« fragte Nab.

»Wer? Hast du es nicht gesehen …?«

»Nein.«

»Das war ein Affe, eine Meerkatze, ein Sapaju, ein Orang-Utan, ein Pavian, ein Gorilla! Unsere Wohnung ist von Affen eingenommen, die während unserer Abwesenheit die Leiter hinaufgeklettert sind!«

In dem Augenblick zeigten sich, fast wie um dem Seemann recht zu geben, drei oder vier Vierhänder an den Fenstern, deren Läden sie zurückgestoßen hatten, und begrüßten die gefoppten Besitzer des Platzes mit tausend Verrenkungen und Grimassen.

»Ich wußte doch, daß das Ganze eine Posse ist!« rief Pencroff, »doch der eine Spitzbube soll für die anderen büßen.«

Der Seemann erhob sein Gewehr, zielte und gab Feuer. Alle verschwanden bis auf einen, der tödlich getroffen auf den Strand herabstürzte.

Ob der große Affe nun ein Schimpanse war, ein Orang-Utan, ein Gorilla oder ein langarmiger Affe, jedenfalls gehörte er zu den sogenannten Anthropomorphen, die ihren Namen von der Ähnlichkeit mit dem Menschen haben. Übrigens erklärte Harbert, es sei ein Orang-Utan, und man weiß, daß der junge Mann in der Zoologie bewandert war.

»Ein prächtiges Tier!« erklärte Nab.

»Nun ja, prächtig, wie du es willst«, antwortete Pencroff, »aber deshalb sehe ich noch nicht, wir wir in unsere Wohnung kommen sollen.«

»Harbert ist ein guter Schütze, und sein Bogen ist ja noch da. Er mag es noch einmal versuchen.«

»Schön, aber diese Affen sind Spitzbuben«, meinte Pen-

croff, »und werden sich nicht wieder an den Fenstern zeigen, um sich totschießen zu lassen, und wenn ich bedenke, wie sie in unseren Zimmern hausen können, im Magazin …«

»Nur Geduld«, fiel ihm Cyrus Smith ins Wort. »Diese Tiere werden uns nicht lange in Schach halten.«

»Daran glaube ich erst, wenn sie wieder auf der Erde sind«, antwortete der Seemann. »Und wissen Sie denn, Mr. Cyrus, wie viele Dutzend solcher Possenreißer da oben sind?«

Pencroffs Einwurf war freilich schwer zu beantworten, und auch das von dem jungen Mann ersonnene Hilfsmittel bot nur wenig Aussicht auf Erfolg, da das untere Ende der Strickleiter in die Tür hineingezogen worden war, so daß der Strick beim Anziehen reißen mußte, ohne die Strickleiter mitzubringen.

Die Situation wurde peinlich. Pencroff wütete. Obwohl das Ganze etwas Komisches hatte, konnte er das nicht finden. Jedenfalls kamen die Kolonisten schon noch dazu, sich ihre Wohnung wieder zu erobern und die Eindringlinge zu vertreiben; aber wann und wie? – dies vermochte niemand zu sagen.

2 Stunden verflossen, ohne daß sich die Affen wieder gezeigt hätten; anwesend waren sie jedoch bestimmt noch, denn dann und wann langte eine Pfote aus dem Fenster oder der Tür heraus, auf die dann sofort Feuer gegeben wurde.

»Verstecken wir uns«, sagte endlich der Ingenieur. »Wenn die Affen glauben, daß wir fort sind, kommen sie vielleicht eher zum Vorschein. Gedeon Spilett und Harbert mögen

sich hinter Felsstücken verbergen und auf alles feuern, was sich sehen läßt.«

So verfuhr man, und während der Reporter und der junge Mann, die anerkannt besten Schützen, sich unsichtbar für die Affen, aber in Schußweite verbargen, stiegen Nab, Pencroff und Cyrus Smith zum Plateau hinauf, um einiges Wild zu erlegen, denn die Frühstückszeit kam heran, und aus Mangel an Nahrungsmitteln blieb ihnen nichts anderes übrig.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrten die Jäger mit einigen Felstauben zurück, die man so gut es ging zu braten versuchte. Von den Affen hatte sich nichts gezeigt.

Gedeon Spilett und Harbert verzehrten indessen ihr Frühstück, während Top die Fenster bewachte. Darauf nahmen sie ihren Posten wieder ein.

Auch 2 Stunden später hatte sich die Lage nicht geändert. Die Vierhänder vermieden jedes Lebenszeichen, so daß man hätte glauben können, sie seien verschwunden; mehr Wahrscheinlichkeit hatte es aber für sich, daß sie sich, durch den Tod des einen und den Knall der Feuerwaffen erschreckt, still in den Winkeln der Zimmer des Granithauses, wenn nicht gar im Magazin verhielten. Wenn man aber an die Schätze dachte, die jenes Magazin barg, so verwandelte sich die vom Ingenieur so gern empfohlene Geduld nach und nach in einen wohlberechtigten Grimm gegen die frechen Diebe.

»Die Sache ist gar zu dumm«, platzte endlich der Reporter heraus, »und ihr Ende noch gar nicht abzusehen!«

»Die Spitzbuben müssen verjagt werden«, fuhr Pencroff fort, »und wenn's zwanzig wären, wir würden ja mit ihnen fertig; doch dazu muß man ihnen zu Leibe können! Gibt es denn gar kein Mittel, zu ihnen zu gelangen?«

»Gewiß«, antwortete da der Ingenieur, dem ein neuer Gedanke in den Sinn kam.

»Es gibt eins?« fragte Pencroff; »nun, dann ist es aus Mangel eines anderen auch gut genug. Was ist's?«

»Wir versuchen durch den alten Abfluß des Sees zum Granithaus hinabzusteigen«, belehrte ihn der Ingenieur.

»Tausend Tod und Teufel«, rief der Seemann, »und daran hatte ich Querkopf noch nicht gedacht!«

Ohne Zweifel schien das der einzige Weg, in die Wohnung einzudringen und die Affenbande daraus zu vertreiben. Die Abflußöffnung hatte man freilich mit wohlvermauerten Steinen verschlossen, die wieder ausgebrochen werden mußten; doch darüber zerbrach man sich nicht lange den Kopf. Zum Glück war Cyrus Smiths Vorhaben, die Mündung durch Erhöhung des Seeniveaus ganz zu verbergen, noch nicht ausgeführt, denn in diesem Fall hätte die Arbeit weit mehr Zeit in Anspruch genommen.

Erst kurz nach Mittag verließen die Kolonisten wohlbewaffnet und mit Äxten und Hacken versehen die Kamine, bedeuteten Top, unter den Fenstern auch weiterhin Wache zu stehen, und begaben sich am linken Ufers der Mercy entlang auf den Weg nach dem Plateau der Freien Umschau.

Noch hatten sie keine 50 Schritte hinter sich, als sie den

Hund wütend bellen hörten, als ob er ihnen verzweifelt zurief.

Sie hielten an.

»Schnell zurück!« rief Pencroff.

Was sie laufen konnten, liefen sie nun wieder hinab.

An der Ecke angekommen, sahen sie, daß die Situation sich wesentlich geändert hatte.

Die Affen suchten infolge einer unbekannten Ursache, die sie erschreckt haben mochte, eiligst zu fliehen. Mit der Gelenkigkeit von Clowns liefen und sprangen einige von ihnen von einem Fenster zum andern. Sie vergaßen sogar die Leiter wieder herabzulassen, die ihnen doch einen bequemen Ausweg geboten hätte. Sobald fünf oder sechs sich schußgerecht zeigten, gaben die Kolonisten Feuer. Einige stürzten verwundet oder tot in die Zimmer zurück und heulten jämmerlich; andere fielen herab und zerschmetterten sich durch den Fall, so daß man bald darauf annehmen konnte, daß sich kein lebender Vierhänder mehr im Granithaus befand.

»Hurra!« rief Pencroff, »Hurra! Hurra!«

»Nicht soviel Hurras«, ermahnte ihn Gedeon Spilett.

»Warum nicht? Sie sind ja alle tot«, rechtfertigte sich der Seemann.

»Zugegeben, doch damit ist für uns noch kein Mittel gewonnen, hinaufzusteigen.«

»So dringen wir durch den Wasserabfluß ein!« versetzte Pencroff.

»Gewiß«, sagte der Ingenieur, »und doch zöge ich es vor …«

In diesem Augenblick sah man, wie als Antwort auf Cyrus Smiths noch nicht geäußerten Wunsch, die Strickleiter von der Schwelle herabgleiten und bis zur Erde rollen.

»Alle Wetter, das ist stark!« rief der Seemann mit einem Blick auf Cyrus Smith.

»Sehr stark!« murmelte der Ingenieur und schwang sich auf die erste Sprosse.

»In acht nehmen, Mr. Cyrus!« rief ihm Pencroff nach, »wenn dort oben noch einige solche Kerle wären …«

»Das werden wir bald sehen«, antwortete der Ingenieur, ohne sich aufzuhalten.

Alle folgten ihm nach, und eine Minute später langten sie an der Türschwelle an.

Man durchsuchte alles. Das Hauptzimmer war leer, ebenso wie das Magazin, das von der Affenbande verschont geblieben schien.

»Nun, aber die Strickleiter?« fragte der Seemann, »welcher Ehrenmann hat sie uns denn heruntergeworfen?«

Zur gleichen Zeit ließ sich auch ein Schrei hören, und ein großer in dem Verbindungsgang versteckt gewesener Affe stürzte sich, von Nab verfolgt, in den Saal.

»Warte, du Räuber!« rief Pencroff, und wollte ihm schon mit der Axt den Schädel spalten, als Cyrus Smith ihn mit den Worten anhielt:

»Verschonen Sie ihn, Pencroff.«

»Warum soll dieser Schwarze Gnade finden?«

»Weil er uns die Leiter zugeworfen hat.«

Der Ingenieur sagte das mit so eigentümlicher Stimme, daß unklar blieb, ob er im Ernst sprach oder nicht.

Nichtsdestoweniger stürzte man sich auf den Affen, der nach kräftiger Gegenwehr niedergeworfen und gefesselt wurde.

»Was machen wir nun mit dem Burschen?« fragte Pencroff.

»Einen Diener für uns!« antwortete Harbert.

Wenn er so sprach, scherzte der junge Mann keineswegs, denn er wußte, wozu man diese intelligente Rasse Vierhänder abzurichten vermochte.

Jetzt erst betrachteten die Kolonisten ihren Gefangenen genauer. Er gehörte wirklich zu jener Spezies der Anthropomorphen, deren Gesichtswinkel nur wenig hinter dem der Australier und der Hottentotten zurückbleibt. Es war ein Orang-Utan, der als solcher weder die Wildheit der Paviane, noch die Tollheit der Meerkatzen, weder die Unreinlichkeit der letzteren, die Ungeduld der meisten großen Affen, noch auch die üblen Neigungen der Hundskopfaffen besaß. Von derselben Familie der Anthropomorphen erzählt man sich so vielerlei, was fast eine Art menschlicher Intelligenz bei ihnen annehmen läßt. Man verwendet sie zur Zurichtung des Tischs, zum Reinigen der Zimmer und der Kleidungsstücke, zum Wichsen des Schuhwerks, doch gehen sie ebenso geschickt mit Messer, Gabel und Löffel um, und trinken Wein … ganz wie der beste zweibeinige Diener.

Man weiß, daß Buffon einen solchen Affen besaß, der ihm lange Zeit treu und eifrig diente.

Das im Saal des Granithauses gebunden liegende Exemplar war ein großer Bursche von 6 Fuß Höhe, recht proportioniertem Körperbau, mit breiter Brust, mittelgroßem Kopf, einem Gesichtswinkel von rund 65°, rundem Schädeldach, vorspringender Nase mit wenigen feinen, weichen und glänzenden Haaren, alles in allem der vollkommene Typus der Anthropomorphen. Seine etwas kleineren Augen als die des Menschen leuchteten lebhaft, weiß glänzten die Zähne unter dem Schnurrbart hervor, außer welchem er auch einen gekräuselten Backenbart hatte.

»Ein netter Junge«, meinte Pencroff, »wenn man nur seine Sprache verstünde, um mit ihm zu reden.«

»Ist das Ihr Ernst, Herr«, fragte Nab, »diese Bestie als Diener zu behalten?«

»Gewiß, Nab«, erwiderte der Ingenieur lächelnd, »du brauchst mir nicht eifersüchtig zu werden!«

»Und ich hoffe, er wird einen ganz vorzüglichen Diener abgeben«, fügte Harbert hinzu. »Er scheint noch jung zu sein, seine Erziehung wird uns leicht gelingen, und wir werden nicht nötig haben, Gewalt anzuwenden, um ihn uns unterwürfig zu machen, noch ihm die Spitzzähne auszuziehen, wie man es sonst zu tun pflegt. An Herren, die es mit ihm gut meinen, wird er sich leicht genug anschließen.«

»Nun, was an uns liegt, soll geschehen«, versicherte Pencroff, der schon all seine Wut gegen die Possenreißer vergessen hatte.

Dann näherte er sich dem Orang-Utan:

»Nun, mein Junge«, fragte er diesen, »wie geht's?«

Der Affe brummte ohne ein Zeichen von böser Laune vor sich hin.

»Wir werden uns also der Ansiedlung mit anschließen«, fuhr der Seemann fort, »und in Mr. Cyrus Smiths Dienste treten?«

Ein neues zustimmendes Brummen des Affen.

»Und als Lohn nur mit ausreichenden Nahrung zufrieden sein?«

Ein dritte Brummen des Gefangenen.

»Seine Unterhaltung ist etwas einsilbig«, bemerkte der Reporter.

»Gut«, erwiderte Pencroff, »das sind die besten Diener, die am wenigsten sprechen. Und dann, keinen Lohn? – Hörst du, mein Junge, für den Anfang zahlen wir gar keinen Lohn, verdoppeln ihn aber später, wenn wir mit dir zufrieden sind!«

So vermehrte sich die Kolonie um ein Mitglied, das ihr noch manche Dienste leisten sollte. Bezüglich des Namens, mit dem man ihn rufen konnte, wünschte der Seemann, ihn zur Erinnerung an einen Affen, den er gekannt hatte, Jupiter, oder in Abkürzung Jup genannt zu sehen.

So wurde Meister Jup ohne weitere Formalitäten als Bewohner des Granithauses aufgenommen.

7. KAPITEL

Dringliche Unternehmungen. – Eine Brücke über die Mercy. – Wie aus dem Plateau der Freien Umschau eine Insel wird. – Die Zugbrücke. – Kornernte. – Der Bach. – Die Brückchen. – Der Viehhof. – Der Taubenschlag. – Die beiden Onager. – Ein Gespann. – Ausflug nach dem Ballonhafen.

Die Kolonisten der Insel Lincoln waren also wieder in den Besitz ihrer Wohnung gelangt, ohne durch den früheren Seeabfluß dorthin zu gelangen, was ihnen ziemlich beschwerliche Maurerarbeiten ersparte. Gerade als sie jenes Vorhaben ausführen wollten, erfaßte die Affen ja zum Glück ein ebenso plötzlicher wie unerklärlicher Schrecken, der sie aus dem Granithaus verjagte. Hatten die Tiere vielleicht eine Ahnung davon, daß ihnen von der anderen Seite her ein ernstlicher Angriff drohte? Nur so allein ließe sich ihre Flucht allenfalls erklären.

Noch im Verlauf desselben Abends schleifte man die Kadaver der Affen ins Gehölz, wo sie verscharrt wurden, dann beschäftigten sich die Ansiedler mit der Beseitigung der von den Eindringlingen verursachten Unordnung, – glücklicherweise lief der angerichtete Unfug nur darauf hinaus, daß sie den Inhalt der einzelnen Räume wohl durcheinandergeworfen, aber nicht sonderlich beschädigt hatten. Nab setzte den Kochofen in Brand, und die Vorräte des Magazins lieferten eine stärkende Mahlzeit, der jedermann alle Ehre antat.

Jup wurde dabei nicht vergessen und verzehrte die ihm reichlich zugeteilten Zirbelnüsse und Wurzelknollen mit

sichtlichem Behagen. Pencroff hatte seine Arme freigemacht, glaubte aber doch an den Füßen des Affen die Fesseln noch lassen zu sollen, bis jener unzweifelhafte Zeichen von Ergebung in sein Schicksal an den Tag legen würde.

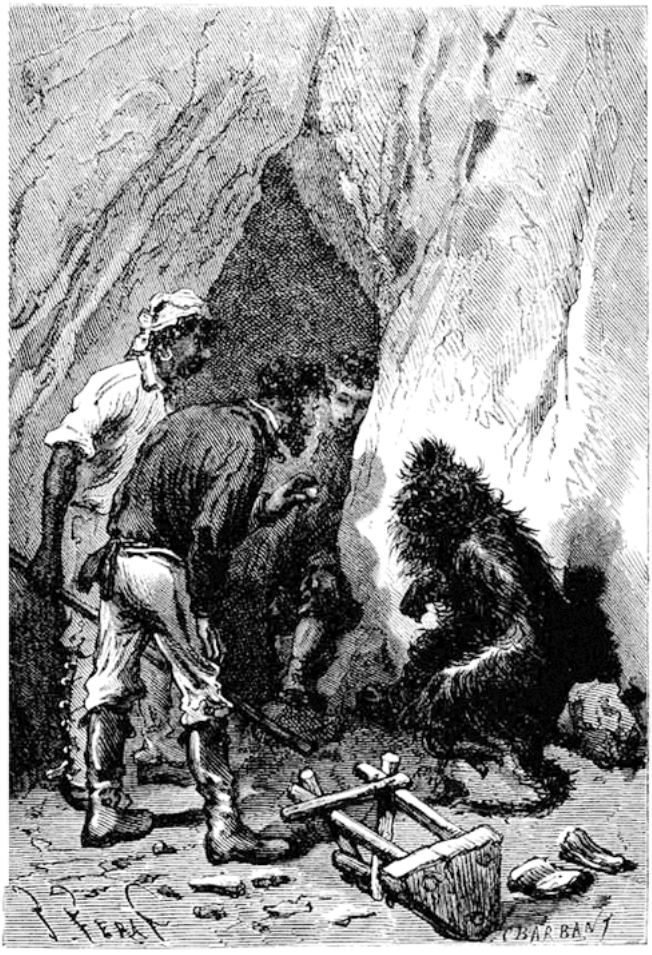
Vor dem Schlafengehen beriet Cyrus Smith mit seinen um den Tisch herum sitzenden Gefährten noch, welche Arbeiten jetzt die schnellste Erledigung forderten.

Vor allem waren diese für die Erbauung einer Brücke über die Mercy, um den südlichen Teil der Insel in leichtere Verbindung mit dem Granithaus zu setzen, und die Errichtung einer Hürde zur Unterbringung der wilden Schafe und anderer Wolle tragender Tiere, die man noch zu fangen hoffte.

Beide Projekte entsprachen dem immer fühlbarer werdenden Bedürfnis nach Kleidungsstücken. Die Brücke sollte die Herbeiführung des Ballons ermöglichen, von dem man Leinwand entnehmen wollte, der Viehhof aber die nötige Wolle zur Winterbekleidung liefern.

Die Einzäunung für jene Tiere gedachte Cyrus Smith in der Nähe der Quellen des Roten Flusses herzustellen, wo die Wiederkäuer hinlängliche Weide mit frischen Kräutern finden mußten. Der Weg zwischen dem Plateau der Freien Umschau und jenen Quellen war schon zum Teil freigelegt und für einen etwas geschickter konstruierten Wagen, als das erste plumpe Gefährt, einigermaßen passierbar, besonders, wenn es gelänge, einige Zugtiere einzufangen.

Wenn es sich recht gut machen ließ, den Viehhof in größerer Entfernung vom Granithaus zu errichten, so lag die


FERAT
BARBANT

Sache aber bezüglich des Hühnerhofs, auf den Nab die Aufmerksamkeit der Ansiedler lenkte, anders. Das Geflügel mußte in der Tat dem Küchenregenten näher zur Hand sein, und zu der besagten Einrichtung bot sich kein geeigneterer Platz, als jener Uferteil des Sees, der in der Umgebung des früheren Ausflusses lag. Dort mußten Wasservögel ebenso gut gedeihen wie andere, und das beim letzten Ausflug gefangene Tinamoupärchen sollte die Stammeltern des Geflügelhofs abgeben.

Am folgenden Tag, dem 3. November, begannen die besprochenen Arbeiten mit der Erbauung der Brücke, einer umfänglichen Arbeit, zu der alle herangezogen wurden. Die Kolonisten beluden sich mit Sägen, Äxten, Meißeln, Hämmern und dergleichen und zogen als wohl ausgerüstete Zimmerleute den Strand entlang.

Da kam Pencroff ein sehr zeitgemäßer Gedanke.

»Wenn es während unserer Abwesenheit nun«, sagte er, »Meister Jup einfallen sollte, die Strickleiter wieder aufzuziehen, die er uns gestern so zuvorkommend zuwarf?«

»Richtig, dann befestigen wir also das untere Ende«, antwortete Cyrus Smith.

Mit zwei in den Sand eingerammten Pfählen führte man diese Vorsichtsmaßnahme aus. Dann folgten die Kolonisten dem linken Mercyufer und erreichten bald die erste Flußbiegung.

Dort machten sie halt, um zu erörtern, ob sich die Brücke wohl an dieser Stelle anlegen ließ. Die Örtlichkeit wurde für geeignet befunden.

Dieser Punkt lag nämlich von dem vorher an der Südküste entdeckten Ballonhafen nur etwa 3 Meilen entfernt und man konnte dahin leicht eine fahrbare Straße anlegen, die der Verbindung ihrer Wohnung mit jenen Landstrichen sehr förderlich sein mußte.

Bei dieser Gelegenheit setzte Cyrus Smith seine Freunde über einen leicht ausführbaren, sehr vorteilhaften und von ihm schon längere Zeit durchdachten Plan in Kenntnis. Er bezweckte nämlich, das Plateau der Freien Umschau gänzlich zu isolieren, um es gegen jeden Angriff von Vierfüßlern oder Vierhändern zu sichern. Hierdurch mußten das Granithaus, die Kamine, der Hühnerhof und der ganze obere Teil des als Saatfeld dienenden Plateaus gegen jede Beschädigung durch Tiere geschützt sein.

Nichts schien leichter auszuführen, als dieses Projekt, und zwar beabsichtigte der Ingenieur dabei folgendermaßen zu Werke zu gehen.

Von drei Seiten umschlossen das Plateau schon teils natürliche, teils künstlich angelegte Gewässer.

Im Nordwesten verlief das Ufer des Grant-Sees von dem durch den früheren Ausfluß eingenommenen Winkel bis zu dem an der Ostseite für den Austritt des Wasser gesprengten Einschnitt.

Im Norden, von diesem Einschnitt bis zum Meer, stürzte sich der neue Wasserarm hinab, der sich über das Plateau und den Strand ein Bett gebahnt hatte, so daß es genügte, ober- und unterhalb des Falls diesen Bach zu verbreitern, um ihn für Tiere unüberschreitbar zu machen.

Im Osten der Insel breitete sich das Meer aus und bildete von der Mündung jenes Bachs bis zu der der Mercy die Wassergrenze.

Im Süden endlich erfüllte der Lauf dieses Flusses bis nach seinem ersten Bogen denselben Zweck.

Nur die Westseite des Plateaus zwischen jener Flußbiegung und dem südlichen Winkel des Sees bot also, und zwar in der Breite von kaum einer Meile, einen ungehinderten Zugang. Nichts schien leichter, als hier eine Art Graben von genügender Tiefe und Breite auszuheben, der sich mit dem Wasser des Sees speisen ließ und dessen Überschuß durch einen zweiten Wasserfall in die Mercy abfließen würde.

Zwar mußte man sich einer Senkung des Seeniveaus als Folge dieser vermehrten Wasserabgabe versehen, doch hatte Cyrus Smith die Überzeugung gewonnen, daß der Rote Fluß genügend Wasser zur Ausführung dieses Projekts liefere.

»Auf diese Weise«, schloß der Ingenieur, »wird das Plateau der Freien Umschau zur vollständigen Insel, von allen Seiten von Wasser eingeschlossen, und steht mit den übrigen Teilen unseres Gebiets nur durch die über die Mercy zu schlagende Brücke, die beiden schon bestehenden Stege ober- und unterhalb des Wasserfalls und endlich durch ein über den auszuschachtenden Graben zu führendes Brückchen in Verbindung. Richten wir alle diese Übergänge nach Art der Zugbrücken her, dann ist das Plateau der Freien Umschau vor jedem Überfall sichergestellt.«

Zur besseren Verdeutlichung hatte Cyrus Smith einen Lageplan des Plateaus entworfen, nach dessen Einsicht-

nahme sich sein Projekt der ungeteilten Zustimmung der übrigen erfreute.

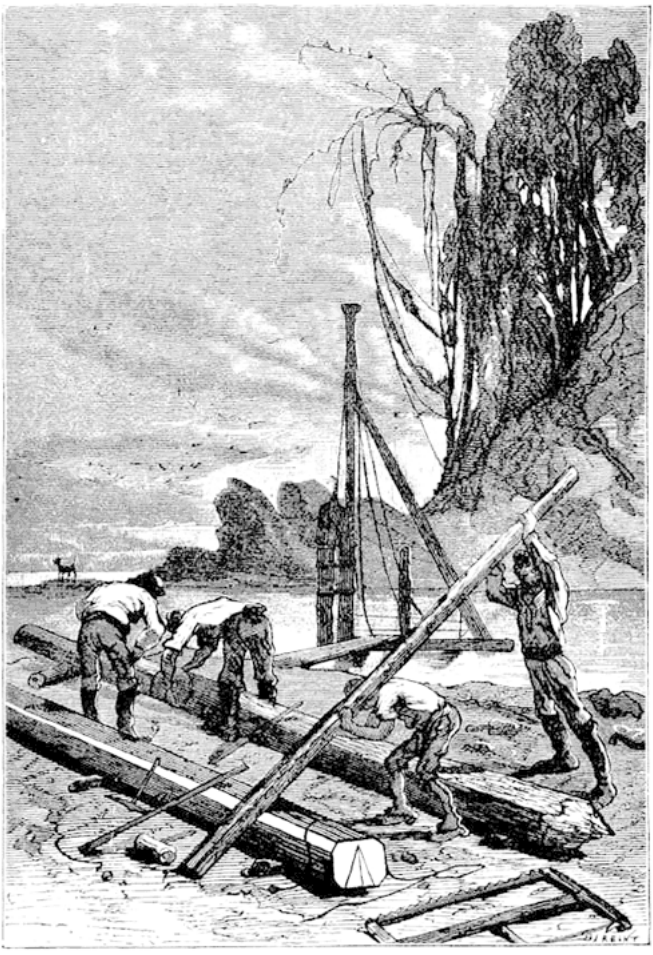
Arbeitslustig schwang Pencroff seine Zimmermannsaxt und rief:

»Nun vorwärts, zuerst die Brücke!«

Die Inangriffnahme dieser Arbeit drängte am meisten. Es wurden also Bäume ausgewählt, gefällt, abgeästet und in Bretter, Bohlen und Planken zerschnitten. Die am rechten Mercyufer feststehende Brücke sollte in dem dem linken Ufer anliegenden Teil beweglich gemacht werden, um sie mit Hilfe eines Gegengewichts, wie an Schleusenbrücken vielfach üblich, heben zu können.

Selbstverständlich erforderte diese Arbeit trotz des Geschicks der helfenden Hände doch eine gewisse Zeit, zumal die Mercy an dieser Stelle an die 80 Fuß Breite maß. Eben deshalb mußten im Flußbett Pfähle, um den Oberbau zu tragen, eingerammt und ein Gerüst aufgestellt werden, um jene einschlagen zu können. Man beabsichtigte nämlich zur Erhöhung der Tragkraft des Baus zwei feste Brückenbogen herzustellen.

Zum Glück fehlte es ja jetzt nicht mehr weder an Werkzeugen zur Bearbeitung des Holzes, noch an Eisenteilen zur festen Verbindung, ebensowenig wie an Wissen und Erfahrung eines Baumeisters, der sich auf derlei Konstruktionen vorzüglich verstand, und dem Eifer seiner Mitarbeiter, die sich während der vergangenen 7 Monate eine große Handfertigkeit fast unvermeidlich angeeignet haben mußten. Gedeon Spilett war dabei nicht der Ungeschickteste und wett-



eiferte selbst mit dem Seemann, der »von einem einfachen Journalisten nie so viel erwartet hätte«.

3 volle Wochen nahm der Brückenbau in Anspruch. Der Zeitersparnis wegen aß man gleich auf dem Werkplatz und kehrte bei dem anhaltend guten Wetter erst zur abendlichen Hauptmahlzeit zum Granithaus zurück.

Im Laufe der Zeit machte man auch die erfreuliche Wahrnehmung, daß Meister Jup sich mehr und mehr eingewöhnte und gegen seine neuen Herren, die er immer neugierigen Blicks betrachtete, zutraulicher wurde. Aus Vorsicht gab ihm Pencroff aber auch jetzt noch nicht seine volle Bewegungsfreiheit wieder, sondern wollte dazu den Zeitpunkt abwarten, bis die Grenzen des Plateaus besser gesichert waren. Top und Jup standen übrigens auf bestem Fuß und spielten miteinander, wobei Jup aber stets einen gewissen Ernst bewahrte.

Am 20. November beendete man den Bau der Brücke. Ihr durch Gegengewichte beweglicher Teil schlug sich ohne größere Kraftanstrengung auf und nieder. Zwischen ihrem Scharnier und dem letzten Querbalken, auf den sie sich beim Niederlassen auflegte, blieb ein Zwischenraum von 20 Fuß frei, der ausreichend breit erschien, um den Übertritt von Tieren zu verhindern.

Nun beschäftigte man sich mit der Frage der Herbeischaffung der Ballonhülle, welche die Kolonisten Eile hatten, vollkommen in Sicherheit zu bringen; ihr Transport setzte jedoch die Zuführung eines Wagens bis zum Ballonhafen voraus, und diese den Durchbruch eines Weges durch

die Urwälder des Fernen Westens. Da hierbei eine gewisse Zeit verstreichen mußte, besuchten Nab und Pencroff einmal jenen Hafen, und da sie sich überzeugten, daß das Leinwandlager in ihrer Grotte ganz unversehrt erschien, beschloß man, zunächst die das Plateau selbst betreffenden Arbeiten zu erledigen.

»Das gestattet uns«, meinte Pencroff, »den Geflügelhof unter den günstigsten Bedingungen einzurichten, da wir dann weder einen unliebsamen Besuch etwaiger Füchse, noch einen Überfall anderer schädlicher Tiere zu befürchten haben.«

»Ohne in Anschlag zu bringen«, ergänzte Nab seine Worte, »daß wir dann das Plateau urbar machen, bepflanzen …«

»Und unsere zweite Kornernte vorbereiten können!« fiel der Seemann mit selbstzufriedener Miene ein.

In der Tat hatte das erste, mit einem einzigen Korn besäte Getreidefeldchen sich dank Pencroffs Sorgfalt musterhaft entwickelt. Nicht nur zeigte es die vom Ingenieur vorhergesagten 10 Ähren, sondern jede von ihnen trug auch ihre 80 Körner, so daß die Kolonie jetzt über einen Vorrat von 800 Körnern gebot, – und das nach 6 Monaten, das heißt mit der Aussicht auf zwei Ernten im Jahr.

Diese 800 Körner sollten mit Ausnahme von 50 – einer aus Klugheit aufbewahrten Reserve – auf ein neues Feld gesät werden, dem man dieselbe Sorgfalt wie dem Boden für das erste und einzige Korn widmete.

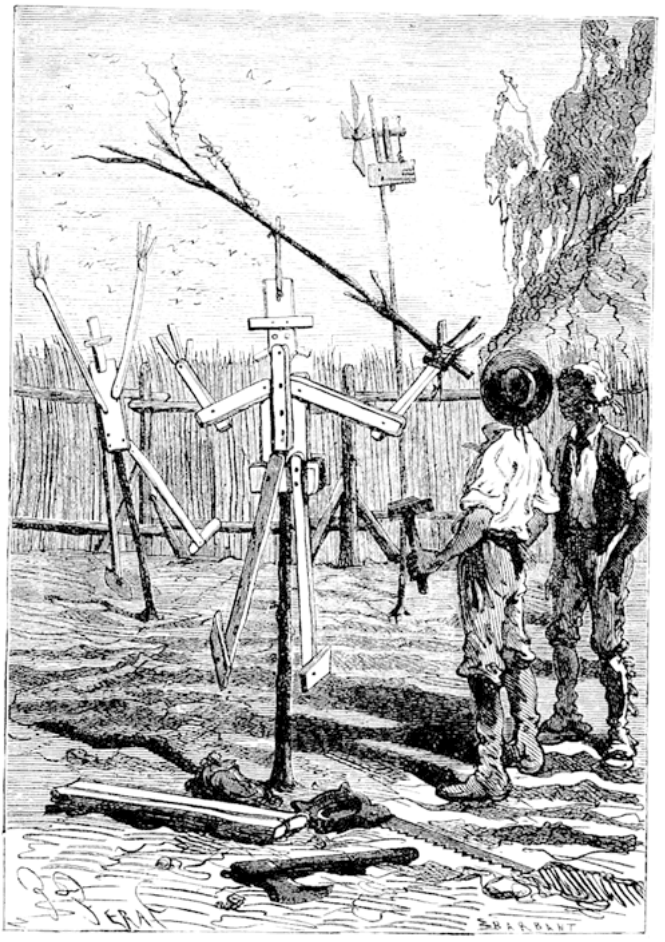
Das Feldstück wurde zurechtgemacht und mit einer

dauerhaften, hohen und zugespitzten Palisadenwand umschlossen, die für Vierfüßler unüberwindbar war. Naschhafte Vögel sollten durch einige aus Pencroffs Phantasie entsprungene Klappermühlen und Vogelscheuchen vertrieben werden. Dann wurden die 750 Körner in regelmäßigen Reihen mehr gesteckt als gesät, und der Natur das Weitere überlassen.

Am 21. November begann Cyrus Smith den Graben abzustecken, der das Plateau im Westen von dem südlichen Winkel des Grant-Sees bis zur Mercybiegung abschließen sollte. Auf dieser Strecke lagen 2 bis 3 Fuß Dammerde auf einer soliden Granitbettung.

Es mußte also nochmals Nitroglyzerin dargestellt werden, das auch vollständig seine Wirkung tat. Nach weniger als 14 Tagen durchschnitt ein 12 Fuß breiter und 6 Fuß tiefer Graben den harten Boden des Plateaus. Mit Hilfe desselben Mittels wurde das Felsgestade des Sees gesprengt; wirbelnd drängte sich das Wasser in das neue Bett und bildete einen kleinen Fluß, der den Namen »Glyzerinfluß« erhielt und nun einen Nebenarm der Mercy darstellte. Wie der Ingenieur vorhergesagt hatte, sank das Niveau des Sees, jedoch kaum merkbar. Um die Abschließung vollkommen zu machen, verbreiterte man endlich noch das den Strand quer durchströmende Flüßchen beträchtlich, und verhinderte das Nachfallen des Sandes durch Plankenwände an beiden Ufern.

In der ersten Dezemberhälfte wurden diese Arbeiten erledigt und das Plateau der Freien Umschau, ein unregelmä-



ßiges Fünfeck von an die 4 Meilen Umfang, durch einen zusammenhängenden Wassergürtel vor jedem Angriff geschützt.

Der Dezember zeichnete sich übrigens durch große Hitze aus. Die Kolonisten wollten indessen die Ausführung ihrer Projekte nicht unterbrechen, und da die Errichtung des Geflügelhofs sehr dringend erschien, schritt man sofort dazu.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Meister Jup nach vollendeter Abschließung des Plateaus ganz in Freiheit gesetzt wurde. Er hielt sich beständig bei seinen Herren und verriet nicht die mindeste Neigung zum Entlaufen. Es war ein sanftes, doch sehr kräftiges Tier von erstaunlicher Gelenkigkeit. Oh, wenn es die Leiter nach dem Granithaus hinauf zu ersteigen galt, da tat es ihm wohl keiner nach. Schon hatte man ihn auch zu einzelnen Hilfsleistungen abgerichtet; er schleppte zum Beispiel Holz herbei und wälzte die aus dem Bett des Glyzerinflusses gehobenen Steine weg.

»Nun, ein Maurer ist's grade noch nicht, aber doch schon ein Affe!« sagte scherzend Harbert mit Anspielung auf den Spitznamen ›Affe‹, den die Maurer ihren Lehrlingen geben.* Und wenn dieser Name je gerechtfertigt erschien, so war er es gewiß in diesem Fall.

Der Geflügelhof erhielt einen Flächeninhalt von 200 Quadratyards, die man an der Südostseite des Sees aus-

* Ein deutsch nicht wiederzugebendes Wortspiel, das im Obigen erklärt ist, und sich auf den Doppelsinn des Wortes »singe«, Affe und (als Spitzname) Maurerlehrling (weil dieser häufig die Baugerüste auf- und abzusteigen hat), gründet. D. Übers.

wählte. Auch diesen umgab man mit einer Palisade und sorgte für verschiedene Unterkünfte für die Tiere, die ihn bevölkern sollten. Im allgemeinen beschränkte man sich auf eine Art Hütten aus Zweigen, die in Einzelabteilungen zerfielen und nur noch ihrer Bewohner harrten.

Die ersten bildete das Tinamoupärchen, das sich bald durch junge Brut vermehrte. Zur Gesellschaft diente ihnen ein halbes Dutzend am Seeufer nistende Enten. Einige gehörten zu derjenigen chinesischen Art, deren Flügel sich fächerförmig öffnen und die durch den Glanz und das Farbenspiel ihres Gefieders mit den Goldfasanen wetteifern. Einige Tage später fing Harbert noch ein Paar hühnerartige Vögel mit rundem, langgefiedertem Schwanz ein, prächtige »Alectors«, die sich schnell eingewöhnten. Pelikane, Taucherkönige, Wasserhühner und dergleichen fanden sich ganz von selbst am Strand des Geflügelhofs ein, und diese ganze kleine Welt, die sich erst streitend, krähend, kreischend und gluckend anzufeinden schien, vertrug sich doch am Ende und vermehrte in befriedigendem Maß die späteren Lebensmittelquellen der Kolonie.

Zur Vollendung seines Werks errichtete Cyrus Smith in einer Ecke des Geflügelhofs auch noch einen Taubenschlag, in den ein Dutzend Tauben, welche die hohen Felsen des Plateaus umschwärmten, eingesetzt wurden. Diese Vögel gewöhnten sich sehr leicht, allabendlich in ihre neue Wohnung zurückzukehren, und zeigten überhaupt mehr Neigung, zu Haustieren zu werden, als ihre Verwandten, die Holztauben, die sich nur in Freiheit vermehren.

Endlich nahte die Zeit, die Ballonhülle zur Anfertigung von Bekleidungsgegenständen zu nutzen; denn sie in ihrer alten Form aufzubewahren und vielleicht gar mittels Ballons und erhitzter Luft einen tollkühnen Versuch zu wagen, von der Insel über dieses unbegrenzte Meer zu entfliehen, das hätte nur Leuten in den Sinn kommen können, die vielleicht an allem Mangel litten; doch Cyrus Smith war ein viel zu praktischer Kopf, um an derartiges zu denken.

Zunächst ging es nun darum, den Ballon zum Granithaus zu überführen, was die Kolonisten veranlaßte, ihren schwerfälligen Wagen beweglicher und leichter zu machen. Wenn aber das Gefährt nicht eigentlich fehlte, so ging ihm doch die so wünschenswerte Zugkraft gänzlich ab. Existierte denn auf der ganzen Insel kein eingeborener Wiederkäuer, der Pferd oder Esel, Ochs' oder Kuh ersetzen konnte?

»Wahrlich«, meinte Pencroff, »ein Zugtier müßte uns von großem Nutzen sein, bis es Mr. Cyrus einmal beliebt, ein Dampfboot oder gar eine Lokomotive zu bauen, denn unzweifelhaft werden wir dereinst eine Eisenbahn vom Granithaus zum Ballonhafen mit einer Zweigbahn zum Franklin-Berg besitzen!«

Wenn der ehrliche Seemann so sprach, glaubte er auch selbst an seine Worte! O über die Einbildung, wenn sich der Glaube ihr beimischt!

Doch um nicht zu übertreiben, ein einfaches Gespann von Vierfüßlern wäre jetzt Pencroffs Herzenswunsch gewesen, und da die Vorsehung ihm alles zu Gefallen zu tun schien, so ließ sie ihn auch hiernach nicht zu lange seufzen.

Eines Tages, es war am 23. Dezember, hörte man gleichzeitig Nab aus Leibeskräften schreien und den Hund dazu bellen. Die eben in den Kaminen beschäftigten Kolonisten liefen in Befürchtung eines Unfalls schnell herbei.

Was sahen sie aber? – Zwei schöne große Tiere, die sich unvorsichtigerweise auf das Plateau, dessen Brückchen zufällig nicht aufgezogen waren, verirrt hatten. Man hätte sie für zwei Pferde halten können, oder mindestens für ein Eselmännchen und -weibchen von schlanker Form, isabellfarbenem Fell, weißen Beinen und Schwanz, am Kopf ebenso wie am Hals und am Bauch zebraartig gestreift. Ohne ein Zeichen von Unruhe trippelten sie daher und guckten mit hellen Augen die Menschen an, in denen sie ihre Herren noch nicht erkannten.

»Das sind Onager«, rief Harbert, »Tiere, die zwischen Zebra und Cuagga stehen.«

»Und warum keine Esel?« fragte Nab.

»Weil ihnen die langen Ohren fehlen und sie gefälligere Formen haben.«

»Was Pferde oder Esel«, entschied Pencroff, »es sind ›Motore‹, wie Mr. Smith sagen würde, und als solche ein erwünschter Fang.«

Ohne die Tiere zu erschrecken, glitt Harbert im Gras bis zu dem Brückchen des Glyzerinflusses, zog es auf, und die Onager – waren gefangen.

Sollte man sich ihrer jetzt mit Gewalt bemächtigen und sie um jeden Preis schnell zu zähmen suchen? Nein. Man entschied sich dahin, sie einige Tage ganz nach Belieben auf

dem Plateau umherlaufen zu lassen, wobei es ihnen an Weidefutter nicht fehlen konnte, und dazu ließ der Ingenieur einen Stall errichten, in dem die Onager für die Nacht Unterkommen und ein geeignetes Lager finden sollten.

Man ließ demnach dem prächtigen Pärchen vollkommene Bewegungsfreiheit, und die Kolonisten vermieden sogar, es durch Annäherung scheu zu machen. Mehrmals schienen die Onager Lust zu verspüren, das Plateau wieder zu verlassen, da es den an die Weite und die tiefen Wälder gewöhnten Tieren zu beschränkt sein mochte. Dann sah man sie längs der Wassergrenzen dahingaloppieren und hörte sie kurz und unwillig wiehern, und wenn sie sich wieder beruhigt hatten, blieben sie wohl stundenlang stehen und sahen hinaus in die freien Wälder, in die sie nicht mehr wie früher zurückkehren sollten.

Inzwischen hatte man Geschirr und Zugstricke aus Pflanzenfasern hergerichtet, und wenige Tage nach dem Einfangen der Onager stand nicht nur der Wagen bereit, bespannt zu werden, sondern streckte sich auch eine gerade Straße oder vielmehr eine Schneise durch den Wald des Fernen Westens von der Mercybiegung bis zum Ballonhafen. Jetzt war man also imstande, mit dem Wagen dorthin zu gelangen, und gegen Ende Dezember schritt man zu dem ersten Versuch mit den Onagern.

Pencroff hatte die Tiere schon so an sich gewöhnt, daß sie ihm aus der Hand fraßen und sich ohne Schwierigkeiten nahe kommen ließen; als sie jedoch angeschirrt wurden, bäumten und wehrten sie sich gewaltig, so daß sie nur

mit Mühe zu bändigen waren. Nichtsdestoweniger mußten sie sich doch endlich diesem ungewohnten Dienste fügen, und das Onager wird, von Natur weniger rebellisch als das Zebra, in den Berggegenden Ostafrikas sehr häufig als Zugtier benutzt; ja, es mißlang sogar der Versuch nicht, es in verhältnismäßig kalten Landstrichen Europas zu akklimatisieren.

An diesem Tag bestieg die ganze Kolonie, bis auf Pencroff, der neben den Köpfen seiner Tiere herging, den Wagen und fuhr die Straße zum Ballonhafen dahin. Daß man auf diesem ungeebneten Weg tüchtig durchgeschüttelt wurde, liegt auf der Hand. Doch das Gefährt gelangte ohne Unfall ans Ziel, und noch am selben Tag konnte die Ballonhülle mit allem Zubehör verladen werden.

Um 8 Uhr abends schwankte der Wagen nach Überschreitung der Mercybrücke wieder längs des linken Flußufers hinab und hielt am Strand an. Die Onager wurden ausgespannt, in ihrem Stall zurückgeführt, und Pencroff machte, bevor er einschlief, seinen Gefühlen der Befriedigung noch durch einen Stoßseufzer Luft, der das Echo aus allen Ecken des Granithauses wachrief.

8. KAPITEL

Die Leibwäsche. – Schuhwerk aus Robbenhaut. – Darstellung von Pyroxylin. – Verschiedene Pflanzensamen. – Die Fischerei. – Schildkröteneier. – Meister Jups Fortschritte. – Die Hürde. – Jagd auf wilde Schafe. – Neue pflanzliche und tierische Schätze. – Erinnerungen an das ferne Vaterland.

Die erste Januarwoche wurde der Anfertigung der für die Kolonie nötigen Leibwäsche gewidmet. Die in der Kiste vorgefundenen Nadeln blitzten in kräftigen, wenn auch nicht zarten Fingern, und man muß gestehen, daß das, was einmal genäht war, auch solide ausfiel.

An Faden fehlte es nicht, denn Cyrus Smith war auf den Einfall gekommen, den zu sammeln, der zu den Nähten des Luftschiffs gedient hatte. Die langen Gewebestücke dröselten Gedeon Spilett und Harbert mit unglaublicher Geduld wieder auf; Pencroff beteiligte sich an dieser Arbeit, die ihm zu sauer anging, nicht; als aber das Nähen begann, fand er nicht seinesgleichen. Jedermann weiß ja, daß die Seeleute ein hervorragendes Geschick für Schneiderarbeiten zeigen.

Die Stoffe, aus denen die Ballonhülle bestand, wurden mittels Soda und Pottasche, die man aus eingeäscherten Pflanzen gewann, entfettet, und als man auf diese Weise den Firnißüberzug entfernt hatte, nahm das Gewebe auch seine natürliche Weichheit und Dehnbarkeit wieder an und wurde unter dem bleichenden Einfluß der Luft ganz vollkommen weiß.

Einige Dutzend Hemden und Socken, letztere selbstverständlich nicht gewebt, sondern zusammengenäht – wur-

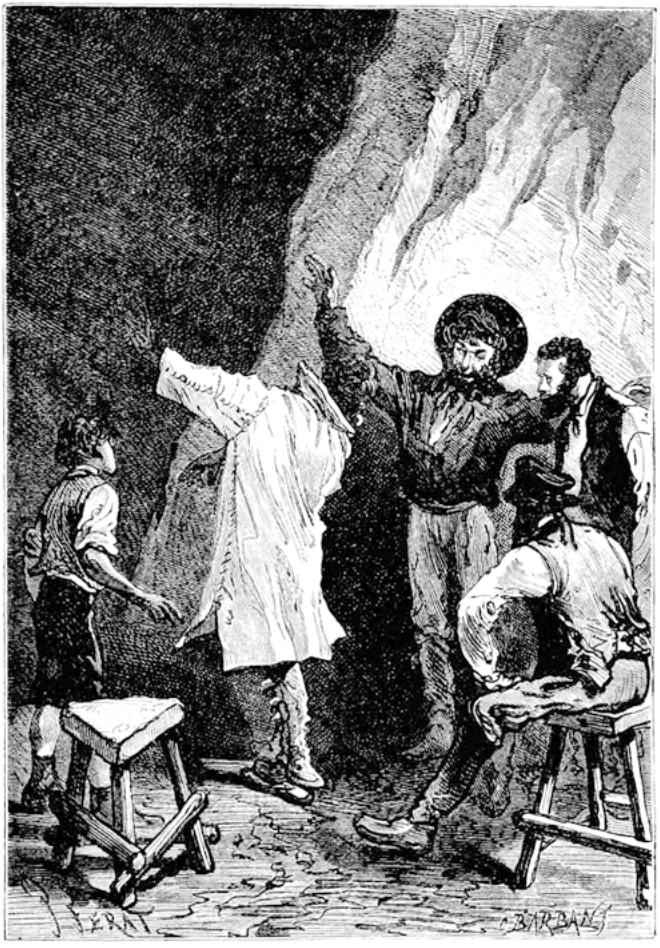
den in der Weise hergestellt. Welche Freude für die Kolonisten, sich endlich neu und weiß, wenn auch mit grobem Gewebe zu kleiden und in Betten zu liegen, in die man die Lagerstätten des Granithauses umwandelte.

Zur gleichen Zeit fertigte man auch Schuhwerk aus Robbenhaut, das die aus Amerika mitgebrachten Schuhe und Stiefel ersetzen mußte. Es versteht sich von selbst, daß dieses Schuhwerk lang und weit ausfiel und den Fuß der Wanderer niemals behinderte.

Seit Anfang des Jahres 1866 dauerte die Hitze gleichmäßig an, unterbrach aber die Jagd in den Wäldern nicht. Agutis, Pekaris, Wasserschweine, Känguruhs, Wildbret und Federvieh tummelten sich in hellen Haufen umher, und Gedeon Spilett sowie Harbert waren zu gute Schützen, um eine Gewehrladung zu vergeuden.

Cyrus Smith empfahl ihnen immer die Munition zu schonen und dachte schon über Maßnahmen nach, das in der Kiste gefundene Pulver und Blei zu ersetzen, da er sie für die Zukunft aufbewahren wollte. Wußte er denn, wohin ihn eines Tages das Schicksal samt seinen Freunden noch verschlagen konnte, falls sie ihren jetzigen Aufenthaltsort verließen? Man mußte sich also gegen jeden Zufall wappnen und die Munition dadurch sparen, daß man an ihrer Statt leichter ersetzbare Materialien verwendete.

Als Ersatz für das Blei, von dem Cyrus Smith keine Spur auf der Insel fand, war ohne große Schwierigkeit Eisenschrot zu gebrauchen, dessen Herstellung nicht zu schwer erschien. Derartige Schrotkörner sind allerdings leichter als



die aus Blei, man mußte sie deshalb größer machen, und jeder Schuß bestand aus wenigeren; doch die Geschicklichkeit der Schützen glich diesen Mangel aus. Pulver hätte Cyrus Smith zwar erzeugen können, denn es fehlte ihm weder an Schwefel, Salpeter noch Kohle; um jedoch ein gutes Produkt zu erzielen, bedarf es der größten Sorgfalt und spezieller Werkzeuge, die ihm ja abgingen.

Der Ingenieur zog es also vor, Pyroxylin, das heißt Schießbaumwolle, darzustellen, eine Substanz, zu der Baumwolle selbst nicht einmal unbedingt gehört, da sie in jene Verbindung nur in der Form der Zellulose eintritt. Zellulose ist aber nichts anderes, als das elementare Gewebe der Pflanzen, und findet sich nicht selten nahezu in reinem Zustand, nicht nur in der Baumwolle, sondern auch in den Fasern des Leinens und Hanfs, im Papier, alter Wäsche, im Mark des Holunders usw. Gerade an letzterer Pflanze erwies sich aber die Insel sehr reich, wenigstens nahe der Mündung des Roten Flusses, und die Kolonisten verwendeten auch schon längere Zeit deren Beeren an Stelle des Kaffees.

Man brauchte also nur diese Zellulose, eben das Holundermark, anzusammeln. Die andere zur Pyroxylinerzeugung nötige Substanz war nichts anderes, als rauchende Salpetersäure. Da Cyrus Smith Schwefelsäure zur Verfügung stand, konnte er auch jene Säure durch Zersetzung des von der Natur gebotenen Salpeters darstellen.

Er beschloß also wirklich Schießbaumwolle zum gewöhnlichen Gebrauch anzufertigen, obwohl er gegen deren große Fehler nicht blind war, das heißt gegen die Unsicher-

heit ihrer Wirkung, die überaus leichte Entzündbarkeit, da sie schon bei 170° Wärme explodiert, und endlich ihre zu heftige Verbrennung, die in Feuerwaffen gefährlich werden kann. Dagegen darf man auch die Vorteile dieser Substanz nicht vergessen, die darin bestehen, daß sie durch Feuchtigkeit nicht leidet, den Lauf der Gewehre nicht verschmiert und ihre Treibkraft viermal stärker ist, als die des gewöhnlichen Pulvers.

Um Pyroxylin zu gewinnen, genügt es, Zellulose eine Viertelstunde lang in rauchende Salpetersäure zu tauchen, sie dann mit viel Wasser abzuwaschen und zu trocknen. Man erkennt, daß dieser Vorgang sehr einfach ist.

Cyrus Smith hatte nur gewöhnliche Salpetersäure, nicht die sogenannte rauchende, die bei Berührung mit feuchter Luft rötliche Dämpfe ausstößt, zur Hand; wenn er aber statt der letzteren gewöhnliche Salpetersäure verwendete und drei Teile davon mit fünf Teilen konzentrierter Schwefelsäure mischte, mußte er zum selben Ziel gelangen, was denn auch der Fall war. Die Jäger der Insel besaßen also bald eine Substanz, die bei vorsichtigem Gebrauch ganz ausgezeichnete Resultate lieferte.

Um diese Zeit machten die Kolonisten auch 3 Acres* vom Plateau der Freien Umschau urbar, während der übrige Teil als Wiesenland für die beiden Onager reserviert wurde. Bei wiederholten Ausflügen in den Jacamarwald und den des Fernen Westens sammelte man eine beträchtliche Menge wildwachsender Pflanzen, wie Spinat, Kresse, Rettiche, Rüben, die eine verständige Kultur bald veredeln

mußte und deren späterer Ertrag die stickstoffhaltige Kost der Ansiedler vorteilhaft zu verändern versprach. Ebenso fuhr man große Vorräte an Holz und Kohlen ein. Jeder Ausflug diente nebenbei dazu, die Wege zu verbessern, da durch die Räder die oberen Schichten mehr und mehr geglättet wurden.

Das Kaninchengehege lieferte weiterhin seinen gewohnten Beitrag für die Küche des Granithauses. Da es noch über den Winkel hinauslag, von dem aus der Glyzerinfluß seinen Anfang nahm, vermochten seine Bewohner nicht nach dem eingeschlossenen Plateau zu schweifen und folglich auch die dortigen Anpflanzungen nicht zu beschädigen. Die mitten zwischen den einzelnen Felsen des flachen Ufers angelegte Austernbank, die sich in wünschenswertester Weise vermehrte, versorgte die Ansiedler täglich mit ausgezeichneten Mollusken. Überdem ergab der Fischfang entweder im See oder in der Mercy unausgesetzt einen reichen Ertrag, denn Pencroff hatte mehrere mit eisernen Angeln ausgerüstete Grundleinen ausgelegt, an denen sich häufig schöne Seeforellen und andere sehr schmackhafte Fische fingen, deren silberglänzende Seiten mit kleinen gelblichen Flecken bedeckt waren. So wurde es Nab möglich, mit den Gerichten jeder Mahlzeit zu wechseln; nur das Brot fehlte dem Tisch der Kolonisten noch immer, eine Entbehrung, die sie, wie erwähnt, recht empfindlich fühlten.

Auch auf die am Strand der Kiefernkaps vorkommenden

* 1 Acre = 0,4046 Hektar.

Seeschildkröten wurde wiederholt Jagd gemacht. Ebenda entdeckte man auf dem Strand eine große Menge kleiner Hügel, die kugelrunde, weiße und hartschalige Eier enthielten, deren Eiweiß gegenüber dem der Vogeleier die Eigentümlichkeit hat, nicht zu gerinnen. Die Sonnenwärme brütet diese Eier aus. Da jede Schildkröte im Jahr bis zu 2.500 Eier legt, erklärt sich ihre große Anzahl am Strand.

»Das ist ja ein wahres Eierfeld«, bemerkte Gedeon Spilett, »das man nur abzuernten braucht.«

Man begnügte sich jedoch nicht nur mit den Produkten, sondern stellte auch den Produzenten nach, eine Jagd, die dem Granithaus über ein Dutzend hinsichtlich ihres Nährwerts sehr schätzbare Schildkröten einbrachte. Die mit aromatischen Kräutern und einigen Gewürzen zubereitete Schildkrötensuppe rief manchen Lobspruch für ihren Bereiter, Nab, hervor.

Noch ein Glücksumstand verdient an dieser Stelle Erwähnung, der es möglich machte, recht ansehnliche Vorräte für den Winter zu sammeln. In die Mercy strömten jetzt nämlich ganze Scharen Lachse mehrere Meilen weit landeinwärts. Es war die Zeit, in der die Weibchen, denen die Männchen nachfolgen, geeignete Laichplätze aufsuchen und in das ruhige Gewässer eine auffallende Bewegung brachten. Tausende solcher Fische von etwa 2 1/2 Fuß Länge drängten sich in den Fluß, und es mußte schon die Anlegung einiger Wehre genügen, um eine ganze Anzahl von ihnen zurückzuhalten. Auf diese Art fing man auch einige hundert, die eingesalzen und für den Winter aufbewahrt

wurden, wenn die Eisdecke auf dem Fluß den Fischfang unmöglich machte.

Nun wurde der sehr intelligente Jup auch zum wohlbestallten Kammerdiener erhoben. Seine Bekleidung bestand aus einer weißen Jacke, einer ebensolchen kurzen Hose und einer Schürze, deren Taschen ihm ein besonderes Vergnügen zu gewähren schienen, denn immer wühlte er mit den Händen darin und ließ nicht zu, daß ein anderer hineinfaßte. Der geschickte Orang-Utan war von Nab ganz tadellos abgerichtet worden, und man hätte glauben können, daß der Neger und der Affe sich verstünden, wenn sie miteinander sprachen.

Jup zeigte übrigens für Nab eine ganz besondere Zuneigung, die dieser ehrlich erwiderte. Sobald man ihn nicht zum Holzanfahren, Erklettern der Bäume und dergleichen brauchte, hielt sich Jup die meiste Zeit über in der Küche auf und versuchte alles nachzuahmen, was er von Nab verrichten sah. Der Lehrer bewies auch eine außerordentliche Geduld und unerschöpflichen Eifer in der Unterweisung seines Schülers, und dieser belohnte ihn mit der einsichtsvollsten Aufmerksamkeit, um vom Unterricht des Lehrers Nutzen zu ziehen.

Man verdeutliche sich also die staunende Befriedigung, die Jup eines Tages bei den Tischgästen des Granithauses hervorrief, als er mit der Serviette unter dem Arm erschien, um sie bei der Mahlzeit zu bedienen. Geschickt und aufmerksam versah er seinen Dienst mit vollendeter Gewandtheit, wechselte die Teller, brachte die Schüsseln herbei,

BARBANT

schenkte ein und führte das alles mit einem solchen Ernst aus, daß es die Kolonisten höchlichst ergötzte und Pencroff laut aufjubeln ließ.

»Jup, Suppe!«

»Jup, etwas Agutibraten!«

»Jup, einen Teller!«

»Schön Jup, brav, wackerer Junge!«

Man hörte gar nichts anderes, und Jup entsprach dem Verlangen, ohne je in Verlegenheit zu geraten, paßte auf alles auf und schüttelte den klugen Kopf, als Pencroff auf seinen früheren Scherz zurückkam und sagte:

»Jup, wir werden entschieden deinen Lohn verdoppeln müssen!«

Es versteht sich von selbst, daß der Orang-Utan jetzt vollständig an das Granithaus gewöhnt war und seine Herren häufig in den Wald begleitete, ohne jemals einen Fluchtversuch zu machen. Man mußte ihn sehen, wie er drollig dahinwanderte, mit einem Stock, den ihm Pencroff gegeben hatte, und den er wie ein Gewehr auf der Schulter trug. Wollte man vom Gipfel eines Baums einige Früchte geschüttelt haben, wie schnell war er da oben. Wenn das Wagenrad in den Boden einsank, mit welcher Kraft hob Jup den Wagen mit der Schulter wieder auf den besseren Weg!

»Ein famoser Kerl!« rief Pencroff einmal über das andere. »Wenn der ebenso bösartig wäre, wie er gutmütig ist, würden wir schwerlich mit ihm fertig werden!«

Gegen Ende des Januar war es, als die Kolonisten an die umfänglicheren Arbeiten im Innern der Insel gingen. Man

hatte beschlossen, nahe den Quellen des Roten Flusses, am Fuß des Franklin-Bergs, eine Umfriedung für Wiederkäuer herzustellen, die man im Granithaus selbst doch nicht halten konnte, und speziell für Mufflons (wilde Schafe), von denen Wolle für die Winterkleider gewonnen werden sollte.

Jeden Morgen begab sich entweder die ganze Kolonie, oder auch nur Cyrus Smith, Harbert und Pencroff zu den Quellen des Flusses; mit Hilfe der Onager war das ja nur eine Spazierfahrt von 5 Meilen auf der unter einem grünen Blätterdach hingeführten neuen Straße, die den Namen ›Hürdenstraße‹ erhielt.

Vor dem Abhang des südlichen Berggipfels hatte man dort ein umfangreiches Areal ausgewählt, eine Art Wiese mit einzelnen Baumgruppen, am Fuß eines Vorbergs, der sie auf der einen Seite abschloß. Ein kleiner dem Ausläufer entspringender Wildbach durchschnitt dieses Terrain schräg und verlor sich dann im Roten Fluß. Das Gras war saftig und frisch, und die nur vereinzelt stehenden Bäume gestatteten einen reichlichen Luftwechsel. Besagte Wiesenfläche brauchte also nur mit einer kreisförmigen Palisade eingezäunt zu werden, die sich an jede Seite des Vorbergs lehnte und hoch genug war, um auch den gewandtesten Tieren das Überklettern unmöglich zu machen. Die Hürde vermochte gleichzeitig wohl an die 100 Tiere, Schafe und wilde Ziegen, sowie die später vielleicht geworfenen Jungen zu bergen.

Nachdem der Ingenieur den Umfang der Hürde abgesteckt hatte, sollten die zur Errichtung der Palisade nötigen Bäume gefällt werden; da aber beim Durchbruch der Straße

schon eine Menge Stämme umgelegt worden waren, fuhr man diese heran und gewann so an die 100 starke Pfähle, die fest in den Boden versenkt wurden.

Im vordersten Teil der Einzäunung sparte man einen hinlänglich breiten Eingang aus, der durch eine zweiflüglige, aus starken Planken bestehende Tür verschließbar war.

Der Bau dieser Hürde nahm übrigens nicht weniger als 3 Wochen in Anspruch, denn außer der eigentlichen Palisade errichtete Cyrus Smith noch verschiedene große Bretterschuppen als Unterschlupf für die Tiere.

Auf die Festigkeit aller Konstruktionen mußte man ganz gesonders achten, denn die Mufflons sind sehr kräftige Tiere und ließen befürchten, daß sie in der ersten Zeit sehr ungebärdig sein würden. Die am oberen Teil zugespitzten und angesengten Pfähle verband man durch darüber genagelte Querhölzer und stützte sie auch in gewissen Entfernungen noch angemessen ab.

Nach Vollendung der Einfriedung sollte am Fuß des Frankling-Bergs, dessen fette Weiden die Wiederkäuer mit Vorliebe besuchten, eine große Treibjagd abgehalten werden. Das geschah am 7. Februar, einem herrlichen Sommertag, und alle beteiligten sich daran. Die beiden wohlzugerittenen Onager trugen Gedeon Spilett und Harbert und leisteten bei dieser Gelegenheit sehr nützliche Dienste.

Das Verfahren bestand einfach darin, die Schafe und Ziegen in einen Kessel zu treiben und den Kreis um sie immer mehr zu schließen. Cyrus Smith, Pencroff, Nab und Jup stellten sich an verschiedenen Stellen des Waldes auf,

während die beiden Reiter die Hürde in etwa halbmeiligem Umkreis umritten.

Mufflons gab es in diesem Teil der Insel sehr zahlreich. Diese schönen Tiere in der Größe der Damhirsche, mit stärkeren Hörnern als die Widder, und grauer, stellenweise sehr langer Behaarung, glichen den Argalischafen.

Wohl war dieser Jagdtag sehr ermüdend. Wie oft mußte man hin und her und da und dort hinlaufen, und die Stimme beim Zurufen anstrengen! Von 100 zusammengetriebenen Schafen entwischten wohl zwei Drittel; zuletzt hatte man aber doch etwa 30 jener Wiederkäuer und etwa zehn wilde Ziegen nah an der Hürde zusammengetrieben, in die sie sich, da deren Tür ihnen einen Ausweg zu bieten schien, hineindrängten und natürlich damit gefangen waren.

Der gesamte Erfolg erschien gewiß so befriedigend, daß die Kolonisten sich nicht zu beklagen hatten. Die Mehrzahl der Mufflons bestand aus Weibchen, und manche von ihnen waren hochträchtig. Es unterlag also keinem Zweifel, daß die Herde gedeihen und in nicht allzuferner Zeit nicht nur Wolle, sondern auch Häute in Überfluß leifern werde.

Ganz erschöpft langten die Jäger an diesem Abend im Granithaus an. Dennoch begaben sie sich schon früh am nächsten Tag wieder zu der Hürde. Wohl schienen die Gefangenen versucht zu haben, die Palisade umzuwerfen, doch ohne jeden Erfolg, und sie verhielten sich schon wesentlich ruhiger.

Der ganze Monat Februar zeichnete sich durch kein weiteres Ereignis von Bedeutung aus. Die Arbeiten des Tages

spannen sich mit gewohnter Regelmäßigkeit ab, und neben der Ausbesserung der Hürdenstraße und der zum Ballonhafen legte man auch noch eine dritte von der Einzäunung zur Westküste an. Den noch immer unbekannten Teil der Insel Lincoln bildeten die dichten Wälder auf der Schlangenhalbinsel, in die sich die wilden reißenden Tiere flüchteten, von denen Gedeon Spilett seine Domäne bald zu säubern gedachte.

Vor Wiedereintritt der kalten Jahreszeit schenkte man dem Anbau der wilden Pflanzen, die aus den Wäldern auf das Plateau der Freien Umschau versetzt worden waren, die sorgsamste Pflege. Nie kehrte Harbert von auswärts zurück, ohne die oder jene nützliche Pflanze mit heimzubringen. Einmal waren das Musterexemplare aus der Familie der Chicorazeen, aus deren Korn ein ausgezeichnetes Öl zu gewinnen ist; ein anderes Mal wohl der gemeine Sauerampfer, dessen antiskorbutische Eigenschaften nicht zu verachten sind; dann jene kostbaren Knollen, die in Amerika von jeher angebaut wurden, nämlich Kartoffeln, von denen man heutzutage mehr als 200 Abarten zählt. Der jetzt gut instandgesetzte, wohl begossene und gegen Vögel geschützte Gemüsegarten war in kleinere Beete eingeteilt, auf denen Salat, Sauerampfer, Rüben, Rettiche und andere Kruziferen wuchsen. Das Land auf dem Plateau erwies sich als überaus fruchtbar und ließ reichliche Ernten erwarten.

An den verschiedensten Getränken fehlte es übrigens auch nicht, und wer nicht gerade nach Wein verlangte, hatte gewiß keine Ursache, sich zu beklagen. Zu dem Oswego-Tee

und dem aus den Wurzeln des Drachenbaums gewonnenen gegorenen Likör hatte Cyrus Smith noch ein wirkliches Bier bereitet. Er erzeugte es aus den jungen Sprossen der »Abies nigra«, die abgekocht und in Gärung versetzt jenes angenehme und Gesundheit fördernde Getränk liefern, das die Amerikaner »spring beer«, das ist Schößlingsbier nennen.

Gegen Ende des Sommers besaß der Hühnerhof ein schönes Trappenpaar, zur Abart der »Hubaras« gehörig, und charakterisiert durch eine Art Federmantel; ferner ein Dutzend Löffelenten, deren obere Kinnlade auf jeder Seite ein sackförmiges Anhängsel trägt, und endlich eine Anzahl prächtiger Hähne mit schwarzem Kamm, ähnlich den Mozambique-Hähnen, die am Seeufer umherstolzierten.

So gedieh also, dank der Tätigkeit dieser mutigen und intelligenten Männer, alles nach Wunsch. Gewiß tat die Vorsehung nicht wenig für sie, doch getreu der so wichtigen Vorschrift, halfen sie sich erst selbst, und so kam ihnen auch der Himmel zu Hilfe.

Nach dem warmen Sommertag liebten es die Ansiedler nach vollendeter Arbeit, wenn der Abend herabsank und vom Meer ein erquickender Wind hereinwehte, sich am Rand des Plateaus zur Freien Umschau unter eine von Schlinggewächsen überzogene Veranda zu setzen, die Nab eigenhändig erbaut hatte.

Dort plauderten sie, belehrten einer den andern, entwarfen neue Pläne für die Zukunft und dort erfreute der etwas derbe Humor des Seemanns unausgesetzt die ganze kleine

Gesellschaft, deren schöne Harmonie noch durch keinen Mißton gestört worden war.

Man sprach da wohl auch von der Heimat, dem teuren, großen Amerika. Wie stand es jetzt mit dem Sezessionskrieg? Unmöglich hatte er sich weiter verlängern können! Richmond mußte in die Hände von General Grant gefallen sein und die Einnahme der Hauptstadt der Konföderierten diesem verderblichen Kampf ein Ende gemacht haben. Gewiß hatte die gute Sache des Nordens jetzt längst gesiegt. Oh, wie ersehnt wäre den Ansiedlern der Insel Lincoln jetzt ein Zeitungsblatt gekommen! Seit 11 Monaten waren sie von jeder Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, und binnen kurzem kehrte jener 24. März, das heißt der Tag wieder, an dem sie der Ballon vor einem Jahr an diese unbekannte Insel geworfen hatte. Damals waren sie nur Schiffbrüchige, die noch nicht wußten, ob es ihnen gelingen würde, der Natur ihr elendes Leben abzutrotzen! Und jetzt dagegen fühlten sie sich, dank dem reichen Wissen ihrer Führer und ihrer eigenen Einsicht, als wirkliche Ansiedler, versehen mit Waffen, Instrumenten, Werkzeugen, als Leute, die sich die Tiere, Pflanzen und Mineralien der Insel, das heißt, alle drei Reiche der Natur dienstbar gemacht hatten!

Ja, sie plauderten oft hiervon und überdachten neue Pläne für die kommende Zeit!

Cyrus Smith, der sich meist schweigend verhielt, hörte seinen Freunden häufiger nur zu, als daß er selbst sprach. Manchmal lächelte er über einen Gedankengang Harberts

oder über einen schnurrigen Einfall Pencroffs, doch fortwährend sann er über die unerklärlichen Ereignisse, die sich hier vollzogen, über das Rätsel nach, dessen Lösung ihm noch immer nicht gelingen wollte.

9. KAPITEL

Schlechtes Wetter. – Der hydraulische Aufzug. – Herstellung von Fensterglas und Trinkgeschirr. – Der Brotbaum. – Häufige Besuche des Viehhofs. – Wachstum der Herde. – Eine Frage des Reporters. – Genaue Koordinaten der Insel Lincoln. – Pencroffs Vorschlag.

In der ersten Märzwoche änderte sich das Wetter. Schon mit Anfang des Monats trat starker Regen ein und dabei dauerte die Hitze noch unvermindert fort. Man fühlte, daß die Atmosphäre mit Elektrizität geschwängert und eine mehr oder weniger lange Periode stürmischen Wetters ernstlich zu befürchten war.

In der Tat grollte am 2. der Donner mit furchtbarer Gewalt. Der Wind blies aus Osten, und der Hagel schlug wie Kartätschenkugeln direkt gegen die Fassade des Granithauses. Die Tür und die Fensterläden mußten hermetisch verschlossen werden, sonst wäre eine Überschwemmung der Zimmer im Innern nicht ausgeblieben.

Als er diese Hagelkörner fallen sah, von denen einige die Größe von Taubeneiern erreichten, ängstigte Pencroff nur der eine Gedanke, daß sein Kornfeld in größter Gefahr schwebe.

Er eilte sofort nach dem Feld, auf dem die Ähren schon ihre kleinen grünen Köpfe erhoben. Mittels eines großen Stücks Stoff gelang es ihm, seine Ernte zu schützen. Wurde er auch dafür halb gesteinigt, so murrte er doch deshalb nicht.

Dieses schlechte Wetter hielt 8 Tage lang an, während dessen der Donner in den Tiefen des Himmels fast niemals zu rollen aufhörte. In der Zeit zwischen zwei Gewittern hörte man ihn noch außerhalb der Grenzen des Horizonts, um bald wieder mit erneuter Heftigkeit loszubrechen. Der Himmel erschien fortwährend von Blitzen gestreift, die mehrmals auch Bäume der Insel trafen, unter anderem eine enorme Fichte, die nah beim See an der Grenze des Waldes stand.

Wiederholt schlug das elektrische Fluidum auch auf das Ufer nieder und schmolz den Sand glasartig zusammen. Beim Auffinden dieser Fulguriten (das sind sogenannte Blitzröhren) kam der Ingenieur zu dem Glauben, daß es tunlich sein werde, die Fenster des Granithauses mit dichten und haltbaren Scheiben zu versehen, die Wind, Regen und Hagel abzuhalten versprachen.

Da die Kolonisten außerhalb keine dringlichen Arbeiten zu erledigen hatten, beschäftigten sie sich im Innern des Granithauses, dessen Einrichtung sich von Tag zu Tag vervollkommnete und verbesserte. Der Ingenieur baute eine einfache Drehbank, auf der er verschiedene Toiletten- und Küchengegenstände drehte, vor allem Knöpfe, deren Mangel sich besonders fühlbar machte. Für die Waffen, denen

man die größte Sorgfalt zuwandte, war ein Gewehrgestell errichtet worden, und weder Regale noch Schränke ließen zu wünschen übrig. Man sägte, hobelte, feilte, drehte, und während dieser ganzen Zeit der schlechten Witterung hörte man nichts als das Geräusch der Werkzeuge und das Knarren der Drehbank, die einzige Antwort auf das mächtige Rollen der Donnerschläge.

Meister Jup wurde nicht vergessen und bewohnte neben dem Hauptmagazin einen eigenen Raum mit einem Lager von weicher Streu, das ihm sehr gut zu gefallen schien.

»Dieser wackere Jup«, lobte ihn Pencroff öfters, »veranlaßt doch nie einen Streit oder verletzt durch vorlaute Antworten; das ist mir ein Diener ohnegleichen, Nab, ein wahres Prachtexemplar von dienstbarem Geist!«

»Mein Schüler«, antwortete Nab, »und bald meinesgleichen!«

»Oh, er überflügelt dich noch«, versetzte lächelnd der Seemann, »denn du sprichst, Nab, und er schweigt!«

Es versteht sich von selbst, daß Jup denselben Dienst fortan regelmäßig versah. Er reinigte auch die Kleider, drehte den Bratspieß, fegte die Zimmer aus, schichtete Holz auf, und – was Pencroff vor allem schmeichelte – er legte sich niemals nieder, ohne den würdigen Seemann in sein Bett einzuwickeln.

Die Gesundheit aller Mitglieder der Kolonie, Zweihänder und Zweifüßer, Vierhänder und Vierfüßer, ließ nicht das mindeste zu wünschen übrig. Bei dieser Lebensweise in freier Luft, auf gesundem Boden, unter gemäßigter Zone,

immer mit Kopf und Hand tätig, konnten sie gar nicht daran glauben, von einer Krankheit befallen zu werden.

Wirklich ging es allen ausgesprochen gut; Harbert war seit einem Jahr um 2 Zoll gewachsen. Sein Aussehen wurde zunehmend männlicher, und er versprach körperlich und geistig ein vollkommener Mann zu werden. Dazu bemühte er sich, seine Muße zwischen den notwendigen Arbeiten auf jede Weise nutzbringend zu verwenden, las die verschiedenen Bücher aus der gefundenen Kiste, und nach den praktischen Lektionen, welche die Situation selbst an die Hand gab, fand er in Cyrus Smith für die Wissenschaften, und im Reporter für die Sprachen zwei Lehrer, die sich seiner Fortbildung freundlich annahmen.

Bei dem Ingenieur wurde es fast zur fixen Idee, alles, was er wußte, auf den jungen Mann zu übertragen, ihn ebenso durch das lebendige Beispiel, wie durch Worte zu unterrichten, und Harbert dagegen zeigte den redlichsten Fleiß in den Unterrichtsstunden seines Professors.

»Sollte ich sterben«, so dachte Cyrus Smith, »dann wird er an meine Stelle treten können!«

Das Unwetter legte sich endlich am 9. März, doch blieb der Himmel diesen ganzen letzten Sommermonat über von Wolken bedeckt. Die durch die elektrischen Entladungen gestörte Atmosphäre schien die frühere Reinheit nicht wiederfinden zu können, und 3 oder 4 schöne Tage ausgenommen, die Ausflüge aller Art begünstigten, gab es fortwährend Regen und Nebel.

Zu dieser Zeit warf das Onagerweibchen ein Junges von

dem Geschlecht der Mutter, das ganz nach Wunsch gedieh. Auch in der Hürde war die Mufflonherde auf dieselbe Art gewachsen, und mehrere Lämmer blökten in den Schuppen zur größten Freude Harberts und Nabs, die jeder ihre Lieblinge unter den Neugeborenen hatten.

Jetzt versuchte man auch die Züchtung der Pekaris, die vollkommen gelang; in der Nähe des Hühnerhofs wurde ein Stall errichtet, in dem sich bald mehrere Junge befanden, die aufgezogen, das heißt durch Nabs Sorgfalt fett gemacht wurden. Meister Jup, dem es oblag, ihnen das tägliche Futter, wie das Aufwaschwasser, die Küchenabfälle und dergleichen zu bringen, entledigte sich dessen zur größten Zufriedenheit. Zwar konnte er manchmal nicht umhin, sich auf Kosten seiner kleinen Pfleglinge zu amüsieren und sie am Schwanz zu zupfen, aber das geschah nur im Scherz, nicht aus Bosheit, denn diese kleinen Ringelschwänzchen ergötzten ihn wie ein Spielzeug, und sein Instinkt war nun einmal der eines Kindes.

Im Verlauf dieses Monats erinnerte Pencroff, als er mit dem Ingenieur sprach, Cyrus Smith auch an ein Versprechen, das zu erfüllen dieser noch nicht die Zeit gefunden hatte.

»Sie sprachen einmal von einem Apparat, Mr. Cyrus, der uns die vielen Stufen nach dem Granithaus herauf ersparen sollte. Werden sie ihn noch anfertigen?«

»Sie meinen damit eine Art Aufzug«, antwortete Cyrus Smith.

»Meinetwegen heiße er ein Aufzug, wie Sie wollen«, ent-

gegnete der Seemann. »Der Name tut mir nichts zu Sache, wenn er uns nur gestattet, ohne Anstrengung bis zu unserer Wohnung herauf zu gelangen.«

»Das wird sehr leicht sein, Pencroff, aber ist es auch nützlich?«

»Gewiß, Mr. Cyrus, nachdem wir das Notwendige erlangt haben, dürfen wir wohl auch an die Bequemlichkeit denken. Für die Personen mag das ein Luxus sein, wenn sie wollen, aber für Lasten scheint es ganz unentbehrlich. Es ist nicht besonders angenehm, mit einer schweren Ladung eine lange Strickleiter hinaufzuklettern.«

»Nun gut, Pencroff, wir werden versuchen, Sie zufriedenzustellen«, erwiderte Cyrus Smith.

»Sie haben aber keine Maschine dazu.«

»Wir machen eine.«

»Eine Dampfmaschine?«

»Nein, eine Wasserkraftmaschine.«

In der Tat stand ja, um einen solchen Apparat zu bewegen, eine Naturkraft zur Verfügung, die der Ingenieur ohne große Schwierigkeit verwenden konnte.

Dazu bedurfte es nur einer Vermehrung der kleinen Seewasserableitung, die das Innere des Granithauses versorgte. Die zwischen Steinen und Pflanzen ausgesparte Öffnung am oberen Teil des Abflusses wurde demgemäß erweitert, wodurch ein kräftiger Wasserfall entstand, dessen Überschuß in den im Innern befindlichen Brunnenschacht abfloß. Unterhalb dieses Falls brachte der Ingenieur ein Schaufelrad mit einer Welle an der Außenwand in Verbindung, um das

ein starkes Tau mit einem Packkorb am Ende lief. So konnte man sich, da mit Hilfe eines langen Stricks, der bis zum Erdboden reichte, diese Welle ein- und ausgeschaltet werden konnte, in dem Korb bis zur Tür des Granithauses emporheben lassen.

Am 17. März funktionierte der Aufzug zum ersten Mal zu allgemeiner Zufriedenheit. Von jetzt an wurden alle Lasten, Holz, Kohlen, Lebensmittel, die Kolonisten selbst, durch diese so einfache Vorrichtung, welche die primitive Strickleiter ersetzte, aufgewunden. Top erschien über diese Verbesserung besonders erfreut, denn ihm ging natürlich Jups Gewandtheit im Erklettern der Stufen ab, und nicht selten war er auf dem Rücken Nabs oder gar auf dem des Orang-Utan emporgelangt.

Um diese Zeit versuchte Cyrus Smith auch Glas zu erzeugen und deshalb mußte der alte Töpferofen dem neuen Zweck angepaßt werden. Das bot zwar unerwartete Schwierigkeiten, doch gelang es nach wiederholten mißglückten Versuchen, eine Glashütte herzustellen, die Gedeon Spilett und Harbert, die natürlichen Gehilfen des Ingenieurs, mehrere Tage gar nicht verließen.

Die Substanzen, aus denen Glas zusammengesetzt ist, sind Sand, Kreide und Soda (kohlensaures oder schwefelsaures Natron). Das Ufer lieferte den Sand, die Seepflanzen die Soda, die Feuersteine die Schwefelsäure und der Boden die zum Heizen des Ofens nötige Steinkohle. Die Bedingungen zum Beginn der Operation waren also erfüllt.

Das Werkzeug, dessen Herstellung die meiste Schwierig-

keit bot, war das Glasblaserohr, eine 5 bis 6 Fuß lange eiserne Röhre, mit deren einem Ende man die geschmolzene Masse schöpft. Pencroff gelang es jedoch durch Zusammenrollen eines langen dünnen Eisenblechs nach Art eines Flintenlaufs, ein solches Blaserohr herzustellen, das dann auch sofort in Gebrauch genommen wurde.

Am 28. März heizte man den Ofen tüchtig an. 100 Teile Sand, 35 Teile Kreide, 40 Teile schwefelsaures Natron und 2 bis 3 Teile Kohlenpulver wurden in Schmelztiegeln aus feuerfester Erde gemischt. Als die Masse durch die bedeutende Hitze in geschmolzenen oder vielmehr teigartigen Zustand übergegangen war, »schöpfte« Cyrus Smith mit dem Rohr eine gewisse Menge dieses Teigs heraus; er drehte und wendete sie auf einer vorher zurechtgemachten Metallplatte so lange, bis sie eine zum Aufblasen geeignete Form annahm; dann reichte er das Rohr Harbert und sagte ihm, er solle von dem anderen Ende aus hineinblasen.

»So, als ob man Seifenblasen machen wollte?« fragte der junge Mann.

»Genau so«, antwortete der Ingenieur.

Harbert blähte die Wangen auf und blies so kräftig in das Rohr, das er fortwährend drehte, daß sein Atem die Glasmasse aufweitete.

Zu der ersten Menge wurden sodann weitere geschmolzene Portionen hinzugefügt, und zuletzt entstand eine Kugel von etwa einem Fuß Durchmesser. Cyrus Smith nahm sodann das Rohr wieder aus Harberts Händen, schwenkte

es pendelartig und verlängerte so die weiche Kugel zu einem konischen Zylinder.

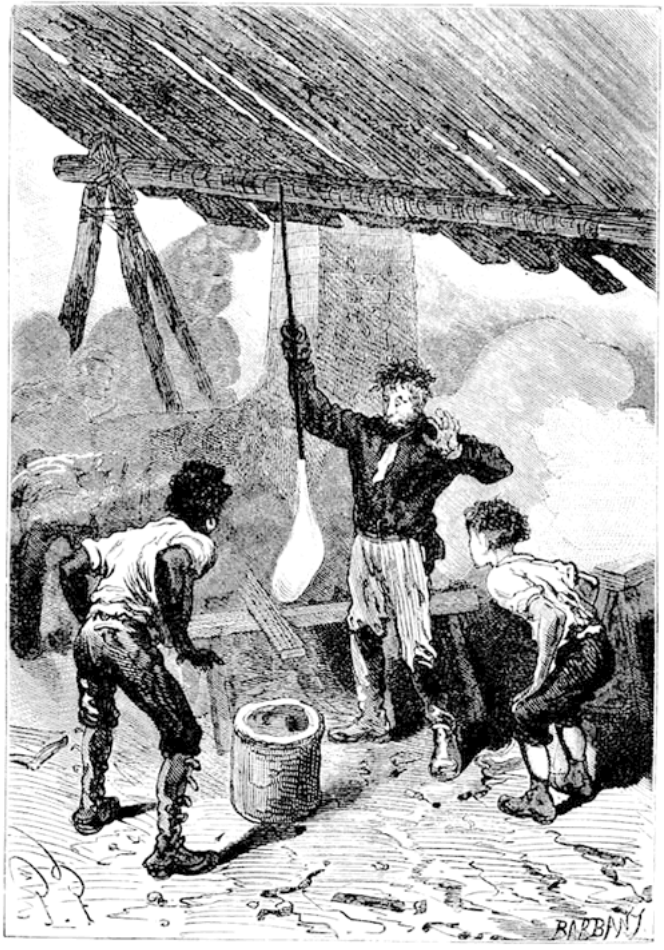
Das Blasen ergab demnach einen Glaszylinder mit zwei halbkugligen Enden, die mittels eines in kaltes Wasser getauchten Messers leicht losgelöst wurden. Auf dieselbe Art und Weise zerschnitt man hierauf den Zylinder seiner ganzen Länge nach, und nachdem er durch eine zweite Erhitzung wieder schmiegsam gemacht war, wurde er auf einer Platte mittels einer Holzrolle ausgebreitet.

Die erste Fensterscheibe war hiermit fertig und man brauchte die Operation nur 50 Mal zu wiederholen, um ebensoviel Scheiben zu erhalten. Bald erglänzten nun die Fenster des Granithauses mit ihren durchsichtigen Scheiben, und wenn diese sich auch nicht durch ihre Farblosigkeit auszeichneten, so drangen doch genügend Lichtstrahlen durch sie hindurch.

Die Herstellung der Trinkgeschirre wie Gläser und Flaschen erfolgte wirklich spielend. Man nahm eben mit ihnen vorlieb, wie sie sich am Ende des Blaserohrs gestalteten. Pencroff hatte auch seinerseits einmal zu »blasen« gewünscht, aber er blies so stark, daß seine Erzeugnisse oft die wunderlichsten Formen annahmen, die er denn auch mit ungeheuchelter Freude begrüßte.

Bei einem Ausflug zu jener Jahreszeit wurde auch ein neuer Baum entdeckt, der die Bezugsquellen der Lebensmittel für die Kolonie neuerdings vermehrte.

Cyrus Smith und Harbert gelangten jagend eines Tages bis in die Wälder des Fernen Westens. Wie immer richtete


BARBANT

der junge Mann tausend Fragen an den Ingenieur, die dieser bereitwillig beantwortete. Von der Jagd gilt aber dasselbe, wie von jeder anderen Beschäftigung auf Erden: wenn man ihr nicht den nötigen Eifer widmet, erzielt man keine sonderlichen Erfolge. Da nun Cyrus Smith kein leidenschaftlicher Jäger war und Harbert auch mehr von Chemie und Physik sprach, entkamen heute viele Wasserschweine, Känguruhs und Agutis dem Gewehr des jungen Mannes, und als der Tag sich zu Ende neigte, mußten die beiden Jäger befürchten, eine nutzlose Exkursion unternommen zu haben, als Harbert plötzlich stehenblieb und freudig ausrief:

»Ach, Mr. Cyrus, sehen Sie jenen Baum da?«

Er wies dabei mehr nach einem Strauch, als einem Baum, denn er bestand nur aus einem einzelnen Stengel, den eine schuppige Rinde überzog und der gestreifte Blätter mit kleinen parallelen Adern trug.

»Nun, was ist mit diesem Baum, der einer kleinen Palme nicht unähnlich sieht?« fragte Cyrus Smith.

»Es ist eine ›Cycas revoluta‹, deren Abbildung sich in unserem naturwissenschaftlichen Wörterbuch befindet.«

»Früchte sehe ich aber an dem Baum nicht?«

»Nein, Mr. Cyrus, aber sein Stamm enthält ein von Natur ganz fertig gebildetes Mehl.«

»Das wäre also ein Brotbaum?«

»Richtig, ein Brotbaum.«

»Nun, mein Sohn«, fuhr der Ingenieur fort, »da wäre ja für die Zwischenzeit bis zur ersten Getreideernte ein sehr

schätzbarer Fund getan. Wir wollen uns überzeugen, und der Himmel gebe, daß du dich nicht getäuscht hast!«

Harbert hatte sich nicht getäuscht. Er brach einen Cycaszweig ab, der sich aus einem Maschengewebe von mehligem Mark bestehend zeigte; zwischendurch verliefen holzige Fasern, die durch konzentrische Jahresringe getrennt wurden. Das Mehl selbst erschien mit einem schleimigen Safte gemischt, der jedoch durch Pressung leicht zu entfernen sein mußte. Die Substanz in den Zellen bildete ein wirkliches Mehl von ausgezeichneter Qualität und sehr nährenden Eigenschaften, dessen Export die japanischen Gesetze ausdrücklich verbieten.

Cyrus Smith und Harbert versicherten sich durch einige Merkzeichen der Stelle, an der die Cycas wuchsen, und kehrten zum Granithaus zurück, wo sie von ihrer schätzenswerten Entdeckung Mitteilung machten.

Am folgenden Tag begaben sich die Ansiedler an das Einsammeln dieser Pflanzen, und Pencroff, der sich für seine Insel mehr und mehr begeisterte, sagte zum Ingenieur:

»Mr. Cyrus, glauben Sie, daß es Inseln für Schiffbrüchige gibt?«

»Was meinen Sie damit, Pencroff?«

»Nun, ich meine Inseln, die ganz besonders dazu geschaffen sind, daran Schiffbruch zu erleiden und auf denen die armen Teufel doch alles Notwendige finden.«

»Das kann wohl sein«, antwortete der Ingenieur lächelnd.

»Nein, Sir, das ist wirklich so«, erwiderte Pencroff, »und die Insel Lincoln ist eine solche!«

Mit einer reichlichen Ernte an Cycasstengeln kehrte man zum Granithaus zurück. Der Ingenieur konstruierte eine Presse, um den mit dem Mehl vermischten schleimigen Saft zu entfernen, und so erhielt man von ersterem eine recht ansehnliche Menge, die sich unter Nabs geschickten Händen zu Kuchen und Puddings umwandelte. Ein eigentliches Brot aus Getreide hatte man hiermit zwar noch nicht, doch das Backwerk kam diesem ziemlich nahe.

In dieser Zeit lieferten auch die Onager, die Ziegen und die Schafe aus der Viehhürde der Kolonie täglich die nötige Milch.

Der Lastwagen, oder vielmehr das Wägelchen, das jenen nun ersetzt hatte, verkehrte häufig zwischen der Ansiedlung und dem Viehhof, und wenn Pencroff dahin fuhr, nahm er immer Jup mit und lehrte diesen fahren, wobei der Affe ebenso geschickt wie vergnügt mit der Peitsche knallte.

Alles, was man begonnen hatte, gedieh also prächtig, und nichts, außer dem Getrenntsein von der Heimat, gab den Kolonisten Ursache zur Klage. Sie hatten sich so sehr in dieses Leben gefunden, so sehr an ihre Insel gewöhnt, daß sie deren gastlichen Boden gewiß nicht ohne Bedauern verlassen hätten.

Und doch wurzelt die Liebe zum Vaterland so tief im Menschenherzen, daß die Ansiedler, wenn sich ein Schiff zufällig der Insel in Sicht gezeigt hätte, ohne Zweifel Signale gegeben und es angerufen haben würden, um mit ihm weg-

zuziehen! … Inzwischen freuten sie sich dieser glücklichen Existenz und hatten weit mehr Furcht, als eigentliches Verlangen, sie unterbrochen zu sehen.

Wer kann sich aber schmeicheln, das Glück je an sich gefesselt zu haben und seinem Wechsel enthoben zu bleiben?

Wie dem auch sei, die von den Ansiedlern nun schon über ein Jahr bewohnte Insel Lincoln war wiederholt der Gegenstand ihrer Unterhaltung, und eines Tages wurde eine Beobachtung gemacht, die später von den eingreifendsten Folgen sein sollte.

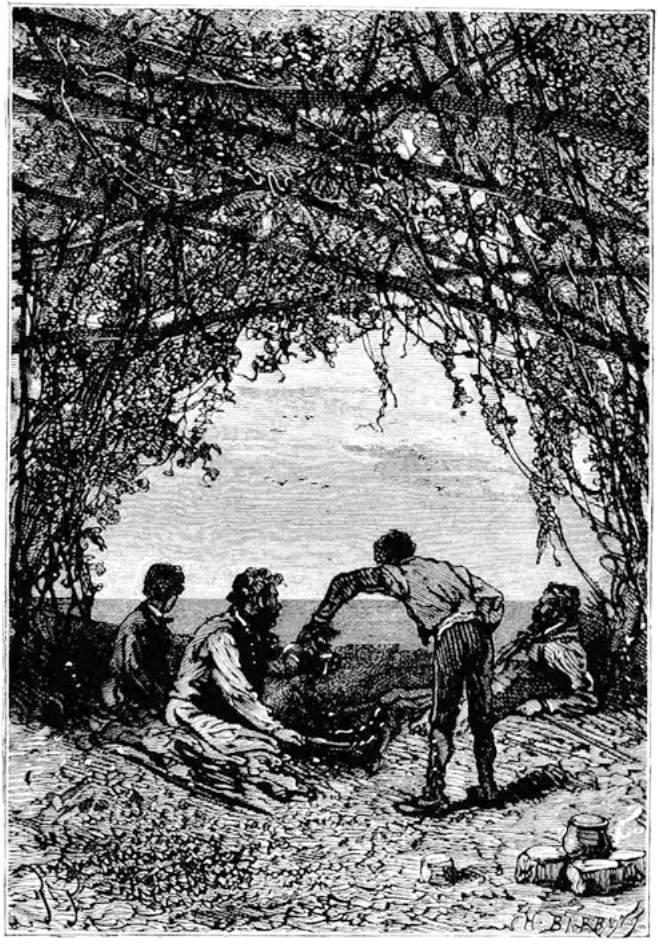
Der Ostersonntag, 1. April, von Cyrus Smith und seinen Gefährten der Erholung und der Andacht geweiht, war ein so schöner Tag, wie es nur ein herrlicher Oktobertag der nördlichen Halbkugel sein kann.

Nach dem Essen hatten sich alle unter der Veranda am Rand des Plateaus der Freien Umschau zusammengefunden und sahen langsam den Tag versinken. Nab servierte einige Tassen Holunderbeerenaufguß, der die Stelle des Kaffees vertrat. Man plauderte von der Insel und ihrer isolierten Lage im Pazifik, als Gedeon Spilett die Frage aufwarf:

»Lieber Cyrus, haben Sie schon, seitdem Sie den in der Kiste vorgefundenen Sextanten besitzen, die geographische Lage unserer Insel genauer bestimmt?«

»Nein«, antwortete der Ingenieur.

»Wäre es aber nicht empfehlenswert, das mit dem Instrument, das doch auf jeden Fall verläßlicher ist, als das früher konstruierte, jetzt vorzunehmen?«



»Wozu«, warf Pencroff ein, »unsere Insel ist herrlich, wo sie auch liegen mag.«

»Das bestreite ich auch nicht«, entgegnete Gedeon Spilett, »doch es ist sehr denkbar, daß die Unvollkommenheit der Hilfsmittel die Richtigkeit der Beobachtung gestört hat, und da es jetzt leicht ist, sich hierüber Gewißheit zu verschaffen …«

»Sie haben recht, lieber Spilett«, meinte der Ingenieur, »ich hätte diese Berichtigung wohl schon früher vornehmen sollen, obgleich der unterlaufene Irrtum weder in der Länge noch in der Breite 5 Grad übersteigen kann.«

»Ja, wer weiß das?« versetzte der Reporter, »wer weiß, ob wir einem bewohnten Land nicht weit näher sind, als wir es glauben?«

»Das werden wir morgen wissen«, versicherte der Ingenieur, »und ohne die vielfachen Beschäftigungen, die mir alle Muße raubten, wüßten wir es schon jetzt.«

»Schön«, mischte sich Pencroff noch einmal ein, »Mr. Cyrus ist ein viel zu guter Beobachter, um sich getäuscht zu haben, und wenn die Insel nicht selbst davongelaufen ist, befindet sie sich noch da, wo er sie zuerst hinversetzte!«

»Wir werden ja sehen!«

Schon am folgenden Tag also stellte der Ingenieur mittels des Sextanten die nötigen Beobachtungen an, um die früher gefundenen Koordinaten zu verifizieren, und gelangte dabei zu folgenden Resultaten.

Seine erste Beobachtung hatte für die Lage der Insel Lincoln ergeben:

Westliche Länge: 150 bis 155°
Südliche Breite: 30 bis 35°.

Die zweite ergab:

Westliche Länge: 150° 30′
Südliche Breite: 34° 57′.

Trotz der Unvollkommenheit seiner Apparate hatte Cyrus Smith also so geschickt operiert, daß der Fehler hierbei 5° nicht überstieg.

»Jetzt«, fuhr Gedeon Spilett fort, »da wir außer dem Sextanten auch einen Atlas besitzen, lassen Sie uns, lieber Cyrus, doch einmal genau nachsehen, wo die Insel Lincoln im Pazifik liegt.«

Harbert holte den, wie erwähnt, in Frankreich erschienenen Atlas herbei, dessen Nomenklatur also auch in französischer Sprache abgefaßt war.

Die Karte des Pazifiks wurde ausgebreitet, und der Ingenieur wollte mit dem Zirkel in der Hand die Lage der Insel zwischen ihren Gradlinien angeben.

Plötzlich hielt er mit dem Zirkel inne und sagte:

»Aber in diesem Teil des Pazifiks liegt ja schon eine Insel!«

»Eine Insel?« wiederholte Pencroff.

»Eben die unsrige ohne Zweifel?« fragte Gedeon Spilett.

»Nein«, erwiderte Cyrus Smith, »jene Insel ist unter 153° Länge und 37° 11′ Breite, das heißt 2 1/2 Grad westlicher und 2 Grad südlicher als die Insel Lincoln verzeichnet.«

»Und wie heißt sie?« fragte Harbert.

»Die Insel Tabor.«

»Hat sie einen bedeutenden Umfang?«

»Nein, sie stellt nur ein im Pazifik verlorenes Eiland dar, das vielleicht noch keines Menschen Fuß betrat.«

»Nun gut, so werden wir es besuchen«, sagte Pencroff.

»Wir?«

»Ja, Mr. Cyrus, wir erbauen eine gedeckte Barke, und ich mache mich anheischig, sie zu führen. Wie weit entfernt von der Insel Tabor befinden wir uns?«

»An die 150 Meilen im Nordosten«, antwortete Cyrus Smith.

»150 Meilen! Und das ist alles?« erwiderte Pencroff. »Mit einigermaßen günstigem Wind sind sie in 48 Stunden zurückgelegt.«

»Welchen Zweck hätte das aber«, fragte der Reporter.

»Das weiß man nicht und muß es abwarten!«

Angeregt durch diese Besprechung, beschloß man wirklich den Bau eines Schiffchens zu unternehmen, mit dem man sich kommenden Oktober, mit Wiedereintritt der schönen Jahreszeit, auf das Meer hinauswagen könnte.

10. KAPITEL

Konstruktion des Schiffes. – Die zweite Kornernte. – Kulajagd. – Eine mehr angenehme als nützliche Pflanze. – Ein Wal in Sicht. – Die Harpune aus Vineyard. – Zerstückelung des Wals. – Verwendung des Fischbeins. – Das Ende des Monats Mai. – Pencroff bleibt nichts mehr zu wünschen übrig.

Hatte sich Pencroff einmal etwas in den Kopf gesetzt, dann ruhte er auch nicht eher, als bis es ausgeführt war. Jetzt beherrschte ihn der Gedanke, die Insel Tabor zu besuchen; und da diese Überfahrt ein Fahrzeug von einer gewissen Größe verlangte, mußte eben eines gebaut werden.

So sah der Plan aus, der von dem Ingenieur zusammen mit dem Seemann aufgestellt wurde:

Das Schiff sollte 35 Fuß im Kiel und 9 Fuß in der größten Breite messen – bei gut geformten Seiten und richtiger Schwimmlinie die Verhältnisse eines Schnellseglers –, nicht mehr als 6 Fuß Tiefgang haben, der dennoch hinreichend schien, zu leichte Abweichungen zu verhindern. Auf dem es vollkommen verschließenden Verdeck gedachte man zwei Luken, als Eingang für zwei durch eine Scheidewand getrennte Räume, anzubringen, und ihm eine Schaluppentakelage mit Brigantine, Sturm- und Notsegel, Bugspriet und Fockmast zu geben, alles in allem eine leicht zu behandelnde Ausrüstung, die plötzlichen Windstößen gut Widerstand leistet und nah am Wind zu segeln erlaubt. Sein Rumpf sollte endlich aus stumpf aneinandergefügten, nicht übergreifenden Planken bestehen, das Rippenwerk aber

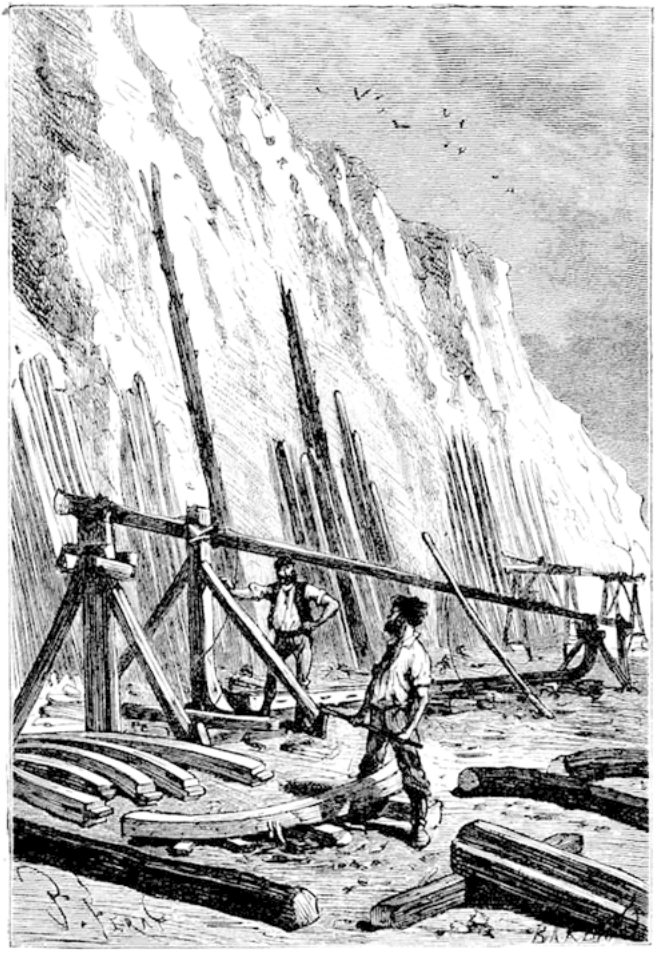
erst nach Vollendung der über falsche Rippen aufgepaßten Bordwände eingesetzt werden.

Welche Holzart sollte nun zum Bau dieses Schiffes verwendet werden? Ulme oder Kiefer, an denen beiden die Insel Überfluß hatte? Man entschied sich für die Kiefer, die nach dem Ausdruck der Zimmerleute ein »spaltiges« Holz gibt, das leicht zu bearbeiten und im Wasser ebenso ausdauernd ist wie das der Ulme.

Nach Feststellung dieser Einzelheiten kam man dahin überein, daß Cyrus Smith und Pencroff nur allein an dem Schiff bauen sollten, da die schöne Jahreszeit doch erst in 6 Monaten wiederkehrte. Gedeon Spilett und Harbert sollten ihre Jagdzüge fortsetzen und Nab, mit Unterstützung Meister Jups, seines Gehilfen, die häuslichen, ihnen früher zugeteilten Arbeiten verrichten.

Sofort wählte man geeignete Bäume aus, fällte, entästete und zerschnitt sie, so wie es Brettschneider tun, zu Planken. 8 Tage später wurde zwischen den Kaminen und der Granitwand ein Zimmerplatz errichtet, und bald lag ein 35 Fuß langer, mit Vorder- und Hintersteven versehener Schiffskiel auf dem Sand.

Auch bei dieser neuen Arbeit verfuhr Cyrus Smith nicht aufs Geratewohl. In Schiffskonstruktionen ebenso wohl bewandert wie in so vielen anderen Fächern, hatte er den Sarter (das ist das Modell) seines Schiffes auf Papier entworfen. Übrigens fand er in Pencroff, der mehrere Jahre auf einer Werft zu Brooklyn gearbeitet und sich praktisch ausgebildet hatte, die geeignetste Stütze. Erst nach genauester Be-



rechnung und reiflichster Überlegung errichtete man also die ersten falschen Rippen auf dem Kiel.

Pencroff, das wird man gern glauben, war ganz Feuer und Flamme, seine Arbeit tadellos auszuführen, und wollte sich keinen Augenblick von ihr trennen.

Eine einzige Beschäftigung genoß das Privileg, ihn davon für einige Zeit abzulenken: die zweite Kornernte am 15. April. Ebenso gut gediehen wie die erste, lieferte sie übrigens den vorausberechneten Ertrag an Körnern.

»5 Scheffel, Mr. Cyrus!« verkündete Pencroff nach sorgsamer Messung seiner Reichtümer.

»5 Scheffel«, wiederholte der Ingenieur, »und jeder zu 130.000 Körnern, so ergibt das 650.000 Körner.«

»Schön, und das Ganze säen wir wieder, bis auf eine kleine Reserve.«

»Ja, Pencroff, und wenn die nächste Ernte ebenso günstig ausfällt, erzielen wir 4.000 Scheffel.«

»Und essen dann Brot?«

»Essen dann Brot.«

»Dazu brauchen wir aber eine Mühle.«

»Nun, dann bauen wir eben eine.«

Das dritte Getreidefeld erhielt natürlich einen unvergleichlich größeren Umfang, als die beiden ersten, und die wohlvorbereitete Erde nahm den kostbaren Samen in ihrem Schoß auf. Darauf ging Pencroff sofort wieder an seine Arbeit.

Unterdessen befleißigten sich Gedeon Spilett und Harbert der Jagd in der Umgebung, und wagten sich manch-

mal, durch die mit Kugelladung versehenen Gewehre gegen jeden Zufall geschützt, tief in die noch unbekannten Teile des Fernen Westens hinein. Diese bestanden aus einem fast undurchdringlichen Gewirr prächtiger Bäume, die aber so dicht aneinander standen, als habe es für sie an Raum gemangelt. Die Durchforschung dieser Waldlabyrinthe war so schwierig, daß der Reporter, aus Furcht, sich beim Rückweg zu verirren, stets den Taschenkompaß zur Orientierung mit sich führte. Natürlich zeigte sich auch das Wild, dessen freie Bewegung hier sehr behindert sein mußte, weit seltener. Dennoch fielen den Jägern in der zweiten Aprilhälfte drei große Herbivoren (das sind pflanzenfressende Tiere) in die Hände. Es waren Kulas, von denen die Kolonisten schon früher im Norden des Sees ein Exemplar gesehen hatten, die sich stumpfsinnig zwischen den dicken Ästen, in denen sie Zuflucht gesucht hatten, erlegen ließen. Ihre Häute wurden zum Granithaus mitgenommen, und mit Hilfe von Schwefelsäure einer Art Gerbung unterworfen, die sie in verwendbareren Zustand versetzte.

Eine weitere, von anderem Gesichtspunkt aus schätzenswerte Entdeckung gelang Gedeon Spilett auch auf diesen Ausflügen.

Am 30. April hatten sich die beiden Jäger tief in den Fernen Westen begeben, als der Reporter, der etwa 50 Schritte vor Harbert dahinschritt, an einer Lichtung stehenblieb, wo die weniger dicht stehenden Bäume einige Sonnenstrahlen durchdringen ließen.

Gedeon Spilett schien über den Geruch verwundert, den

einige Pflanzen mit geraden, walzenförmigen, verzweigten Stengeln verbreiteten, deren Doldenblumen sehr kleine Körnchen trugen. Der Reporter brach einige dieser Stengel ab und wandte sich an den jungen Mann mit der Frage:

»Sieh doch, Harbert, was ist das wohl?«

»Ei, wo haben Sie diese Pflanze gefunden, Mr. Spilett?«

»Da, in der Lichtung, wo sie sehr reichlich wächst.«

»Nun, Mr. Spilett«, sagte Harbert, »das ist ein Fund, durch den Sie sich ein Recht auf Pencroffs wärmste Dankbarkeit erwerben.«

»Sollte es Tabak sein?«

»Ja, wenn auch nicht gerade von der besten Sorte, es ist immerhin Tabak.«

»Oh, der wackere Pencroff! Wie zufrieden wird er sein! Aber Teufel! – Er wird doch nicht alles allein rauchen und auch uns einen Teil davon zukommen lassen!«

»Ha, ein Gedanke, Mr. Spilett!« entgegnete Robert. »Wir sagen für jetzt Pencroff nichts hiervon, richten diese Blätter zu, und eines schönen Tages präsentieren wir ihm eine gestopfte Pfeife!«

»Einverstanden, Harbert, und an diesem Tag wird unser ehrenwerter Freund auf der ganzen Gotteswelt nichts mehr zu wünschen übrig haben!«

Der Reporter und der junge Mann sammelten einen tüchtigen Vorrat der geschätzten Pflanze ein, den sie in das Granithaus »einschmuggelten«, als ob Pencroff der scharfsichtigste und strengste Zollbeamte gewesen wäre.

Cyrus Smith und Nab wurden ins Vertrauen gezogen,

der Seemann aber bemerkte nichts trotz der langen Zeit, die zum Trocknen und Zerkleinern der Blätter, sowie zu einer Art Röstung zwischen erwärmten Steinen notwendig war. Das alles erforderte 2 Monate; alle Manipulationen konnten bequem ohne Wissen Pencroffs vorgenommen werden, da dieser, beim Schiffsbau eifrig beschäftigt, nur abends zur Essenszeit ins Granithaus zurückkehrte.

Noch einmal wurde seine Lieblingsarbeit, er mochte wollen oder nicht, am 1. Mai durch ein Fischereiabenteuer unterbrochen, an dem alle Kolonisten teilnehmen mußten.

Seit mehreren Tagen zeigte sich schon auf 2 bis 3 Meilen seewärts ein riesiges Tier im Gewässer der Insel, ein Wal der größten Art, der wahrscheinlich jener im Süden vorkommenden Spezies angehörte, die man »Kapwale« nennt.

»Welch ein Glück für uns, wenn wir den Burschen fangen könnten!« rief der Seemann. »Oh, besäßen wir nur ein geeignetes Boot und eine gute Harpune, wie riefe ich gern: ›Auf, Auf! Das Tier da zu haschen verlohnt sich der Mühe!‹«

»Ei, Pencroff«, sagte Gedeon Spilett, ich hätte Sie gern einmal die Harpune führen sehen! Das muß bemerkenswert sein.«

»Sehr bemerkenswert und nicht gefahrlos«, fiel der Ingenieur ein; »doch da uns alle Hilfsmittel fehlen, das Tier dort anzugreifen, ist es wohl richtiger, daran gar nicht mehr zu denken.«

»Ich bin erstaunt«, sagte der Reporter, »einen Wal in so relativ hoher Breite zu sehen.«

»Und weshalb, Mr. Spilett?« antwortete Harbert. »Wir befinden uns gerade in demjenigen Teil des Pazifiks, den die englischen und amerikanischen Fischer ›Whale Field‹* nennen, und hier mitten zwischen Neuseeland und Südamerika begegnet man diesen Meeresriesen am häufigsten.«

»Ganz richtig«, bestätigte Pencroff, »und mir scheint es weit auffälliger, daß uns nicht häufiger ein solcher Wal zu Gesicht gekommen ist. Da wir aber doch nicht imstande sind, uns jenem zu nähern, kann es uns ziemlich gleichgültig sein.«

Pencroff ging, nicht ohne einen Seufzer des Bedauerns, wieder an seine Arbeit, denn in jedem Seemann steckt etwas von einem Fischer, und wenn das Vergnügen beim Fischfang einigermaßen in direktem Verhältnis zur Größe des Tieres steht, kann man sich wohl eine Vorstellung davon machen, was ein Walfänger in Gegenwart eines solchen Wals empfindet.

Und wenn es nur das Vergnügen allein gewesen wäre! Man konnte sich aber auch den Nutzen nicht verhehlen, den eine solche Beute der Kolonie durch Öl, Fett und Fischbein, lauter vielfältig zu verwendende Gegenstände, hätte bringen müssen.

Nun geschah es aber, daß der betreffende Wal sich aus dem Gewässer der Insel gar nicht mehr entfernen zu wollen schien. Ob von den Fenstern des Granithauses oder vom Plateau der Freien Umschau aus, nie verließen Gedeon Spi-

* Walfeld.

lett und Harbert das Fernrohr, so wenig wie Nab, obwohl er seine Öfen überwachte, und alle folgten aufmerksam den Bewegungen des Tieres. Der Wal, der tief in die Union Bay hineingedrungen war, durchschwamm sie schnell vom Kiefern- bis zum Krallenkap, getrieben durch seine mächtigen Schwanzflossen, mit deren Hilfe er sich fast sprungweise und mit einer Schnelligkeit von 12 Meilen pro Stunde fortbewegte. Dann und wann näherte er sich der Insel so weit, daß man ihn deutlich zu erkennen vermochte. Er gehörte zu den Südseewalen, die ganz schwarz am Körper sind und einen stärker plattgedrückten Kopf haben, als jene aus den nördlichen Meeren.

Man sah ihn durch seine Luftlöcher eine große Wolke zu bedeutender Höhe austreiben, eine Wolke aus Dampf oder Wasser, denn – so sonderbar das klingen mag – die Naturforscher wie auch die Walfänger sind sich über diesen Punkt noch nicht klar. Ist es Luft oder Wasser, was das Tier in bekannter Weise ausstößt? Jetzt neigt man mehr zu der Annahme, daß es Dampf sei, der sich bei der plötzlichen Berührung mit der kalten Luft kondensieren und in Form von Regen niederfallen soll.

Indessen beschäftigte die Anwesenheit des Seesäugetiers die Aufmerksamkeit der Kolonisten unablässig. Besonders reizte sie Pencroff und hielt ihn wiederholt von seiner Arbeit ab. Er hatte endlich sein wahres Vergnügen an dem Wal, wie Kinder gerade an verbotenen Dingen. Während der Nacht sprach er laut von ihm im Traum, und hätte er nur die geeigneten Mittel gehabt, ihm zu Leibe zu rücken, wäre

zum Beispiel die Schaluppe imstande gewesen, das Meer zu halten, er hätte nicht einen Augenblick gezögert, sich zur Verfolgung des Riesen aufzumachen.

Was die Kolonisten aber nicht auszuführen vermochten, das tat der Zufall für sie, und am 3. Mai kündigten die Jubelrufe Nabs, der eben am Küchenfenster stand, an, daß der Wal am Ufer der Insel gestrandet war.

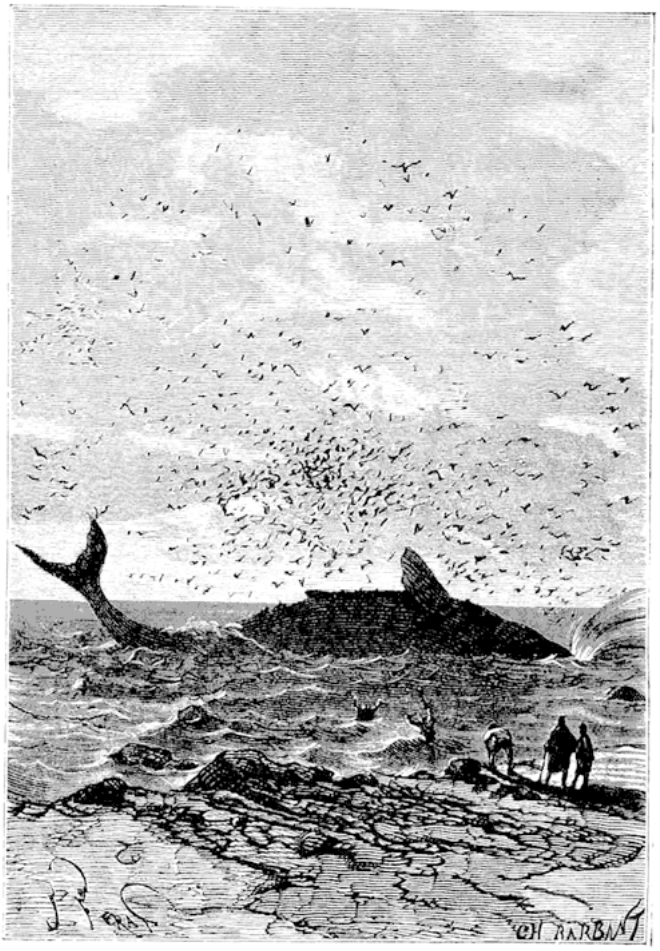
Gedeon Spilett und Harbert, die sich eben auf die Jagd begeben wollten, ließen ihre Gewehre stehen, Pencroff fiel die Axt aus der Hand, Cyrus Smith und Nab liefen herbei und alle eilten zum Ort der Strandung.

Dieser befand sich auf der sandigen Küste der Strandgutspitze, 3 Meilen vom Granithaus entfernt. Eben war hohes Meer, und es lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der Wal sich nicht leicht werde wieder freimachen können. Jedenfalls mußte man sich beeilen, um ihm im Notfall den Rückzug abzuschneiden. Alle versorgten sich also mit Spießen und eisenbeschlagenen Stöcken, liefen über die Brücke der Mercy, an deren rechtem Ufer zum Strand hinab und von hier aus befanden sich die Kolonisten in weniger als 20 Minuten dem ungeheuren Tier gegenüber, über dem schon eine ganze Wolke von Vögeln umherflatterte.

»Welch ein Riese!« rief Nab.

Gewiß war diese Bezeichnung richtig, denn der Wal maß 80 Fuß in der Länge und mochte nicht weniger als 150.000 Pfund wiegen.

Inzwischen verhielt sich das gestrandete Ungeheuer auf-



fallend ruhig und suchte sich selbst jetzt, bei hohem Meer, nicht durch Bewegungen wieder freizumachen.

Bald erklärte sich den Kolonisten diese Unbeweglichkeit, als sie bei niedrigem Wasser um den Gefangenen herumgehen konnten. Er war nämlich tot und in seiner linken Seite steckte noch eine Harpune.

»In den benachbarten Meeren befinden sich also Walfahrer?« sagte Gedeon Spilett.

»Und warum das?« fragte der Seemann.

»Weil dort die Harpune noch …«

»Oh, Mr. Spilett, das beweist nichts«, fiel ihm der Seemann ins Wort. »Man hat Wale mit einer Harpune in der Seite noch Tausende von Meilen zurücklegen sehen, und wir dürften uns gar nicht wundern, wenn dieser hier im Norden harpuniert und im Süden des Pazifiks verendet wäre.«

»Indessen …«, wollte Gedeon Spilett noch sagen, da ihm Pencroffs Versicherung nicht genügte.

»Das ist sehr gut möglich«, bestätigte auch Cyrus Smith; »doch wir wollen diese Harpune untersuchen. Vielleicht finden wir, wie gewöhnlich, den Namen des Schiffes, zu dem sie gehörte, darauf gezeichnet.«

Und wirklich, als Pencroff die Harpune aus dem Wal gezogen hatte, las er darauf:

Maria Stella
Vineyard

»Ein Schiff aus Vineyard! Ein Schiff aus meiner Heimat!« rief Pencroff. »Die ›Maria Stella‹! Ein schöner Walfahrer, meiner Treu! Das Fahrzeug kenne ich bis zum Kiel!

Oh, meine Freunde, ein Schiff aus Vineyard! Ein Walfahrer aus Vineyard!«*

Die Harpune über dem Kopf schwingend rief der Seemann immer und immer wieder diesen Namen, der seinem Herzen so teuer war, den Namen seines Heimatlands!

Da man nicht darauf warten konnte, daß die ›Maria Stella‹ das von ihr harpunierte Tier reklamierte, beschloß man es abzuweiden, bevor es in Zersetzung überging. Die Raubvögel, die schon mehrere Tage um die reiche Beute kreisten, wollten sich unverzüglich in ihren Besitz bringen, so daß sie mit Flintenschüssen vertrieben werden mußten.

Dieser Wal war übrigens ein Weibchen, in dem man eine sehr große Menge Milch fand, die nach dem Urteil des Naturforschers Dieffenbach recht gut für Kuhmilch durchgehen konnte, von der sie sich weder durch den Geschmack, noch durch Färbung oder Dichte unterscheidet.

Pencroff hatte früher einmal auf einem Walfahrer gedient und verstand die Abweidung des Specks in geeigneter Weise zu leiten, – übrigens ein sehr unangenehmes Geschäft, das 3 volle Tage in Anspruch nahm, von dem sich aber dennoch keiner der Kolonisten ausschloß, selbst Gedeon Spilett nicht, der der Aussage des Seemanns zufolge nach und nach »ein ganz tüchtiger Schiffbrüchiger« wurde.

Der in parallele Streifen von 2 1/2 Fuß Dicke zerschnittene Speck wurde in etwa 100pfündige Stücke zerteilt und endlich in großen Tongefäßen ausgelassen, die man nah an

* Ein Hafen im Staat New York.

den Strand geschafft hatte, um die Umgebung des Plateaus der Freien Umschau nicht zu verpesten. Bei dieser Schmelzung verlor der Speck etwa ein Drittel seines Gewichts, lieferte aber denoch überreichliche Vorräte. Die Zunge allein ergab 6.000 Pfund Tran, und die Unterlippe 4.000 Pfund. Außer diesen Fettsubstanzen, die den Bedarf an Stearin und Glyzerin für lange Zeit sicherstellten, kamen sie auch noch in Besitz von Fischbein, das ja seine Verwendung finden würde, obgleich man auf der Insel Lincoln weder Korsetts noch Regenschirme trug. Der obere Teil des Walrachens war auf beiden Seiten mit 800 hornigen, sehr elastischen und fasrigen Barten ausgestattet, die am Rand kammartig ausgefranst erschienen, und bei einer Länge von 6 Fuß Tausende kleiner Tiere, Fische und Mollusken, zurückzuhalten vermögen, die dem Wal als Nahrung dienen.

Nachdem die Operation zur großen Zufriedenheit der dabei Beschäftigten beendet war, überließ man die Reste des Tieres den Vögeln als willkommene Beute, von denen man erwarten durfte, daß sie jene bis zum letzten Lot aufzehren würden, und wandte sich wieder den gewohnten Arbeiten im Granithaus zu.

Vor der Wiederaufnahme seiner Tätigkeit auf dem Zimmerplatz kam Cyrus Smith auf den Einfall, eine Art kleiner Apparate herzustellen, welche die Neugier seiner Gefährten ungemein reizte. Er nahm nämlich ein Dutzend Fischbeinstäbe, teilte diese in sechs gleiche Teile und spitzte sie an beiden Enden zu.

»Und welchem Zweck wird das dienen, Mr. Cyrus?« fragte Harbert, als jener damit fertig war.

»Wölfe, Füchse, selbst Jaguare zu töten«, antwortete der Ingenieur.

»Gleich jetzt?«

»Nein, erst kommenden Winter, wenn es nicht an Eis fehlt.«

»Ich verstehe aber nicht …«, fuhr Harbert fort.

»Das wirst du verstehen lernen, mein Sohn«, belehrte ihn der Ingenieur. »Diesen Apparat hab' nicht erst ich erfunden, sondern er wird schon lange Zeit von den Aleuten-Fischern im russischen Amerika benutzt. Die Fischbeine, die Sie hier sehen, meine Freunde, biege ich nämlich zusammen, wenn es erst friert, und begieße sie so lange mit Wasser, bis sie mit einer hinreichenden Eisschicht überzogen sind, die ihre Biegung erhält. Hierauf überziehen wir sie reichlich mit Fett und verstreuen sie endlich auf dem Schnee. Was geschieht nun, wenn ein ausgehungertes Tier diese Köder verschlingt? Die Wärme seines Magens schmilzt die Eisschicht und das sich ausdehnende Fischbein durchbohrt ihn mit seinen Spitzen.«

»Das ist wirklich sinnreich«, sagte Pencroff.

»Erspart uns Pulver und Blei«, setzte der Ingenieur hinzu.

»Und ist besser als die Schlingen!« bemerkte Nab.

»Doch warten wir den Winter ab.«

»Ja, den Winter.«

Inzwischen schritt der Bau des Schiffes rüstig voran, und

gegen Ende des Monats war es bereits zur Hälfte mit Planken bekleidet. Schon erkannte man seine ausgezeichneten Formen, vermöge der es sich gut auf dem Wasser zu bewähren versprach.

Pencroff arbeitete mit einem Eifer ohnegleichen, und es gehörte seine zähe Natur dazu, diesen Anstrengungen zu trotzen; insgeheim aber bereiteten seine Gefährten ihm eine Belohnung für seine Mühen, und der 31. Mai sollte ihm die größte Freude seines Lebens bescheren.

An diesem Tag nämlich fühlte Pencroff nach Beendigung des Mittagsmahls, als er den Tisch eben verlassen wollte, wie eine Hand sich auf seine Schulter legte.

Es war die Gedeon Spiletts, der zu ihm sagte:

»Einen Augenblick, Pencroff; so geht man nicht davon. Vergessen Sie ganz das Dessert?«

»Ich danke, Mr. Spilett«, entgegnete der Seemann, »ich gehe wieder an die Arbeit.«

»Nun, eine Tasse Kaffee?«

»Auch das nicht.«

»Aber eine Pfeife Tabak?«

Pencroff sprang auf, und sein derbes, gutmütiges Gesicht erbleichte, als er sah, wie der Reporter ihm eine wohlgestopfte Pfeife und Harbert einen brennenden Holzspan präsentierte.

Der Seemann wollte sprechen, aber es gelang ihm nicht, fast zitternd griff er nach der Pfeife, hielt den Span daran und blies Zug auf Zug fünf bis sechs Rauchwölkchen aus dem Mund.

Duftend breiteten diese sich aus, und aus dem Wolkennebel hörte man eine entzückte Stimme schallen:

»Tabak! Echter Tabak!«

»Ja, Pencroff«, antwortete Cyrus Smith, »und sogar ausgezeichneter Tabak.«

»O du himmlische Vorsehung! Heiliger Schöpfer aller Dinge!« rief jubelnd der Seemann, »unserer Insel fehlt also nichts mehr!«

Und Pencroff rauchte, rauchte und rauchte!

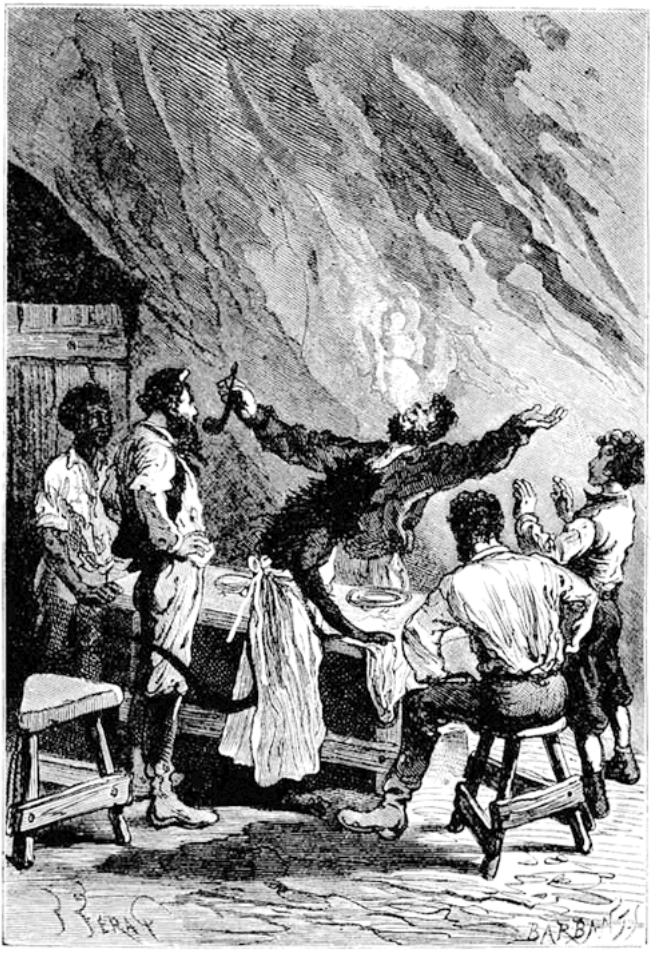
»Wer hat denn diese Entdeckung gemacht?« fragte er endlich. »Ohne Zweifel du, Harbert?«

»Nein, Pencroff, Mr. Spilett war es.«

»Mr. Spilett!« rief der Seemann und preßte den Reporter so herzhaft an seine Brust, wie es diesem vorher wohl noch nie passiert war.

»Luft! Pencroff!« seufzte Gedeon Spilett und erquickte sich nach dieser Unterbrechung durch einen tiefen Atemzug. »Lassen Sie einen Teil Ihrer Erkenntlichkeit auch Harbert zukommen, der die Pflanze erkannte, Cyrus Smith, der sie zurichtete, und Nab, der seine liebe Not gehabt hat, daß wir unser Geheimnis nicht vorzeitig verrieten!«

»Nun, meine Freunde alle«, beteuerte der Seemann, »das werde ich euch dereinst noch vergelten. Jetzt auf Leben und Tod!«


BERAY
BARBANT

11. KAPITEL

Der Winter. – Das Walken der Wolle. – Die Walkmühle. – Pencroffs fixe Idee. – Das Fischbein. – Wozu ein Albatros dienen kann. – Das Brennmaterial der Zukunft. – Top und Jup. – Stürme. – Zerstörung im Hafen. – Ein Ausflug in die Sümpfe. – Cyrus Smith allein. – Untersuchung des Brunnenschachts.

Mit dem Juni, dem Dezember der nördlichen Erdhälfte, kam der Winter und gleichzeitig trat die Notwendigkeit ein, warme und haltbare Kleidungsstücke anzufertigen.

Die Mufflons der Hürde waren geschoren worden, und jetzt ging es darum, diese kostbaren Stoffe in wirkliches Gewebe umzuwandeln.

Selbstverständlich besaß Cyrus Smith weder Rauhkarden, noch Wollkämme, weder Glatt- noch Streckwalzen, weder Zwirner, weder »mule jenny«, noch »self-acting« zum Spinnen der Wollfäden und mußte sich demnach mit einem einfacheren Verfahren behelfen, um das Spinnen und Weben zu umgehen. So blieb ihm nichts übrig, als diejenige Eigenschaft der Wollfäden zu benutzen, vermöge der sie, wenn man sie von allen Seiten drückt und schlägt, sich vollkommen verwirren und dadurch den sogenannten Filz darstellen. Solcher Filz konnte also durch einfaches Walken gewonnen werden, eine Operation, die zwar die Weichheit des Stoffes vermindert, andererseits aber seine Wärme erhaltende Eigenschaft wesentlich steigert. Gleichzeitig lieferten die Mufflons auch eine ziemlich kurzhaarige Wolle, die zur Filzerzeugung besonders geeignet ist.

Mit Unterstützung seiner Gefährten – Pencroff, der seine Arbeit noch einmal unterbrechen mußte, inbegriffen – ging der Ingenieur an die Vorarbeiten, die den Zweck hatten, die Wolle von der sie imprägnierenden fettigen und öligen Substanz, dem sogenannten Schweiß, zu befreien. Diese Entfettung ging in großen Trögen mit Wasser vor sich, das man auf 70° erhitzte und in dem die Wolle 24 Stunden lang gehalten wurde; danach wusch man sie in einem Sodabad aus, hierauf befand sich die durch Ausdrücken ausreichend getrocknete Wolle in walkbarem Zustand, in dem sie also verwandelt werden konnte in ein haltbares wenn auch grobes Gewebe, das zwar auf den Handelsplätzen Europas oder Amerikas keinerlei Wert gehabt hätte, aber doch »für die Märkte der Insel Lincoln« gewiß ein beachtenswertes Produkt darstellte.

Ein solcher Stoff mochte wohl schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen sein, und wirklich wurden die ersten Wollstoffe auf dieselbe Art und Weise hergestellt, die auch Cyrus Smith anwenden wollte.

Zum großen Vorteil gereichte ihm seine Eigenschaft als Ingenieur, als es um die Konstruktion einer Walkmaschine ging, denn er verstand die bis jetzt nicht ausgenutzte Kraft des Wasserfalls, der sich über den Strand hin verlief, recht geschickt zum Betreiben einer Walkmühle auszubeuten.

Diese war freilich so einfach wie möglich. Ein mit Hebearmen ausgestatteter Baum, welche die vertikalen Stampfer aufhoben und niederfallen ließen, große Kufen zur Aufnahme der Wolle, in die jene niederschlugen, ein starker

Holzrahmen, der das Ganze verband und befestigte, das war diese Maschine, und so war sie jahrhundertelang gewesen, bis man auf den Einfall kam, diese Stampfen durch Kompressionszylinder zu ersetzen und die Wolle nicht mehr zu schlagen, sondern von Anfang an glattzudrücken.

Die von Cyrus Smith geleitete Operation hatte den gewünschten Erfolg. Die Wolle, vorher mit einer seifenartigen Substanz imprägniert, um sie schlüpfriger zu machen, ihre Kompression und Erweichung zu erleichtern und ihre Zerstörung durch das Aufschlagen der Stampfer zu verhindern, verließ die Mühle in Form dicker Filzplatten. Die feinen Rinnen und Rauhigkeiten der Wolle hatten sich so vollkommen verfilzt, daß sie einen für Kleidungsstücke und Decken gleichermaßen verwendbaren Stoff bildeten. Natürlich konnte man diesen weder für Merino, noch für Musselin, für schottischen Kaschmir, noch für Stoff, Rips oder Satin de Chine, weder für Orleans, Alpaka, noch für Tuch oder Flanell ausgeben! Es war eben ›Lincoln-Filz‹, ein neues Industrie-Erzeugnis der Insel.

Die Kolonisten vermochten nun, mit guten Kleidern und dicken Decken versehen, dem Winter von 1866 auf 1867 ohne Angst entgegenzusehen.

Gegen den 20. Juni trat strengere Kälte ein und Pencroff mußte zu seinem größten Leidwesen den Bau des Schiffes unterbrechen, der im kommenden Frühjahr bestimmt beendet werden sollte.

Bei dem Seemann blieb es eine fixe Idee, rein aus Neugier eine Reise zur Untersuchung der Insel Tabor zu unter-

nehmen, obwohl Cyrus Smith eine solche gar nicht billigte, denn auf dem wüsten und halb dürren Felseneiland konnte man nicht hoffen, irgendein neues Hilfsmittel zu finden. Eine Reise von 150 Meilen auf einem verhältnismäßig kleinen Schiff, mitten durch unbekannte Meeresteile, verursachte Cyrus Smith eine unausgesetzte Sorge.

Wenn nun das Fahrzeug, ins offene Meer gelangt, nicht imstande sein sollte, weder die Insel Tabor zu erreichen, noch nach Lincoln zurückzukehren, was sollte aus ihm mitten im Pazifik, der so reich an Gefahren ist, wohl werden?

Wiederholt besprach Cyrus Smith diesen Plan mit Pencroff, begegnete aber bei letzterem einer ganz wunderlichen Sturheit, jene Reise auszuführen, eine Sturheit, die er sich wahrscheinlich selbst nicht erklären konnte.

»Ich muß Ihnen auch bemerken, mein Freund«, sagte der Ingenieur eines Tages zu ihm, »daß Sie, nach so vielen der Insel Lincoln gespendeten Lobsprüchen und einem wiederholt geäußerten Bedauern, wenn Sie gezwungen wären, sie zu verlassen, nun doch der erste sind, der ihr den Rücken zuwenden will.«

»Nur für einige Tage«, entgegnete Pencroff, »nur für einige Tage, Mr. Cyrus! Ich will nur hin- und zurückfahren und mir jenes Eiland anschauen!«

»Es kann aber der Insel Lincoln nicht gleichkommen.«

»Das glaube ich im voraus.«

»Warum sich also dahin begeben?«

»Um zu wissen, was auf der Insel Tabor vorgeht.«

»Dort geht aber nichts vor; dort kann nichts vorgehen!«

»Ja, wer weiß?«

»Und wenn ein Sturm Sie überfällt?«

»Das ist in der schönen Jahreszeit nicht zu befürchten«, antwortete Pencroff. »Indessen, Mr. Cyrus, da man alles ins Auge fassen muß, so ersuche ich Sie nur um die Erlaubnis, Harbert auf jene Reise mitzunehmen.«

»Pencroff«, sagte der Ingenieur, eine Hand auf des Seemanns Schulter legend, »wenn Ihnen und dem Kind, das der Zufall zu unserem Sohn gemacht hat, ein Unglück zustieße, glauben Sie, daß wir uns darüber trösten könnten?«

»Mr. Cyrus«, versetzte Pencroff mit unerschüttertem Vertrauen, »wir werden Ihnen diesen Kummer nicht machen. Übrigens sprechen wir von der Reise erst wieder, wenn die Zeit dazu da ist. Ich bilde mir ein, daß, wenn Sie unser wohl ausgerüstetes und gut vertäutes Schiff sehen und sich überzeugen, wie es sich auf dem Meer hält, was ja schon eine Umsegelung der Insel zeigen muß, die wir doch alle zusammen ausführen, Sie keinen Augenblick anstehen werden, mich reisen zu lassen! Ich verhehle Ihnen gar nicht, daß Ihr Fahrzeug da ein wahres Meisterwerk zu werden verspricht.«

»Sagen Sie wenigstens unser Schiff, Pencroff!« erwiderte der für den Augenblick entwaffnete Ingenieur.

Das Gespräch wurde zwar abgebrochen, doch nur, um später wieder aufgenommen zu werden, ohne den Seemann oder den Ingenieur zu anderer Ansicht zu bringen.

Gegen Ende Juni fiel der erste Schnee. Schon vorher hatte man die Viehhürde reichlich versorgt, so daß sie keine täg-

lichen Besuche erforderte, dennoch beschloß man, sie nie länger als eine Woche ohne Aufsicht zu lassen.

Jetzt wurden die Fallen aufs neue instandgesetzt und auch die von Cyrus Smith angefertigten kleinen Apparate versucht. Man legte die zusammengebogenen Fischbeinstäbchen, die jetzt vom Eis in ihrer Form gehalten wurden und mit einer dicken Fettschicht bedeckt waren, am Saum des Waldes an solchen Stellen nieder, an denen gewöhnlich Tiere vorüberkamen, wenn sie zum See gingen.

Zur größten Befriedigung des Ingenieurs erwies sich diese den Aleuten-Fischern zu verdankende Erfindung als sehr erfolgreich. Ein Dutzend Füchse, einige Eber und sogar ein Jaguar wurden auf diese Weise getötet, indem die sich ausdehnenden Fischbeine ihnen den Magen durchbohrten.

Hier verdient auch ein Versuch Erwähnung, durch den die Kolonisten sich zum ersten Mal mit anderen Menschen in Verbindung zu setzen versuchten.

Gedeon Spilett dachte wohl schon öfter daran, eine Notiz in eine Flasche verschlossen dem Meer in der Hoffnung zu übergeben, daß die Strömungen sie an eine bewohnte Küste führen würden, oder auch einer Taube eine solche anzuhängen. Wie konnte man aber im Ernst erwarten, daß Flaschen oder Tauben die ungeheure Entfernung von 1.200 Meilen zurücklegen würden, welche die Insel nur von dem nächsten Land trennte? Das wäre Torheit gewesen.

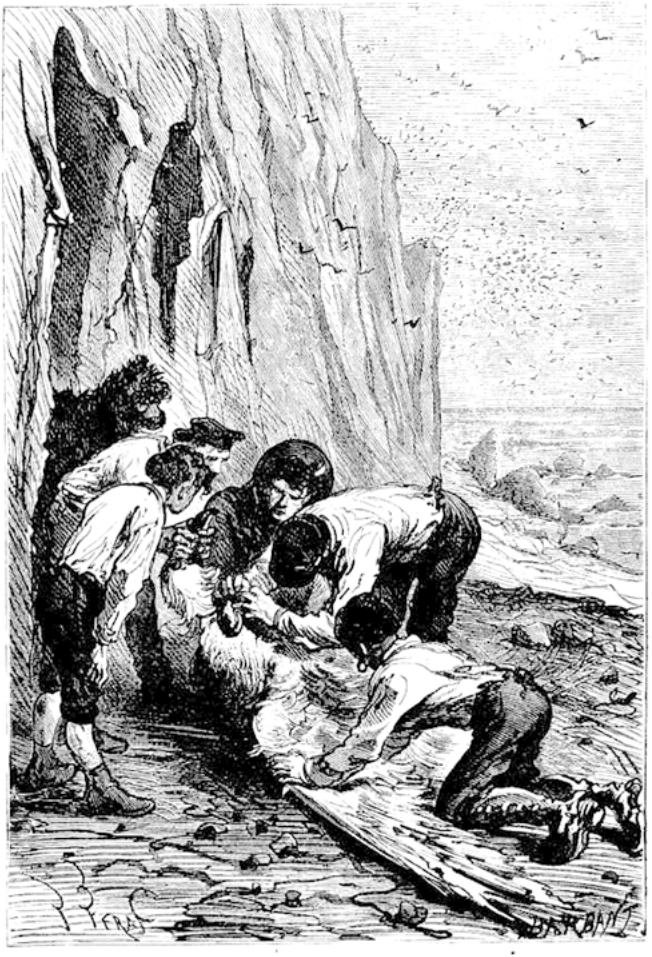
Am 30. Juni fing man, aber nicht ohne Mühe, einen Albatros, den ein Flintenschuß Harberts nur leicht an der Pfote verletzt hatte. Es war ein prächtiger Vogel aus jener Fami-

lie, deren Flügelweite 10 Fuß mißt und die so ausgedehnte Meere wie den Pazifik bequem überfliegen.

Harbert hätte zwar den stolzen Vogel, dessen Wunde schnell heilte, gern behalten, Gedeon Spilett stellte ihm aber vor, daß es unrecht wäre, diese seltene Gelegenheit zu vernachlässigen, um mittels Kurier mit den Ländern im Pazifik zu korrespondieren, und Harbert mußte sich ihm fügen, denn wenn der Albatros von einem bewohnten Land hergekommen war, würde er bestimmt dahin zurückkehren, sobald man ihn wieder freiließ.

Im Grunde war Gedeon Spilett, bei dem der Reporter dann und wann zum Durchbruch kam, auch nicht böse, ganz zufällig ein Artikelchen über die Abenteuer der Kolonisten der Insel Lincoln anfügen zu können! Welchen Erfolg für den wohlbestallten Berichterstatter des ›New York Herald‹, und für die Nummer, die eine derartige Notiz bringen würde, wenn sie je ihre richtige Adresse, den Direktor des Blattes in der Person des ehrenwerten John Benett erreichte!

Gedeon Spilett entwarf also einen Auszug in der gedrängtesten Form, den man in einen Sack aus gummierter Leinwand steckte, mit der inständigen Bitte an den ehrlichen Finder, ihn der Redaktion des ›New York Herald‹ zugehen zu lassen. Dieses Säckchen band man dem Albatros um den Hals, nicht an den Fuß, da diese Vögel die Gewohnheit haben, manchmal auf der Meeresoberfläche auszuruhen; dann schenkte man dem schnellen Kurier der Luft die Freiheit, und nicht ohne eine gewisse Erregung sahen



ihn die Ansiedler in der nebligen Ferne des Westens verschwinden.

»Wohin fliegt er wohl?« fragte Pencroff.

»Richtung Neuseeland«, antwortete Harbert.

»Glückliche Reise!« rief der Seemann, der sich für seine Person von dieser Methode der Korrespondenz keines besonderen Erfolgs versah.

Mit Eintritt des Winters nahm man die Arbeiten im Innern des Granithauses wieder auf, besserte die Kleidungsstücke sorgsam aus, verfertigte neue und richtete auch das notwendige Segelwerk her, das aus der unerschöpflichen Ballonhülle geschnitten wurde …

Während des Monats Juli machte sich die Kälte recht empfindlich fühlbar, doch brauchte man ja weder Holz noch Kohlen zu schonen. Im großen Saal hatte Cyrus Smith auch einen zweiten Ofen aufgestellt, denn in diesem Raum pflegte man die langen Abende zu verbringen. Unter Geplauder bei der Arbeit und Lektüre, wenn die Hände ruhten, verfloß die Zeit nutzbringend für jedermann.

Den Kolonisten gewährte es eine wahrhafte Freude, wenn sie in dem durch Kerzen wohlerleuchteten und mittels Kohle angenehm durchwärmten Saal, nach einer stärkenden Mahlzeit, den duftenden Holunderkaffee in der Tasse, aus den Pfeifen wohlriechende Wölkchen blasend, den Sturm draußen toben hörten! Sie hätten sich vollkommen wohl befunden, wenn es jemals bei dem der Fall sein könnte, der fern von seinesgleichen und ohne jede Verbindung mit der andern Welt ist! Immer wieder sprachen die

Ansiedler von ihrer Heimat, von den Freunden, die sie verlassen, von der Macht und Größe der amerikanischen Republik, deren Einfluß immer im Zunehmen sein mußte, und Cyrus Smith, der sich vielfach mit den Angelegenheiten der Union beschäftigt hatte, gewährte durch seine Berichte, Bemerkungen und Prophezeiungen seinen Zuhörern die anregendste Unterhaltung.

Eines Tages fühlte sich Gedeon Spilett dadurch zu den Worten veranlaßt:

»Doch sagen Sie mir, lieber Cyrus, läuft diese ganze industrielle und kommerzielle Bewegung, deren zunehmendes Wachstum Sie für gesichert halten, nicht früher oder später Gefahr, vollständig aufgehalten zu werden?«

»Aufgehalten? Und wodurch?«

»Durch den Mangel an Kohle, die man mit Recht das köstlichste Mineral nennen könnte.«

»Oh, gewiß, das köstlichste«, antwortete der Ingenieur, »auch scheint es die Natur durch Erschaffung des Diamanten, der ja nur aus kristallisierter Kohle besteht, noch besonders haben bestätigen zu wollen.«

»Sie wollen damit doch nicht sagen, Mr. Cyrus«, meldete sich Pencroff, »daß man unter den Dampfkesseln an Stelle der Steinkohle einst Diamanten verbrennen werde?«

»Nein, mein Freund«, erwiderte Cyrus Smith.

»Doch bleib' ich bei meiner Ansicht«, fuhr Gedeon Spilett fort. »Sie widersprechen gewiß nicht, daß die Kohle eines Tages aufgebraucht sein wird?«

»Heutzutage sind die Vorräte noch sehr beträchtlich, und

100.000 Arbeiter, die jährlich 100 Millionen Zentner davon ausbringen, vermögen sie noch nicht zu erschöpfen!«

»Bei dem wachsenden Steinkohlenverbrauch«, antwortete Gedeon Spilett, »ist aber leicht vorauszusehen, daß diese 100.000 Arbeiter wie auch die jetzige Ausbeute sich bald verdoppeln werden.«

»Ohne Zweifel; sollten jedoch die Steinkohlenlager Europas, die übrigens durch verbesserte Maschinen auch noch in größerer Tiefe einzusetzen sind, zu Ende gehen, dann liefern die von Amerika und Australien noch lange Zeit den Bedarf der Industrie.«

»Wie lange etwa?« fragte der Reporter.

»Mindestens 250 bis 300 Jahre.«

»Das ist zwar für uns beruhigend«, meinte Pencroff, »aber nicht gerade für unsere späteren Nachkommen.«

»Bis dahin findet sich Ersatz«, sagte Harbert.

»Das muß man hoffen«, fiel Gedeon Spilett ein, »denn ohne Kohlen gäbe es keine Maschinen mehr, ohne die keine Eisenbahnen, keine Dampfschiffe, keine Werkstätten, überhaupt nichts mehr, was der moderne Kulturfortschritt verlangt.«

»Doch was könnte man wohl finden?« fragte Pencroff, »haben Sie darüber eine Ansicht, Mr. Cyrus?«

»Eine oberflächliche, ja, mein Freund.«

»Nun, was wird an Stelle der Kohle als Treibstoff dienen?«

»Das Wasser«, antwortete Cyrus Smith.

»Das Wasser!« rief Pencroff erstaunt; »das Wasser, um

Dampfschiffe und Lokomotiven anzutreiben, Wasser, um damit Wasser zu erhitzen?

»Ja, allerdings das in seine Elementarbestandteile zerlegte Wasser«, belehrte ihn Cyrus Smith, »zerlegt durch Elektrizität, die bis dahin zur mächtigen und leicht verwendbaren Kraft erwachsen sein wird, denn alle großen Erfindungen scheinen infolge eines unerklärlichen Gesetzes sich zur selben Zeit zu ergänzen. Ich bin davon überzeugt, meine Freunde, daß das Wasser dereinst als Brennstoff Verwendung findet, daß Wasserstoff und Sauerstoff, seine Bestandteile, zur unerschöpflichen und bezüglich ihrer Intensität ganz ungeahnten Quelle der Wärme und des Lichts werden. Der Tag wird nicht ausbleiben, wo die Kohlenkammern der Steamer und die Tender der Lokomotiven statt der Kohle diese beiden Gase vielleicht in komprimiertem Zustand mitführen werden, die unter den Kesseln eine enorme Heizkraft entwickeln. Keine Furcht also! Solange diese Erde bewohnt ist, wird sie den Bewohnern das Nötige liefern, und nie wird es ihnen an Licht und Wärme fehlen, so wenig wie an den Erzeugnissen des Pflanzen-, Stein-, und Tierreichs. Ich glaube also, daß man, wenn unsere jetzigen Kohlenschächte einmal erschöpft sein werden, mit Wasser heizen wird. Das Wasser ist die Kohle der Zukunft.«

»Das möchte ich miterleben«, sagte der Seemann.

»Dazu bist du etwas zu früh aufgestanden, Pencroff«, antwortete Nab, der sich nur mit diesen Worten an der Unterhaltung beteiligte.

Diese Bemerkung Nabs beendete nun das Gespräch ei-

gentlich nicht, wohl aber ein Gebell Tops, das denselben sonderbaren Klang hatte, wie er dem Ingenieur schon früher manchmal aufgefallen war. Gleichzeitig lief Top um die Mündung des Schachts herum, der sich im inneren Vorraum öffnete.

»Warum mag Top nur so bellen?« fragte Pencroff.

»Und Jup so auffallend brummen?« fügte Harbert hinzu.

Wirklich gab der Orang-Utan, der sich zum Hund gesellte, ganz unverkennbare Zeichen von Aufregung, und sonderbarerweise schienen die beiden Tiere mehr ängstlich als gereizt zu sein.

»Es liegt auf der Hand«, sagte Gedeon Spilett, »daß dieser Schacht in unmittelbarer Verbindung mit dem Meer steht und irgendein Wassertier von Zeit zu Zeit auf seinem Grund auftaucht, um Atem zu holen.«

»Das sollte man glauben«, stimmte ihm der Seemann bei, »denn eine andere Erklärung gibt es wohl nicht … Ruhig, Top«, fügte Pencroff, nach dem Hund gewendet, hinzu, »und du, Jup, in deine Kammer!«

Der Affe und der Hund schwiegen, Jup suchte sein Lager auf, doch Top blieb im Zimmer, nicht ohne den ganzen Abend über ein verhaltenes Knurren hören zu lassen.

Über den Zwischenfall, der dennoch die Stirn des Ingenieurs verdüsterte, wurde nicht weiter gesprochen.

Den Rest des Monats Juli über wechselten Regen und Kälte ab. Die Temperatur sank nicht so weit wie im verwichenen Winter, und ihr Minimum unterschritt nicht – 13 ° C. Wenn dieser Winter aber weniger kalt war, so zeichnete er

sich desto mehr durch Stürme und Windstöße aus, und manchmal rollten wahrhaft riesige Wellen über den Strand heran, welche die Kamine bedrohten und an der Granitwand donnernd zerschellten.

Wenn die Kolonisten von ihren Fenstern aus die gewaltigen Wassermassen sich daherwälzen und unter ihren Augen brechen sahen, nötigte ihnen das prächtige Schauspiel des empörten Meeres oft die ungeteilteste Bewunderung ab.

Mit weißem Schaum bekrönt, wogten die Wellen auf und nieder, der Strand verschwand unter der plötzlichen Überschwemmung, und der Granitwall schien direkt aus dem Meer emporzutauchen, dessen Wasserstaub wohl 100 Fuß aufwirbelte.

Während dieser Stürme war es schwer, sich auf die Wege der Insel hinauszuwagen, da nicht selten Bäume niedergeworfen wurden. Trotzdem ließen die Kolonisten nie eine Woche vergehen, ohne die Viehhürde einmal zu besuchen. Bei der durch einen südöstlichen Vorberg des Franklin-Vulkan geschützten Lage hatte diese Einfriedigung nicht allzuviel zu leiden von der Gewalt des Sturms, der ihre Bäume ebenso verschonte, wie die Schuppen und die Palisade. Der auf dem Plateau der Freien Umschau gelegene Hühnerhof dagegen, der dem Anprall des Windes ausgesetzt war, erlitt manche Beschädigung. Zweimal wurde das Taubenhaus und an verschiedenen Stellen der Zaun umgeworfen. All das mußte möglichst haltbar ausgebessert werden, da es keinem Zweifel unterlag, daß die Insel Lincoln gerade im stürmischsten Teil des Pazifiks zu suchen war. Ja, es schien

sogar, als bilde sie das Zentrum ungeheurer Zyklone, die sie peitschten, wie die Peitsche den Kreisel. Nur daß in diesem Fall der Kreisel unbeweglich war und die Peitsche sich drehte.

In der ersten Augustwoche ließ die stürmische Witterung etwas nach und die Atmosphäre gewann wieder eine Ruhe, die sie für immer verloren zu haben schien. Gleichzeitig sank aber die Temperatur, ja, es trat sogar eine sehr strenge Kälte ein, bei der die Thermometersäule bis auf 22 ° unter Null sank.

Am 3. August führte man eine seit mehreren Tagen geplante Exkursion in die Tadornesümpfe im Südosten der Insel aus. Die Jäger wurden dazu durch den Reichtum an Wasservögeln veranlaßt, die dort ihre Winterquartiere hatten. Wilde Enten, Bekassinen, langgeschwänzte Enten, Silbertaucher gab es dort in Menge, und so beschloß man, einen Tag der Jagd auf dieses Geflügel zu verwenden.

Nicht nur Gedeon Spilett und Harbert, sondern auch Pencroff und Nab beteiligten sich an der Expedition. Nur Cyrus Smith schützte eine notwendige Arbeit vor und blieb allein im Granithaus zurück.

Die Jäger schlugen die Straße zum Ballonhafen ein und wollten ihrem Versprechen gemäß am selben Abend zurückkehren. Top und Jup begleiteten sie. Sobald sie die Mercybrücke überschritten hatten, zog der Ingenieur sie wieder auf, da er jetzt ein längst gehegtes Vorhaben zur Ausführung bringen wollte, bei dem er unbedingt allein sein mußte.

Sein Vorhaben bestand aber in nichts anderem, als in der

genaueren Untersuchung des Schachts, dessen Mündung auf dem Niveau des Vorraums ihrer Wohnung endete, und der wohl mit dem Meer verbunden sein mußte, da früher das Wasser des Sees durch ihn abgeflossen war.

Weshalb umkreiste Top diese Mündung so häufig und bellte er so eigentümlich, wenn ihn eine Art Unruhe nach diesem Schacht hinzog? Warum zeigte auch Jup eine so sonderbare Beängstigung? Gingen von diesem Schacht noch andere Verzweigungen aus, als der vertikale Gang nach dem Meer? Führte er vielleicht auch zu anderen Teilen der Insel? Das war es, was Cyrus Smith wissen verlangte, und deshalb wollte er jetzt allein sein. Endlich sollte ihm die lange gesuchte Gelegenheit dazu werden.

Unter Benutzung der Strickleiter, die seit Einrichtung des Aufzugs fast gar nicht mehr gebraucht wurde, und die eine ausreichende Länge hatte, mußte es ihm wohl sehr leicht gelingen, auf den Grund des Schachts zu kommen.

Er schleppte also diese Leiter zu der Öffnung und ließ sie nach gehöriger Befestigung des oberen Endes hinuntergleiten; dann zündete er eine Laterne an, ergriff einen geladenen Revolver, steckte sich ein Messer in den Gürtel und kletterte vorsichtig die Stufen hinab.

Die Wand erwies sich überall als massiv, doch ragten hier und da einzelne Felsenvorsprünge so weit hervor, daß es einem gewandten Tier wohl möglich sein mußte, daran heraufzuklettern.

So urteilte wenigstens der Ingenieur; als er die Vorsprünge aber sorgfältig beleuchtete, fand er keinerlei Ein-

drücke oder Ritze, die hätten annehmen lassen, daß sie jemals als Stiegen gedient hätten.

Cyrus Smith begab sich tiefer hinab und untersuchte die Wände ringsum so sorgfältig wie möglich. Nirgends im Verlauf des Schachts öffnete sich ein Seitenweg, der unterirdisch nach anderen Teilen der Insel hätte führen können. Als Cyrus Smith an die Steinmauer klopfte, erhielt er überall einen vollen Ton. Offenbar bestand sie aus massivem Granit, durch den kein lebendes Wesen sich einen Weg zu brechen vermochte.

Um vom Grund des Schachts nach seiner Ausmündung zu gelangen, gab es keinen anderen Weg, als diesen fortwährend unter Wasser stehenden Kanal, der ihn tief unter den Felsen und unter dem Strand hin mit dem Meer in Verbindung setzte, der also nur für Wassertiere passierbar war. Die Frage, an welcher Stelle des Ufers und wie tief unter dem Wasser dieser Kanal ausmündete, ließ sich vorläufig noch nicht entscheiden.

Als Cyrus Smith seine Untersuchung beendet hatte, stieg er wieder hinauf, zog die Strickleiter nach, bedeckte die Mündung wie vorher, und kehrte gedankenvoll in den großen Saal des Granithauses zurück.

»Gefunden habe ich nichts«, sagte er für sich, »und doch liegt ein Geheimnis da unten verborgen!«

12. KAPITEL

Die Ausrüstung des Schiffes. – Ein Angriff von Füchsen. – Jup verwundet. – Jup in Pflege. – Jup geheilt. – Vollendung des Fahrzeugs. – Pencroffs Triumph. – Die ›Bonadventure‹. – Erster Versuch im Süden der Insel. Ein unerwartetes Dokument.

An diesem Abend kamen die Jäger nach einer glücklichen Jagd buchstäblich mit Wild beladen zurück, und trugen, was vier Menschen überhaupt tragen konnten. Tops Hals zierte ein Kranz von Enten, und Jups Leib umschlossen mehrere Gürtel von Bekassinen.

»Hier, sehen Sie, Herr«, rief Nab, »das nenn' ich seine Zeit nutzen! An Eingemachtem und Pasteten soll's uns nun nicht fehlen. Aber einer muß mir helfen, ich zähle auf dich, Pencroff.«

»Nein, Nab«, erwiderte der Seemann; »mich nimmt die Ausrüstung des Schiffes noch in Anspruch; auch mich wirst du verzichten müssen.«

»Und Sie, Mr. Harbert?«

»Ich, Nab, ich muß morgen zur Hürde gehen«, antwortete der junge Mann.

»Dann unterstützen Sie mich also, Mr. Spilett?«

»Um dir gefällig zu sein, ja, Nab«, sagte der Reporter, »aber ich verhehle dir nicht, daß ich deine Rezepte verrate, wenn du mir welche mitteilst.«

»Ganz nach Belieben, Mr. Spilett«, erwiderte Nab, »ganz nach Belieben!«

So wurde am nächsten Tag Gedeon Spilett, Nabs neuer

Gehilfe, in das Küchendepartement eingeführt. Vorher hatte ihm der Ingenieur jedoch das Resultat seiner Untersuchung vom vergangenen Tag mitgeteilt und der Reporter schloß sich ganz der Ansicht Cyrus Smiths an, daß hier, wenn er auch nichts gefunden habe, noch der Schleier eines Geheimnisses zu lüften sei.

Noch eine Woche etwa hielt die Kälte an, während der die Kolonisten das Granithaus nicht verließen, außer wenn sie die Besorgung des Hühnerhofs dazu zwang. Die Wohnung war völlig durchduftet von den Wohlgerüchen, die Nabs und Spiletts Tätigkeit verbreitete; das ganze Ergebnis der Jagd in den Sümpfen wurde allerdings nicht eingemacht, und da sich das Wild bei der strengen Kälte recht gut hielt, verzehrte man die wilden Enten usw. frisch und erklärte sie für vorzüglicher, als alle anderen Wasservögel der Welt.

Diese ganze Woche über arbeitete Pencroff mit Hilfe Harberts, der die Nadel sehr geschickt führte, mit solchem Eifer, daß die Segel zum Fahrzeug fertiggestellt wurden, und an Hanfseilen fehlte es, dank dem großen Vorrat solcher aus dem Netzwerk des Ballons, ja auch nicht. Die Taue und Schnüre des Netzes bestanden alle aus vorzüglichem Gewebe, das sich der Seemann weislich zunutze machte. Die Segel wurden mit starkem Saum versehen, und doch blieb noch genug übrig, Hißtaue, Strickleitern und Schoten daraus anzufertigen. Betreffs der Windevorrichtungen fabrizierte Cyrus Smith auf den Rat Pencroffs und mittels der Drehbank, die er schon früher instandgesetzt hatte, die für die Flaschenzüge nötigen Holzrollen. So kam es, daß die ge-

samte Takelage schon eher fertig war, als das Schiff selbst. Pencroff stellte sogar eine blau-weiß-rote Flagge her, zu der verschiedene Pflanzen der Insel die Färbestoffe lieferten. Nur fügte er zu den 37 Sternen, welche die 37 Staaten der Union vorstellen, noch einen 38., den für den »Staat Lincoln«, denn er betrachtete seine Insel schon als vollständig vereinigt mit der großen Republik.

»Und«, sagte er, »wenn sie es tatsächlich noch nicht ist, so ist sie es doch von Herzen!«

Inzwischen wurde die Flagge am Mittelfenster des Granithauses aufgezogen, und die Kolonisten begrüßten sie mit einem dreifachen Hurra.

Jetzt näherte man sich auch dem Ende der kalten Jahreszeit, und schon sah es so aus, als ob dieser zweite Winter ohne ernsteren Unfall vorübergehen sollte, als das Plateau der Freien Umschau in der Nacht des 11. August fast von vollständiger Zerstörung bedroht wurde.

Nach einem wohlangewendeten Tag lagen die Kolonisten in tiefstem Schlaf, als sie gegen 4 Uhr morgens durch Tops wütendes Bellen geweckt wurden.

Dieses Mal bellte er aber nicht an der Mündung des Schachts, sondern an der Schwelle der Tür, und drängte sich daran, als wollte er mit Gewalt hinaus. Jup seinerseits stieß wiederholt einen kurzen, scharfen Schrei aus.

»Ruhe, Top!« rief Nab, der zuerst aufwachte.

Der Hund bellte nur mit verdoppelter Wut weiter.

»Was gibt es denn?« fragte Cyrus Smith.

Notdürftig angekleidet eilten alle an die Fenstern des Zimmers und öffneten sie.

Unter ihren Augen dehnte sich die Schneefläche aus, die in der tiefdunklen Nacht kaum weiß erschien. Die Kolonisten sahen also nichts, aber sie vernahmen ein eigentümliches Gebell in der Finsternis. Offenbar streiften auf dem Strand eine Anzahl Tiere umher, die man jetzt nicht erkennen konnte.

»Was ist das?« rief Pencroff.

»Das sind Wölfe, Jaguare oder Affen!« antwortete Nab.

»Teufel, die können aber auf das Plateau hinaufkommen!« sagte der Reporter.

»Und unser Hühnerhof«, jammerte Harbert, »unsere Anpflanzungen …«

»Wie mögen sie hier hereingekommen sein?« fragte Pencroff.

»Über das Strandbrückchen«, erwiderte der Ingenieur, »das einer von uns zu schließen vergessen haben wird.«

»Wirklich«, gestand Spilett, »ich erinnere mich, es offengelassen zu haben …«

»Da haben Sie uns einen schönen Streich gespielt, Mr. Spilett!« bemerkte der Seemann.

»Was geschehen ist, ist geschehen«, fiel Cyrus Smith ein. »Überlegen wir lieber, was jetzt dagegen zu tun ist!«

Das waren die Fragen und Antworten, die zwischen Cyrus Smith und seinen Gefährten in aller Eile gewechselt wurden. Bestimmt hatte die Brücke als Übergang gedient, war der Strand von einer Herde Tiere überschwemmt, und

sie konnten, mochten es nun sein, welche es wollten, längs des linken Mercyufers auf das Plateau hinaufgelangen. Man mußte ihnen also schnell zuvorkommen und sie nötigenfalls bekämpfen.

»Doch was sind das für Tiere?« fragte man sich zum zweiten Mal, als das Bellen lauter hörbar wurde.

Da erinnerte sich Harbert, es schon beim ersten Besuch des Roten Flusses vernommen zu haben.

»Das sind sogenannte Feuerfüchse!« sagte er.

»Vorwärts also!« drängte der Seemann.

Alle bewaffneten sich mit Äxten, Karabinern und Revolvern, eilten in den Packkorb des Aufzugs und betraten den Strand.

Diese Feuerfüchse sind sehr gefährliche Tiere, wenn sie in großer Anzahl beisammen und von Hunger gequält sind. Nichtsdestoweniger bedachten sich die Ansiedler keinen Augenblick, sich mitten unter die Bande zu stürzen, und die ersten Revolverschüsse, die mit Blitzesschnelle durch das Dunkel leuchteten, vertrieben die Angreifer der vordersten Reihen.

Worauf es vor allem ankam, das war, die Räuber zu hindern, das Plateau der Freien Umschau zu ersteigen, denn die Pflanzungen und der Hühnerhof wären ihnen gewiß recht genehm gewesen, und ohne sehr beträchtlichen, vielleicht gar nicht wieder zu ersetzenden Schaden dürfte das wohl nicht abgegangen sein.

Da das Plateau aber nur längs des linken Mercyufers zu erklimmen war, genügte es, den Füchsen an dem schmalen

Uferland, zwischen dem Fluß und der Granitmauer eine unüberwindbare Barriere entgegenzustellen.

Das begriffen wohl auch alle, und auf Befehl Cyrus Smiths begaben sie sich nach der bezeichneten Stelle, während die Feuerfüchse im Dunkeln hin und her liefen.

Cyrus Smith, Gedeon Spilett, Harbert, Pencroff und Nab stellten sich so, daß sie eine festgeschlossene Verteidigungsmauer bildeten. Top lief mit geöffnetem Rachen den Kolonisten voran, und unmittelbar nach ihm folgte Jup, der einen tüchtigen Knüttel wie eine Keule über dem Kopf schwang.

Die Nacht war ungemein dunkel. Nur im Schein des Gewehrfeuers vermochte man die Angreifer zu unterscheiden, die wohl an die hundert zählten und deren Augen wie Feuerfunken schimmerten.

»Sie dürfen nicht hindurch!« rief Pencroff.

»Sie werden auch nicht hindurchkommen!« antwortete der Ingenieur entschlossen.

Wenn die Tiere aber nicht hindurchkamen, so lag es nicht daran, daß sie es nicht versucht hätten. Die Hinteren drängten die Vorderen, und es entstand ein hitziger Kampf, der mit Revolverschüssen und Axtschlägen ausgetragen wurde. Viele Kadaver der Füchse mußten schon auf dem Erdboden liegen, doch die Bande schien sich nicht zu vermindern, ja man hätte glauben mögen, daß sie sich immer über das Stückchen her ergänzte.

Bald befanden sich die Kolonisten sozusagen im Handgemenge, das natürlich ohne einige, zum Glück nur leichte Verwundungen nicht abgehen konnte. Harbert machte ein-

mal durch seinen Revolver Nab frei, auf dessen Rücken ein Feuerfuchs wie eine Tigerkatze gesprungen war. Top kämpfte mit einer wahren Wut, sprang den Füchsen an die Gurgel und würgte sie ab. Jup schlug mit seinem Stock ganz unbarmherzig zu, und vergebens suchte man ihn zurückzuhalten. Jedenfalls gestattete ihm seine ausgezeichnete Sehkraft, auch diese Dunkelheit zu durchdringen, denn immer war er da, wo der Kampf am heftigsten wütete, und stieß dann und wann einen kurzen, scharfen Schrei aus, bei ihm das Zeichen der größten Freude. Einmal wagte er sich sogar so weit vor, daß man ihn beim Aufleuchten eines Revolverschusses von fünf bis sechs großen Feuerfüchsen umringt sah, denen er mit wunderbarer Kaltblütigkeit standhielt.

Endlich neigte sich die siegreiche Entscheidung auf die Seite der Kolonisten, doch erst nachdem sie zwei lange Stunden heldenhaft widerstanden hatten. Der erste Schimmer des jungen Tages veranlaßte die Angreifer zum Rückzug, den sie Richtung Norden über die Brücke antraten, die Nab sogleich hinter ihnen aufzog.

Als es heller geworden und das Schlachtfeld zu übersehen war, zählten die Kolonisten wohl an die fünfzig Leichen auf dem Strand.

»Und Jup«, rief Pencroff, »wo ist denn Jup?«

Jup war verschwunden. Sein Freund Nab rief nach ihm; zum ersten Mal antwortete Jup nicht auf den Zuruf seines Freundes.

Jedermann beeilte sich Jup zu suchen und zitterte bei dem Gedanken, ihn unter den Toten zu finden. Man säu-

berte den Platz von den Kadavern, deren Blut den Schnee färbte, und wirklich wurde Jup unter einem ganzen Haufen von Feuerfüchsen gefunden, deren eingeschlagene Schädel den Beweis lieferten, daß sie der schreckliche Knüttel des unerschrockenen Tieres getroffen hatte. Der arme Jup hielt noch immer den Rest seiner zerbrochenen Waffe in der Hand, gewiß war er erst nach diesem Unfall von der Übermacht überwältigt worden, und tiefe Wunden klafften an seiner Brust.

»Er lebt noch«, rief Nab, sich über ihn beugend.

»Und wir retten ihn«, fiel der Seemann ein, »wir pflegen ihn wie einen von uns!«

Jup schien ihn zu verstehen, denn er legte seinen Kopf auf Pencroffs Schulter, um ihm zu danken.

Der Seemann war selbst verwundet, doch erwiesen sich seine Verletzungen wie auch die seiner Gefährten nur von geringer Bedeutung, da sie sich mit den Feuerwaffen die Angreifer immer in gemessener Entfernung zu halten vermocht hatten. Nur der Zustand des Orang-Utans gab zu ernster Besorgnis Veranlassung.

Jup wurde von Nab und Pencroff bis zum Aufzug getragen, wobei der Ärmste kaum einen leisen Seufzer hören ließ. Man beförderte ihn möglichst sanft zum Granithaus hinauf, legte ihn dort auf einer, aus einem Bett entnommenen Matratze nieder und wusch seine Wunden mit größter Sorgfalt aus. Letztere schienen keine lebenswichtigen Organe verletzt zu haben, doch war Jup durch den Blutverlust

sehr geschwächt und jetzt trat ein heftiges Wundfieber bei ihm ein.

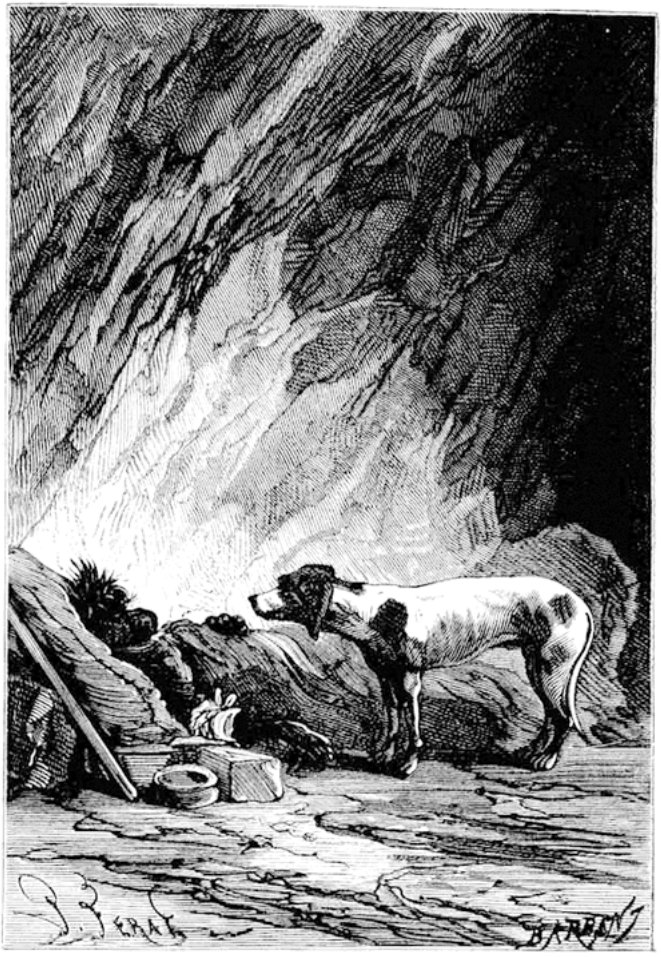
Man bereitete ihm also nach geschehenem Verband ein bequemes Lager, setzte ihn auf strenge Diät, »genau wie eine wirkliche Person«, sagte Nab, und reichte ihm einige Tassen eines erfrischenden Aufgusses, zu dem die Pflanzenapotheke des Granithauses die nötigen Ingredienzien lieferte.

Jup fiel in einen unruhigen Schlaf; nach und nach wurde jedoch seine Atmung regelmäßiger, und so gönnte man ihm die größte Ruhe. Von Zeit zu Zeit kam Top, man möchte sagen »auf Zehenspitzen«, an das Lager des Verwundeten, um seinen Freund zu besuchen, und schien sich sehr über die Sorgfalt zu freuen, die man ihm widmete. Eine Hand Jups hing unter der Decke heraus, und Top leckte sie mit betrübter Miene.

Noch am selben Morgen schritt man zur Verscharrung der Toten, die bis nach dem Fernen Westen weggefahren und dort tief eingegraben wurden.

Dieser Angriff, der von so ernsthaften Folgen sein konnte, diente den Kolonisten zur Lehre, und von nun an legten sie sich niemals nieder, ohne daß einer von ihnen sich zuletzt überzeugte, daß alle Brücken aufgezogen und keine Eindringlinge zu fürchten waren.

Jup, der einige Tage über wohl zu ernsthaften Befürchtungen Anlaß gab, überwand doch wunderbar schnell sein Leiden. Seine Konstitution siegte, das Fieber sank, und Gedeon Spilett, ein halber Arzt, betrachtete ihn von nun an als außer Gefahr. Am 16. August fing Jup wieder an zu essen.



Nab bereitete ihm recht leckere und süße Gerichte, die der Kranke besonders liebte, denn wenn er einen kleinen Fehler hatte, so war es der, etwas Feinschmecker zu sein, und Nab hatte niemals etwas getan, ihm das abzugewöhnen.

»Was wollen Sie?« sagte er zu Gedeon Spilett, der ihm einmal Vorwürfe machte wegen der Verwöhnung, »er kennt kein anderes Vergnügen, als das der Zunge, der arme Jup, und mich macht es glücklich, ihm wenigstens auf diese Weise seine Dienste vergelten zu können!«

Nach 10tägigem Krankenlager, am 21. August, stand Meister Jup wieder auf. Seine Wunden waren vernarbt, und man konnte hoffen, daß er bald seine natürliche Gelenkigkeit und Kraft wiedergewinnen werde. Wie alle Rekonvaleszenten wurde auch er von ständigem Hunger geplagt, und der Reporter ließ ihn nach Gefallen verzehren, so viel er wollte, im Vertrauen auf den Instinkt, der zwar vernünftigen Wesen abgeht, den Affen aber gewiß vor jeder Ausschreitung bewahren würde. Nab war ganz entzückt, den Appetit seines Schülers wieder erwachen zu sehen.

»Iß nur, mein Junge«, sagte er zu ihm, »es soll dir an nichts fehlen! Du hast dein Blut für uns vergossen, und zum mindesten muß ich dir doch wieder dazu verhelfen!«

Am 25. August erscholl plötzlich die Stimme Nabs, der seine Gefährten zusammenrief.

»Mr. Cyrus, Mr. Gedeon, Mr. Harbert, Pencroff, kommen Sie alle her! Kommen Sie!«

Die Kolonisten folgten Nabs Ruf, der sich in Jups Kammer befand.

»Was ist geschehen?« fragte der Reporter.

»Sehen Sie da!« rief Nab und stieß ein helles Gelächter aus.

Und was sah man denn? Da saß Meister Jup und rauchte, ruhig und ernst wie ein Türke, an der Tür des Granithauses.

»Meine Pfeife!« rief Pencroff, »er hat meine Pfeife genommen. Oh, mein wackerer Jup, ich mache dir ein Geschenk damit! Rauch nur, mein Freund, rauch nur!«

Gravitätisch blies Jup dicke Rauchwirbel vor sich hin, was ihm ein ganz besonderes Vergnügen zu machen schien.

Cyrus Smith schien über diesen Anblick gar nicht so sehr erstaunt und führte mehrere Beispiele von Affen an, die sich den Gebrauch des Tabaks angewöhnt hatten.

Von diesem Tag an hatte Meister Jup aber seine Pfeife, die Ex-Pfeife des Seemanns, die in seiner Kammer neben einigen Tabaksvorräten hing, für sich; er stopfte sie selbst, setzte sie mit einer glühenden Kohle in Brand und schien der glücklichste aller Vierhänder zu sein. Man begreift, daß diese Übereinstimmung des Geschmacks die engen Freundschaftsbande zwischen Jup und Pencroff, die den wackeren Affen und den ehrlichen Seemann schon lange verknüpften, nur noch befestigen mußte.

»Vielleicht ist es gar ein Mensch«, sagte Pencroff einmal zu Nab. »Würde es dich sehr wundern, wenn er uns eines schönen Tages einmal anspräche?«

»Meiner Treu, nein«, erwiderte Nab. »Was mich wun-

dert, ist vielmehr, daß er nicht spricht, denn ihm fehlt ja gar nichts anderes als das Wort.«

»Es sollte mich kostbar amüsieren«, fuhr der Seemann fort, »wenn er etwa plötzlich zu mir sagte: ›Wollen wir nicht einmal die Pfeifen tauschen, Pencroff?‹«

»Ja«, meinte Nab, »es ist ein Unglück, daß er stumm geboren ist!«

Mit dem September neigte sich der Winter seinem Ende zu, und die Arbeiten begannen mit gewohntem Eifer.

Der Bau des Schiffes schritt jetzt rüstig voran. Schon war es vollständig umplankt und man baute es nun im Innern aus, wobei es auch seine eigentlichen, durch Wasserdampf genau nach dem Modell gebogenen Rippen erhielt.

Da es an Holz nicht fehlte, schlug Pencroff dem Ingenieur vor, den Rumpf durch eine zweite Innenwand, einen sogenannten Weger, noch mehr zu sichern, und so die Haltbarkeit des ganzen Baus wesentlich zu erhöhen.

Da auch Cyrus Smith nicht wußte, was die Zukunft bringen könnte, billigte er die Idee des Seemanns, der sein Schiff so seefest wie möglich machen wollte.

Die Auswegerung und das Verdeck wurden am 15. September beendet. Zum Kalfatern der Fugen benutzte man eine Art aus trockenem Seetang gewonnenen Wergs, das mit Fäustelschlägen in die Zwischenräume der Planken, der Innenwände und des Verdecks getrieben wurde; dann bestrich man diese Fugen noch mit siedendem Pech, das die Kiefern des Waldes in Überfülle lieferten.

Die Ausrüstung des Fahrzeugs war so einfach wie mög-

lich. Zuerst wurde es mit schweren Granitblöcken belastet, die man mittels Kalk vermauerte und von denen etwa 1.200 Pfund Verwendung fanden. Über diesem Ballast brachte man einen Fußboden an, und darüber wurde der Raum in zwei Kajüten geteilt, an deren Langseiten sich Bänke hinzogen, die gleichzeitig als Behälter dienten. Der Fuß des Mastes stützte die Scheidewand der beiden Abteilungen, in die man durch zwei mit Deckeln zu verschließende Luken hinabgelangte.

Pencroff gelang es sehr leicht, einen als Mast geeigneten Baum zu finden. Er wählte eine junge, gerade Fichte, die er nur am unteren Teil passend zu bearbeiten und oben entsprechend zu stutzen brauchte. Alle Eisenteile des Mastes, Steuers und Rumpfs wurden zwar etwas schwerfällig, aber haltbar, in der Schmiede der Kamine hergestellt. Rahen, Bugspriet, Spieren usw., alles wurde in der ersten Oktoberwoche fertiggestellt, und man beschloß, das Schiff sofort durch eine Fahrt längs der Ufer der Insel zu erproben, um zu sehen, wie es sich auf dem Meer hielt und wieweit man sich ihm anvertrauen durfte.

Natürlich wurden auch jetzt die nötigen Arbeiten nicht vernachlässigt. Die Hürde versorgte man mit Futtervorräten und ergänzte alles Notwendige, denn die Schaf- und Ziegenherde hatte sich um fast 100 Junge vermehrt, die zu ernähren und unterzubringen waren. Ebenso besuchten die Kolonisten auch die Austernbank, das Kaninchengehege, die Steinkohle- und Eisensteingruben, und verlängerten ihre Jagdzüge gelegentlich in noch unerforschte Teile des

Fernen Westens, die einen sehr reichen Wildstand aufwiesen.

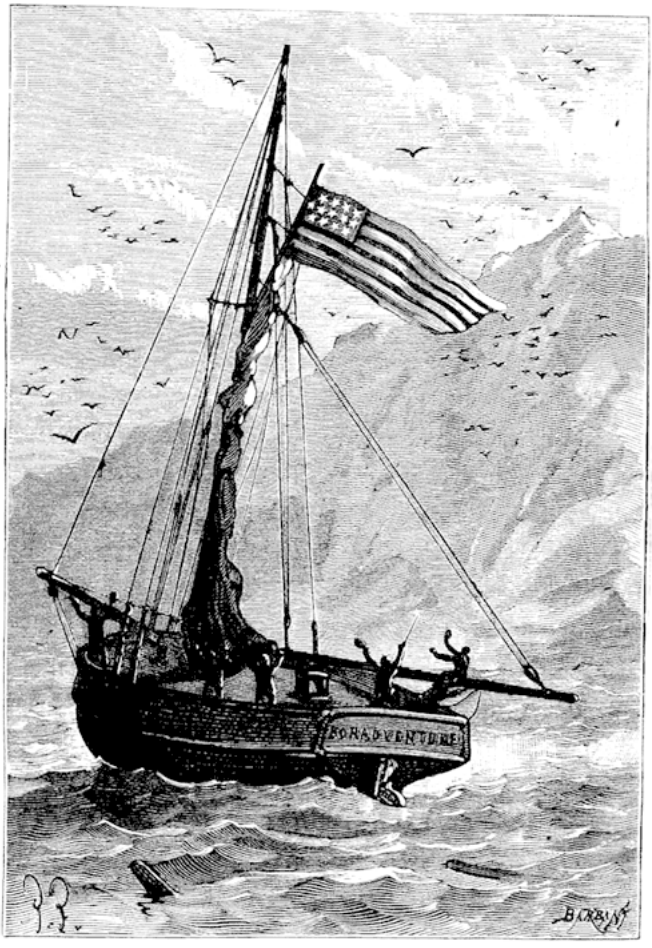
Daneben entdeckte man noch weitere einheimische Pflanzen, die, wenn sie auch keinen so hohen Gebrauchswert hatten, doch die Pflanzenvorräte des Granithauses vermehrten. Es waren mehrere Fikusarten, die einen ähnlich den am Kap vorkommenden, mit fleischigen, eßbaren Blättern, die andern mit Körnern, die eine Art Mehl enthielten.

Am 10. Oktober wurde das Schiff vom Stapel gelassen. Pencroff war entzückt und strahlte vor Freude, da alles bestens vonstatten ging. Man hatte das vollständig ausgerüstete Fahrzeug auf Rollen so weit an den Strand geschoben, daß es bei Flut flott werden mußte, was denn auch unter dem Jubelrufe der Ansiedler geschah, und besonders war es Pencroff, der bei dieser Gelegenheit keinen Mangel an Bescheidenheit sehen ließ. Sein Stolz sollte auch die Vollendung des Schiffes überdauern, da er nun zu seinem rechtmäßigen Kommandanten ernannt wurde. Unter allseitiger Zustimmung übertrug man ihm das Amt des Kapitäns.

Um Kapitän Pencroff zu befriedigen, mußte nun das neue Schiff zuerst getauft werden; nach langem Hin- und Herreden einigte man sich dann auf den Namen ›Bonadventure‹, den Vornamen des ehrlichen Seemanns.

Sobald die ›Bonadventure‹ von der Flut erfaßt worden war, konnte man sich überzeugen, wie gut sie sich in ihrer Wasserlinie hielt und daß sie unter allen Verhältnissen ein tüchtiger Segler sein würde.

Übrigens sollte noch am selben Tag ein Versuch durch


BARBIER

eine Probefahrt auf die offene See hinaus angestellt werden. Das Wetter war schön, die Brise frisch und das Meer leicht zu befahren, besonders an der Südküste, da der Wind schon seit einer Stunde aus Nordosten wehte.

»Einschiffen! Einschiffen!« rief Kapitän Pencroff.

Vorher mußte man aber wohl noch frühstücken und auch einige Nahrungsmittel an Bord nehmen, fall sich der Ausflug bis zum Abend ausdehnen sollte.

Cyrus Smith trieb es wohl ebenso, dieses Fahrzeug zu erproben, dessen Pläne von ihm stammten, obwohl er manchmal das und jenes nach dem Rat des Seemanns abgeändert hatte; – aber er wiegte sich nicht in demselben Vertrauen wie Pencroff, und da dieser von der Reise zu der Insel Tabor nicht mehr gesprochen hatte, gab sich Cyrus Smith der Hoffnung hin, daß er sie ganz aufgegeben habe. Er wollte auch bei seinem Widerspruch bleiben, zwei oder drei seiner Gefährten dieser winzigen, kaum 15 Tonnen haltenden Barke für eine so weite Fahrt anzuvertrauen.

Um halb 11 war alle Welt an Bord, selbst Jup und Top inbegriffen. Nab und Harbert lichteten den im Sand liegenden Anker, die Brigantine wurde gehißt, die Lincolner Flagge entfaltete sich am Mast und die von Pencroff geführte ›Bonadventure‹ stach in See.

Um aus der Union Bay herauszukommen, mußte man zuerst den Wind von hinten nehmen, und überzeugte sich, daß das Schiff hierbei recht schnell segelte.

Nach Umschiffung der Strandgutspitze und des Krallenkaps hielt sich Pencroff dicht am Wind, um an der Inselküste

entlangzufahren, und nachdem er so einige Kabellängen zurückgelegt hatte, konstatierte er, daß die ›Bonadventure‹ der Abweichung noch bei 5 Strich am Wind recht leidlich widerstand. Er lavierte sehr gut gegen den Wind, hatte, wie die Seeleute sagen, »Strich« und kam dabei ziemlich schnell vorwärts.

Die Passagiere der ›Bonadventure‹ waren ganz entzückt; sie besaßen ein schönes Fahrzeug, das ihnen gegebenenfalls nützliche Dienste leisten konnte, und bei diesem herrlichen Wetter, wie dem günstigen Wind, fanden sie den Ausflug höchst ergötzlich.

Pencroff segelte dem Ballonhafen gegenüber 3 bis 4 Meilen in die hohe See hinaus. Die Insel zeigte sich von hier aus in ihrer ganzen Ausdehnung und unter einem neuen Blickwinkel mit dem wechselnden Panorama der Küste vom Krallenkap bis zum Schlangenvorgebirge, ihren Außenwäldern, in denen die Koniferen charakteristisch von den andern kaum knospenden Bäumen abstachen, und dem Franklin-Berg, der das Gesamtbild beherrschte und auf dessen Spitze noch blendende Schneeflächen lagerten.

»Wie schön das ist!« rief Harbert.

»Ja, unsere Insel ist schön und gut«, antwortete Pencroff; »ich liebe sie, wie meine arme Mutter! Sie hat uns arm und hilflos aufgenommen, und was fehlt den fünf ihr vom Himmel gefallenen Kindern wohl jetzt?«

»Nichts!« beteuerte Nab, »nichts, Kapitän!«

Und die beiden wackeren Leute ließen zu Ehren ihrer Insel drei kräftige Hurras erschallen.

Inzwischen lehnte Gedeon Spilett am Fuß des Mastes und zeichnete das Panorama, das sich vor seinen Augen entrollte.

Schweigend sah Cyrus Smith ihm zu.

»Nun, Mr. Cyrus«, fragte ihn da Pencroff, »was sagen Sie zu unserem Schiff?«

»Es scheint sich gut zu halten«, antwortete der Ingenieur.

»Gut, und glauben Sie nun auch, daß man mit ihm sogar eine Reise von einiger Dauer unternehmen könne?«

»Welche Reise, Pencroff?«

»Zum Beispiel die nach der Insel Tabor?«

»Guter Freund«, erwiderte Cyrus Smith, »ich bin der Meinung, daß wir im Fall der Not niemals zaudern würden, uns der ›Bonadventure‹, selbst für eine weitere Reise, anzuvertrauen; aber Sie wissen auch, daß ich Sie nur mit Sorge nach der Insel Tabor segeln sehe, wohin Sie keine Notwendigkeit ruft.«

»Man lernt doch seine Nachbarn gern kennen«, versetzte Pencroff, der nun mal auf seiner Idee bestand. »Die Insel Tabor ist unsere Nachbarin, und zwar die einzige! Schon die einfache Höflichkeit verlangt, ihr einen Besuch abzustatten.«

»Alle Wetter«, fiel Gedeon Spilett ein, »unser Freund Pencroff ist sattelfest in dem, was sich schickt.«

»Ich bin in gar nichts sattelfest«, wehrte Pencroff ab, den der Widerspruch des Ingenieurs ein wenig reizte, und der diesem doch keine Unruhe machen wollte.

»Bedenken Sie auch, Pencroff«, fuhr Cyrus Smith fort, »daß Sie nicht allein nach der Insel Tabor gehen können.«

»Ein Mann zur Begleitung genügt mir.«

»Zugegeben«, antwortete der Ingenieur, »Sie wagen es also, der Insel Lincoln von fünf Kolonisten zwei zu entführen?«

»Von sechs«, entgegnete Pencroff. »Sie vergessen Jup.«

»Von sieben«, fügte Nab hinzu, »Top gilt ebensoviel wie jeder andere.«

»Es ist aber nichts dabei zu riskieren, Mr. Cyrus«, wiederholte Pencroff.

»Das ist möglich, Pencroff; doch ich sage Ihnen noch einmal, ich nenne das, sich ohne Notwendigkeit einer Gefahr aussetzen!«

Der halstarrige Seemann schwieg und ließ das Gespräch fallen, doch nur um es bei passender Gelegenheit wieder aufzunehmen. Er dachte aber gewiß nicht daran, daß ein Zufall ihm zu Hilfe kommen und das, was jetzt vielleicht nur eine Laune von ihm war, in ein Werk der Nächstenliebe verwandeln sollte.

Die ›Bonadventure‹ hatte nämlich gewendet und hielt jetzt auf den Ballonhafen zu. Es erschien wichtig, die passierbaren Durchfahrten zwischen den Sandbänken und Klippen kennenzulernen, um sie nötigenfalls mit Baken zu versehen, da die kleine Bucht als Hafen für das Schiff dienen sollte.

Man war jetzt kaum eine halbe Meile von der Küste entfernt und mußte gegen den Wind aufkommen, wobei die

›Bonadventure‹ auch deshalb nur sehr langsam vorwärts kam, weil die Brise von dem hohen Land aufgehalten, kaum noch die Segel schwellte und das spiegelglatte Meer sich nur bei einzelnen Windstößen kräuselte, die dann und wann fühlbar wurden.

Harbert stand am Bug, um den Weg anzugeben, den das Schiff in den engen Fahrstraßen einzuhalten hatte, als er plötzlich laut rief:

»Backbord, Pencroff, Backbord!«

»Was ist denn da?« antwortete der Seemann sich erhebend. »Etwa ein Felsen?«

»Nein, warte …«, sagte Harbert. »Ich sehe so nicht gut … noch etwas Backbord … gut … noch etwas Backbord … gut … ein wenig Steuerbord …«

Bei diesen Worten legte sich Harbert lang auf den Bordrand, tauchte den Arm schnell ins Wasser und rief, ihn wieder erhebend:

»Eine Flasche!«

In seiner Hand hielt er eine verschlossene Flasche, die er eben, wenige Kabellängen von der Küste, erhascht hatte.

Cyrus Smith nahm sie ihm ab. Ohne ein Wort zu sagen, lüftete er den Pfropfen, zog ein halbfeuchtes Papier heraus, von dem er die Worte las:

Schiffbruch … Insel Tabor
153° westliche Länge – 37° 11′ südliche Breite.

13. KAPITEL

Bestimmung der Abfahrt. – Mutmaßungen. – Vorbereitungen. – Die drei Passagiere. – Die erste Nacht. – Die zweite Nacht. – Die Insel Tabor. – Nachforschungen am Strand. – Im Wald. – Niemand. – Die Tierwelt. – Pflanzen. – Eine Hütte. – Verlassen.

»Ein Schiffbrüchiger!« rief Pencroff, »verlassen auf der Insel Tabor, nur wenige hundert Meilen von uns! Oh, Mr. Cyrus, jetzt werden Sie sich der beabsichtigten Reise nicht mehr widersetzen!«

»Nein, Pencroff«, antwortete Cyrus Smith, »Sie können so bald wie möglich absegeln.«

»Schon morgen?«

»Gleich morgen.«

Der Ingenieur hielt das aus der Flasche gezogene Papier noch immer in der Hand; er sammelte einige Augenblicke seine Gedanken und sagte dann:

»Aus der Art der Abfassung dieses Dokuments, meine Freunde, denke ich, dürfen wir folgendes schließen: Zunächst, daß der Schiffbrüchige der Insel Tabor ein Mann mit besseren nautischen Kenntnissen ist, denn er gibt hier die Länge und Breite der Insel genau an, die mit der von uns gefundenen bis auf eine Minute übereinstimmt; zweitens muß er Engländer oder Amerikaner sein, da dieses Dokument in englischer Sprache geschrieben ist.«

»Das scheint logisch ganz richtig«, stimmte Gedeon Spilett bei, »und die Anwesenheit dieses Schiffbrüchigen erklärt auch das Anschwimmen der Kiste am Gestade der Insel. Ein

Schiffbruch muß stattgefunden haben, da ein Schiffbrüchiger vorhanden ist. Jedenfalls erscheint es für letzteren, er mag sein wer es will, als ein Glück, daß Pencroff auf den Gedanken kam, dieses Schiff zu bauen und es gerade heute zu erproben, denn nur einen Tag später konnte diese Flasche längst an den Klippen zerschellt sein.«

»Wahrlich«, bemerkte Harbert, »es war ein glücklicher Zufall, daß die ›Bonadventure‹ hier vorüberkommen mußte, solange die Flasche noch umherschwamm.«

»Und das erscheint Ihnen nicht sonderbar?« fragte Cyrus Smith den Seemann.

»Als ein Glück erscheint es mir«, erwiderte Pencroff, »als weiter nichts. Sehen Sie etwas so Außerordentliches darin, Mr. Cyrus? Irgendwohin mußte diese Flasche doch treiben, und warum nicht ebensogut hierher wie anderswohin?«

»Sie haben vielleicht recht, Pencroff«, antwortete der Ingenieur, »und dennoch …«

»Deutet denn aber«, fiel da Harbert ein, »nichts etwa darauf hin, daß diese Flasche schon sehr lange auf dem Meer treibt?«

»Nichts«, erklärte Gedeon Spilett; »selbst das Dokument scheint erst in jüngster Zeit geschrieben. Was halten Sie davon, Cyrus?«

»Das ist schwer zu sagen«, antwortete dieser, »doch, wir werden uns darüber Klarheit verschaffen.«

Inzwischen war Pencroff nicht untätig geblieben. Er hatte nach dem Wind gewendet, und die ›Bonadventure‹ schoß alle Segel tragend schnell auf das Krallenkap zu. Je-

der dachte an den Schiffbrüchigen auf der Insel Tabor. War noch Zeit, ihn zu retten? Ein Hauptereignis im Leben der Kolonisten! Sie waren ja selbst nur Schiffbrüchige, mußten aber doch befürchten, daß jener Unglückliche sich nicht in den gleichen günstigen Umständen befand wie sie, und es schien ihre Pflicht zu sein, jenem zu Hilfe zu eilen.

Das Krallenkap wurde umsegelt, und gegen 4 Uhr ankerte die ›Bonadventure‹ an der Mündung der Mercy.

Noch denselben Abend wurden die nötigen Einzelheiten der bevorstehenden Expedition erwogen und festgestellt. Es erschien angezeigt, daß Pencroff und Harbert, beide in Schiffsmanövern hinlänglich erfahren, die Reise allein unternahmen. Wenn sie am folgenden Tag, dem 11. Oktober, absegelten, konnten sie bequem im Laufe des 13. ankommen, denn bei der herrschenden Windrichtung mußten 48 Stunden für die Überfahrt von 150 Meilen wohl ausreichen. Zählte man dann 1 Tag Aufenthalt an der Insel, 3 bis 4 auf die Rückfahrt, dann durfte man ihrer Wiederankunft an der Insel Lincoln etwa am 17. entgegensehen. Das Wetter war schön, das Barometer zeigte keine Schwankungen, der Wind hielt die gleiche Richtung; so vereinigten sich alle Aussichten auf einen glücklichen Erfolg der wackeren Leute, die einem Gebot der Menschlichkeit folgend sich so weit von ihrer Insel hinwegwagen wollten.

Es wurde also zunächst beschlossen, daß Cyrus Smith, Nab und Gedeon Spilett im Granithaus zurückbleiben sollten; doch dagegen erhob sich zuletzt ein Widerspruch, als in Gedeon Spilett der Reporter des ›New York Herald‹ wieder

erwachte, und dieser erklärte, daß er lieber nachschwimmen, als eine solche wie für ihn geschaffene Gelegenheit versäumen werde; so gewährte man ihm denn die Teilnahme an dem geplanten Ausflug.

Der Abend wurde noch dazu verwendet, einiges Bettzeug, Geräte, Waffen, Munition, eine Bussole, Nahrungsmittel für etwa 8 Tage an Bord zu schaffen, und nach schneller Vollendung dieser Ausrüstung begaben sich die Ansiedler wieder ins Granithaus hinauf.

Am folgenden Morgen früh um 5 Uhr nahm man, nicht ohne eine gewisse Gemütsbewegung auf beiden Seiten, Abschied; Pencroff entfaltete die Segel und steuerte nach dem Krallenkap, nach dessen Umschiffung er sofort die Richtung nach Südwesten einschlagen wollte.

Die ›Bonadventure‹ schaukelte sich schon eine Viertelmeile von der Küste, als ihre Passagiere auf der Höhe über dem Granithaus zwei Männer stehen sahen, die ihnen ein letztes Lebewohl zuwinkten. Das waren Cyrus Smith und Nab.

»Unsere Freunde!« rief Gedeon Spilett. »Es ist dies die erste Trennung seit 18 Monaten!«

Pencroff, der Reporter und Harbert beantworteten jene Abschiedszeichen, und bald verschwand das Granithaus hinter den höheren Felsen des Kaps.

Während der ersten Stunden des Tages blieb die ›Bonadventure‹ beständig in Sicht der Südküste der Insel Lincoln, die sich bald nur noch in Form eines grünen Korbs, überragt vom Franklin-Berg, darstellte. Die infolge der Ent-

fernung verminderten Höhen verliehen ihr ein Aussehen, das Schiffe wohl zu dem Wunsch verleiten konnte, daran zu landen.

Gegen 1 Uhr passierte man, aber etwa 10 Meilen von der Küste, das Schlangenvorgebirge. Aus dieser Entfernung waren die Einzelheiten der Westküste, die sich bis zu den Ausläufern des Franklin-Bergs hin erstreckte, nicht mehr erkennbar, und 3 Stunden später verschwand die ganze Insel Lincoln unter dem Horizont.

Die ›Bonadventure‹ segelte vortrefflich. Sie hob sich leicht mit den Wellen und machte schnelle Fahrt. Pencroff hatte auch das Pfeilsegel gehißt und folgte nun streng nach dem Kompaß einer schnurgeraden Linie.

Von Zeit zu Zeit löste ihn Harbert am Steuer ab, und der junge Mann handhabte es so sicher, daß Pencroff ihm nie wegen Abweichung vom Kurs einen Vorwurf zu machen brauchte.

Gedeon Spilett plauderte jetzt mit dem einen, dann mit dem anderen, und legte, wenn es not tat, auch mit Hand an. Kapitän Pencroff erklärte sich mit seiner Mannschaft ausgesprochen zufrieden, und sprach von nichts geringerem, als davon, sie »für jede Wache mit einem Viertel Wein« zu belohnen.

Am Abend schimmerte die schmale Sichel des zunehmenden Mondes, der erst mit dem 16. in das erste Viertel trat, in der Dämmerung, ging aber bald nach dieser unter.

Pencroff zog aus Vorsicht das sogenannte Pfeilsegel wieder ein, da er sich nicht mit einem Segel an der Mastspitze

von einem plötzlichen Windstoß überraschen lassen wollte. Für eine so ruhige Nacht konnte man diese Maßnahme wohl übertriebene Vorsicht nennen, aber Pencroff war ein erfahrener Seemann, dem niemand zu nahe treten konnte.

Der Reporter verschlief einen Teil der Nacht, während sich Harbert und Pencroff alle zwei Stunden am Steuer ablösten. Der Seemann vertraute Harbert genauso wie sich selbst, und dieses Zutrauen rechtfertigte sich hinlänglich durch die Geistesgegenwart und den scharfen Verstand des jungen Mannes. Pencroff gab ihm, wie ein Kommandant seinem Untersteuermann, den Kurs an, und Harbert sorgte dafür, daß die ›Bonadventure‹ ihn nicht um eine Linie verließ.

Die Nacht verstrich, und auch der 12. Oktober verlief unter gleich günstigen Umständen. Den ganzen Tag über wurde die Richtung nach Südwesten streng eingehalten, und wenn die ›Bonadventure‹ nicht einer unbekannten Strömung unterlag, mußte sie genau auf die Insel Tabor treffen.

Das weite Meer, über das das Schiffchen dahinzog, war vollkommen öde. Nur dann und wann schwebte ein großer Vogel, ein Albatros oder Fregattvogel, in Schußweite vorüber, und Gedeon Spilett fragte sich, ob einer davon nicht jener mächtige Segler der Lüfte sein möge, dem er seinen letzten Bericht für den ›New York Herald‹ anvertraut hatte. Diese Vögel sind die einzigen Lebewesen in dem Teil des Pazifiks zwischen den Inseln Lincoln und Tabor.

»Und doch«, bemerkte Harbert, »befinden wir uns in der

Jahreszeit, in der die Walfänger in den Südpazifiks zu ziehen pflegen. Wahrlich, ich glaube, ein einsameres Meer, als dieses hier, gibt es nirgends wieder.«

»Oh, es ist doch nicht ganz vereinsamt«, entgegnete Pencroff.

»Wie meinen Sie das?« fragte der Reporter.

»Nun, segeln wir nicht darauf? Halten Sie denn unser Fahrzeug für ein Wrack, und unsere Personen für Delphine?«

Pencroff lachte herzlich über seinen eigenen Scherz.

Am Abend schätzte man die von der ›Bonadventure‹ zurückgelegte Strecke auf 120 Meilen von der Insel Lincoln aus, woraus sich bei 36stündiger Fahrt eine mittlere Geschwindigkeit von 3 1/4 Meilen pro Stunde ergab. Die Brise wehte nur schwach und schien ganz einschlafen zu wollen. Jedenfalls durfte man hoffen, die Insel Tabor, vorausgesetzt, daß jene Schätzung genau und der Kurs gut eingehalten war, am nächsten Tag zu Gesicht zu bekommen.

Während der Nacht vom 12. zum 13. Oktober schlief keiner der drei Schiffsgefährten. In Erwartung des kommenden Tages bemächtigte sich ihrer eine eigentümliche Unruhe, gerechtfertigt durch die Ungewißheit des Erfolgs ihres kühnen Unternehmens. Befanden sie sich wirklich in der Nähe der Insel Tabor? Lebte der Schiffbrüchige, dem sie jetzt zu Hilfe eilten, auch noch darauf? Wer mochte es sein? Würde seine Gegenwart in die bis dahin so einmütige kleine Kolonie auch keine Störung bringen? Würde er überhaupt zustimmen, sein jetziges Gefängnis mit einem anderen zu

vertauschen? Diese und ähnliche Fragen, deren Lösung am nächsten Tag bevorstand, hielten sie vollkommen wach, und mit dem ersten Tageslicht durchstreiften ihre Augen suchend den weiten Horizont.

»Land!« rief Pencroff früh gegen 6 Uhr.

Da ein Irrtum seitens Pencroffs nicht anzunehmen war, mußte offenbar Land in Sicht sein.

Welche Freude für die kleine Mannschaft der ›Bonadventure‹! In wenigen Stunden sollte sie das Gestade der Insel betreten!

Die flache, kaum aus den Fluten auftauchende Insel Tabor lag in einer Entfernung von kaum 15 Meilen vor ihnen. Die Spitze der ›Bonadventure‹, die ein wenig südlich an der Insel vorüber zeigte, wurde sogleich auf die letztere gerichtet; mit der im Osten aufsteigenden Sonne kamen auch da und dort einige Berggipfel zum Vorschein.

»Das ist ein Eiland von weit geringerer Ausdehnung als die Insel«, sagte Harbert, »und verdankt wie diese ihre Entstehung sicherlich einer unterseeischen vulkanischen Tätigkeit.«

Um 11 Uhr vormittags war die ›Bonadventure‹ nur noch 2 Meilen entfernt, und Pencroff segelte, da er durch dieses unbekannte Wasser eine geeignete Fahrstraße erst suchen mußte, sehr vorsichtig und nur ganz langsam weiter.

Man überblickte jetzt das Gesamtbild des Eilands, auf dem sich einige Gruppen grüner Gummibäume nebst verschiedenen anderen auch auf der Insel Lincoln vorkommenden Arten zeigten. Doch, wunderbar, kein Rauchsäul-

J. FERAT

chen erhob sich zum Zeichen, daß die Insel bewohnt sei, und kein Signal erschien an irgendeinem Punkt der Küste.

Und dennoch bewies das Dokument handgreiflich das Existenz eines Schiffbrüchigen, der gewiß nach Hilfe ausspähte.

Inzwischen wand sich die ›Bonadventure‹ durch das enge Fahrwasser, das die Klippen freiließen, und dessen Biegungen Pencroff mit größter Vorsicht folgte. Er hatte das Steuerruder Harbert überlassen, und beobachtete vom Bug aus selbst das Wasser, stets bereit, das letzte Segel, dessen Hißleine er in der Hand hielt, sofort einzuziehen. Gedeon Spilett überblickte, das Fernrohr vor den Augen, die ganze Küstenstrecke, ohne etwas Auffälliges wahrzunehmen.

Schon war es fast 12 Uhr, als der Kiel der ›Bonadventure‹ den sandigen Grund streifte. Der Anker wurde ausgeworfen, die Segel eingebunden und die Besatzung des winzigen Schiffchens ging an Land.

Daß man auf der Insel Tabor war, daran konnte wohl kein Zweifel aufkommen, denn nach den neuesten Karten existierte in diesem Teil des Pazifiks zwischen Neuseeland und der Westküste Südamerikas keine andere Insel.

Das Schiff wurde möglichst verläßlich befestigt, so daß es auch von der Ebbe nicht etwa entführt werden konnte; dann stiegen Pencroff und seine Begleiter wohlbewaffnet das Ufer hinauf, um eine Art 250 bis 300 Fuß hohen Hügel zu erklimmen, der in einer Entfernung von einer halben Meile emporragte.

»Von diesem Hügel aus«, meinte Gedeon Spilett, »gewin-

nen wir ohne Zweifel einen allgemeinen Überblick über das Eiland, der unsere weiteren Nachforschungen wesentlich erleichtern wird.«

»Das heißt also«, antwortete Harbert, »wir tun hier dasselbe, was Mr. Cyrus auf der Insel Lincoln durch die Besteigung des Franklin-Bergs zu erreichen suchte.«

»Genau dasselbe«, sagte der Reporter; »das ist auch das empfehlenswerteste Verfahren.«

Unter solchem Gespräch gingen die Forscher längs des Randes einer Wiese hin, die erst am Fuß jenes Hügels endete. Ganze Schwärme Felstauben und Meerschwalben flatterten vor ihnen auf. Aus dem Wald längs der Wiese zur Linken hörten sie die Zweige brechen und die langen Gräser rascheln, ein Zeichen, daß sich sehr scheue Tiere darin befanden; nichts deutete aber bis jetzt auf ein Bewohntsein der Insel hin.

Am Fuß des Hügels angelangt, erstiegen Pencroff, Harbert und Gedeon Spilett dessen Gipfel in wenigen Minuten, und konnten von ihm aus den Horizont nach allen Seiten überblicken.

Sie befanden sich wirklich auf einem Eiland, dessen Umkreis kaum 6 Meilen betrug und das bei einer geringen Ausbuchtung der Küsten die Form eines verlängerten Ovals zeigte. Ringsum erstreckte sich das völlig verlassene Meer bis zu den Grenzen des Horizonts; kein Land, kein Segel war zu sehen!

Das über und über mit Wald bedeckte Eiland bot dem Auge nicht das an Abwechslung so reiche Bild der Insel Lin-

coln mit ihren wilden und unfruchtbaren Partien in dem einen, und den fruchtbaren und reichen in dem anderen Teil. Hier verschmolz alles zu einer gleichmäßigen grünen Masse, aus der nur zwei bis drei Hügel unbedeutend hervorragten. Schräg gegen die Hauptrichtung des Ovals schlängelte sich ein Bach über eine breitere Wiesenfläche und erreichte an der Westküste durch eine enge Mündung das Meer.

»Das Gebiet ist sehr beschränkt«, sagte Harbert.

»Ja«, stimmte ihm Pencroff bei, »für uns wäre es etwas zu klein gewesen.«

»Und außerdem«, fügte der Reporter hinzu, »erscheint es unbewohnt.«

»Wirklich«, antwortete Harbert, »nirgends gibt sich die Anwesenheit eines Menschen zu erkennen.«

»Wir wollen hinabsteigen«, mahnte Pencroff, »und danach suchen!«

Der Seemann kehrte mit den beiden anderen an die Küste zurück, wo sie die ›Bonadventure‹ verankert hatten. Erst wollten sie die Insel am Ufer entlang umgehen, bevor sie tiefer in das Innere eindrängen, so daß ihnen kein Punkt von ihr verborgen bleiben könnte.

Der Strand war im Ganzen recht bequem gangbar und nur an einzelnen Stellen von erheblicheren Felsbildungen unterbrochen, die sich leicht umgehen ließen. Die Wanderer richteten ihre Schritte gen Süden und jagten dabei unzählige Wasservögel und Robbenherden auf, die sich, sobald sie jener ansichtig wurden, eiligst ins Meer stürzten.

»Diese Geschöpfe«, sagte der Reporter, »sehen den Men-

schen bestimmt nicht zum ersten Mal. Sie fürchten ihn, folglich ist er ihnen schon bekannt.«

Eine Stunde nach ihrem Aufbruch erreichten die Wanderer das südliche Ende der Insel, das in ein spitzes Kap auslief, und wandten sich nun nach Norden, längs der Westküste, die ebenso aus einem sandigen Strand mit einzelnen Felsen bestand und rückwärts von dichtem Gehölz eingefaßt wurde.

Nirgends fand sich nur die Spur einer menschlichen Behausung oder der Eindruck eines Fußes, wenigstens nicht auf dem ganzen äußeren Umfang des Eilands, der nach 4 Stunden Wegs zurückgelegt war.

Das erschien gewiß sehr auffallend und legte die Annahme nahe, daß die Insel Tabor nicht, oder mindestens nicht mehr bewohnt sei. Vielleicht datierte das Dokument schon aus der Zeit vor einigen Monaten, wenn nicht Jahren, während der betreffende Schiffbrüchige entweder eine Gelegenheit gefunden hatte, das Eiland wieder zu verlassen, oder den Entbehrungen erlegen war.

Pencroff, Gedeon Spilett und Harbert ergingen sich in mehr oder weniger haltbaren Mutmaßungen, aßen auf der ›Bonadventure‹ schnell zu Mittag, und wollten dann ihre Nachforschungen wieder aufnehmen und bis zum Einbruch der Nacht fortsetzen.

Es mochte gegen 5 Uhr nachmittags sein, als sie sich tiefer in den Wald hinein begaben.

Zahlreiche Tiere entflohen bei ihrer Annäherung und zwar besonders, ja, man hätte sagen können, einzig nur

die Ziegen und Schweine, deren europäische Abkunft unschwer zu erkennen war. Ohne Zweifel hatte einst ein Walfänger ihre Stammeltern auf der Insel ausgesetzt, wo sie sich schnell vermehrten. Harbert nahm sich fest vor, ein oder zwei Paare lebend zu fangen, um sie zur Insel Lincoln zu bringen.

Diese Verhältnisse setzten es nun wiederum außer Zweifel, daß hier zu irgendeiner Zeit einmal Menschen gelebt hatten. Bestätigt wurde diese Ansicht noch mehr, als man quer durch den Wald angelegte Fußpfade, mit der Axt gefällte Baumstämme und überhaupt die Merkmale menschlicher Tätigkeit auffand; diese schon in Fäulnis übergegangenen Bäume waren gewiß schon vor Jahren umgelegt worden, die Axtschläge zeigten sich mit Moos überwuchert und quer über die Fußwege streckten sich lange und starke Gräser so dicht, daß man den Weg oft kaum noch erkennen konnte.

»Ja, das alles beweist aber«, bemerkte Gedeon Spilett, »daß Menschen nicht nur an diesem Eiland gelandet sind, sondern auch längere Zeit hier gewohnt haben. Wer waren sie nun? Wieviele? Was ist von ihnen übrig?«

»Das Dokument erwähnt nur einen Schiffbrüchigen«, sagte Harbert.

»Nun, und wenn der sich noch auf der Insel befindet«, fiel Pencroff ein, »dann müssen wir ihn unter allen Umständen finden!«

Die Nachforschung wurde fortgesetzt. Der Seemann und seine Gefährten folgten natürlich dem diagonal durch

die Insel verlaufenden Weg längs des erwähnten Bachs, der nach dem Meer führte.

Wenn jene Tiere europäischer Abstammung und die Spuren der Arbeit von Menschenhänden unwiderleglich bewiesen, daß schon jemand auf diesem Eiland geweilt hatte, so taten das verschiedene Erzeugnisse des Pflanzenreichs nicht minder. An manchen Stellen, besonders an Lichtungen, erkannte man, daß der Boden, freilich wohl in ziemlich entlegener Zeit, mit Küchengewächsen bepflanzt worden war.

Welche Lust für Harbert, als er hier Kartoffeln, Meerrettich, Sauerampfer, Möhren, Kohl, Steckrüben und dergleichen entdeckte, von denen er nur den Samen einzuheimsen brauchte, um die Bodenprodukte der Insel Lincoln ansehnlich zu vermehren.

»Schön, schön!« ließ sich Pencroff hören, »das gibt eine Freude für Nab und uns alle! Sollten wir nun auch den Schiffbrüchigen nicht finden, so ist diese Reise doch nicht vergeblich gewesen und Gott hat unseren guten Willen reichlich belohnt!«

»Gewiß«, antwortete Gedeon Spilett; »doch gerade wenn man den Zustand dieser Pflanzen ins Auge faßt, wächst die Befürchtung, daß das Eiland schon seit langer Zeit unbewohnt ist.«

»In der Tat«, erklärte Harbert, »ein Bewohner, und mochte es gewesen sein, wer es wollte, hätte so wichtige und ausgedehnte Anpflanzungen nie so sehr vernachlässigt.«

»Ja«, meinte Pencroff, »der Schiffbrüchige ist wieder fort …! Das ist daraus abzunehmen …«

»Man müßte also dem Dokument schon ein höheres Alter zusprechen?«

»Offenbar.«

»Und jene Flasche wäre erst nach längerem Umherschwimmen an der Insel Lincoln angetrieben?«

»Warum nicht?« antwortete Pencroff. »Doch es beginnt schon zu dunkeln; ich denke, wir ziehen vor, unsere Nachforschungen abzubrechen.«

»Kehren wir jetzt an Bord zurück«, sagte der Reporter, »und setzen unseren Ausflug morgen wieder fort.«

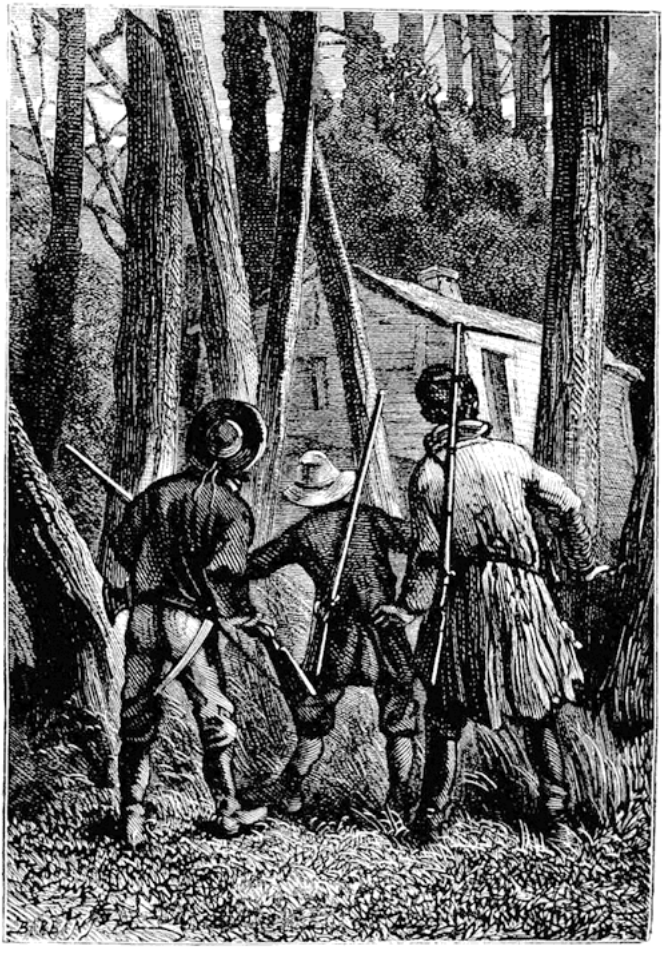
Gewiß schien dieser Rat der klügste und er sollte eben befolgt werden, als Harbert, nach einer nur undeutlich sichtbaren Masse zwischen den Bäumen weisend, ausrief:

»Da, eine Hütte!«

Sofort begaben sich alle in der angedeuteten Richtung nach jener hin. Beim Schein der Dämmerung erkannte man, daß sie aus dicken mit grober geteerter Leinwand überzogenen Planken erbaut war.

Pencroff stieß die halb anliegende Tür auf und trat raschen Schrittes ein …

Die Hütte war verlassen!



14. KAPITEL

Das Inventar. – Die Nacht. – Einige Buchstaben. – Fortsetzung der Nachforschungen. – Pflanzen und Tiere. – Harbert in ernstlicher Gefahr. – An Bord. – Die Abfahrt. – Schlechtes Wetter. – Aufblitzender Instinkt. – Verloren im Meer. – Ein rechtzeitiger Lichtschein.

Schweigend standen Pencroff, Harbert und Gedeon Spilett in der tiefen Dunkelheit.

Pencroff rief mit lauter Stimme.

Keine Antwort.

Der Seemann schlug Feuer und zündete ein dürres Reis an. Kurze Zeit erleuchtete es einen kleinen Raum, der vollständig verlassen schien. Im Hintergrund befand sich ein plumper Kamin mit etwas erkalteter Asche und daneben etwa ein Armvoll trockenen Holzes. Pencroff warf das brennende Reis hinein, das Holz flackerte auf und verbreitete helles Licht.

Der Seemann und seine Gefährten bemerkten dann ein Bett in Unordnung, dessen feuchte und gelb gewordene Decken bezeugten, daß es seit langer Zeit unbenutzt geblieben war; in einer Kaminecke standen zwei verrostete Siedekessel und ein umgestürzter Topf; ferner fand sich ein Schrank mit einigen schimmelbedeckten Seemannskleidungsstücken; auf dem Tisch ein zinnerner Teller und eine durch die Feuchtigkeit halb zerstörte Bibel; des weiteren einige Werkzeuge, eine Schaufel, Axt, Spitzhaue, zwei Jagdgewehre, eins davon zerbrochen; auf einem Brett ein noch unberührtes Fäßchen Pulver, eines mit Blei und mehrere Schachteln

Zündhütchen; auf allen lag eine dicke Staubschicht, die sich vielleicht in langen Jahren hier angehäuft haben mochte.

»Es ist niemand hier«, äußerte der Reporter.

»Niemand!« antwortete Pencroff.

»Dieses Zimmer scheint auch schon seit langer Zeit nicht bewohnt«, bemerkte Harbert.

»Ja, gewiß seit langem!« bestätigte der Reporter.

»Ich denke, Mr. Spilett«, sagte Pencroff, »es ist besser, die Nacht in dieser Behausung zuzubringen, als an Bord zurückzukehren.«

»Sie haben recht, Pencroff«, erwiderte Gedeon Spilett, »und sollte auch sein Eigentümer wiederkommen, so wird er sich nicht allzu sehr beklagen, Gesellschaft zu finden.«

»Der kommt nicht wieder«, versicherte der Seemann achselzuckend.

»Sie glauben, daß er die Insel verlassen hat?« fragte der Reporter.

»Hätte er die Insel verlassen«, antwortete Pencroff, »dann hätte er wohl seine Waffen und Werkzeuge mitgenommen. Sie kennen den Wert, den Schiffbrüchige auf dergleichen Gegenstände, vielleicht das letzte, was aus dem Schiffbruch gerettet wurde, zu legen pflegen. Nein, nein! Der hat die Insel nicht verlassen. Auch wenn es ihm gelungen wäre, sich durch ein selbstgezimmertes Boot zu retten, diese Gegenstände für den ersten Bedarf hätte er nicht hiergelassen! Nein, er ist noch auf der Insel!«

»Und am Leben?« fragte Harbert.

»Noch am Leben oder tot. Doch wenn er tot ist, meine

ich, wird er sich nicht selbst begraben haben, und wir müssen doch seine Überreste finden.«

Man kam also überein, die Nacht in der verlassenen Hütte zuzubringen, besonders da ein noch weiter aufgefundener Holzvorrat ihre hinreichende Erwärmung sicherstellte. Nachdem sie die Tür geschlossen hatten, ließen sich Pencroff, Harbert und Gedeon Spilett auf einer Bank nieder, plauderten wohl ein wenig, aber hingen noch weit mehr ihren Gedanken nach. Sie befanden sich in einer Gemütsstimmung, in der sie allerlei erwarteten und befürchteten, so daß ihrem Ohr kein Geräusch von außen entging. Hätte sich die Tür plötzlich geöffnet und wäre ein Mensch eingetreten, sie hätten sich darüber nicht besonders gewundert, trotz des verlassenen Aussehens dieser Hütte, aber ihre Hände hätten sie jenem entgegengestreckt, um die des Schiffbrüchigen zu drücken, des unbekannten Freundes, den hier Freunde erwarteten.

Doch kein Geräusch ließ sich hören, die Tür öffnete sich nicht, und die Stunden verliefen ohne Zwischenfall.

Wie lang wurde doch dem Seemann und seinen beiden Gefährten diese Nacht! Nur Harbert hatte vielleicht 2 Stunden geschlafen, denn in seinem Alter ist der Schlaf ein unabweisbares Bedürfnis. Alle drei hatten Eile, ihre Nachforschungen vom vorigen Tag fortzusetzen und das Eiland bis in seine verstecktesten Winkel zu durchsuchen. Pencroffs Schlußfolgerungen waren offenbar richtig, und immer mehr wurde es ihnen zur Gewißheit, daß der Bewohner dieses verlassenen Hauses, in dem sich alle Werkzeuge,

Geräte und Waffen noch vorfanden, gestorben sein müsse. So wollten sie wenigstens dessen Leiche suchen und ihr ein christliches Begräbnis gewähren.

Der Tag brach an. Pencroff und seine Begleiter gingen sogleich an die nähere Untersuchung der Hütte.

Diese befand sich offenbar in sehr gut gewählter Lage am Abhang eines kleinen Hügels, den fünf bis sechs prächtige Gummibäume beschützten. Vor der Front des Hauses schien erst mit der Axt eine Lichtung ausgebrochen zu sein, die einen Blick auf das Meer gestattete. Ein kleiner, mit einer zerfallenen Holzstakete eingeschlossener Rasenplatz führte zum Ufer hinab, an dessen linker Seite der Bach mündete.

Die Hütte selbst erwies sich aus Planken oder Brettern errichtet, die offenbar vom Rumpf oder Verdeck eines Schiffes stammten. Wahrscheinlich mochte also ein Schiff an derselben Stelle gescheitert und mindestens ein Mann der Besatzung gerettet sein, der aus den Trümmern des Fahrzeugs und mittels der geretteten Werkzeuge sich diese Unterkunft hergestellt hatte.

Zur Gewißheit steigerten sich diese Annahmen, als Gedeon Spilett bei einem Gang um das Haus auf einer Planke – wahrscheinlich aus der Schanzkleidung des gescheiterten Schiffes – noch die halbverwischten Buchstaben:

BR.TAN..A.

entdeckte.

»›Britannia‹!« rief Pencroff, den der Reporter hinzugerufen hatte, »das ist ein bei Schiffen sehr gebräuchlicher

Name, und ich vermag nicht zu sagen, ob dieses englischen oder amerikanischen Ursprungs war.«

»Darauf kommt es auch nicht an, Pencroff.«

»Das ist wohl wahr«, erwiderte der Seemann, »und wenn der Überlebende der Mannschaft noch lebt, dann werden wir ihn zu retten suchen und nicht fragen, welcher Nationalität er angehört. Doch wir wollen vor der Fortsetzung unserer Nachforschungen zur ›Bonadventure‹ zurückkehren.«

Pencroff hatte wegen seines Fahrzeugs eine gewisse Unruhe erfaßt. Wenn nun die Insel bewohnt war, wenn sich jemand des Schiffes bemächtigte … doch nein, diese Annahme erschien ihm doch selbst zu unwahrscheinlich.

Der Seemann war ja niemals böse, an Bord zu frühstücken. Die etwas geebnete Straße führte nicht lang hin, kaum eine Meile weit. Man begab sich also auf den Weg, ließ die Blicke aufmerksam durch Wald und Dickicht schweifen, durch das Ziegen und Schweine zu Hunderten entflohen.

20 Minuten, nachdem sie die Hütte verlassen hatten, erblickten die drei Wanderer die Ostküste wieder und die ›Bonadventure‹, deren Anker tief im Sand haftete.

Einen Stoßseufzer der Befriedigung konnte Pencroff doch nicht unterdrücken. Das Schiff war ja so gut wie sein Kind, und es ist das Vorrecht der Väter, auch einmal über Gebühr ängstlich zu sein.

Man begab sich an Bord und frühstückte sehr reichlich, um das Mittagessen lange aufschieben zu können; nach beendeter Mahlzeit nahm man die Nachforschung wieder auf, die mit sorglichster Genauigkeit ausgeführt wurde.

Sehr wahrscheinlich mußte wohl der einzige Bewohner der Insel schon gestorben sein. So suchten auch Pencroff und seine Begleiter weniger einen Lebendigen, als nur die Spuren eines Toten! Doch ihre Mühe schien vergebens, und den halben Tag über durchstreiften sie ohne Erfolg die dichten Wälder, die das Eiland bedeckten, so daß sie zu der Ansicht kamen, daß, wenn der Schiffbrüchige tot war, sich wohl auch keine Spur von seiner Leiche finden werde, und daß ihn wahrscheinlich ein Raubtier bis auf den letzten Knochen aufgezehrt hatte.

»Wir segeln morgen mit Anbruch des Tages zurück«, sagte Pencroff zu seinen zwei Begleitern, als sie sich gegen 2 Uhr im Schatten einer Kieferngruppe niedergestreckt hatten, um ein wenig auszuruhen.

»Ich denke«, fügte Harbert hinzu, »daß wir die Geräte, die einem Schiffbrüchigen gehörten, ohne Bedenken mitnehmen können.«

»Das meine ich auch«, äußerte Gedeon Spilett, »diese Waffen und Werkzeuge werden für das Material des Granithauses eine willkommene Bereicherung darstellen. Wenn ich nicht irre, sind die Vorräte an Pulver und Blei hier nicht unbeträchtlich.«

»So ist es«, bestätigte Pencroff, »doch vergessen wir auch nicht, ein oder zwei Paar Schweine mitzunehmen, die der Insel Lincoln abgehen …«

»Und den Samen zu ernten«, fügte Harbert hinzu, »der uns alle Gemüse der Alten und Neuen Welt liefern wird.«

»Vielleicht wäre es empfehlenswert«, fiel der Reporter

ein, »noch einen Tag länger auf Tabor zu verweilen, um alles zu sammeln, was uns von Nutzen sein kann.«

»Nein, Mr. Spilett«, entgegnete Pencroff, »ich ersuche Sie, die Abreise nicht weiter als bis morgen früh zu verschieben. Der Wind scheint mir nach Westen umzuschlagen, und damit würden wir einen ebenso günstigen Wind zur Rückfahrt haben, wie den Ostwind für unsere Herfahrt.«

»Dann wollen wir keine Zeit verlieren«, sagte Harbert, sich erhebend.

»Nicht eine Minute«, antwortete Pencroff. »Sie, Harbert, werden sich damit beschäftigen, die Pflanzensamen einzusammeln, die Ihnen besser bekannt sind als uns. Indessen betreiben wir beide die Jagd auf Schweine, und selbst ohne Tops Mithilfe, denke ich, wird es uns gelingen, einige zu fangen.«

Harbert schlug also den Fußpfad ein, der ihn nach dem kultivierteren Teil der Insel führte, während der Seemann und der Reporter sich geradewegs in den Wald begaben.

Verschiedene Arten Schweine, die sehr schnellfüßig waren und keineswegs Lust zu haben schienen, sich fangen zu lassen, liefen vor ihnen her. Nach einer halbstündigen Verfolgung gelang es den Jägern jedoch, sich eines Pärchens zu bemächtigen, das sich in einem dichten Gebüsch ein Lager gewühlt hatte, als einige hundert Schritte nördlich von ihnen ein lauter Aufschrei hörbar wurde. Daneben erscholl ein heiseres Krächzen, das keiner menschlichen Stimme ähnelte.

Gedeon Spilett und Pencroff wandten sich danach um,

und die Schweine benutzten diesen Augenblick, als der Seemann schon im Begriff war, einige Stricke zurechtzumachen, um sie zu fesseln, zu entwischen.

»Das war Harberts Stimme«, sagte der Reporter.

»Laufen wir ihm zu Hilfe!« rief Pencroff.

Sofort eilten beide, was sie nur laufen konnten, in die Richtung, aus der die Schreie kamen.

Wie gut es war, daß sie nicht gezögert hatten, zeigte sich, als sie nahe einer Lichtung den jungen Mann von einem wilden Tier niedergeworfen sahen, scheinbar einem riesigen Affen, der ihm recht unbarmherzig mitspielte.

Sich auf das Ungeheuer stürzen, es selbst niederwerfen, Harbert ihm entreißen und jenes dingfest machen, das war für Pencroff und Gedeon Spilett das Werk eines Augenblicks. Der Seemann war von herkulischer Kraft, der Reporter auch kein Schwächling, und so wurde das Ungeheuer trotz des verzweifelten Widerstands fest geknebelt, so daß es sich nicht mehr rühren konnte.

»Du hast noch keinen Schaden genommen, Harbert?« fragte Gedeon Spilett.

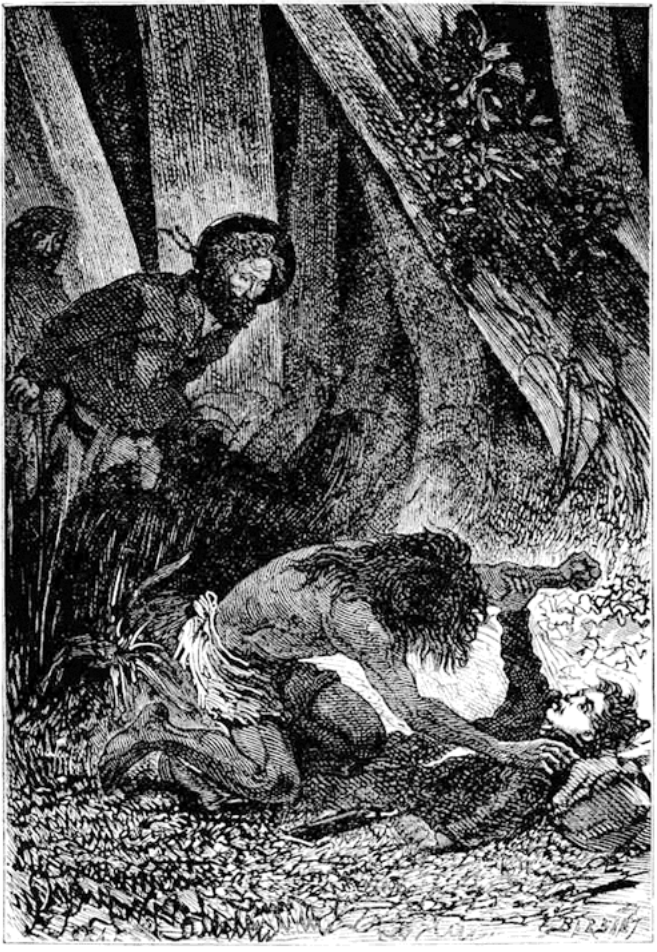
»Nein! Nein!«

»Oh, wenn dich dieser Affe verwundet hätte …!« rief Pencroff.

»Aber das ist ja gar kein Affe!« erwiderte Harbert.

Bei diesen Worten betrachteten Pencroff und Gedeon Spilett das sonderbare Wesen, das auf der Erde lag, erst näher.

Wirklich, das konnte kein Affe sein! Es war eine mensch-



liche Kreatur, es war ein Mann! Aber was für einer! Ein Wilder im schrecklichsten Sinn des Wortes, und um desto furchtbarer, da er schon mehr zum Tier herabgesunken zu sein schien.

Struppiges Haar, langer, wilder und bis auf die Brust herabhängender Bart, am Körper fast nackt, nur einen erbärmlichen Fetzen um die Lenden, feurige Augen, ungeheure Hände, unmäßig lange Nägel, eine Gesichtsfarbe so braun wie Mahagoniholz, Füße so hart, als wären sie aus Horn gebildet: Das war die elende Kreatur, in der man nichtsdestoweniger den Menschen erkannte! Ob in diesem Körper wohl noch eine Seele lebte, oder nur der gewöhnliche Instinkt des Tieres in ihm wach war?

»Sind Sie auch sicher, daß das noch ein Mensch ist, oder nur früher einmal einer gewesen ist?« fragte Pencroff den Reporter.

»Oh, daran ist nicht zu zweifeln«, antwortete dieser.

»Das wäre also der gesuchte Schiffbrüchige?« sagte Harbert.

»Ja«, erwiderte Gedeon Spilett, »an dem Unglücklichen ist aber kaum noch etwas Menschliches zu finden!«

Der Reporter hatte recht. Wenn der Schiffbrüchige überhaupt jemals ein zivilisiertes Geschöpf gewesen war, dann hatte die Isolierung ihn zum Wilden, ja noch mehr, zum wahrhaften Buschmenschen gemacht. Heisere Töne kamen aus seiner Kehle und drängten sich durch die Zähne, die bei der Schärfe von Raubtierzähnen nur rohes Fleisch zu zerreißen geeignet schienen. Das Gedächtnis mußte ihn offen-

bar schon lange verlassen haben, auch hatte er gewiß den Gebrauch der Geräte und Waffen, sowie das Anzünden des Feuers verlernt.

Man erkannte wohl, daß er stark und gewandt war, aber auch daß alle physische Eigenschaften sich nur auf Kosten der geistigen Schärfe entwickelt hatten.

Gedeon Spilett sprach ihn an. Er schien nichts zu verstehen, nicht einmal zu hören … und doch, wenn er ihm in die Augen sah, glaubte der Reporter noch nicht, den letzten Funken der Vernunft darin erloschen zu sehen.

Der Gefangene verhielt sich ruhig und versuchte sich nicht einmal seiner Fesseln zu entledigen. War er erstaunt über die Anwesenheit der Menschen, derengleichen er vorher selbst gewesen sein mußte? Tauchte in irgendeinem Winkel seines Gehirns eine flüchtige Erinnerung auf, die ihm sein eigenes Menschentum wieder vor Augen führte? Wenn frei, ob er wohl einen Fluchtversuch gemacht hätte, oder dageblieben wäre? Man wußte es nicht, vermied aber auch, es auszuprobieren. Nach aufmerksamster Betrachtung des Unglücklichen sagte Gedeon Spilett:

»Wer er auch sei, wer er gewesen und in Zukunft werden könne, es ist unsere Pflicht, ihn nach der Insel Lincoln mitzunehmen.«

»Ja, ja«, fiel Harbert ein, »vielleicht ist unsere Sorgfalt imstande, in ihm wieder einige Spuren von Intelligenz wachzurufen.«

»Die Seele stirbt nicht«, sagte der Reporter, »und es

müßte eine große Befriedigung für uns sein, dieses Geschöpf Gottes der vollständigen Vertierung zu entreißen!«

Zweifelnd schüttelte Pencroff den Kopf.

»Auf jeden Fall müssen wir versuchen«, fuhr der Reporter fort, »was die Menschlichkeit von uns verlangt.«

Und war es denn nicht wirklich auch ihre Pflicht, menschlich und christlich zu handeln?

Alle drei bejahten diese Frage und sagten sich, daß Cyrus Smith diese Handlungsweise billigen werde.

»Wollen wir ihn gebunden lassen?« fragte der Seemann.

»Vielleicht ginge er selbst, wenn man seine Füße von den Fesseln befreite«, sagte Harbert.

»Das käme ja auf einen Versuch an«, erwiderte Pencroff.

Die Stricke, die die Füße des Gefangenen umschlossen, wurden gelöst, doch ließ man seine Arme noch sicher gefesselt. Er erhob sich selbst und schien gar nicht die Absicht des Entfliehens zu haben.

Seine glanzlosen Augen schossen einen stechenden Blick auf die Männer, die neben ihm gingen, und nichts verriet, daß er sich erinnerte, jetzt oder früher ihresgleichen gewesen zu sein. Fortwährend pfiff er leise vor sich hin, und sein Gesicht behielt das wilde, trotzige Ansehen bei; doch leistete er nach keiner Seite Widerstand.

Auf Rat des Reporters wurde der Unglückliche nach seiner Hütte geleitet. Vielleicht blieben die Gegenstände, die er dort sein genannt hatte, nicht ohne Eindruck auf ihn; vielleicht genügte ein Funke, um den verdunkelten Schatz sei-

ner Gedanken wieder zu durchleuchten und die erloschene Seele wieder zu entflammen.

Die Hütte lag nicht weit von hier; in wenigen Minuten gelangten alle dort an, der Gefangene erkannte jedoch nichts und schien das Bewußtsein völlig verloren zu haben.

Was konnte man aus dem hohen Grad von Gesunkenheit dieses Elenden anderes schließen, als daß seine Gefangenschaft auf dem Eiland schon von langer Dauer sei, und daß seine Einsamkeit, nachdem er erst in vernünftigem Zustand hierher gekommen war, ihn in solche Verfassung gebracht hatte?

Der Reporter kam auf den Gedanken, daß der Anblick des Feuers vielleicht auf ihn wirke, und bald loderte eine helle Flamme auf, wie sie ja selbst die Aufmerksamkeit der Tiere erregt. Einen Augenblick schien sie der Unglückliche zu beachten; sehr bald wandte er sich aber ab, und sein bewußtloser Blick verlosch wieder.

Offenbar ließ sich für den Unglücklichen zunächst nichts weiter tun, als ihn an Bord der ›Bonadventure‹ zu schleppen, wo er unter Pencroffs Bewachung verblieb.

Harbert und Gedeon Spilett kehrten noch einmal nach dem Eiland zurück, um von dort alles Nützliche zu holen, und einige Stunden später zeigten sie sich wieder mit Geräten und Waffen, einem reichlichen Vorrat an Saatgut von Gemüsepflanzen und einigen Stücken erlegten Wildes beladen, zwei Paar Schweine vor sich hertreibend, am Ufer. Alles wurde eingeschifft, und die ›Bonadventure‹ hielt sich fertig,

die Anker zu lichten, sobald am kommenden Morgen die Ebbe bemerkbar würde.

Den Gefangenen hatte man in der vorderen Abteilung des Schiffes untergebracht, wo er sich ruhig, schweigend, in dumpfem, stummem Hinbrüten verhielt.

Pencroff bot ihm zu essen an, doch jener verweigerte das ihm hingehaltene gebratene Fleisch, das ihm offenbar nicht zusagte. Als ihm der Seemann aber eine von Harbert geschossene Ente zeigte, stürzte er sich heißhungerig darauf und verzehrte sie.

»Sie glauben, daß er auch davon noch zurückkommen wird?« fragte Pencroff kopfschüttelnd.

»Vielleicht wohl«, antwortete der Reporter, »es ist nicht unmöglich, daß unsere Sorgfalt doch endlich Einfluß auf ihn gewinnt, denn nur die Einsamkeit hat ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist, und allein soll er künftig nicht sein.«

»Der arme Mensch ist gewiß schon lange in diesem traurigen Zustand«, sagte Harbert.

»Wahrscheinlich«, erwiderte Gedeon Spilett.

»Wie alt mag er wohl sein?« fragte der junge Mann.

»Das ist schwer zu sagen«, antwortete der Reporter, »denn unter dem dichten Bart, der sein Gesicht bedeckt, sind ja seine Züge kaum zu erkennen; aber sehr jung ist er nicht mehr, ich denke, er wird so an die 50 Jahre zählen.«

»Ist Ihnen nicht aufgefallen, Mr. Spilett, wie tief seine Augen unter den Augenbrauen liegen?« fragte der junge Mann.

»Ja, Harbert, man möchte sie auch noch menschlicher

nennen, als der Anblick seiner ganzen Erscheinung annehmen läßt.«

»Nun, wir werden ja sehen«, antwortete Pencroff, »und ich bin wahrlich auf Mr. Smiths Urteil über unseren Wilden sehr begierig. Wir zogen aus, ein menschliches Wesen zu suchen, und bringen nun dieses Ungeheuer heim! Man tut eben, was man kann!«

Die Nacht verging; ob der Gefangene schlief oder nicht, ließ sich nicht entscheiden, jedenfalls machte er keine Bewegung, obwohl man ihn vollends befreit hatte.

Er erinnerte an jene wilden Tiere, die in den ersten Augenblicken nach ihrer Überwältigung ziemlich ruhig liegen, und deren Wut oft erst später wieder ausbricht.

Mit Anbruch des Tages, dem 15. Oktober, war die von Pencroff vorhergesehene Wetterveränderung eingetreten. Der Wind blies aus Nordwesten und begünstigte die Rückfahrt der ›Bonadventure‹; gleichzeitig frischte er freilich merklich auf und ließ schweren Seegang befürchten.

Um 5 Uhr morgens wurde der Anker gelichtet. Pencroff nahm ein Reff in sein Hauptsegel und drehte den Bugspriet nach Nordosten, um direkt nach der Insel Lincoln zu steuern.

Der erste Reisetag zeichnete sich durch keinerlei besondere Zwischenfälle aus. Der Gefangene verhielt sich in der Vorderkabine vollkommen ruhig, und da er offenbar selbst Seemann gewesen war, schienen die Schwankungen des Schiffes auf ihn sogar eine Art heilsamen Einfluß auszuüben. Erwachte vielleicht eine Erinnerung an seine frühere

Tätigkeit in seinem Gedächtnis? Jedenfalls blieb er ganz ruhig, und schien viel mehr erstaunt als niedergeschlagen.

Am nächsten Tag, dem 16. Oktober, frischte der Wind noch mehr auf, ging auch weiter nach Norden, das heißt, nach einer dem Kurs der ›Bonadventure‹ weniger günstigen Seite, so daß das Schiffchen recht heftig auf den Wogen schaukelte. Pencroff sah sich bald veranlaßt, sehr dicht am Wind zu segeln, und ohne sich darüber zu äußern, fing der Zustand des Meeres doch an, ihm einige Unruhe einzuflößen, da schon wiederholt recht ansehnliche Sturzseen über die Spitze des Fahrzeugs hereinbrachen. Wenn der Wind nicht drehte, mußte er offenbar mehr Zeit zur Rückfahrt nach der Insel Lincoln brauchen, als die Hinfahrt nach Tabor in Anspruch genommen hatte.

Am 17. morgens, 48 Stunden nach der Abfahrt der ›Bonadventure‹, verriet noch nichts, daß man sich in dem Gewässer der Insel befinde. Eine Abschätzung der zurückgelegten Entfernung war übrigens bei der wechselnden Richtung des Windes und Schnelligkeit der Fahrt fast unmöglich.

Auch 24 Stunden später kam noch kein Land in Sicht. Der Wind wehte jetzt sehr steif und das Meer ging sehr hoch. Die Segelmanöver erforderten die größte Schnelligkeit und Vorsicht, man mußte reffen und der kurzen Strecke wegen, die man bei dem Lavieren zurücklegte, sehr häufig die Halsen wechseln. Am Morgen des 18. kam es sogar einmal vor, daß eine Woge die ›Bonadventure‹ vollständig überschwemmte, und hätten die Passagiere die Vorsicht ver-

nachlässigt, sich auf dem Verdeck festzubinden, dann wären sie wohl mit fortgespült worden.

Als Pencroff und seine Gefährten bei dieser Gelegenheit tüchtig zugreifen mußten, erhielten sie durch den Gefangenen plötzlich unerwartete Hilfe. Er schwang sich durch die Luke herauf, so als ob der Instinkt des Seemanns in seinem Innern gesiegt hätte, zerschmetterte mit einer Spiere einen Teil der Schanzkleidung, und bahnte so dem Wasser auf dem Verdeck einen hinreichenden Ausweg; als das Schiff davon befreit war, stieg er, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder nach unten hinab.

Ganz erstaunt hatten Pencroff, Gedeon Spilett und Harbert ihn gewähren lassen.

Indessen war die augenblickliche Lage schlecht, und der Seemann hatte triftigen Grund, zu glauben, daß er sich auf dem unendlichen Meer verirrt und keine Aussicht habe, seinen Kurs wiederzufinden.

Die Nacht vom 18. auf den 19. war dunkel und kalt. Gegen 11 Uhr legte sich aber der Wind, der Seegang fiel und die weniger umhergeworfene ›Bonadventure‹ nahm eine größere Geschwindigkeit an. Übrigens hatte sie sich auf dem Meer ganz vortrefflich gehalten.

Weder Pencroff noch Gedeon Spilett oder Harbert dachten auch nur daran, eine Stunde zu schlafen. Sie wachten mit größter Aufmerksamkeit, denn entweder konnte die Insel Lincoln nicht mehr fern sein, und man würde sie bei Tagesanbruch schon wahrnehmen, oder die ›Bonadventure‹ war durch Strömungen verschlagen, unter dem Wind abge-

wichen, und es schien dann fast unmöglich, ihre Richtung wieder zu korrigieren.

Obwohl Pencroff im höchsten Grad beunruhigt war, verzweifelte er, dank seiner gestählten Seele, noch nicht, und suchte, am Steuer sitzend, das tiefe Dunkel zu durchdringen, das ihn rings umgab.

Gegen 2 Uhr morgens erhob er sich plötzlich:

»Ein Feuer! Ein Feuer!« rief er.

Und wirklich, 20 Meilen im Nordosten glänzte ein deutlicher Lichtschein. Dort lag die Insel Lincoln, und jenes Licht, das Cyrus Smith offenbar aus Vorsicht angezündet hatte, bezeichnete den einzuschlagenden Weg.

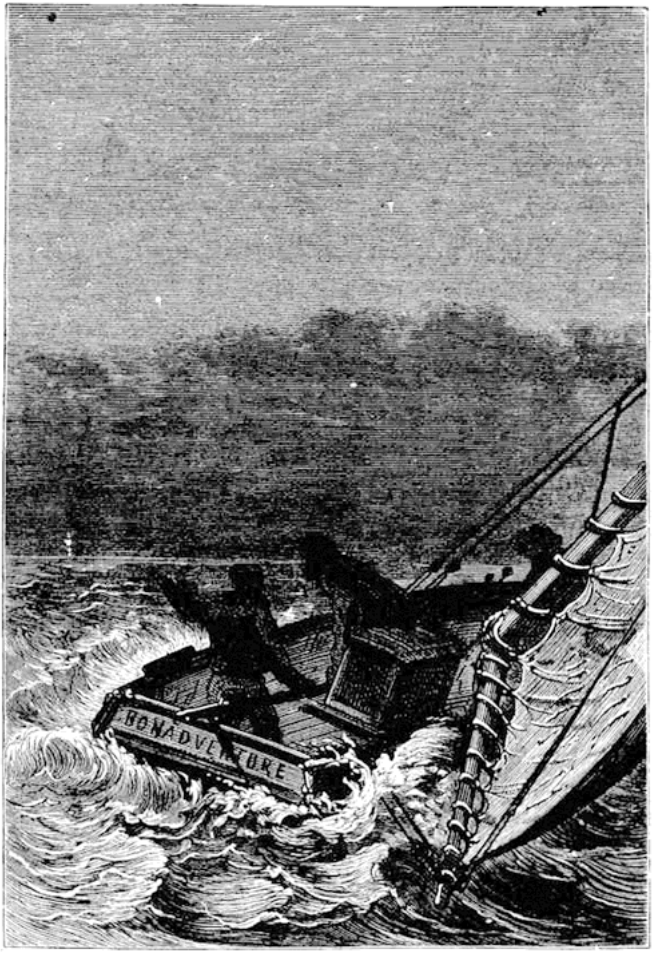
Pencroff, der zu weit nach Norden hielt, korrigierte seinen Kurs und drehte nach jenem Licht bei, das wie ein Stern erster Größe über dem Horizont schimmerte.

15. KAPITEL

Die Rückkehr. – Gespräch. – Cyrus Smith und der Unbekannte. – Der Ballonhafen. – Des Ingenieurs Aufopferung. – Eine ergreifende Erfahrung. – Einige herabrollende Tränen.

Am folgenden Tag, dem 20. Oktober, um 7 Uhr morgens, lief die ›Bonadventure‹ nach 4tägiger Reise an der Mündung der Mercy sanft auf den Strand.

Schon mit Tagesanbruch hatte Cyrus Smith und Nab infolge des schlechteren Wetters und der über den Voranschlag verlängerten Abwesenheit ihrer Freunde eine quä-


BONADVENTURE

lende Unruhe nach dem Plateau der Freien Umschau getrieben, von dem aus sie denn endlich das längst erwartete Fahrzeug erblickten.

»Gott sei Dank! Da kommen sie!« rief Cyrus Smith.

Nab begann vor Freude zu tanzen, drehte sich wirbelnd um sich selbst, klatschte in die Hände und rief dazu: »Oh, mein gütiger Herr!« – eine rührendere Pantomine übrigens, als die beste Rede!

Als der Ingenieur die Personen zählte, die er auf dem Verdeck der ›Bonadventure‹ unterscheiden konnte, glaubte er, daß Pencroff den Schiffbrüchigen der Insel Tabor nicht aufgefunden oder dieser Unglückliche es doch verweigert habe, seine Insel zu verlassen, sein Gefängnis mit einem anderen zu vertauschen.

Wirklich zeigten sich Pencroff, Harbert und Gedeon Spilett allein auf dem Verdeck der ›Bonadventure‹.

Als das Fahrzeug an Land stieß, erwarteten es der Ingenieur und Nab am Ufer, und noch bevor die Passagiere das Schiff verließen, sagte Cyrus Smith zu ihnen:

»Wir sind wegen eures längeren Ausbleibens recht in Sorge gewesen, meine Freunde! Sollte euch ein Unfall zugestoßen sein?«

»Nein«, antwortete Gedeon Spilett, »im Gegenteil, es ging alles ganz nach Wunsch. Sie sollen es sofort hören.«

»Doch der eigentliche Zweck der Reise«, fuhr der Ingenieur fort, »ist unerreicht geblieben, da ihr wie bei der Abreise nur drei seid?«

»Entschuldigen Sie, Mr. Cyrus«, fiel da der Seemann ein, »wir sind vier!«

»Der Schiffbrüchige wurde gefunden?«

»Ja.«

»Und mitgebracht?«

»Auch das.«

»Lebend?«

»Ja.«

»Wo ist er? Wer ist es?«

»Es ist«, ergriff der Reporter wieder das Wort, »oder es war vielmehr ein Mann! Das ist alles, Cyrus, was wir bis jetzt über ihn sagen können!«

Der Ingenieur wurde sofort über alles informiert, was sich während der Reise zugetragen hatte. Man erzählte ihm, wie die Nachforschung ausgeführt und die einzige Behausung auf dem Eiland in verlassenem Zustand angetroffen worden war, und wie man endlich den Schiffbrüchigen, der kaum noch zur Klasse der Menschheit zu gehören schien, eigentlich gefangen habe.

»Und ich weiß bis jetzt noch nicht«, fügte Pencroff hinzu, »ob wir daran gut taten, ihn hierher mitzubringen.«

»Wie hätten Sie anders handeln können?« sagte lebhaft der Ingenieur.

»Der Unglückliche hat aber keine Vernunft mehr.«

»Jetzt, das ist möglich«, erwiderte Cyrus Smith; »vor wenigen Monaten vielleicht war der Bedauernswerte aber noch ein Mensch, wie Sie und ich. Wer weiß, was aus dem letzten Überlebenden von uns nach jahrelanger Einsamkeit

auf der Insel wohl werden könnte? Wehe dem, der ganz allein ist, meine Freunde, und sicher ist anzunehmen, daß die Verlassenheit seine Vernunft so schnell zerstört hat, da ihr ihn in einem solchen Zustand fandet!«

»Aber, Mr. Cyrus«, fragte Harbert, »was berechtigt Sie zu dem Glauben, daß die Verwilderung dieses Unglücklichen nur erst seit wenigen Monaten solche Fortschritte gemacht habe?«

»Das von uns aufgefundene und erst neuerdings geschriebene Dokument«, antwortete der Ingenieur, »und die Überzeugung, daß nur der Schiffbrüchige selbst es aufgesetzt haben kann.«

»Wenigstens«, bemerkte Gedeon Spilett, »wenn es nicht etwa von einem inzwischen gestorbenen Gefährten dieses Mannes verfaßt wurde.«

»Das ist unmöglich, lieber Spilett.«

»Weshalb?« fragte der Reporter.

»Weil dann von zwei Schiffbrüchigen darin die Rede gewesen wäre«, erwiderte Cyrus Smith, »was doch tatsächlich nicht der Fall ist.«

Mit kurzen Worten berichtete Harbert die Vorkommnisse der Überfahrt, und betonte besonders das vorübergehende Aufblitzen des Verstandes in dem Passagier, bei dem während des schlimmsten Unwetters der Seemann wieder zum Durchbruch gekommen war.

»Richtig, Harbert«, antwortete ihm der Ingenieur, »du legst mit vollem Grund gerade auf diesen Umstand ein entscheidendes Gewicht. Der Unglückliche dürfte nicht un-

heilbar sein, und nur die Verzweiflung mag ihn zu dem gemacht haben, was er ist. Hier wird er wieder seinesgleichen finden, und da noch eine Seele in ihm schlummert, wird es unsere schöne Aufgabe sein, ihn zu retten!«

Unter großer Teilnahme des Ingenieurs und zu Nabs höchster Verwunderung wurde nun der Schiffbrüchige der Insel Tabor aus der von ihm genommenen Kabine herausbefördert und dieser machte, kaum mit einem Fuß an Land, Miene, sofort zu entfliehen.

Aber Cyrus Smith näherte sich ihm, legte die Hand mit einer sicheren Bewegung der Überlegenheit auf seine Schulter und sah ihm mit sanftestem Blick ins Gesicht. So als fühlte er sich augenblicklich ohne Widerstand beherrscht, beruhigte sich jener nach und nach, schlug die Augen nieder, neigte die Stirn und ergab sich willenlos dem ihm unerklärlichen Einfluß.

»Armer Verlassener!« murmelte der Ingenieur.

Cyrus Smith hatte ihn aufmerksam betrachtet. Auf den ersten Blick hatte dieses bejammernswerte Geschöpf kaum etwas Menschliches an sich, und doch glaubte Cyrus Smith, was auch der Reporter schon erfahren hatte, in seinem Blick einen Schimmer unerklärlicher Intelligenz wahrzunehmen.

Man beschloß dem Verlassenen, oder vielmehr dem Unbekannten – denn diese Bezeichnung bürgerte sich bei seinen neuen Gefährten von jetzt ab mehr und mehr ein – als Wohnung ein Zimmer des Granithauses einzuräumen, aus dem er ja nicht ohne weiteres entweichen konnte. Er ließ sich ohne Schwierigkeiten dorthin führen, und bei verstän-

diger Behandlung durfte man wohl hoffen, in ihm ein neues Mitglied der Ansiedlung auf Lincoln gewonnen zu haben.

Cyrus Smith ließ sich während des von Nab eiligst zubereiteten Frühstücks – denn der Reporter, Harbert und Pencroff starben fast vor Hunger – alle Einzelheiten erzählen, die den ersten Bericht über die Durchsuchung des Eilands ergänzten. Er stimmte mit seinen Freunden in dem Punkt ganz überein, daß der Unbekannte Engländer oder Amerikaner sein müsse, worauf ja der Name ›Britannia‹ hindeutete, und zudem glaubte der Ingenieur unter dem verwilderten Bart und dem die Stelle des Haarschmucks vertretenden Gewirr auf jenes Kopf, doch den Typus der angelsächsischen Rasse sicher zu erkennen.

»Indessen«, wandte sich Gedeon Spilett an Harbert, »noch hast du uns über die näheren Umstände deiner Begegnung mit jenem Wilden noch nichts mitgeteilt, und wenn wir dir nicht zufällig zeitig genug zu Hilfe kommen konnten, wüßten wir nichts, außer daß er dich erwürgt hätte.«

»Meiner Treu«, antwortete Harbert, »da bin ich wahrlich in Verlegenheit, zu erzählen, wie das zuging. Ich war, glaube ich, mit dem Einsammeln von Pflanzen beschäftigt, als mich ein Geräusch, als stürze eine Lawine von einem Baum, aufschreckte. Kaum hatte ich Zeit, mich umzudrehen … Dieser Unglückliche, der zweifelsohne dicht über mir auf dem Baum hockte, hatte sich schneller, als ich es erzählen kann, auf mich gestürzt, und ohne Mr. Spilett und Pencroff …«

»Du warst wirklich in ernstlicher Gefahr, mein Sohn«, unterbrach ihn Cyrus Smith, »aber ohne diese hätte sich je-

nes arme Geschöpf euren Nachforschungen gänzlich entzogen, und wir hätten jetzt nicht einen Gefährten mehr als früher.«

»Sie hoffen also, Cyrus, ihn wieder zum Menschen zu machen?« fragte der Reporter.

»Ich hoffe es«, antwortete der Ingenieur.

Nach beendetem Frühstück verließen Cyrus Smith und seine Gefährten das Granithaus und begaben sich zum Strand. Man vollendete die Entladung der ›Bonadventure‹; aber auch aus der Besichtigung der Waffen und Geräte vermochte der Ingenieur keine Aufklärung über die Person des Unbekannten zu gewinnen.

Den Fang der Schweine auf dem Eiland betrachtete man als einen sehr vorteilhaften Erwerb für die Insel Lincoln, und die Tiere wurden nach den Ställen getrieben, in denen sie bald heimisch werden sollten.

Die beiden Fäßchen mit Pulver und Blei, nicht minder die Schachteln mit Zündhütchen hieß man hoch willkommen, und kam nun überein, ein kleines Pulverhäuschen entweder außerhalb des Granithauses herzustellen, oder jene Vorräte in dem von der Wohnung nach oben führenden Gang unterzubringen, wo keine Explosion zu befürchten stand. Auf jeden Fall sollte aber deshalb der Gebrauch des Pyroxylins, mit dem so vortreffliche Resultate erzielt wurden, nicht aufgegeben und das gewöhnliche Pulver an dessen Stelle gesetzt werden.

Als das Entladen der ›Bonadventure‹ beendet war, begann Pencroff:

»Mr. Cyrus, ich denke, es wäre rätlich, unser Schiff an einem sicheren Ort zu bergen.«

»Entspricht die Mercymündung dieser Anforderung nicht?«

»Nein, Mr. Cyrus«, entgegnete der Seemann, »da würde es die Hälfte der Zeit über auf dem Sand liegen, und das ist nicht von Nutzen. Bedenken Sie, wir nennen ein schönes Fahrzeug unser, das sich bei den Windstößen, die uns auf der Rückfahrt so heftig überfielen, ganz ausgezeichnet bewährt hat.«

»Könnte man es im Fluß selbst nicht flott erhalten?«

»Das ginge wohl an, Mr. Cyrus, doch seine Mündung bietet keinerlei Schutz, und bei steifem Westwind möchte die ›Bonadventure‹ von dem Seegang schwer zu leiden haben.«

»Nun, und wo gedenken Sie ihn unterzubringen, Pencroff?«

»Im Ballonhafen«, antwortete der Seemann. »Diese kleine, von Felsen umschlossene Bucht erscheint mir als der geeignetste Ankerplatz.«

»Ist er nicht etwas entfernt?«

»Ei, er liegt nur 3 Meilen vom Granithaus, und wir besitzen eine ganz gerade Straße dahin.«

»Tun Sie nach Gefallen, Pencroff«, sagte der Ingenieur, »und bergen Sie die ›Bonadventure‹; immerhin sähe ich es lieber, wenn sie unmittelbar unter unseren Augen läge. Wenn wir die Zeit übrig haben, werden wir für sie hier einen künstlichen Hafen anlegen müssen.«

»Famos!« rief Pencroff. »Einen Hafen mit Leuchtturm,

Mole und Trockendocks! Wahrlich, mit Ihnen, Mr. Cyrus, ist nichts zu schwierig.«

»Ja, mein wackerer Pencroff«, antwortete der Ingenieur, »freilich unter der Bedingung, daß Sie mir helfen, denn drei Viertel der Arbeit führen Sie doch immer allein aus!«

Harbert und der Seemann schifften sich also auf der ›Bonadventure‹ wieder ein, lichteten den Anker, hißten ein Segel, und schnell trieb sie der landeinwärts wehende Wind nach dem Krallenkap. 2 Stunden später ruhte das Schiff in dem stillen Gewässer des Ballonhafens.

Hatte der Unbekannte nun nach einigen Tagen seines Aufenthalts im Granithaus schon eine Abnahme der Wildheit seiner Natur wahrnehmen lassen? Leuchtete ein hellerer Schimmer auf dem Grund dieses umwölkten Geistes? Zog die Seele wieder in den Körper ein? Ja, gewiß; Cyrus Smith und der Reporter legten sich sogar die Frage vor, ob wohl die Vernunft des Unglücklichen überhaupt je ganz erloschen gewesen sei.

Zuerst schäumte in jenem, gewiß infolge der Gewöhnung an die frische Luft und unbeschränkte Freiheit auf der Insel Tabor, manchmal eine dumpfe Wut auf, so daß man wohl befürchten konnte, er werde sich bei Gelegenheit durch ein Fenster des Granithauses auf den Strand hinabstürzen. Nach und nach beruhigte er sich aber wieder und man konnte ihm volle Bewegungsfreiheit gewähren.

Bald schöpfte man weitere Hoffnung. Schon legte der Unbekannte seine Raubtiergewohnheiten ab, nahm eine weniger tierische Nahrung zu sich, als die, welche er von

der Insel Tabor her gewöhnt war, und das gekochte Fleisch erregte in ihm nicht mehr den Widerwillen, den er an Bord der ›Bonadventure‹ zuerst zu erkennen gab.

Cyrus Smith benutzte einen Augenblick, während er schlief, um ihm Bart und Haar zu kürzen, die ihn wie eine Mähne umgaben und das Abschreckende seines Anblicks vermehrten. Nachdem man ihm den Fetzen, den er trug, abgenommen hatte, wurde er auch besser bekleidet. Dank dieser Fürsorge gewann der Unbekannte wieder ein menschliches Aussehen, und es schien sogar, als nähmen seine Augen einen sanfteren Ausdruck an. Als er noch im Vollbesitz seiner Geisteskräfte war, konnte das Gesicht dieses Mannes nicht unschön gewesen sein.

Tag für Tag versuchte Cyrus Smith ihn einige Stunden in seine Nähe zu bannen. Er beschäftigte sich neben jenem mit Verschiedenerlei, um dessen Aufmerksamkeit wachzuhalten. Vielleicht konnte ein Gedankenblitz ausreichen, diese Seele wieder zu erleuchten, vielleicht eine Erinnerung diesem Gehirn die Vernunft wieder zuführen. Während des Sturms hatte man an Bord der ›Bonadventure‹ ja ein Beispiel gesehen!

Gleichzeitig befleißigte sich der Ingenieur auch stets, recht vernehmlich zu sprechen, um durch die Organe des Gehörs und Gesichts die schlummernde Intelligenz anzuregen. Abwechselnd schloß sich der eine oder der andere seiner Gefährten noch ihm an. Meist plauderten sie dann über Gegenstände aus dem Seewesen, die einem Seemann doch geläufiger sein mußten. Stellenweise verriet der Unbekannte

eine flüchtige Aufmerksamkeit auf das Gespräch, und bald gewannen die Kolonisten die Überzeugung, daß er sie verstand. Manchmal flog über seine Züge, die jetzt schwerlich täuschen konnten, der Ausdruck eines tiefen, inneren Leidens, aber er sprach nicht, obwohl es wiederholt schien, als wollten seinen Lippen einige Worte entschlüpfen.

Wie dem auch war, das arme Wesen blieb traurig und ruhig. Sollte diese Ruhe nur scheinbar sein? Seine Traurigkeit nur die Folge seiner einsamen Gefangenschaft? Das ließ sich nicht ergründen. Mit nur einzelnen Objekten, und diese in beschränktem Gesichtskreis vor Augen, immer in Berührung mit den Ansiedlern, besser genährt und bekleidet, war es bloß natürlich, daß seine physische Natur sich dabei veränderte; zog dann aber auch neues Leben in ihn ein, oder, um ein auf ihn recht passendes Wort zu gebrauchen, sollte man ihn nur für ein gegenüber seinem Herrn bezähmtes Tier ansehen? Diese wichtige Frage bald zu lösen lag Cyrus Smith zwar sehr am Herzen, dennoch wollte er bei dem Kranken nichts übereilen. Für ihn war der Unbekannte eben nichts anderes als ein Kranker! Sollte er nie die Genesung finden?

Und wie achtete der Ingenieur jeden Augenblick auf ihn! Wie belauerte er seine Seele, wenn man so sagen darf! Wie spannte er darauf, sie zu erhaschen!

Mit geheimer Erregung verfolgten die Ansiedler jede Phase dieser von Cyrus Smith unternommenen Behandlung. Auch sie halfen an diesem Werk der Nächstenliebe,

und teilten bald, bis auf den ungläubigen Pencroff, die schönsten Erwartungen des endlichen Erfolgs.

Den Unbekannten verließ seine tiefe Ruhe nicht wieder, und gegen den Ingenieur, dessen Einfluß er sichtlich unterlag, zeigte er fast eine Art Zuneigung. Cyrus Smith beschloß demnach, ihn zu prüfen, indem er ihn in eine andere Umgebung versetzte, und zwar unmittelbar in die Nähe des Ozeans, an dessen Betrachtung sein Auge doch gewöhnt sein, und an den Saum des Waldes, der ihm die Erinnerung an jene andern auffrischen mußte, in denen er so viele Lebensjahre verbracht hatte.

»Können wir aber«, bemerkte Gedeon Spilett, »wohl darauf rechnen, daß er in Freiheit gesetzt nicht zu entlaufen versucht?«

»Das wird der Versuch lehren«, antwortete der Ingenieur.

»Ach«, sagte Pencroff, »wenn der Bursche die Weite vor sich und die freie Luft in der Nase spürt, läuft er aus Leibeskräften davon.«

»Ich glaube nicht«, erwiderte Cyrus Smith.

»Versuchen wir es«, sagte Gedeon Spilett.

Man zählte heute den 30. November, das heißt den 9. Tag nach Einbringung des Schiffbrüchigen von der Insel Tabor als Halbgefangenen des Granithauses. Es war ziemlich warm, und die helle Sonne goß ihre Strahlen über die Insel.

Cyrus Smith und Pencroff begaben sich in das von dem Unbekannten bewohnte Zimmer, in dem sie diesen dicht

am Fenster liegend und die Augen auf den Himmel geheftet antrafen.

»Kommt mit, Freund«, redete der Ingenieur ihn an.

Der Unbekannte erhob sich sofort. Sein Auge richtete sich auf Cyrus Smith, dem er folgte, während der Seemann, mit wenig Vertrauen auf den glücklichen Ausgang dieses Versuchs, hinter ihm herging.

An der Tür angelangt, ließen Cyrus Smith und Pencroff ihn in dem Aufzug platznehmen, während Nab, Harbert und Gedeon Spilett sie schon am Fuß des Granithauses erwarteten. Der Korb sank herab, und nach wenigen Augenblicken waren alle auf dem Uferland vereinigt.

Die Ansiedler zogen sich vorsichtig von dem Unbekannten zurück, um ihm einige Freiheit zu bieten.

Dieser tat einige Schritte vorwärts auf das Meer zu, wobei sein Blick in ungewöhnlichem Feuer erglänzte, aber er unterließ jeden Fluchtversuch. Schweigend betrachtete er die kleinen Wellen, die, am Eiland schon gebrochen, sanft murmelnd über den Strand ausliefen.

»Das ist nur erst das Meer«, äußerte Gedeon Spilett, »und es könnte möglich sein, daß es kein Verlangen zu entfliehen in ihm rege macht.«

»Ja«, stimmte auch Cyrus Smith zu, »wir werden ihn nach dem Plateau, an den Saum des Waldes führen müssen; nur dieser Versuch kann entscheidend sein.«

»Übrigens«, ergriff auch Nab das Wort, »wird ihm kein Fluchtversuch gelingen, da die Brücken alle aufgezogen sind.«

»Oh«, sagte Pencroff, »er scheint mir nicht der Mann, sich von einem Bach wie dem Glyzerinfluß sehr in Verlegenheit setzen zu lassen; den vermöchte er wohl, vielleicht mit einem einzigen kühnen Sprung, zu überschreiten.«

»Wir werden es ja sehen«, begnügte sich Cyrus Smith zu antworten, während seine Augen immer auf denen des Kranken ruhten.

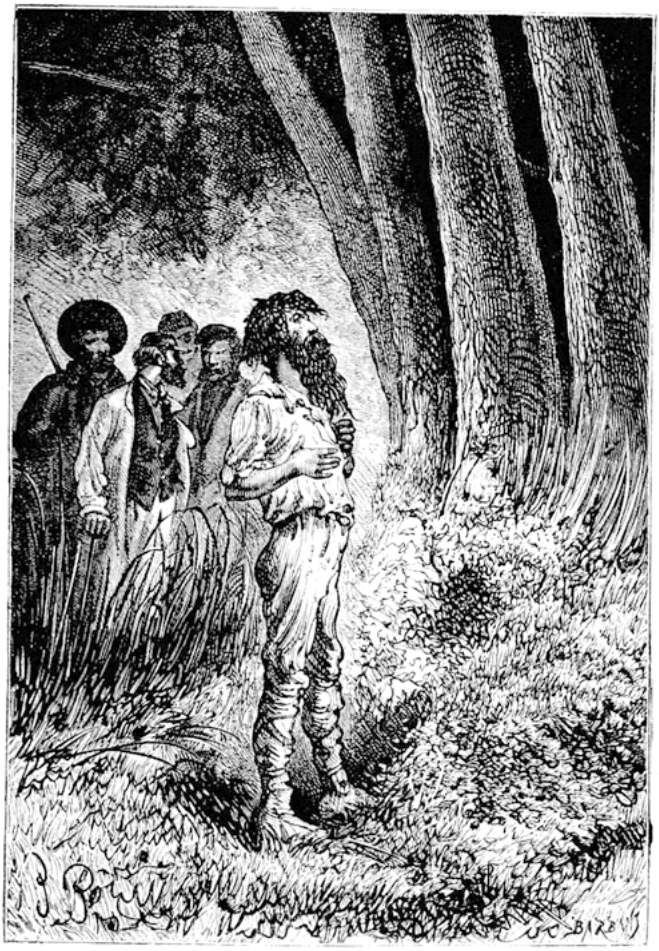
Letzterer wurde nun nach der Mercymündung geleitet, und alle erreichten längs des linken Flußufers das Plateau der Freien Umschau.

Als man sich den ersten schönen Waldriesen näherte, durch deren Blätterwerk eine schwache Brise fächelte, schien der Unbekannte den durchdringenden Wohlgeruch der Atmosphäre mit einer wahren Begierde einzusaugen, wobei ein tiefer Seufzer sich seiner beklommenen Brust entrang.

Die Kolonisten blieben ein wenig zurück, aber immer bereit, ihn aufzuhalten, wenn er eine Bewegung zu fliehen verriete.

In der Tat war das arme Wesen nahe daran, sich in den Creek zu stürzen, der ihn vom Wald trennte, und die Sehnen seiner Füße spannten sich schon wie eine Feder … Doch, er kehrte plötzlich um, sank zusammen und eine große Träne quoll langsam aus seinem Auge!

»Oh«, rief Cyrus Smith, »seit du weinen kannst, bist du wieder Mensch geworden!«


BIZE

16. KAPITEL

Ein zu ergründendes Geheimnis. – Die ersten Worte des Unbekannten. – 12 Jahre auf dem Eiland. – Unwillkürliche Geständnisse. – Verschwunden! – Cyrus Smiths Vertrauen. – Errichtung einer Mühle. – Das erste Brot. – Aufopferung. – Die ehrliche Hand.

Ja, der Unglückliche hatte geweint! Gewiß war irgendeine Erinnerung durch seinen Geist gezogen und er, wie Cyrus Smith sich ausdrückte, durch die Tränen wieder zum Menschen geworden.

Die Kolonisten überließen ihn auf dem Plateau eine Zeitlang sich selbst und entfernten sich sogar etwas von ihm, um ihn fühlen zu lassen, daß er frei sei; er dachte jedoch offenbar gar nicht daran, sich diese Freiheit zunutze zu machen, und Cyrus Smith beschloß also, ihn nach dem Granithaus zurückzuführen.

2 Tage nach dieser Szene schien sich der Unbekannte der allgemeinen Lebensweise etwas mehr anschließen zu wollen. Es unterlag keinem weiteren Zweifel, daß er hörte und die Sprache verstand, auch daß er mit auffallender Hartnäckigkeit es vermied, mit den Kolonisten zu reden, denn eines Abends, als Pencroff an seiner Kammer lauschte, hörte er seinen Lippen die Worte entschlüpfen:

»Nein! Hier nicht! Niemals!«

Der Seemann vermeldete diese Worte seinen Gefährten.

»Dahinter steckt ein schmerzliches Geheimnis!« sagte Cyrus Smith.

Der Unbekannte hatte angefangen, sich der Arbeitsgeräte

zu bedienen, und suchte sich im Gemüsegarten zu beschäftigen. Wenn er, was häufig vorkam, seine Arbeit unterbrach, blieb er wie ganz in sich selbst zurückgezogen stehen; auf Empfehlung des Ingenieurs aber zollte man seinem Drang nach Einsamkeit die nötige Rücksicht.

Denn wenn einer der Kolonisten sich ihm näherte, wich er scheu zurück, und tiefe Seufzer schwellten seine Brust, als ob sie übervoll wäre.

War es das böse Gewissen, das ihn quälte? Man konnte es wohl glauben, und Gedeon Spilett veranlaßte das eines Tages zu der Bemerkung:

»Wenn er nicht spricht, dann geschieht es, denke ich, deshalb, weil er zu schwere Geständnisse zu machen hätte!«

Man mußte sich eben in Geduld fassen und die weitere Entwicklung abwarten.

Einige Tage später, am 3. Dezember, blieb der Unbekannte, der auf dem Plateau arbeitete, wiederum plötzlich stehen und hatte seinen Spaten zur Erde fallen lassen; Cyrus Smith, der ihn aus einiger Entfernung beobachtete, sah nochmals Tränen seinen Augen entquellen. Ein unwiderstehliches Gefühl von Mitleid trieb ihn zu jenem hin, und seine Hand leicht auf dessen Arm legend, sagte er:

»Mein Freund!«

Der Blick des Unbekannten schien ihm auszuweichen, und als Cyrus Smith gar seine Hand fassen wollte, wich er scheu zurück.

»Mein Freund«, wiederholte Cyrus Smith mit fester Stimme, »sehen Sie mich an, ich wünsche es!«

Der Unbekannte hob die Augen auf und schien dem Einfluß des Ingenieurs zu erliegen, ungefähr wie der Magnetisierte dem des Magnetiseurs. Er wollte fliehen. Dann ging in seinem Gesicht eine merkbare Veränderung vor. Seine Augen sprühten Blitze. Auf seinen Lippen drängten sich die Worte; er konnte sie nicht zurückhalten. Endlich kreuzte er die Arme und begann mit dumpfer Stimme:

»Wer sind Sie?« wandte er sich an den Ingenieur.

»Schiffbrüchige wie Sie«, antwortete der Ingenieur in tiefer Erregung. »Wir haben Sie hierher gebracht unter ihresgleichen.«

»Unter meinesgleichen …! Ich habe niemand meinesgleichen!«

»Sie befinden sich unter Freunden …«

»Freunde …? Ich … unter Freunden!« rief der Unbekannte und barg den Kopf in den Händen. »Nein, niemals … lassen Sie mich! Lassen Sie mich!«

Dann wendete er sich nach der Seite des Plateaus, die nach dem Meer hinauslag, und verweilte lange Zeit bewegungslos.

Cyrus Smith hatte seine Gefährten wieder aufgesucht und berichtete ihnen, was vorgegangen war.

»Ja, durch das Leben dieses Mannes schlingt sich ein Geheimnis«, sagte Gedeon Spilett, »und mir scheint, er ist nur auf dem Weg der Gewissensbisse zur Menschlichkeit zurückgekehrt.«

»Mir ist es noch unklar, welche Art von Menschen wir

hierher gebracht haben«, sagte der Seemann. »Da sind Geheimnisse …«

»Denen wir jede Rücksicht schenken werden«, fiel Cyrus Smith lebhaft ein. »Wenn er einen Fehler begangen, so hat er ihn grausam gebüßt und in unseren Augen ist er entsühnt.«

2 Stunden lang blieb der Unbekannte allein, offenbar unter dem Einfluß der Erinnerungen, die – vielleicht ein erschreckendes Panorama – vor seinem Geiste vorüberziehen mochten, und die Kolonisten unterließen es auch, wenngleich sie ihn nicht aus den Augen verloren, seine Einsamkeit zu stören.

Nach jener Zeit schien er aber zu einem Entschluß gekommen zu sein und suchte Cyrus Smith selbst auf. Seine Augen waren von vergossenen Tränen gerötet, doch weinte er jetzt nicht mehr.

Über seiner ganzen Erscheinung lag eine tiefe Betrübnis. Er schien furchtsam, beschämt, ganz zusammengesunken, und immer hielt er den Blick zu Erde gesenkt.

»Sir«, sagte er zu Cyrus Smith, »Sie und Ihre Begleiter, sind Sie Engländer?«

»Nein«, erwiderte der Ingenieur, »wir sind Amerikaner.«

»Ah so!« antwortete der Unbekannte und setzte halblaut die Worte hinzu:

»Das ist mir lieber!«

»Und Sie, mein Freund?« fragte der Ingenieur.

»Engländer«, erwiderte er hastig.

Und als ob ihm schon diese wenigen Worte zu sprechen schwer geworden wären, entfernte er sich und durchschritt in höchster Erregung das Uferland vom Wasserfall bis zur Mündung der Mercy.

Dann, als er einmal nahe an Harbert vorbei kam, fragte er ihn mit eigenartiger Stimme:

»Welchen Monat haben wir?«

»Dezember«, antwortete Harbert.

»Welches Jahr?«

»1866.«

»12 Jahre!« rief er da aus, »12 lange Jahre!«

Dann verließ er den jungen Mann hastig.

Harbert hatte diese Fragen und die letzte Antwort den Ansiedlern mitgeteilt.

»Dieser Unglückselige«, sagte Gedeon Spilett, »war weder über Monat noch Jahreszahl unterrichtet.«

»Ja«, fügte Harbert hinzu, »und 12 Jahre schon bewohnte er das Eiland, als wir ihn auffanden.«

»12 Jahre!« wiederholte Cyrus Smith, »oh, 12 Jahre der Einsamkeit, vielleicht nach einem Leben, dessen Erinnerung noch quält, sind wohl imstande, einem Menschen die Vernunft zu rauben!«

»Ich bin der Meinung«, fiel Pencroff ein, »daß dieser Mann nicht infolge eines Schiffbruchs nach der Insel Tabor gekommen, sondern wegen eines begangenen Verbrechens dort ausgesetzt worden ist.«

»Sie können wohl recht haben, Pencroff«, bemerkte der Ingenieur, »und wenn dem so ist, erscheint es nicht unmög-

lich, daß die, welche ihn zurückließen, einst wiederkommen, um ihn zu suchen.«

»Und jetzt finden sie ihn nicht wieder«, sagte Harbert.

»Aber dann«, meinte Pencroff, »müßte man ihn zurückschaffen, und …«

»Besprechen wir diese Frage nicht, meine Freunde«, ergriff Cyrus Smith das Wort, »bevor wir noch gar nicht wissen, woran wir sind. Ich für meinen Teil glaube, daß jener Unglückliche gelitten, daß er etwa begangene Fehltritte grausam gebüßt hat und das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten, noch jetzt schwer auf ihm lastet. Wir wollen ja vermeiden, ihn irgendwie zur Erzählung seiner Geschichte zu veranlassen! Er wird das von selbst tun, und wenn wir sie kennengelernt haben, dann mag entschieden werden, was etwa zu beginnen sei. Er allein vermag uns darüber Aufschluß zu geben, ob er noch Hoffnung, noch sichere Aussicht hat, einmal sein Vaterland wiederzusehen; doch zweifle ich daran.«

»Und weshalb?« fragte der Reporter.

»Weil er für den Fall einer gewissen, nach bestimmter Zeit bevorstehenden Befreiung die Stunde wohl ruhig abgewartet und nicht dieses Dokument dem Meer anvertraut haben würde. Nein, es ist viel wahrscheinlicher, daß er verurteilt war, auf dem Eiland zu sterben und seinesgleichen niemals wiederzusehen.«

»Eines aber«, fiel der Reporter ein, »vermag ich mir noch nicht zu erklären.«

»Und das wäre?«

»Wenn jener Mann schon seit 12 Jahren auf der Insel Tabor ausgesetzt war, kann man wohl annehmen, daß er auch schon längere Zeit in dem Zustand der Verwilderung gewesen ist, in der wir ihn fanden.«

»Wahrscheinlich«, antwortete Cyrus Smith.

»Dann müßte das Dokument aber notwendigerweise schon vor mehreren Jahren geschrieben sein.«

»Ohne Zweifel … und dennoch erschien die Schrift noch ziemlich frisch …!«

»Und wie sollte man überdies glauben, daß die jenes Dokument enthaltende Flasche mehrere Jahre gebraucht habe, um von der Insel Tabor nach der Insel Lincoln zu gelangen?«

»Das ist nicht unbedingt unmöglich«, meinte der Reporter. »Konnte sie nicht schon lange in dem Gewässer um die Insel treiben?«

»Nein«, erwiderte Pencroff, »denn sie schwamm ja noch. Man kann nicht einmal annehmen, daß sie vielleicht mehr oder weniger lange Zeit auch auf dem Ufer gelegen habe, denn von dort würde sie die Flut bald weggespült und an den benachbarten Klippen der Küste zerschellt haben.«

»Wirklich, so ist es«, antwortete Cyrus Smith, der träumerisch seinen Gedanken nachhing.

»Und endlich«, fuhr der Seemann fort, »wenn das Dokument mehrere Jahre alt und ebenso in der Flasche eingeschlossen wäre, müßte es durch die Feuchtigkeit gelitten haben. Davon sahen wir aber nichts, im Gegenteil, es befand sich im besten Zustand.«

Der Gedankengang des Seemanns erschien vollständig richtig; auch hier standen sie also einer unerklärbaren Tatsache gegenüber, da das Schriftstück noch sehr jungen Datums zu sein schien, als es gefunden wurde. Übrigens enthielt es die genauen Angaben von Länge und Breite der Insel Tabor, was ziemlich eingehende Kenntnisse seitens des Verfassers in der Hydrographie voraussetzte, die ein einfacher Seemann wohl nicht haben konnte.

»Hierunter verbirgt sich wieder ein undurchsichtiges Geheimnis«, sagte der Ingenieur, »doch auch deshalb wollen wir unseren neuen Gefährten nicht etwa zum Sprechen veranlassen. Wenn er es einst selbst will, werden wir bereit sein, ihn anzuhören.«

Auch im Laufe der folgenden Tage sprach der Unbekannte kein Wort und verließ niemals die Grenzen des Plateaus. Er bearbeitete, ohne einen Augenblick zu versäumen oder sich eine Minute Erholung zu gönnen, den Erdboden, aber stets in gemessener Entfernung von den anderen. Auch zur Stunde der Mahlzeiten begab er sich trotz wiederholter Aufforderung niemals nach dem Granithaus, sondern begnügte sich damit, etwas rohes Gemüse zu verzehren. Selbst mit anbrechender Nacht suchte er das ihm angewiesene Zimmer nicht auf, sondern lagerte sich unter einer Baumgruppe oder verbarg sich bei schlechtem Wetter in einer Aushöhlung der Felsen.

So lebte er also auf dieselbe Art weiter, wie zu der Zeit, als er auf der Insel Tabor kein anderes Obdach kannte, als die Wälder. Und da alle Versuche, ihn zu einer Änderung

seiner Lebensweise zu veranlassen, vergeblich blieben, ergaben sich die Kolonisten darein, geduldig zu warten. Endlich aber kam der Augenblick, wo er von seinem Gewissen unwiderstehlich und unwillkürlich gedrängt einige schreckliche Geständnisse machte.

Am 10. November gegen 8 Uhr abends, als schon die Dunkelheit hereinbrach, näherte sich der Unbekannte plötzlich und unerwartet den Kolonisten, die in der Veranda versammelt saßen. Seine Augen sprühten Feuer und seine ganze Erscheinung hatte wieder die ursprüngliche Wildheit angenommen.

Cyrus Smith und seine Gefährten waren aufs höchste erstaunt, als sie sahen, wie seine Zähne, ähnlich wie bei einem fiebernden Kranken, in auffallendster Erregung klapperten. Was mochte ihm fehlen? Wurde ihm der Anblick der Menschen unerträglich? War er das Leben unter ehrlicher Gesellschaft wieder überdrüssig? Erfaßte ihn eine Art Heimweh nach seinem verwilderten Zustand? Man hätte es wohl glauben mögen, als er folgende unzusammenhängende Sätze herausstieß:

»Warum bin ich hier …? Mit welchem Recht habt ihr mich meinem Eiland entführt …? Kann es ein Band geben, das uns umschlänge …? Wißt ihr, wer ich bin …? Was ich getan habe … warum ich da unten war … allein? Und wer sagt euch, daß man mich dort nicht absichtlich verlassen hat … daß ich nicht verdammt war, dort zu sterben …? Kennt ihr meine Vergangenheit …? Wißt ihr denn, ob ich nicht vielleicht gestohlen, oder gar gemordet habe …? Ob

ich nicht ein Schurke bin … ein Verfluchter … gut genug, um wie ein wildes Tier zu leben … fern von allen … sprecht … wißt ihr das …?«

Ohne ihn zu unterbrechen lauschten die Kolonisten seinen Worten, als ihm diese halben Geständnisse wider Willen entfuhren. Cyrus Smith wollte ihn beruhigen, indem er sich ihm näherte, doch jener wich scheu und schnell zurück.

»Nein! Nein!« sagte er. »Ein einziges Wort … bin ich frei?«

»Sie sind frei«, antwortete der Ingenieur.

»Dann lebt wohl!« rief er und entfloh wie ein Wahnsinniger.

Nab, Pencroff und Harbert eilten sogleich nach dem Saum des Waldes, doch sie kehrten allein zurück.

»Man muß ihn gewähren lassen«, sagte Cyrus Smith.

»Der kommt nie wieder«, meinte Pencroff.

»Er wird wiederkommen«, versicherte der Ingenieur.

Wohl so mancher Tag verging, aber Cyrus Smith – war es eine Art Ahnung? – beharrte bei der Ansicht, daß der Unglückliche früher oder später wiederkehren werde.

»Das war der letzte Ausbruch der Wildheit seiner Natur«, sagte er, »welche die Gewissensbisse nicht in Ruhe ließen, und die eine wiederholte Einsamkeit vollends ersticken wird.«

Inzwischen wurden die verschiedensten Arbeiten rüstig fortgesetzt, ebenso auf dem Plateau der Freien Umschau, wie an der Viehhürde, neben der der Ingenieur eine voll-

ständige Farm anzulegen gedachte. Selbstverständlich war das durch Harbert von der Insel Tabor mitgebrachte Saatgut mit aller Sorgfalt ausgebracht worden. Das Plateau verwandelte sich nach und nach in einen ausgedehnten Gemüsegarten, dessen Instandhaltung die Arme der Kolonisten nicht zum Feiern kommen ließ, denn da gab es immer zu arbeiten. Entsprechend der Vermehrung und Vervielfältigung der Anpflanzungen mußten die früheren Beete jetzt vergrößert werden, sodaß sie bald wirkliche Felder bildeten und Wiesengründe verdrängten. An Futter war auch in anderen Teilen der Insel kein Mangel, und die Onager brauchten nie zu fürchten, es zu spärlich zugeteilt zu erhalten. Übrigens erschien es vorteilhaft, das Plateau der Freien Umschau als Gemüsegarten zu bewirtschaften, weil es durch die tiefen Wasserläufe ringsum geschützt wurde und die Wiesen, die keines besonderen Schutzes gegen Vierhänder oder Vierfüßler bedurften, nach außen zu verlegen.

Am 15. November schritt man zur dritten Ernte. Wie hatte sich die Oberfläche des Feldes ausgedehnt, seit vor 18 Monaten das erste Korn gesteckt wurde! Die zweite Ernte von 600.000 Körnern ergab jetzt 4.000 Scheffel, das heißt mehr als 500 Millionen Körner! Die Ansiedlung war nun reich an Getreide, denn schon die Einsaat von etwa 10 Scheffeln reichte ja aus, den nötigen Ernteertrag jedes Jahr sicherzustellen, und alle, Menschen und Tiere, zu ernähren.

Die Ernte wurde also eingebracht, und man verwandte die letzte Hälfte des Monats November auf die Vorarbeiten zur Brotbereitung.

Denn wohl besaß man jetzt das Getreide, aber noch lange nicht das Mehl, das die Errichtung einer Mühle nötig machte. Cyrus Smith hätte dazu wohl den zweiten Wasserfall, der sich in die Mercy stürzte, als Motor benutzen können – man erinnere sich, daß der erste schon zur Bewegung der Walkmühle diente –, doch nach reiflicher Überlegung entschied man sich dazu, auf dem Plateau der Freien Umschau eine einfache Windmühle herzustellen. Die Konstruktion der einen war nicht mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als die der anderen, und man war ja sicher, daß der Wind auf diesem den Seewinden ausgesetzten Plateau niemals fehlen werde.

»Ohne zu veranschlagen«, sagte Pencroff, »daß eine Windmühle weit lustiger aussieht und in der Landschaft einen hübschen Effekt hervorbringt.«

Man begann also das Werk mit der Auswahl der für die Wände und den Mechanismus nötigen und geeigneten Bäume. Einige große Sandsteine, die im Norden des Sees gefunden wurden, konnten sehr leicht als Mühlsteine verwendet werden, während die unerschöpfliche Ballonhülle den nötigen Stoff für die Flügel lieferte.

Cyrus Smith entwarf die Pläne, und als Platz für die Mühle bestimmte man eine rechts vom Hühnerhof, nahe dem Ufer des Sees gelegene Stelle. Das ganze Gebäude sollte auf einem Zapfen ruhen, um es samt dem Mechanismus je nach der Richtung des Windes drehen zu können.

Diese Arbeit wurde schnell vollendet. Nab und Pencroff hatten sich zu sehr geschickten Zimmerleuten ausgebildet

und brauchten sich nur nach dem von dem Ingenieur gezeichneten Aufriß zu richten.

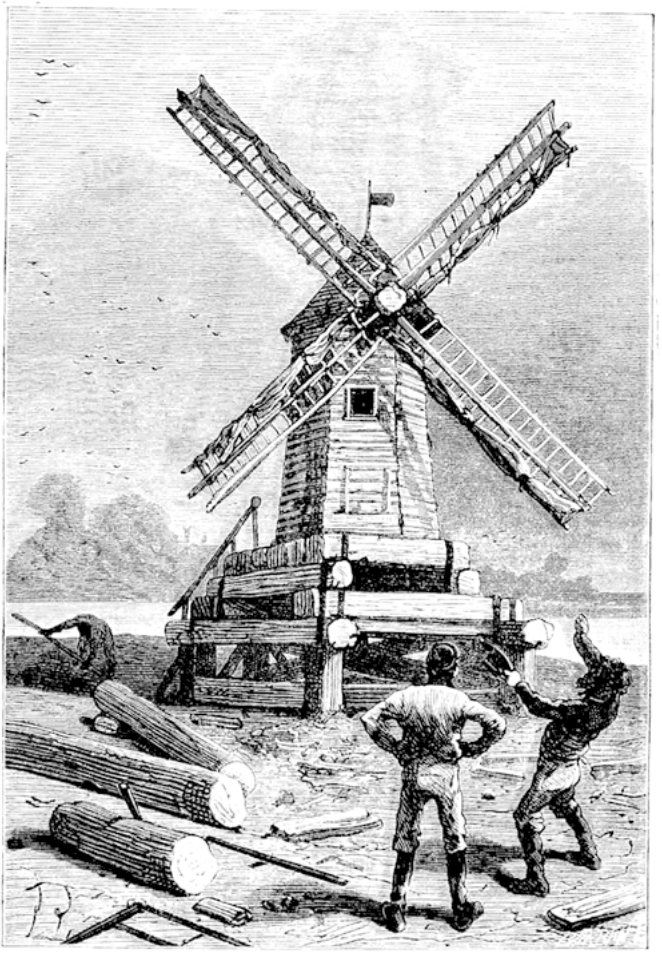
So erhob sich denn bald an der erwählten Stelle eine Art Schilderhaus mit zugespitztem Dach. Die vier Rahmen, die die Flügel bilden sollten, wurden in einem gewissen Winkel haltbar in dem Wellbaum befestigt und durch eiserne Klammern gesichert. Auch die verschiedenen Teile des inneren Mechanismus, der Behälter für die Mühlsteine, den Läufer und den Ruhestein, der Trichter, eine Art Trog, oben weiter, unten enger, durch den das Getreide auf die Steine herabfallen sollte, ferner der oszillierende Schuh, der das Durchsinken der Körner regelte, und dem sein ewiges Ticktack den Namen des »Schwätzers« eingebracht hat, endlich das Sieb, durch dessen Bewegung die Kleie vom Mehl gesondert wird, all das wurde ohne Mühe fertiggestellt. Die Werkzeuge waren ja gut und die Arbeit nicht allzu schwierig, denn alles in allem sind die Bestandteile einer Mühle sehr einfacher Natur. Das Ganze war nur eine Frage der Zeit.

Jedermann hatte sich bei der Arbeit, die am 1. Dezember beendet wurde, nach Kräften beteiligt.

Wie immer zeigte sich Pencroff über sein Werk ganz entzückt, und zweifelte gar nicht daran, daß es die erwünschten Dienste leisten werde.

»Nun einen guten Wind«, sagte er, »und wir werden bald unsere erste Ernte in Mehl verwandeln.«

»Einen guten Wind, ja«, antwortete der Ingenieur, »doch keinen zu starken, Pencroff.«



»Ach was, dann wird sich unsere Mühle nur schneller drehen!«

»Eine besonders große Geschwindigkeit ist nicht nötig«, belehrte ihn Cyrus Smith. »Man weiß aus Erfahrung, daß die größte Leistungsfähigkeit einer Mühle dann erzielt wird, wenn die Anzahl der von den Flügeln in einer Minute gemachten Umdrehungen das Sechsfache der Anzahl Fuß ist, die der Wind in einer Sekunde zurücklegt. Bei einer mäßigen Brise von etwa 24 Fuß pro Sekunde machen die Flügel etwa 16 Umdrehungen in der Minute, und mehr brauchen wir nicht.«

»Nun denn«, rief Harbert, »eben weht ein ganz passender Nordwest, der uns gleich zustatten kommen soll!«

Man hatte keinen Grund, die Ingangsetzung der Mühle zu verzögern, denn alle Kolonisten drängte es, das erste Stück Brot von der Insel Lincoln zu kosten. Noch im Laufe des Morgens dieses Tages wurden also 2 bis 3 Scheffel Getreide gemahlen, und am folgenden Tag paradierte denn zum Frühstück ein prächtiger Laib Brot auf dem Tisch im Granithaus, das freilich, obwohl der Teig mit Bierhefen angesetzt worden war, noch etwas fest erschien. Jedermann versuchte seine Zähne daran, und man kann sich denken, mit welchem Vergnügen.

Der Unbekannte war auch bis jetzt nicht wiedergekommen. Wiederholt hatten Gedeon Spilett und Harbert den Wald in der Umgebung des Granithauses durchstreift, ohne auf ihn selbst oder auch nur eine Spur von ihm zu treffen. Diese verlängerte Abwesenheit flößte ihnen doch allmäh-

lich etwas Angst ein. Zwar konnte der wilde Mann von der Insel Tabor in den wildreichen Gegenden des Fernen Westens wegen der Nahrungsmittel nicht in Verlegenheit kommen, lag aber nicht die Befürchtung nahe, daß er seine alten Gewohnheiten wieder annähme und dieses zügellose Umherschweifen seine tierischen Instinkte wieder anfachte? Nur Cyrus Smith beharrte in einer Art Vorgefühl bei dem Glauben, daß der Flüchtling einst wiederkehren werde.

»Ja, ja, er bleibt ganz gewiß nicht aus«, wiederholte er mit einem Vertrauen, das seine Gefährten nicht teilen konnten. »Solange der Unglückliche noch auf der Insel Tabor lebte, wußte er sich allein! Hier weiß er, daß andere seiner warten! Da der arme bußfertige Sünder schon die Hälfte seines Lebens erzählt hat, wird er wiederkommen, um das Weitere mitzuteilen, und von dem Tag an wird er unser sein!«

Die nahe Zukunft sollte Cyrus Smith recht geben.

Am 3. Dezember hatte Harbert das Plateau der Freien Umschau verlassen, um am südlichen Ufer des Sees zu fischen. Er war ganz unbewaffnet, und bisher hatte man auch keine Veranlassung zu besonderen Vorsichtsmaßnahmen gehabt, da sich in diesem Teil der Insel niemals gefährliche Tiere zeigten.

Zur gleichen Zeit arbeiteten Pencroff und Nab im Hühnerhof, während Cyrus Smith und der Reporter in den Kaminen mit der Zubereitung von Soda beschäftigt waren, da der Vorrat an Seife zu Ende ging.

Plötzlich erscholl ein ängstlicher Hilferuf.

»Zu Hilfe! Zu Hilfe! Hierher!«

Cyrus Smith und der Reporter hatten es der großen Entfernung wegen nicht hören können; Pencroff und Nab aber verließen eiligst den Hühnerhof und eilten auf den See zu.

Noch vor ihnen aber übersprang der Unbekannte, dessen Anwesenheit in der Nähe niemand vermutet hatte, den Glyzerinfluß, der das Plateau vom Wald trennte.

Dort stand Harbert einem fürchterlichen Jaguar, ähnlich dem im Schlangenvorgebirge erlegten, gegenüber. Starr vor Schrecken drückte er sich gegen einen Baum, während das Tier zusammenkroch, um sich auf ihn zu stürzen … Da warf sich der Unbekannte, mit keiner anderen Waffe als einem Messer versehen, der Bestie entgegen, die sich nun gegen den neuen Feind wandte.

Der Kampf währte bei der ungewöhnlichen Kraft des Unbekannten nur kurze Zeit. Mit mächtiger Hand, die wie eine Schere einschnitt, hatte er den Jaguar, ohne die Tatzenschläge des Tieres zu beachten, die ihm das Fleisch zerrissen, an der Kehle gepackt und bohrte ihm mit der Hand das Messer bis ans Heft ins Herz.

Der Jaguar fiel zusammen. Der Unbekannte schob ihn noch mit einem Fußtritt fort und wollte eben wieder davoneilen, als die Kolonisten den Schauplatz erreichten, und Harbert, sich an ihn anklammernd, noch ausrief:

»Nein! Nein! Sie dürfen nicht wieder fort!«

Auch Cyrus Smith trat jetzt an den Unbekannten heran, dessen Stirn sich schon bei dieser Annäherung runzelte. Von seiner Schulter floß das Blut durch die zerrissene Jacke, doch er schien das nicht zu beachten.

BARBANT

»Mein Freund«, redete Cyrus Smith ihn an, »Sie haben uns Pflichten der Dankbarkeit auferlegt. Um unser Kind zu retten, haben Sie Ihr Leben eingesetzt!«

»Mein Leben?« murmelte der Unbekannte. »Welchen Wert hat es denn? Weniger als gar keinen!«

»Sie sind verletzt?«

»Das macht nichts.«

»Wollen Sie mir die Hand reichen?«

Und als Harbert die Hand ergreifen wollte, der er seine Rettung verdankte, kreuzte der Unbekannte die Arme auf der schwer arbeitenden Brust, sein Blick verschleierte sich wieder und er schien fliehen zu wollen; doch mit merkbarer Selbstüberwindung stieß er die Worte hervor:

»Wer sind Sie, und was glauben Sie mir gegenüber zu sein?«

Zum ersten Mal machte er eine Anspielung, die Geschichte der Kolonisten erfahren zu wollen. Vielleicht hielt er danach auch mit seiner nicht zurück.

Mit wenigen Worten teilte ihm Cyrus Smith alles mit, was sich seit ihrer Abfahrt aus Richmond ereignet hatte, wie sie sich geholfen, und welche Hilfsquellen ihnen jetzt zu Gebote ständen.

Der Unbekannte lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Dann sagte ihm der Ingenieur, wer sie alle seien, Gedeon Spilett, Harbert, Pencroff, Nab, er selbst und fügte hinzu, daß die größte Freude seit ihrer Ankunft auf Lincoln die

gewesen sei, bei der Rückkehr von dem Eiland einen Gefährten mehr zählen zu können.

Bei diesen Worten errötete jener, sein Kopf sank auf die Brust herab, und eine auffallende Verwirrung bemächtigte sich seiner ganzen Person.

»Und jetzt, da Sie uns kennen«, begann Cyrus Smith wieder, »werden Sie uns nun Ihre Hand reichen?«

»Nein«, antwortete der Unbekannte mit dumpfer Stimme, »nein! Sie, Sie sind ehrliche Leute! Ich aber …«

17. KAPITEL

Immer für sich. – Eine Frage des Unbekannten. – Die Meierei bei der Hürde. – Seit 12 Jahren. – Der Quartiermeister der ›Britannia‹. – Auf der Insel Tabor ausgesetzt. – Die Hand Cyrus Smiths. – Das geheimnisvolle Dokument.

Diese letzten Worte rechtfertigten die Ahnungen der Ansiedler. Das Leben des Unglücklichen umschloß eine furchtbare Vergangenheit, die jener in den Augen der Menschen wohl gesühnt hatte, für die ihm sein Gewissen aber noch immer Vergebung verweigerte. Jedenfalls quälten den Sünder Gewissensbisse und er bereute gewiß tief; aber er fühlte sich noch nicht würdig, seine Hand, die die neuen Freunde so gern in herzlicher Dankbarkeit gedrückt hätten, ehrenwerten Leuten entgegenzustrecken! Wenigstens kehrte er nach dem Auftritt mit dem Jaguar nicht wieder in die Wäl-

der zurück, sondern verweilte nun beständig im Bereich des Granithauses.

Was betraf wohl jenes Geheimnis seines Lebens? Würde er sich einmal darüber aussprechen? – Das mußte die Zukunft lehren. Jedenfalls hielt man an dem Vorsatz fest, es ihm auf keine Weise entlocken zu wollen, und mit ihm zu leben, so als ob man keinerlei Verdacht hegte.

Einige Tage verfloß das gemeinschaftliche Leben in gewohnter Weise. Cyrus Smith und Gedeon Spilett arbeiteten, bald als Chemiker, bald als Mechaniker, einträchtig miteinander. Von der Seite des Ingenieurs wich der Reporter nur dann, wenn er mit Harbert der Jagd nachgehen wollte, da es nicht geraten erschien, den jungen Mann allein und ohne Unterstützung die Wälder durchstreifen zu lassen. Auch für Nab und Pencroff fehlte es niemals an Arbeit: heute in den Ställen und auf dem Hühnerhof, morgen in der Viehhürde, die Tagesgeschäfte im Granithaus gar nicht zu erwähnen.

Der Unbekannte war stets für sich allein tätig, und hatte seine gewohnte Lebensweise wieder aufgenommen, nahm nicht an den Mahlzeiten teil, schlief unter den Bäumen des Plateaus und ging jeder Berührung mit den anderen ängstlich aus dem Weg. Die Gesellschaft seiner Erretter aus der schrecklichen Verlassenheit schien ihm noch immer unerträglich.

»Warum hat er dann aber«, bemerkte Pencroff, »Hilfe durch Nebenmenschen gesucht? Warum jenes Schriftstück dem Meer anvertraut?«

»Das wird er uns noch mitteilen«, behauptete Cyrus Smith immer wieder.

»Aber wann?«

»Vielleicht eher, als Sie glauben, Pencroff.«

Und wirklich, der Tag der Geständnisse war nicht mehr fern.

Am 10. Dezember, eine Woche nach dessen Rückkehr zum Granithaus, sah Cyrus Smith den Unbekannten auf sich zukommen.

»Ich hätte wohl eine Frage an Sie«, begann er mit sanfter Stimme und unterwürfigem Ton.

»Sprechen Sie«, erwiderte der Ingenieur, »doch zuvor lassen Sie auch mich eine Frage stellen.«

Bei diesen Worten übergoß den Unbekannten eine dunkle Röte, und schon war er nah daran, wieder umzukehren. Cyrus Smith begriff, was in der Seele des Schuldbewußten vorgehen mochte, der ohne Zweifel eine Frage über seine Vergangenheit zu hören fürchtete.

Der Ingenieur hielt ihn mit der Hand zurück.

»Kamerad«, wendete er demnach seine Worte, »wir anderen sind nicht nur Ihre Schicksalsgefährten, sondern auch Ihre Freunde. Das war es, was ich Ihnen vorher ans Herz zu legen wünschte, und nun sprechen Sie – ich höre!«

Der Unbekannte strich mit der Hand über die Augen. Ein Zittern durchschauerte ihn, so daß er einige Zeit keine Silbe hervorzubringen vermochte.

»Sir«, stotterte er endlich, »ich komme, Sie um eine Gnade zu bitten.«

»Um welche?«

»Am Fuß eines Berges, an die 4 bis 5 Meilen von hier, besitzen Sie eine Hürde für Ihre Haustiere. Diese Tiere bedürfen der Pflege. Wollen Sie mir gestatten, mit jenen da unten zu leben?«

Voll tiefen Mitgefühls ruhte der Blick des Ingenieurs eine Zeitlang auf dem bedauernswerten Mann.

»Die Hürde, guter Freund«, antwortete er ihm dann, »enthält nur Ställe, kaum für die Tiere geeignet …«

»Oh, für mich genügt das, Sir!«

»Lieber Freund«, fuhr Cyrus Smith fort, »wir werden Ihren Wünschen niemals entgegentreten. Gefällt es Ihnen, sich in der Nähe der Hürde aufzuhalten, nun gut, so sei es. Natürlich werden Sie im Granithaus jederzeit willkommen sein. Da Sie aber bei der Hürde wohnen wollen, werden wir die nötigen Einrichtungen für Ihren Aufenthalt dort treffen.«

»Das verlangt nicht viel, ich werde mit wenigem auskommen.«

»Mein Freund«, erwiderte Cyrus Smith mit absichtlicher Wiederholung dieser vertraulichen Anrede, »Sie werden doch unserem Urteil überlassen, zu tun, was in dieser Hinsicht nötig erscheint.«

»Ich danke im voraus, Sir!« antwortete der Unbekannte und zog sich wieder zurück.

Der Ingenieur setzte seine Gefährten sogleich von dem ihm gemachten Vorschlag in Kenntnis, und man beschloß,

neben der Hürde ein hölzernes, mit möglichster Bequemlichkeit auszustattendes Häuschen zu errichten.

Noch am selben Tag begaben sich die Kolonisten unter Mitnahme der nötigen Werkzeuge an Ort und Stelle, und noch vor Ablauf der Woche stand das Häuschen bereit, seinen Bewohner aufzunehmen. Es war etwa 20 Schritte von den Ställen in einer Lage errichtet, die die Überwachung der bis auf etwa 400 Häupter angewachsenen Herde erleichtern mußte. Einige Möbel, ein Bett, ein Tisch, eine Bank, ein Schrank und ein Koffer wurden gezimmert, und Waffen, Munition und Werkzeuge nach dem Neubau gebracht.

Noch hatte der Unbekannte seine neue Behausung nicht gesehen, und deren Herstellung den Ansiedlern allein überlassen, während er immer auf dem Plateau, wie sich später ergab, in der Absicht arbeitete, seine begonnenen Erdarbeiten auch zu Ende zu führen. Und wirklich zeigte sich, dank seinem Fleiß, das ganze Ackerland umgegraben und bis zum Einsäen fertiggestellt.

Am 20. Dezember waren die Einrichtungen an der Viehhürde beendet. Der Ingenieur teilte also dem Unbekannten mit, daß seine Wohnung bereit sei, und dieser erwiderte, daß er dann schon die kommende Nacht dort zuzubringen gedenke.

Im Hauptzimmer des Granithauses saßen die Ansiedler am Abend zusammen; es war 8 Uhr – die Stunde, da ihr Gefährte sie verlassen sollte. Eben, da sie jenem nicht lästig fallen und durch ihre Anwesenheit vielleicht zu einem ihn schwer ankommenden Abschiednehmen veranlassen woll-

ten, hatten sie ihn allein gelassen und sich nach der Wohnung hinaufbegeben.

Nur wenige Worte waren dort gewechselt worden, als es leise an die Tür klopfte und gleich darauf der Unbekannte eintrat.

»Bevor ich Sie verlasse, meine Herren«, begann er ohne Umschweife, »wird es gut sein, daß sie meine Geschichte kennenlernen. Zu diesem Zweck sehen Sie mich hier.«

Diese einfachen Worte machten auf Cyrus Smith und die Übrigen begreiflicherweise einen tiefgehenden Eindruck.

Der Ingenieur erhob sich.

»Wir fragen Sie nach nichts, mein Freund«, sagte er. »Sie haben das Recht zu schweigen …«

»Nein, die Pflicht zu reden.«

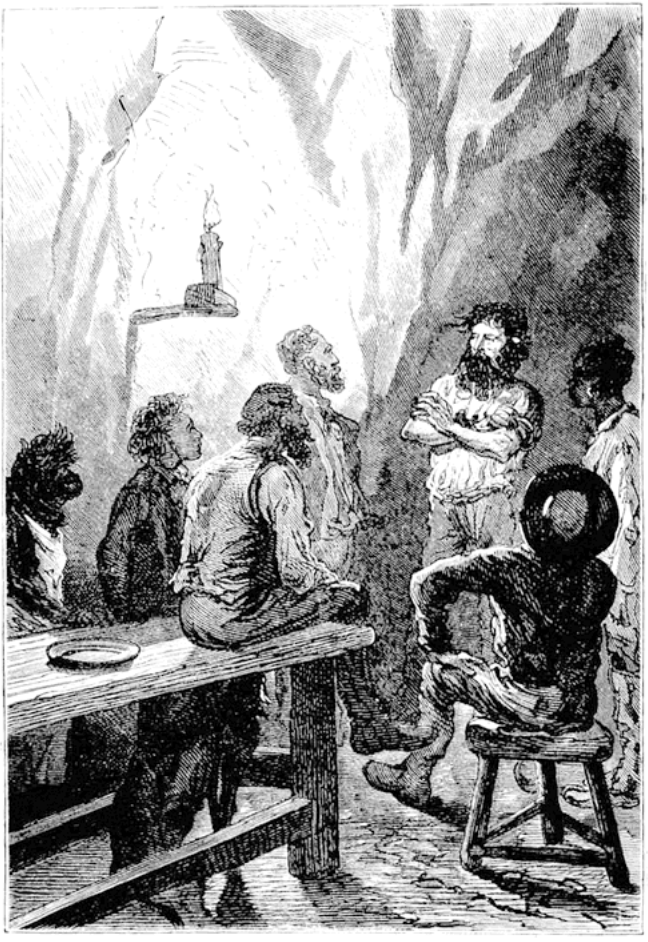
»Dann setzen Sie sich.«

»Ich werde stehenbleiben.«

»Wir sind bereit, Sie anzuhören«, antwortete Cyrus Smith.

Der Unbekannte hielt sich, etwas durch das Halbdunkel geschützt, mehr in einer Ecke des Zimmers. Entblößten Hauptes und mit über der Brust gekreuzten Armen stand er da, und so sprach er auch, wie einer, der sich Gewalt antut, zu sprechen. Ohne von ihnen je unterbrochen zu werden, teilte er den lauschenden Zuhörern das Folgende mit:

»Am 12. Dezember 1854 warf eine Dampfyacht, die ›Duncan‹, im Besitz eines schottischen Lords, des Lord Glenarvan, an der Westküste Australiens unter dem 37. Breitengrad, nah bei Kap Bernouilli, Anker. An Bord dieser Yacht



befanden sich Lord Glenarvan, seine Gemahlin, ein Major der englischen Armee, ein Geograph aus Frankreich, endlich ein junges Mädchen und ein Junge. Letztere waren die Kinder eines Kapitän Grant, dessen Schiff ein Jahr zuvor gescheitert war. Die ›Duncan‹ stand unter dem Befehl von Kapitän John Mangles und führte eine Besatzung von 15 Mann.

Die genannte Yacht erschien nun aus folgendem Grund zu jener Zeit an der Küste Australiens:

6 Monate vorher schwamm in der irischen See eine Flasche, mit einem englisch, deutsch und französisch abgefaßten Dokument darin, die die ›Duncan‹ auffischte. Das Dokument meldete, daß aus dem Schiffbruch der ›Britannia‹ drei gerettet worden seien, jener Kapitän Grant und zwei von der Mannschaft, welche Überlebenden auf einem Land Zuflucht gefunden hatten, dessen geographische Breitenlage es sicher angab, während die Bezeichnung der Längengrade, durch eingesickertes Meerwasser verwischt, ganz unleserlich erschien.

Jene Angabe bezeichnete 37 ° 11′ südlicher Breite. Da die Länge unbekannt blieb, mußte man bei der Verfolgung des 37. Grades quer durch die Länder und über die Meere auch das von Kapitän Grant und seinen beiden Gefährten bewohnte Land antreffen.

Aufgrund des Zögerns der englischen Admiralität, Nachforschungen anzustellen, beschloß Lord Glenarvan, den Kapitän auf eigene Faust zu suchen. Mary und Robert Grant hatten sich mit ihm in Einvernehmen gesetzt. Die Yacht

›Duncan‹ wurde für eine weite Reise ausgerüstet, an der die Familie des Lords und die Kinder des Kapitäns teilnehmen sollten; so verließ die ›Duncan‹ Glasgow, durchschnitt den Atlantik und die Magellansstraße, dampfte im Pazifik wieder nordwärts bis zu einem Küstenpunkt Patagoniens, wo man nach einer ersten Auslegung des lückenhaften Dokuments den Kapitän in der Gefangenschaft der Eingeborenen vermutete.

Die ›Duncan‹ setzte einen Teil ihrer Passagiere an der Westküste Patagoniens aus, und wendete dann, um sie auf der Ostküste bei Kap Corrientes wieder aufzunehmen.

Immer dem 37. Breitengrad folgend durchzog Lord Glenarvan Patagonien, und schiffte sich am 13. November, nachdem er keine Spur des Kapitäns entdeckt hatte, wieder ein, um seine Nachforschungen quer über den Ozean weiter fortzusetzen.

Nach einem erfolglosen Besuch der auf seinem Kurs liegenden Inseln Tristan d'Acunha und Amsterdam, gelangte die ›Duncan‹ nach dem erwähnten Kap Bernouilli, an der Küste Neu-Hollands.

Lord Glenarvans Absicht bestand darin, Australien, ebenso wie es in Amerika geschehen war, auf dem Landweg zu durchreisen. Einige Meilen von der Küste befand sich eine irische Farm, deren Gastfreundschaft die Reisenden genossen. Lord Glenarvan äußerte sich gegen den Iren über den Zweck, der ihn in diese Gegend geführt hatte, und fragte diesen, ob ihm etwas über einen englischen Dreimas-

ter, ›Britannia‹, der vielleicht an der Westküste Australiens zugrundegegangen war, zu Ohren gekommen sei.

Der Ire hatte nie von einem Schiffbruch gehört, wenigstens nicht in der von dem Lord angedeuteten Zeit; zum größten Erstaunen der Umstehenden mischte sich da einer der Dienstleute des Iren ein und sagte:

›Mylord, loben und danken Sie Gott! Wenn Kapitän Grant überhaupt noch lebt, so ist es auf australischem Boden.‹

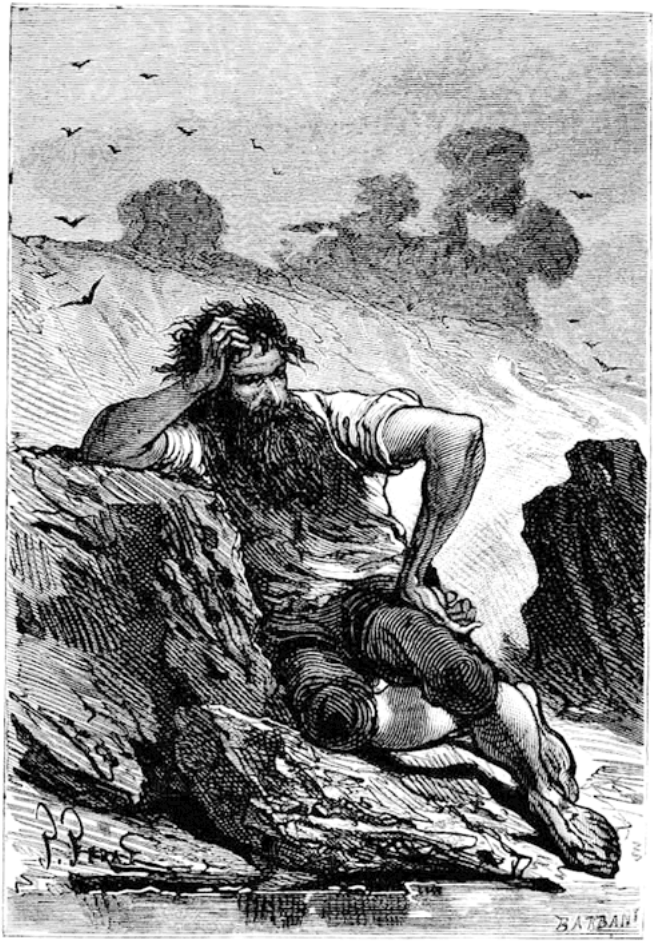
›Wer sind Sie?‹ fragte der Lord.

›Ein Schotte wie Sie, Mylord‹, antwortete der Mann, ›und einer aus der Mannschaft von Kapitän Grant, ein Schiffbrüchiger von der »Britannia«.‹

Dieser Mann nannte sich Ayrton. Er war in der Tat, was auch seine Papiere nachwiesen, Quartiermeister auf der ›Britannia‹ gewesen. Aber, in dem Augenblick, als das Fahrzeug an den Klippen zerschellte, von seinem Befehlshaber getrennt, hatte er stets geglaubt, sein Kapitän Grant sei mit der gesamten Mannschaft umgekommen, und er, Ayrton, sei der einzige Überlebende der ›Britannia‹.

Allein, fügte jener hinzu, nicht an der westlichen, sondern an der östlichen Küste Australiens ist die »Britannia« zugrundegegangen, und wenn Kapitän Grant, wie das Dokument ja annehmen läßt, noch am Leben ist, befindet er sich in den Händen von Eingeborenen, und wird auf jeden Fall an der entgegengesetzten Küste aufzusuchen sein.

Die sichere Stimme und der ruhige Blick des Mannes ließen an der Wahrheit seiner Worte keinen Zweifel aufkom-



men. Der Ire, in dessen Diensten er seit einem Jahr stand, trat auch noch für ihn ein. Lord Glenarvan vertraute seiner Ehrlichkeit und wurde dabei nur noch mehr in dem Vorsatz bestärkt, Australien längs des 37. Parallelkreises zu durchziehen. Lord Glenarvan nebst Gemahlin, der Major, die beiden Kinder, der Franzose und Kapitän Mangles nebst etlichen Matrosen bildeten die fernerhin von Ayrton geführte kleine Gesellschaft, während die ›Duncan‹ unter dem Befehl des zweiten Offiziers nach Melbourne segeln und dort Lord Glenarvans weitere Instruktionen abwarten sollte.

Am 23. Dezember 1854 setzte sich die Karawane in Bewegung.

Hier muß ich nun bemerken, daß jener Ayrton ein Verräter war. In Wahrheit früher Quartiermeister der ›Britannia‹, hatte er infolge einiger Zwistigkeiten mit dem Kapitän die Mannschaft aufzuwiegeln und sich des Schiffes selbst zu bemächtigen gesucht. Dafür hatte ihn Kapitän Grant am 8. April 1852 an der Westküste Australiens an Land gebracht und zurückgelassen; – gewiß ein ganz berechtigter Akt der Notwehr.

Der Elende wußte also bis dahin von dem Schiffbruch der ›Britannia‹ noch gar nichts; erst aus Lord Glenarvans Erzählung erfuhr er davon. Seit seiner Aussetzung aber hatte er sich unter dem Namen Ben Joyce zum Führer einer Bande entsprungener Sträflinge aufgeworfen, und wenn er keck behauptete, den Ort des Schiffbruchs an der Ostküste zu kennen, wenn er Lord Glenarvan noch ermunterte, sich nach jener Richtung zu begeben, so trieb ihn dazu die im

stillen gehegte Hoffnung, ihn von seinem Schiff zu trennen, sich in Besitz der ›Duncan‹ zu bringen und aus der Yacht ein Piratenschiff zu machen.«

Hier unterbrach sich der Unbekannte selbst einen Augenblick. Seine Stimme war unsicher geworden, doch er fuhr in seinem Berichte fort:

»Die Expedition brach also auf und schlug den Weg quer durch das südliche Australien ein. Sie hatte natürlich mit mancherlei Unfällen zu kämpfen, da Ayrton, oder Ben Joyce, wie man ihn eben nennen will, sie anführte und ihr die Bande Deportierter, die von dem auszuführenden Coup unterrichtet war, bald vorauschwärmte, bald nachfolgte.

Inzwischen war die ›Duncan‹ zum Zweck der Ausbesserung einiger leichter Havarien nach Melbourne abgegangen. Jetzt kam es also darauf an, durch Lord Glenarvan den Befehl zu erwirken, daß das Schiff Melbourne verlassen und sich nach der Ostküste begeben sollte, wo es leicht sein mußte, sich dessen zu bemächtigen. Nachdem die Gesellschaft ziemlich nah an jene Küste, aber tief in unwirtliche Wälder geführt war, in denen ihr endlich alle Hilfsquellen versiegten, sollte Ayrton einen Brief zur Besorgung an den zweiten Offizier der ›Duncan‹ übernehmen, mit dem Befehl, die Yacht sofort nach der Twofold Bay an der Ostküste, das heißt einige Tagereisen von der Stelle hinzuführen, an der die Expedition haltgemacht hatte. Das war aber auch der von Ayrton und seinen Mitwissern verabredete Ort des Zusammentreffens.

Gerade in dem Augenblick, da jener Brief ihm überge-

ben werden sollte, wurde der Verräter entlarvt, und vermochte nur mit knapper Not zu entfliehen. Den Brief aber, der die ›Duncan‹ in seine Hand zu liefern versprach, mußte er um jeden Preis erlangen. Das gelang ihm, und nach 2 Tagen kam er damit in Melbourne an.

Bis hierher hatte der Verbrecher gesiegt. Er glaubte nun die ›Duncan‹ nach der erwähnten Twofold Bay führen zu können, wo sich seine Raubgefährten derer bemächtigen und nach Ermordung der Mannschaften Ben Joyce zum Herrn dieser Meere machen würden … Aber Gott sollte die Ausführung seiner verderblichen Pläne kreuzen.

In Melbourne übergab Ayrton den Brief dem zweiten Offizier, Tom Austin, der davon Kenntnis nahm und das Schiff segelfertig machen ließ; wer beschreibt aber die Enttäuschung und Wut Ayrtons, als er am Tag nach der Abfahrt erfuhr, daß der zweite Offizier das Schiff nicht nach der Ostküste Australiens, sondern nach der Neuseelands führte. Er wollte dem widersprechen, Tom Austin wies ihm den Brief vor …! Wahrhaftig! Durch einen wie von der Vorsehung beabsichtigten Irrtum des französischen Geographen, der den Brief aufgesetzt hatte, bezeichnete dieser die Ostküste Neuseelands als Bestimmungsort.

Alle Pläne Ayrtons waren hiermit durchkreuzt. Er versuchte sich aufzulehnen. Man schloß ihn ein. So wurde er mit nach der Küste Neuseelands genommen, ohne sagen zu können, was mit seinen Raubgenossen, noch was mit Lord Glenarvan geschehen werde.

Bis zum 3. März kreuzte die ›Duncan‹ hier in der Nähe

der Küste. An diesem Tag vernahm Ayrton einige Detonationen. Die Kanonen der ›Duncan‹ waren es, die Feuer gaben, und bald darauf kamen Lord Glenarvan und die Seinen an Bord.

Der Hergang der Sachen in der Zwischenzeit war folgender:

Nach tausend Strapazen und tausend Gefahren hatte Lord Glenarvan seine Reise fortsetzen können und die Ostküste Australiens an der Twofold Bay erreicht. Keine ›Duncan‹ zeigte sich! Er telegrafierte nach Melbourne. Man antwortete ihm: ›»Duncan« am 18. dieses, unbestimmt wohin, abgefahren.‹

Lord Glenarvan konnte nichts anderes glauben, als daß die prächtige Yacht in Ben Joyces Hände gefallen und nun ein Seeräuberschiff geworden sei!

Trotz alledem dachte Lord Glenarvan, ein unerschrockener und edelmütiger Charakter, nicht daran, dem eigentlichen Zweck seiner ganzen Reise untreu zu werden. Er schiffte sich auf einem Kauffahrer nach der Westküste Neuseelands ein und durchzog auch dieses Land, immer auf demselben Breitengrad, ohne von Kapitän Grant nur das geringste aufzuspüren; an der entgegengesetzten Küste jedoch fand er zu seinem größten Erstaunen und wie durch himmlische Fügung die ›Duncan‹ wieder, die unter Befehl des zweiten Offiziers schon seit 5 Wochen auf ihn wartete!

Das begab sich also am 3. März 1855. Lord Glenarvan befand sich wieder an Bord der ›Duncan‹, aber Ayrton ebenfalls. Dieser erschien vor dem Lord, der von ihm jede mög-

liche Auskunft über das, was er von Kapitän Grant wußte, zu erlangen suchte. Ayrton weigerte sich zu sprechen. Lord Glenarvan eröffnete ihm infolgedessen, daß man ihn bei der nächsten Landung den britischen Behörden überantworten werde. Ayrton blieb stumm.

Die ›Duncan‹ folgte wieder ihrem vom 37. Breitengrad vorgezeichneten Kurs. Inzwischen unternahm es Lady Glenarvan, den Widerstand des Banditen zu brechen. Ihrem Einfluß gelang es, und Ayrton schlug als Belohnung für das, was er überhaupt sagen könne, Lord Glenarvan vor, ihn statt der beabsichtigten Auslieferung an die Seebehörden auf einer der Inseln im Pazifik auszusetzen. Lord Glenarvan, dem es vor allem am Herzen lag, etwas über das Schicksal von Kapitän Grant zu erfahren, gab seine Zustimmung.

Ayrton erzählte nun seinen ganzen Lebenslauf, blieb aber beharrlich dabei, daß er von dem Kapitän seit dem Tag, da er von ihm an der Küste Australiens ausgesetzt wurde, nichts wisse.

Nichtsdestoweniger hielt Lord Glenarvan sein gegebenes Wort. Die ›Duncan‹ setzte ihre Reise fort und kam bei der Insel Tabor an. Dort wurde Ayrton denn ausgeschifft, ebendort fand man aber auch durch einen wunderbaren Zufall Kapitän Grant mit seinen beiden Leuten genau auf dem 37. Breitengrad wieder. Der Verbrecher sollte jetzt auf dem verlassenen Eiland an deren Stelle treten; und an ihn richtete Lord Glenarvan bei der Abfahrt der Yacht noch folgende Worte:

›Hier, Ayrton, werden Sie von jedem Land entfernt und

außer aller Verbindung mit Menschen sein. Wunder ereignen sich nur selten, und wenn die »Duncan« abgesegelt ist, werden Sie diese Insel nicht mehr verlassen können. Sie werden allein sein, nur unter den Augen Gottes, der auch in den Falten der Herzen liest, aber Sie werden nicht verloren oder Ihr Aufenthalt unbekannt sein, wie es mit Kapitän Grant der Fall war. So unwert Sie des Andenkens der Menschen sein mögen, so werden doch einige sich Ihrer erinnern. Ayrton, ich weiß, wo Sie sind, wo Sie aufzufinden sind – ich werde das nie vergessen!‹

Die ›Duncan‹ setzte Segel bei und verschwand bald am Horizont. Man schrieb damals den 15. März 1855.*

Ayrton war allein, doch fehlte es ihm weder an Waffen, Werkzeugen noch an Saatgut. Für ihn, den Verbrecher, stand jetzt das von dem ehrenwerten Kapitän Grant erbaute Haus bereit. Hier sollte er sein schmachbeladenes Leben fortführen und in der Vereinsamung büßen, was er verbrochen hatte.

Meine Herren, er bereute gewiß, er schämte sich seiner Verbrechen tief, und war recht, recht unglücklich! Er nahm sich vor, wenn Menschen ihn dereinst auf seinem Eiland

* Die hier auszugsweise mitgeteilten Ereignisse sind einem teilweise wohl auch unseren Lesern bekannten Werk unter dem Titel ›Die Kinder von Kapitän Grant‹ entnommen. Hier und auch im weiteren dürfte eine mangelnde Übereinstimmung der Zeitangaben auffallen; im Verlauf der Erzählung wird man aber auch die Ursache dargelegt finden, warum die richtigen Daten nicht von vornherein benutzt werden konnten. Anm. d. Herausg.

wieder aufsuchen sollten, der Rückkehr unter sie wieder wert zu sein! Oh, wie litt er, der Elende! Wie war er rastlos tätig, um sich durch die Arbeit zu läutern! Wie betete er inbrünstig um seine innere Wiedergeburt!

2, 3 Jahre flossen auf diese Weise dahin; niedergeschlagen durch die fürchterliche Einsamkeit, immer auslugend, ob wohl ein Schiff innerhalb des Horizonts seiner Insel erscheine, sich fragend, ob die Zeit seiner Buße bald erfüllt sei, litt er wohl mehr, als je ein anderer! Oh, wie entsetzlich ist diese Verlassenheit für eine von Gewissensbissen gemarterte Seele!

Noch schien es dem Himmel aber nicht Strafe genug für den Unglücklichen, der selbst fühlte, daß er nach und nach zum Wilden wurde! Immer mehr verfiel er der Erniedrigung zum Tier. Er kann Ihnen nicht sagen, ob das nach 2 oder 3 Jahren der Verlassenheit war, daß er zu dem Elenden wurde, als den Sie ihn auffanden!

Ich brauche wohl nicht ausdrücklich hinzuzufügen, meine Herren, daß Ben Joyce oder Ayrton und ich – ein und dieselbe Person sind!«

Cyrus Smith und die anderen hatten sich gegen Ende dieses Berichtes erhoben; ihre Erregtheit ließe sich nur schwer schildern, als sich so viel Elend, so viele Qual und Verzweiflung vor ihren Augen enthüllte.

»Ayrton«, begann endlich Cyrus Smith, »Sie waren einst ein schwerer Verbrecher, doch der Himmel muß es wissen, daß Sie auch schrecklich gebüßt haben, – er hat es dadurch bewiesen, daß er Sie wieder in menschliche Gesellschaft ge-

langen ließ. Ihnen ist Verzeihung geworden, Ayrton! Wollen Sie nun unser Gefährte sein?«

Ayrton war zurückgetreten.

»Hier meine Hand!« sagte der Ingenieur.

Hastig ergriff Ayrton die dargebotene Rechte, und heiße Tränen rannen aus seinen Augen.

»Wollen Sie nun in Gemeinschaft mit uns leben?« fragte Cyrus Smith.

»Gönnen Sie mir noch einige Zeit«, erwiderte Ayrton, »lassen Sie mich jetzt noch allein in dem Haus bei der Hürde wohnen.«

»Ganz wie Sie wollen, Ayrton«, antwortete Cyrus Smith.

Ayrton wollte sich schon zurückziehen, als der Ingenieur noch eine letzte Frage an ihn richtete:

»Ein Wort noch, mein Freund. Da es Ihre Absicht war, für sich zu leben, warum haben Sie das Dokument ins Meer geworfen, das uns auf Ihre Spuren führte?«

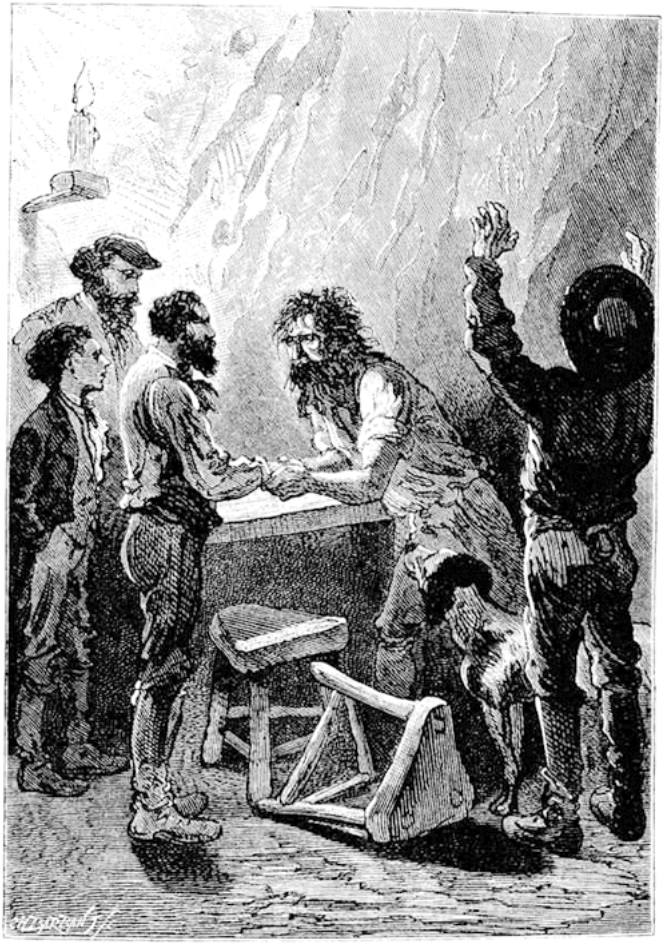
»Ein Dokument?« antwortete Ayrton verwundert, der nicht zu verstehen schien, wovon die Rede war.

»Ja, jenes in einer Flasche eingeschlossene Dokument, das wir auffanden, und das die genaue Lage der Insel Tabor angab.«

Ayrton strich, wie um sich zu entsinnen, mit der Hand über die Stirn und sagte: »Ich habe niemals ein solches Dokument ins Meer geworfen.«

»Niemals?« fragte Pencroff.

»Niemals!«



Ayrton verneigte sich ein wenig und verschwand durch die Tür.

18. KAPITEL

Unterhaltung. – Cyrus Smith und Gedeon Spilett. – Eine Idee des Ingenieurs. – Der elektrische Telegraf. – Die Leitung. – Die Säule. – Das Alphabet. – Schöne Jahreszeit. – Gedeihen der Kolonie. – Fotografie. – Ein Schnee-Effekt. – 2 Jahre auf der Insel Lincoln.

»Der arme Mann«, sagte Harbert, nachdem er sich aus der Tür gelehnt, Ayrton am Strick des Aufzugs hinabgleiten und in der Finsternis verschwinden gesehen hatte.

»Er wird zurückkehren«, sagte Cyrus Smith.

»Oh, Mr. Cyrus«, rief Pencroff, »was soll das jetzt bedeuten? Wie? Dieser Ayrton ist es nicht gewesen, der jene Flasche ins Meer geworfen hat? Nun, wer denn sonst?«

Gewiß, wenn je eine Frage ihre Berechtigung hatte, so war es diese.

»Er ist es doch«, meinte Nab, »nur wird der Unglückliche damals schon halb ohne Verstand gewesen sein.«

»Ja«, stimmte auch Harbert zu, »er hatte wahrscheinlich kein Bewußtsein mehr von dem, was er tat.«

»Nur auf diese Weise ist das wohl zu erklären«, fiel Cyrus Smith lebhaft ein; »mir ist es jetzt ganz klar, daß Ayrton die Lage der Insel Tabor so genau anzugeben vermochte, da die Ereignisse selbst, die seiner Aussetzung auf der Insel vorhergingen, sie ihn kennengelehrt hatten.«

»Wenn er aber«, fuhr Pencroff fort, »noch nicht zum Tier herabgesunken war, als er jenes Schriftstück aufsetzte, und 7 oder 8 Jahre vergangen sind, seitdem er es ins Meer warf, wie kommt es, daß das Papier nicht stärker gelitten hat?«

»Das beweist nur, daß Ayrton seine Vernunft erst in einer weit späteren Periode verloren hat, als er selbst annehmen mag.«

»Es muß wohl so sein«, antwortete Pencroff, »sonst erschiene die Sache unerklärlich.«

»Gewiß, unerklärlich«, wiederholte der Ingenieur, der diese Unterhaltung nicht weiter ausspinnen zu wollen Lust zeigte.

»Hat Ayrton aber auch die Wahrheit gesagt?« fragte der Seemann.

»Ja«, meinte der Reporter. »Die von ihm erzählte Geschichte trifft die Wahrheit vollständig. Ich entsinne mich sehr gut, daß die Journale sowohl über das Unternehmen Lord Glenarvans, als auch über seinen erzielten Erfolg berichtet hatten.«

»Ayrton hat die Wahrheit gesprochen«, fügte Cyrus Smith hinzu, »zweifeln Sie daran nicht, Pencroff, denn sie war für ihn wohl grausam genug. Wenn man sich in der Art anklagt, sagt man die Wahrheit!«

Am folgenden Tag, dem 21. Dezember, begaben sich die Ansiedler zum Strand, und als sie von dort aus das Plateau erstiegen, fanden sie Ayrton nicht mehr. Noch während der Nacht hatte dieser sein Haus an der Hürde erreicht, und die Kolonisten taten wohl daran, ihm ihre Anwesen-

heit jetzt nicht aufzudrängen. Die Zeit würde ja vollbringen, was dem Zureden nicht gelingen wollte. Harbert, Pencroff und Nab nahmen ihre gewohnten Beschäftigungen wieder auf. Gleichzeitig vereinigte dieselbe Arbeit Cyrus Smith und den Reporter in der Werkstatt der Kamine.

»Wissen Sie, lieber Cyrus«, begann da Gedeon Spilett, »daß Ihre gestrige Erklärung in bezug auf die Flasche mich nicht vollständig befriedigt hat! Wie kann man annehmen, daß jener Unglückliche das Dokument geschrieben und die Flasche ins Meer geworfen hätte, ohne nur eine Erinnerung daran zu bewahren?«

»Er wird sie auch gar nicht hineingeworfen haben, mein lieber Spilett.«

»Nun, so glauben Sie also …«

»Ich glaube nichts und ich weiß nichts!« antwortetet Cyrus Smith, den Reporter unterbrechend. »Ich begnüge mich, dieses Faktum zu denjenigen zu zählen, die zu erklären mir bis zum heutigen Tag nicht gelingen wollte!«

»In der Tat, Cyrus, hier ist manches ganz unglaublich! Zuerst Ihre Rettung, die auf dem Sand gefundene Kiste, Tops Abenteuer, endlich diese Flasche … Sollen wir den Schlüssel zu diesen Rätseln niemals finden?«

»Gewiß«, versicherte rasch der Ingenieur, »gewiß, und müßte ich die Insel bis in ihr Innerstes durchwühlen!«

»Vielleicht lüftet einst der Zufall den Schleier dieser Geheimnisse!«

»Der Zufall, Spilett, ich glaube an einen Zufall nicht mehr, als an Geheimnisse in dieser Welt. Alles, was hier auf

Erden vorgeht, hat seine Ursache, und diese Ursache werde ich ergründen. Inzwischen halten wir bei unserer Arbeit die Augen immer offen!«

Das Ende des Januar kam heran, mit diesem Monat begann das Jahr 1867. Die Sommerarbeiten wurden rüstig gefördert. Im Laufe der folgenden Tage konnten Harbert und Gedeon Spilett, die an der Hürde vorübergekommen waren, bestätigen, daß Ayrton die für ihn gebaute Wohnung bezogen habe. Er beschäftigte sich mit der zahlreichen, seiner Sorge anvertrauten Herde und ersparte seinen Gefährten so die Mühe, sich alle 2 bis 3 Tage zu der Hürde zu begeben. Um Ayrton jedoch nicht allzu lange allein zu lassen, statteten ihm die Ansiedler häufiger ihren Besuch ab.

Es konnte übrigens nicht gleichgültig sein – besonders nach einigen verdächtigen Wahrnehmungen, die dem Ingenieur und Gedeon Spilett aufgefallen waren –, daß dieser Teil der Insel einer fortwährenden Überwachung unterlag, und von Ayrton durfte man ja erwarten, daß er die Bewohner des Granithauses über jeden Vorfall unterrichten werde.

Es konnte sich wohl auch plötzlich irgendein Zufall ereignen und eine sehr schleunige Mitteilung an den Ingenieur erfordern. Ganz abgesehen von solchen Dingen, die zu dem Geheimnis der Insel Lincoln in unmittelbarer Beziehung standen, waren ja auch andere nicht ausgeschlossen, die eine schnelle Intervention der Kolonisten wünschenswert erscheinen ließen, wie zum Beispiel ein an der Westküste vorübersegelndes Fahrzeug, ein Schiffbruch in jenen

Gegenden, das immerhin mögliche Auftreten von Piraten usw.

Unter Berücksichtigung dieser Umstände beschloß Cyrus Smith, die Hürde in eine augenblickliche Verbindung mit dem Granithaus zu setzen. Am 10. Januar teilte er dieses Vorhaben seinen Gefährten mit.

»Wie wollen Sie das aber möglich machen, Mr. Cyrus?« fragte Pencroff, »sollten Sie zufällig daran denken, einen Telegrafen zu errichten?«

»Getroffen«, antwortete der Ingenieur.

»Einen elektrischen?« rief Harbert.

»Einen elektrischen«, erwiderte Cyrus Smith. »Es steht uns alles Notwendige zu Gebote, um eine Batterie herzustellen, und die größte Schwierigkeit dürfte wohl in der Herstellung der Eisendrähte liegen; mit Hilfe eines Zieheisens denke ich aber auch damit fertigzuwerden.«

»Wenn das gelingt«, versetzte der Seemann, »dann verzweifle ich auch nicht, uns eines Tages auf der Eisenbahn dahinrollen zu sehen!«

Man ging demnach ans Werk und begann mit dem schwersten Teil, das heißt mit der Erzeugung von Drähten; denn wenn dies mißglückte, erledigte sich der Bau einer Batterie und des übrigen Zubehörs von selbst.

Das Eisen der Insel Lincoln zeichnete sich, wie bekannt, durch seine vortrefflichen Eigenschaften aus und erleichterte deshalb das Drahtziehen sehr wesentlich. Cyrus Smith fabrizierte zuerst ein Zieheisen, das heißt eine stählerne Platte, deren konische Löcher von verschiedenem Kali-

ber dazu dienen sollten, den Draht nach und nach bis zu dem gewünschten Durchmesser zu strecken. Nachdem dieses Stahlstück, wie die Metallarbeiter sagen, »glashart« gemacht worden war, befestigte man es in einem kräftigen tief in den Boden versenkten Gestell, nur wenige Schritte von dem großen Wasserfall, dessen motorische Kraft der Ingenieur hierbei ausnutzen wollte.

Dort befand sich die jetzt außer Tätigkeit gesetzte Walkmühle, deren Welle aber, da sie mit großer Gewalt umgedreht wurde, ganz passend schien, den Draht dadurch zu ziehen, daß er sich über ihr aufwickelte. Die sehr leicht mißglückende Operation verlangte die peinlichste Aufmerksamkeit. Das zunächst zu langen und dünnen Stäben bearbeitete Eisen, dessen Enden man mit der Feile zugespitzt hatte, wurde in das weiteste Loch gesteckt, von dem Wellbaum durchgezogen, in einer Länge von 25 bis 30 Fuß ausgedehnt, dann abgewickelt und durch Wiederholung dieser Operation bis zu dem gewünschten Grad verdünnt. Endlich erhielt der Ingenieur etwa 40 bis 50 Fuß lange Drähte, die leicht zu verknüpfen und längs der Strecke von 5 Meilen, von der Hürde bis zum Granithaus, auszuspannen waren.

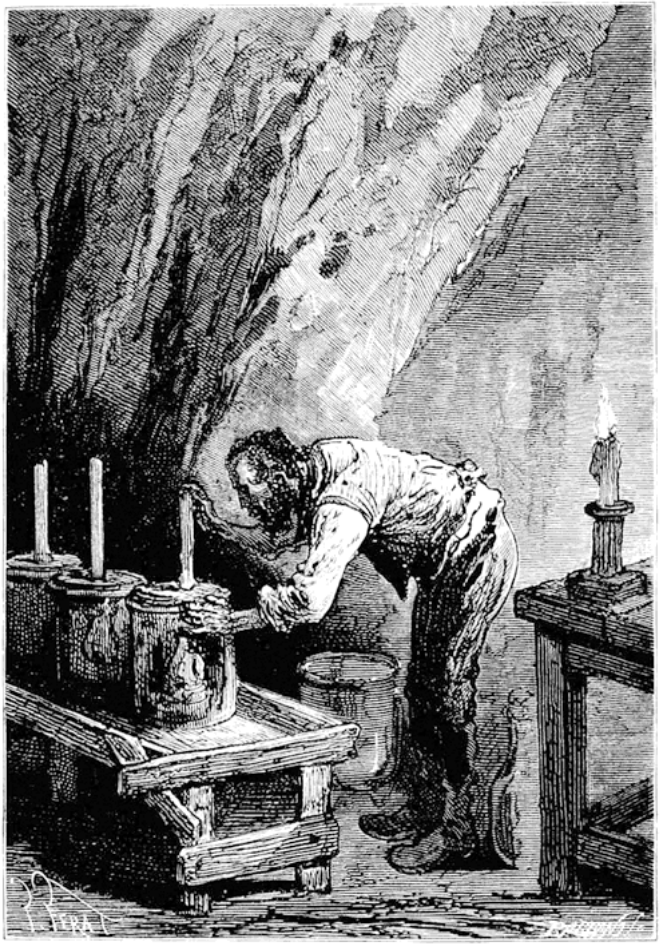
Es bedurfte nur einige Tage, um diese Arbeit auszuführen, und als die Maschinerie einmal im geregelten Gang war, ließ Cyrus Smith seine Gefährten allein als Drahtzieher arbeiten, während er sich mit Herstellung der Batterie beschäftigte. Für den vorliegenden Zweck brauchte man eine Säule mit möglichst konstantem Strom. Bekanntlich bestehen die jetzt gebräuchlichen Batterien gewöhnlich aus Gas-

kohle oder Zink und Kupfer. Letzteres fehlte dem Ingenieur ganz und gar; nicht eine Spur davon hatte man bis jetzt auf der Insel gefunden, so daß man von diesem Metall absehen mußte. Die Gaskohle, das heißt den harten Graphit, der sich in den Gasretorten bei der Zersetzung der Kohle bildet, hätte man wohl erzeugen können, doch nicht ohne neu anzufertigende Apparate und umständliche Arbeit. Das Zink betreffend, erinnerte man sich, daß die an der Strandgutspitze gefundene Kiste damit ausgeschlagen war; ein Umstand, der für die vorliegende Absicht sehr erwünscht kam.

Nach reiflicher Überlegung beschloß Cyrus Smith eine sehr einfache Säule, ähnlich der im Jahr 1820 von Becquerel erfundenen, zu fabrizieren, in der an Metall allein das Zink zur Anwendung kommt. Das weiter nötige Material, Salpetersäure und Pottasche, hatte er ja an der Hand.

Im nachfolgenden geben wir eine Beschreibung jener Batterie, deren Wirkung auf der gegenseitigen Reaktion der Säure und der Pottasche beruhte. Man stellte zunächst eine gewisse Anzahl Glasgefäße dar, die mit Salpetersäure gefüllt wurden. Oben verschloß sie eine Art Pfropfen, durch den ein Glasrohr ging, das an seinem unteren Ende durch einen Tonpfropfen verstopft, in die Säure tauchte. Dieses Rohr nun wurde mit einer Pottaschelösung angefüllt, die vorher durch Einäscherung verschiedener Pflanzen erhalten worden war, so daß also Säure und Pottasche durch den porösen Ton hindurch aufeinander wirken konnten.

Dann nahm Cyrus Smith zwei Zinkstreifen, senkte den einen in die Salpetersäure und den anderen in die alkalische



Lösung. Bei Verbindung der beiden Metallstreifen entstand sofort ein Strom; nun verband man aber das Zinkstück je eines Trogs mit dem Zinkstück des Glasrohrs im nächsten usw., und erhielt so eine wirksame Batterie, die jedem Bedürfnis der elektrischen Telegrafie genügen mußte.

Das war der sinnreiche und einfache Apparat, den Cyrus Smith konstruierte, ein Apparat, der eine telegrafische Verbindung zwischen dem Granithaus und der Hürde herzustellen versprach. Am 6. Februar begann man mit der Aufstellung der Pfähle samt gläsernen Isolatoren, auf denen der Draht an der Straße entlang zur Hürde hinlaufen sollte.

Wenige Tage später war die Leitung vollendet, die mit der Schnelligkeit von 100.000 Meilen in der Sekunde den elektrischen Strom dahinblitzen läßt, den die Erde selbst bis zu seiner Ausgangsstelle zurückführt.

Man verfertigte übrigens zwei Batterien, die eine für das Granithaus, die andere für die Station an der Hürde, denn wenn letztere mit dem Granithaus kommunizieren können sollte, mußte es doch auch rätlich erscheinen, von hier nach dort Mitteilungen abgeben zu können.

Die Telegrafenapparate selbst waren höchst einfach. An beiden Stationen endete der Draht als Rolle an einem Elektromagnet, das heißt über einem Stück weichen Eisens, das er in vielfachen Windungen umkreiste. Schloß man die beiden Pole, so durchlief der Strom vom positiven Pol aus den Draht, dann den Elektromagnet, der augenblicklich magnetisch wurde, und kehrte durch den Erdboden zum negativen Pol zurück. Unterbrach man den Strom, so verlor

der Elektromagnet ebenso schnell seine anziehende Eigenschaft. Es genügte also, darunter ein Stück weiches Eisen, einen Anker, anzubringen, das während der Strombewegung angezogen wurde und wieder abfiel, wenn man jenen unterbrach. Diese Ankerbewegung vermochte Cyrus Smith sehr leicht auf eine bewegliche Nadel zu übertragen, die über einem Kreisbogen schwebte, der die Buchstaben des Alphabets enthielt, und auf diese Weise von einer Station nach der andern zu korrespondieren.

Am 12. Februar war die ganze Einrichtung fertig. An diesem Tag telegrafierte Cyrus Smith zum ersten Mal, fragte an, ob bei der Hürde alles gutgehe, und erhielt schon nach wenig Augenblicken von Ayrton eine recht befriedigende Antwort.

Pencroff wußte sich vor Freude gar nicht zu lassen und sandte jeden Morgen und jeden Abend ein Telegramm nach der Hürde, das niemals ohne Antwort blieb.

Diese Art der Verbindung bot zwei wichtige Vorteile, da sie erstens Gelegenheit gab, sich zu überzeugen, daß Ayrton bei der Hürde anwesend war, und zweitens auch, daß jener sich dadurch nicht in vollkommener Einsamkeit befand. Außerdem ließ aber Cyrus Smith nie eine Woche vorübergehen, ohne Ayrton zu sehen, und dieser kam selbst von Zeit zu Zeit zum Granithaus, wo er stets die freundlichste Aufnahme fand.

So verfloß die schöne Jahreszeit immer unter den gewöhnlichen Arbeiten. Die Hilfsquellen der Kolonie, besonders die an Gemüse und Gartengewächsen, wuchsen

von Tag zu Tag, und auch die von der Insel Tabor eingeführten Pflanzen gediehen ganz nach Wunsch. Das Plateau der Freien Umschau gewährte einen recht behaglichen Anblick. Die vierte Kornernte fiel ganz ausgezeichnet aus, und natürlich unterzog sich niemand der Mühe, zu zählen, ob sie wirklich die berechneten 400 Milliarden Körner enthielt. Pencroff war nahe daran, diesen nutzlosen Versuch zu beginnen, aber Cyrus Smith belehrte ihn, daß wenn er auch 150 Körner in der Minute, also 9.000 in der Stunde zu zählen vermöchte, er doch ungefähr 5.500 Jahre brauchen würde, jene Masse zu bewältigen; eine Zeit, gegenüber der der wackere Seemann doch auf seinen Versuch verzichten zu sollen glaubte.

Das Wetter war prächtig und die Temperatur den Tag über meist sehr warm; wenn aber der Abend kam, kühlte ein erquickender Seewind die Glut der Atmosphäre, so daß sich die Bewohner des Granithauses immer angenehmer, frischer Nächte erfreuten. Einige Gewitter gab es freilich mitunter, und wenn sie auch niemals lange andauerten, so trafen sie doch auf der Insel Lincoln mit ungewöhnlicher Gewalt auf. Dann setzten die Blitze über mehrere Stunden den ganzen Himmel in Flammen und ununterbrochen rollte der mächtige Donner dazu.

Die gesamte Kolonie zeigte jetzt das glücklichste Gedeihen. Die Bewohner des Hühnerhofs vermehrten sich über die Maßen und lieferten reichlich köstliche Nahrung, so daß man selbst genötigt war, jene auf eine mäßigere Zahl zu beschränken. Auch die Schweine hatten Junge gewor-

fen, und man wird sich nicht wundern, daß die Betreuung dieser Tiere Nabs und Pencroffs Zeit sehr ausgiebig in Anspruch nahm. Die Onager, um die auch zwei reizende Junge herumhüpften, dienten Gedeon Spilett und Harbert zum Reiten, denn letzterer war unter der Anleitung des Reporters ein sehr tüchtiger Reiter geworden, doch man spannte sie auch vor den Wagen, um entweder Holz oder Kohle und andere mineralische Produkte, die der Ingenieur brauchte, anzufahren.

Um diese Zeit drang man auch gelegentlich noch tiefer in die dichten Wälder des Fernen Westens ein. Gerade auf diesen Wegen hatten die Wanderer am wenigsten von der Hitze zu leiden, da die Sonnenstrahlen kaum das dichte Blätterdach zu durchdringen vermochten, das sich über ihren Häuptern wölbte. Bei diesen Ausflügen mußten die Kolonisten aber stets gut bewaffnet sein, denn nicht selten begegneten sie sehr wilden gewaltigen Ebern, gegen die eine energische Verteidigung notwendig wurde.

In derselben Jahreszeit führte man auch gegen die Jaguare einen wahren Vernichtungskrieg. Gedeon Spilett hatte ihnen einen ganz besonderen Haß geschworen, und sein Schüler Harbert unterstützte ihn nach Kräften. Bei ihrer Bewaffnung fürchteten sie die Begegnung einer solchen Bestie ganz und gar nicht. Die Kühnheit Harberts war ebenso bewunderswert, wie die Kaltblütigkeit des Reporters. Schon zierten an die zwanzig prächtige Felle den großen Saal des Granithauses, und wenn das so fortging, mußte auf der In-

sel das Geschlecht der Jaguare bald ausgerottet sein, ein Ziel, das die beiden Jäger stets vor Augen hatten.

Dann und wann nahm auch der Ingenieur teil an jenen Ausflügen in die unbekannteren Gegenden der Insel, die er immer mit aufmerksamem Auge musterte. In den Dickichten der ausgedehnten Wälder suchte er nach anderen Spuren, als denen von Tieren, fand aber niemals irgend etwas Verdächtiges. Weder Top noch Jup, die untrennbaren Begleiter, verrieten jemals irgend etwas Ungewöhnliches, und doch wiederholte sich das Gebell des Hundes an dem vom Ingenieur erfolglos untersuchten Schacht noch mehrmals wieder.

Zu dieser Zeit nahmen auch Gedeon Spilett und Harbert mittels des Fotografie-Apparats einige der pittoreskesten Partien der Insel auf, nachdem jener Apparat bis jetzt unbenutzt gelegen hatte. An Vollständigkeit ließ er nichts zu wünschen übrig. Er war mit einem lichtkräftigen Objektiv ausgestattet; aber weder die nötigen Chemikalien, noch das Kollodium zum Überziehen der Glasplatten, das Silbernitrat zur Sensibilisierung, das unterschwefligsaure Natron zur Fixierung des hervorgerufenen Bildes, noch der Salmiak zum Schwemmen des für die positiven Kopien bestimmten Papiers, noch endlich das essigsaure Natron und das Goldchlorid zum Schönen der letzteren fehlten hier. Es fand sich gechlortes Papier sogar schon fertig vor, so daß man, um es zum Kopieren unter die negativen Platten zu legen, nur nötig hatte, es einige Minuten auf der wässrigen Lösung des Silbernitrats zu schwemmen.

In kurzer Zeit bildeten sich der Reporter und sein Gehilfe zu gewandten Fotografen aus und erzielten recht gelungene Aufnahmen von Landschaften, wie zum Beispiel ein Gesamtbild der Insel, vom Plateau der Freien Umschau aus gesehen, mit dem Franklin-Berg im Hintergrund; die so schön zwischen ihre Uferfelsen eingezwängte Mündung der Mercy; den Wiesengrund und die Hürde am Fuß des Vorbergs; die sonderbare Form des Krallenkaps, die Strandgutspitze usw.

Die Künstler vergaßen natürlich auch nicht, alle Mitglieder der Kolonie, ohne jede Ausnahme, abzukonterfeien.

»Immer heran, meine Herren«, rief Pencroff.

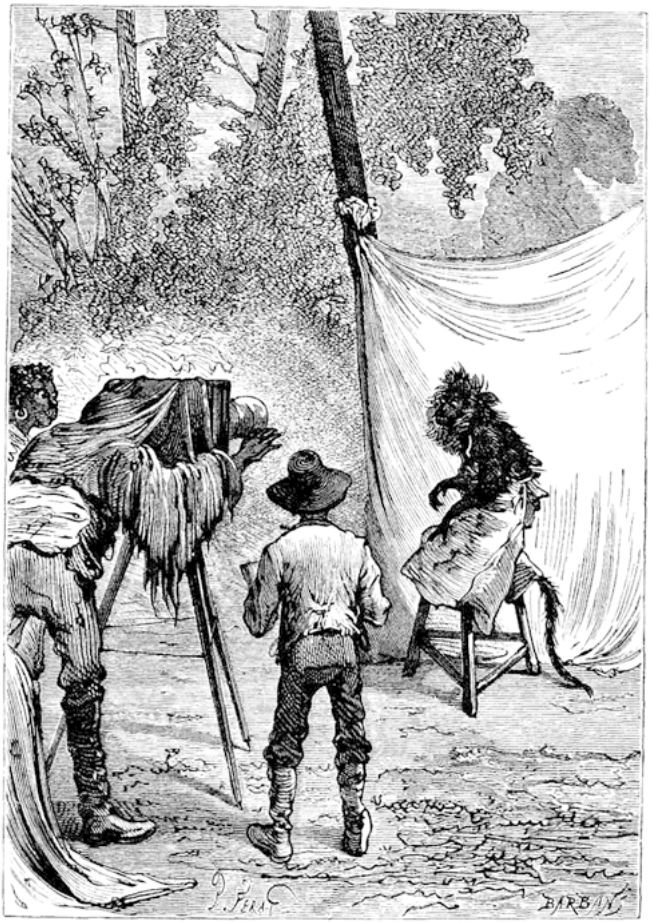
Der Seemann entzückte der Gedanke, ein getreues Abbild seines Gesichts zu erhalten und die Wand des Granithauses damit zu schmücken, so daß er oft mit Vorliebe vor dieser Ausstellung und mit einer Andacht, wie vor dem reichsten Schaufenster des Broadway stehen blieb.

Eingestandenermaßen war aber das Porträt von Meister Jup am besten ausgefallen. Meister Jup hatte mit einem gar nicht zu beschreibenden Ernst zur Aufnahme gesessen, und sein Gesicht schien wahrhaft sprechend!

»Man sollte meinen, er wollte einem ein Gesicht schneiden!« sagte Pencroff.

Und wenn Meister Jup selbst nicht zufrieden gewesen wäre, hätte er sehr peinlicher Natur sein müssen; doch er war es und betrachtete sein Bild mit sentimentaler Miene, der eine gute Portion Abgeschmacktheit beigemischt war.

Mit dem Monat März ließ die starke Sonnenhitze nach;



trotz des Eintritts regnerischer Witterung blieb es aber doch noch ziemlich warm. Der März, der dem September der nördlichen Erdhälfte entspricht, hielt sich nicht so schön, wie man erwartet hätte. Vielleicht verkündete er einen zeitigen und strengen Winter.

Eines Morgens – am 21. – glaubte man sogar, daß schon der erste Schnee gefallen sei, und Harbert, der zu sehr früher Stunde zum Fenster hinaussah, rief wirklich:

»Heda! Die Insel ist mit Schnee bedeckt!«

»Schnee zu dieser Jahreszeit?« rief der Reporter verwundert und gesellte sich zu dem jungen Mann.

Bald waren auch die Übrigen da und konnten jedoch nur die eine Tatsache feststellen, daß nicht nur das Eiland, sondern auch der ganze Strand bis zum Fuß des Granithauses mit einer dichten gleichmäßigen, weißen Lage bedeckt war.

»Das ist doch Schnee«, meinte Pencroff.

»Sieht ihm wenigstens sehr ähnlich«, antwortete Nab.

»Das Thermometer zeigt aber 14° über Null«, bemerkte Gedeon Spilett.

Cyrus Smith betrachtete die weiße Fläche, ohne sich noch auszusprechen, denn er wußte sich diese Erscheinung bei jetziger Jahreszeit und verhältnismäßig hoher Temperatur nicht zu erklären.

»Tausend Teufel«, rief Pencroff, »da werden unsere Anpflanzungen verloren sein!«

Schon rüstete sich der Seemann, hinabzusteigen, als ihm Jup zuvorkam und am Seil bis zum Erdboden hinunterglitt.

Kaum hatte der Orang-Utan aber den Strand erreicht, als

die ungeheure Schneedecke sich erhob und in der Luft in so unzähligen großen Flocken umherwirbelte, daß das Licht der Sonne einige Minuten verdunkelt wurde.

»Das sind ja Vögel!« rief Harbert.

In der Tat war es nichts anderes, als ganze Schwärme von Seevögeln mit blendend weißem Gefieder, die sich zu Hunderttausenden auf der Insel niedergelassen hatten und jetzt schon in der Ferne verschwanden, während die Kolonisten unter dem Eindruck etwa einer Verwandlung in einer Feerie erstaunt an den Fenstern standen. Leider hatte sich diese Verwandlung so schnell vollzogen, daß weder der Reporter noch der junge Mann einen dieser Vögel, deren Art sie nicht erkannten, zu erlegen vermochten.

Einige Tage später, am 26. März, ging das 2. Jahr zu Ende, seitdem die Kolonisten auf die Insel Lincoln heruntergefallen waren!

19. KAPITEL

Erinnerungen an das Vaterland. – Aussichten. – Untersuchung der Küsten. – Abfahrt am 16. April. – Die Schlangenhalbinsel vom Meer aus gesehen. – Die Basaltfelsen der Westküste. – Schlechtes Wetter. – Die Nacht bricht herein. – Ein neues Ereignis.

Schon 2 Jahre! Und 2 lange Jahre hatten die Kolonisten schon keine Verbindung mit anderen Menschen mehr! Unbekannt mit den Ereignissen auf dem Welttheater, lebten sie

ebenso verloren auf ihrer Insel, wie etwa auf dem fernsten Asteroiden des Sonnensystems.

Was mochte jetzt in ihrem Vaterland vorgehen? Immer drängte sich das Bild der Heimat vor ihre Augen, die sie verlassen hatten, zerrissen durch den Bürgerkrieg, und die vielleicht noch jetzt durch den Aufstand der Südstaaten mit Blut getränkt wurde! Wohl war das für sie ein peinlicher Schmerz, und oft unterhielten sie sich davon, doch ohne jemals zu zweifeln, daß die Sache des Nordens zur Ehre der Union schließlich siegen müsse.

Während dieser 2 Jahre war kein Schiff an der Insel Lincoln vorübergekommen, wenigstens kein Segel wahrgenommen worden. Es lag auf der Hand, daß diese Insel sich außerhalb der befahrenen Straßen befand, und wahrscheinlich noch nicht einmal bekannt war – was man den Karten nach annehmen mußte –, denn trotz des Mangels eines eigentlichen Hafens hätte ihr Reichtum an Wasser doch solche Schiffe anziehen müssen, die ihre Vorräte an jenem zu erneuern wünschten. Immer blieb das umgebende Meer aber verlassen, so weit es auch der Blick beherrschen mochte, und die Kolonisten durften wohl nur auf sich allein zählen, wenn sie je ihr Vaterland wiederzusehen hofften.

Noch eine Aussicht auf Erlösung gab es freilich, und über diese verhandelte man dann an einem Tag der ersten Aprilwoche sehr ausführlich, als die Kolonisten im großen Saal des Granithauses beisammensaßen.

Das Gespräch betraf eben Amerika, das geliebte Vaterland, das wiederzusehen man so wenig Hoffnung hatte.

»Entschieden bleibt uns nur ein Mittel«, sagte Gedeon Spilett, »ein einziges, um die Insel Lincoln zu verlassen, und das besteht in der Erbauung eines auch für größere Entfernungen seetüchtigen Schiffs. Mir will es scheinen, daß wer eine Schaluppe bauen konnte, auch mit einem Seeschiff zustande kommen müsse.«

»Und daß man ebensogut zum Pomotu-Archipel segeln kann, wie nach der Insel Tabor«, fügte Harbert hinzu.

»Ich bestreite das nicht«, antwortete Pencroff, der in allen das Seewesen betreffenden Fragen eine entscheidende Stimme hatte, »ich bestreite das nicht, obwohl es nicht ein und dasselbe ist, kurze oder lange Entfernungen zurückzulegen. Wäre unsere Schaluppe auf der Fahrt nach der Insel Tabor auch von noch schlimmerem Wetter heimgesucht worden, so wußten wir doch, daß auf der einen oder der anderen Seite ein Hafen nicht allzuweit war. Aber 1.200 Meilen zu durchsegeln ist ein gutes Stück Wegs, und so weit liegt das nächste Land doch mindestens von uns entfernt.«

»Würden Sie im gegebenen Fall vor diesem Versuch zurückschrecken, Pencroff«, fragte der Reporter.

»Ich unternehme alles, was Sie verlangen, Mr. Spilett«, erwiderte der Seemann, »und Sie kennen mich wohl auch nicht als den Mann, der sich bange machen läßt.«

»Ich bemerke übrigens«, fiel Nab ein, »daß wir noch einen zweiten Seemann unter uns haben.«

»Wen denn?« fragte Pencroff.

»Ayrton.«

»Das ist wahr«, sagte Harbert.

»Wenn er der Sache zustimmte!« warf Pencroff ein.

»Gut!« sagte der Reporter, »glauben Sie denn, daß Ayrton, wenn Lord Glenarvans Yacht sich während der Zeit seines dortigen Aufenthalts bei der Insel Tabor zeigte, es abgeschlagen hätte, mit ihr abzureisen?«

»Sie vergessen, meine Freunde«, sagte Cyrus Smith, »daß Ayrton während der letzten Jahre nicht zurechnungsfähig war. Darin liegt aber auch nicht der Schwerpunkt der Frage. Für uns geht es darum, zu wissen, ob wir die Rettung durch das schottische Schiff unseren Aussichten für die Zukunft mit Recht beizählen dürfen oder nicht. Lord Glenarvan hat Ayrton übrigens angedeutet, daß er einst, wenn er jenes Verbrechen für gesühnt erachte, wiederkehren werde, um ihn aufzunehmen, und daran glaube ich auch.«

»Ja«, meinte der Reporter, »ich bin sogar der Ansicht, daß er nun bald kommen müsse, da Ayrton schon vor 12 Jahren ausgesetzt wurde!«

»Hinsichtlich des Lords und seiner vielleicht baldigen Wiederkehr«, sagte Pencroff, »stimme ich wohl ganz mit Ihnen überein. Doch wo wird er dann landen? – An der Insel Tabor und nicht an der Insel Lincoln!«

»Das ist um so mehr anzunehmen«, meinte Harbert, »als letztere noch auf keiner Karte verzeichnet zu sein scheint.«

»So werden wir, meine Freunde«, fuhr der Ingenieur fort, »die nötigen Maßnahmen treffen müssen, um Ayrtons und unsere Anwesenheit auf der Insel Lincoln auch auf Tabor zu signalisieren.«

»Gewiß«, ergriff der Reporter das Wort, »und zu dem

Zweck dürfte sich nichts mehr empfehlen, als in der Hütte, die Kapitän Grant und Ayrton als Wohnung gedient hat, eine Notiz über die genaue Lage unserer Insel zu hinterlegen, die Lord Glenarvan oder einer aus seiner Mannschaft zweifellos auffinden würde.«

»Es ist recht bedauerlich«, sagte der Seemann, »daß wir bei unserer ersten Fahrt nach Tabor diese Vorsicht außer acht ließen.«

»Warum geschah das?« antwortete Harbert. »Bis jetzt kannten wir weder Ayrtons Geschichte, noch ahnten wir, daß je eine Wiederabholung in Aussicht stehe; und als wir jene erfuhren, verbot die schon zu weit vorgeschrittene Jahreszeit, noch einmal nach Tabor zu segeln.«

»Ja«, stimmte auch Cyrus Smith bei, »dazu war und ist es jetzt zu spät, und wir werden den kommenden Frühlings abwarten müssen.«

»Wenn die schottische Yacht aber inzwischen dort anliefe?« warf Pencroff ein.

»Das ist kaum anzunehmen«, erwiderte der Ingenieur, »da Lord Glenarvan nicht gerade den Winter zu einer Reise in so entlegene Meere wählen wird. Entweder hat er jetzt, seitdem Ayrton bei uns lebt, Tabor schon wieder aufgesucht und die Rückreise angetreten, oder er trifft erst später ein, so daß es Zeit sein wird, in den ersten schönen Oktobertagen nach Tabor zu segeln, um die betreffenden Nachrichten dort zu deponieren.«

»Man muß gestehen«, meldete sich auch Nab, »daß es

wirklich ein Unglück wäre, wenn die ›Duncan‹ sich gerade in den letzten 5 Monaten dort gezeigt hätte.«

»Ich hoffe, das wird nicht der Fall sein«, antwortete Cyrus Smith; »der Himmel wird uns die günstigste Aussicht auf Erlösung nicht schon geraubt haben.«

»Und ich glaube«, bemerkte der Reporter, »wir werden auch darüber nach einem zweiten Besuch der Insel Tabor klarsehen, denn die Schotten müssen doch irgendwelche Spuren ihrer Anwesenheit hinterlassen haben.«

»Das versteht sich«, erwiderte der Ingenieur. »Nun denn, meine Freunde, da uns diese Aussicht heimzukehren noch offen bleibt, warten wir jetzt geduldig; ist sie uns genommen, werden wir schon sehen, was zu tun ist.«

»Jedenfalls«, betonte Pencroff, »verlassen wir die Insel, wenn es einmal geschieht, nicht deshalb, weil es uns hier schlecht ergangen wäre!«

»Nein, Pencroff«, beruhigte ihn der Ingenieur, »nur weil wir fern von allem sind, was dem Menschenherzen auf der Welt das Teuerste ist, fern von den Unseren, von Freunden, fern vom Heimatland!«

Nach Klärung dieser Verhältnisse dachte man zunächst nicht mehr daran, ein Schiff zu erbauen, das groß und seetüchtig genug wäre, entweder nach Norden bis zu den dort verstreuten Inselgruppen, oder nach Westen, bis Neuseeland, zu segeln, und beschäftigte sich angesichts der bevorstehenden dritten Überwinterung mit den hergebrachten Arbeiten im Granithaus.

Auf jeden Fall wurde beschlossen, mit der Schaluppe

noch vor Eintritt allzu ungünstiger Tage eine Umsegelung der ganzen Insel vorzunehmen. Noch waren deren Küsten nicht vollständig erforscht und die Kolonisten hatten zum Beispiel von dem zwischen dem Kaskadenfluß und den Kiefernkaps nördlich und westlich verlaufenden Gestade nur eine sehr oberflächliche Kenntnis, ebenso wie von der engen Bucht, die letztere wie einen Haifischrachen umschlossen. Der Vorschlag zu diesem Ausflug ging von Pencroff aus, erfreute sich aber sofort auch der Zustimmung des Ingenieurs, der selbst diesen Teil ihres Gebiets genauer kennenzulernen wünschte.

Trotz der schon etwas veränderlichen Witterung zeigte das Barometer doch keine zu großen Schwankungen, so daß man wohl auf erträgliches Wetter hoffen durfte. In der ersten Aprilwoche kündete sich das Steigen der Quecksilbersäule, nach vorausgegangenem bedeutenden Fallen, durch einen kräftigen 5 bis 6 Tage anhaltenden Westwind an; bei 28,9 Zoll (= 759,45 mm) blieb die Nadel stehen, und somit schienen die Umstände der Exkursion günstig.

Als Tag der Abreise bestimmte man den 16. April und versorgte die im Ballonhafen ankernden ›Bonadventure‹ mit dem nötigen, für eine ausgedehntere Fahrt bemessenen Proviant.

Cyrus Smith benachrichtigte auch Ayrton von der bevorstehenden Reise, mit der Einladung, sich ihr anzuschließen; da dieser es aber vorzog, auf dem Land zu bleiben, einigte man sich dahin, daß er für die Dauer der Abwesenheit seiner Gefährten im Granithaus Wohnung nehmen sollte.

Meister Jup blieb ihm zur Gesellschaft da und erhob dagegen keinerlei Einwände.

Am Morgen des 16. April schifften sich alle Kolonisten in Begleitung Tops ein. Der Wind, eine gute Brise, wehte aus Südwesten und mußte die ›Bonadventure‹ beim Verlassen des Ballonhafens lavieren, um nach dem Schlangenvorgebirge zu gelangen. Von den 90 Meilen des Inselumfangs kamen 20 auf die Südküste von jenem Hafen bis zum Vorgebirge. Diese 20 Meilen mußte man also möglichst dicht gegen den Wind fahren, da er vollkommen entgegengesetzt blies. Diese erste Strecke bis zu jenem Landvorsprung nahm den ganzen Tag in Anspruch, denn beim Verlassen des Hafens kam dem Schiff die Ebbe nur noch 2 Stunden lang zustatten, während es danach 6 Stunden lang gegen die Flut anzukämpfen hatte. So kam die Nacht heran, bis man das Vorgebirge umsegelte.

Pencroff schlug dem Ingenieur vor, mit zwei gerefften Segeln und verminderter Geschwindigkeit weiterzufahren; Cyrus Smith zog es jedoch vor, einige Kabellängen vom Land entfernt zu ankern, um den nächst anliegenden Küstenstrich bei Tag zu Gesicht zu bekommen. Gleichzeitig wurde, da es um eine genaue Erforschung der Küste ging, festgesetzt, in der Nacht überhaupt nicht zu segeln, und also auch am kommenden Abend so nah am Land wie Wind und Wetter es gestatten würden, Anker zu werfen.

Die Nacht verbrachte man demnach vor Anker in der Nähe des Vorgebirges, und da auch der Wind sich mit Eintritt der Dunkelheit gelegt hatte, störte nichts die friedliche

Ruhe. Die Passagiere, mit Ausnahme des Seemanns, schliefen vielleicht auf der ›Bonadventure‹ nicht ganz so gut wie in ihren Betten im Granithaus, indes sie schliefen doch.

Am folgenden Tag, dem 17. April, setzte Pencroff mit Anbruch des Tages Segel bei, und konnte mit voller Leinwand und Backbordhalsen dicht an der Westküste entlangfahren.

Die Ansiedler kannten zwar dieses prächtig bewaldete Gestade, da sie schon zu Fuß an seinem Saum gewandert waren, und dennoch erregte es ihre ungeteilte Bewunderung. Sie glitten so nah wie möglich am Land hin, mäßigten die Geschwindigkeit des Schiffes, um alles ins Auge fassen zu können, und wichen nur einzelnen Baumstämmen aus, die da und dort umherschwammen. Einige Male warfen sie sogar Anker und Gedeon Spilett nahm etliche Ansichten dieses herrlichen Ufers fotografisch auf. Gegen Mittag war die ›Bonadventure‹ an der Mündung des Kaskadenflusses angelangt. Über diesen hinaus, am rechten Ufer, zeigten sich wiederum Bäume, die jedoch weniger dicht standen, und 3 Meilen weiter bildeten sie nur noch einzelne Gruppen zwischen den westlichen Ausläufern des Berges, deren unfruchtbare Kämme sich bis zum Ufer erstreckten.

Welch ein Unterschied zwischen dem südlichen und dem nördlichen Teil dieser Küste. So bewaldet und mit Grün geschmückt die eine war, so rauh und wild erschien die andere! Man hätte eines jener »eisernen Gestade«, wie man sich in manchen Ländern ausdrückt, zu sehen geglaubt, und seine zerklüftete Gestaltung schien darauf hinzudeuten, daß hier der in geologischen Zeiten feurig-flüssige Basalt in über-

stürzter Kristallisation angeschossen sei – ein Wirrwarr von erschreckendem Aussehen, der die Kolonisten, wenn sie zufällig auf diese Küste niedergefallen wären, gewiß tief entmutigt hätte. Bei ihrem Besuch des Franklin-Bergs hatten sie den düsteren Charakter dieses Küstenstrichs des hohen Standpunkts wegen nicht so deutlich wahrnehmen können; vom Meer aus gesehen bot dieses Gestade aber einen so fremdartigen Anblick, wie er sich wohl kaum in irgendeinem Erdenwinkel wiederfinden möchte.

Die ›Bonadventure‹ passierte die Küste in einer Entfernung von einer halben Meile. Es war leicht zu erkennen, daß sie aus Blöcken jeder Größe, von 20 bis 300 Fuß Höhe, und jeder Form bestand, aus zylindrischen und prismatischen Formen, die Türmen, pyramidalen, die Obelisken, und leicht konischen, die Fabrikschornsteinen ähnelten. Das Packeis der nördlichen Meere konnte trotz seiner furchtbaren Schönheit nicht launenhafter durcheinandergewürfelt sein! Hier spannten sich Brückenbogen von einem Felsblock zum anderen, dort strebten Spitzbögen kühn empor wie in einem Kirchenschiff, dessen Tiefe man nicht absehen konnte; an manchen Stellen zeigten sich Aushöhlungen in wahrhaft monumentalen Verhältnissen, an anderen eine Unmasse von Nadeln, kleinen Pyramiden und Spitztürmchen in größerer Zahl, als sie je eine gotische Kathedrale schmückten. Alle Launen der Natur, die unsere Phantasie so weit überbietet, waren über diese Uferstrecke verstreut, die sich zwischen 8 bis 9 Meilen lang ausdehnte.

Mit einem Erstaunen, das sie sprachlos machte, ließen

Cyrus Smith und seine Begleiter ihre Blicke umherschweifen. Doch wenn diese auch stumm blieben, so hinderte das Top nicht, durch sein Bellen das tausendfache Echo jener Basaltwälle wachzurufen. Dem Ingenieur wollte es sogar scheinen, als habe sein Gebell dieselbe Eigenartigkeit, wie er es von dem Hund schon an der Schachtmündung vernommen hatte.

»Legen wir uns noch näher an die Küste«, sagte er.

So nah wie möglich streifte die ›Bonadventure‹ die Felsen des Ufers. Vielleicht kam dort eine der genaueren Untersuchung werte Grotte zum Vorschein? – Doch Cyrus Smith sah nichts dergleichen, keine Höhle, keine Ausbuchtung, die irgendeinem lebenden Wesen hätte als Zuflucht dienen können, denn der Fuß der Felsen badete sich überall in dem brandenden Wasser. Bald ließ auch Tops Unruhe nach, und das Schiff entfernte sich wieder auf einige Kabellängen vom Ufer.

Im nordwestlichen Teil der Insel wurde der Strand flach und sandig. Nur selten unterbrachen einzelne Bäume das tiefe, sumpfigere Land, das den Ansiedlern schon bekannt war, und hier bekundete sich wieder, im grellen Gegensatz zu der anderen so verödeten Küste, durch unzählige Wasservögel ein lautes, üppiges Leben. Gegen Abend ankerte die ›Bonadventure‹ in einer leichten Einsenkung des Ufers im Norden der Insel, und wegen der hinreichenden Wassertiefe sehr dicht am Land. Die Nacht verlief friedlich, denn die Brise war sozusagen eingeschlafen, und erwachte erst wieder mit dem Morgenrot des jungen Tages.

Da sich eine Landung hier unschwer bewerkstelligen ließ, gingen die offiziellen Jäger der Kolonie, nämlich Harbert und Gedeon Spilett, an Land und kehrten nach mehreren Stunden mit einigen Reihen Enten und Bekassinen an Bord zurück. Top errang sich dabei alle Anerkennung, und dank seiner hurtigen Gewandtheit war keine einzige Jagdbeute verlorengegangen.

Um 8 Uhr morgens setzte die ›Bonadventure‹ wieder Segel bei und fuhr sehr schnell nordwärts auf die Kiefernkap zu, denn sie hatte den Wind nicht nur im Rücken, sondern die Brise schien auch auffrischen zu wollen.

»Übrigens«, ließ sich da Pencroff vernehmen, »würde es mich gar nicht wundern, wenn ein steiferer Westwind im Anzug wäre. Gestern ging die Sonne sehr rot unter, und heute zeigen sich da oben ›Windbäume‹, die nicht viel Gutes prophezeien.«

Diese Windbäume bestehen aus langgestreckten, gewissermaßen aufgefaserten Zirruswolken, die über den Zenit verstreut und niemals unter 5.000 Fuß über dem Meer anzutreffen sind. Sie ähnelten fast leichten, langgezogenen Wattebäuschchen, und ihr Auftreten verkündet meist einen bevorstehenden Kampf in den Schichten des Luftmeers.

»Nun, dann wollen wir«, sagte Cyrus Smith, »so viel Leinwand wie möglich geben und den Haifischgolf noch zu erreichen suchen. Ich denke, darin wird die ›Bonadventure‹ vollkommen gesichert sein.«

»Gewiß«, bestätigte Pencroff; »zudem besteht die nörd-

CH. BARANS

liche Küste auch nur aus kaum bemerkenswerten Sandbänken.«

»Ich wäre nicht böse darüber«, fügte der Ingenieur hinzu, »nicht nur die Nacht, sondern auch den folgenden Tag noch in jener Bai, die gewiß der aufmerksamsten Untersuchung wert ist, zuzubringen.«

»Und ich glaube«, erwiderte Pencroff, »wir werden dazu gezwungen sein, ob wir nun wollen oder nicht, denn im Westen nimmt mir der Himmel ein zu bedrohliches Aussehen an. Sehen Sie nur, wie sich das Gewölk dort zusammenballt!«

»Jedenfalls begünstigt uns jetzt der Wind, um die Kiefernkaps zu erreichen«, bemerkte der Reporter.

»Jetzt ganz außerordentlich«, antwortete der Seemann, »doch um in den Golf einzulaufen, werden wir lavieren müssen, und in jenem mir gänzlich unbekannten Wasser hätte ich gern noch volles Tageslicht.«

»Ja, das Wasser dort mag wohl reich an Klippen sein«, fügte Harbert hinzu, »wenn man nach dem urteilt, was wir auf der Südseite des Haifischgolfs gesehen haben.«

»Sie werden Ihr Bestes tun, Pencroff«, fiel Cyrus Smith ein, »wir vertrauen ganz auf Sie!«

»Seien Sie beruhigt, Mr. Cyrus«, antwortete der Seemann, »ich werde mich nicht unnötig einer Gefahr aussetzen! Lieber einen Messerstich ins eigene lebende Fleisch, als einen Felsenstoß gegen das meiner ›Bonadventure‹!«

Unter dem lebenden Fleisch des Schiffes verstand Pen-

croff den im Wasser gehenden Teil seines Rumpfs, und den hütete Pencroff mehr als die eigene Haut!

»Wie spät ist es?« fragte er.

»10 Uhr«, antwortete Gedeon Spilett.

»Und wie weit ist es noch bis zum Kap, Mr. Cyrus?«

»An die 15 Meilen.«

»Das ist eine Sache von 2 1/2 Stunden«, sagte darauf der Seemann; »zwischen 12 und 1 Uhr schwimmen wir dem Kap gegenüber. Leider wechseln dann gerade die Gezeiten und die Ebbe bewirkt eine scharfe Strömung aus dem Golf. Wind und Wasser entgegen dürfte es uns wohl schwer werden, hineinzufahren.«

»Zumal, da wir heute Vollmond haben«, setzte Harbert hinzu, »und die Flut im April gewöhnlich sehr hoch ist.«

»Können wir aber nicht an der Spitze des Kaps vor Anker gehen?« fragte Cyrus Smith.

»Mit der Nase am Land liegen bei dem drohenden schlechten Wetter?« rief der erfahrene Seemann. »Wo denken Sie hin, Mr. Cyrus? Das hieße sich freiwillig auf den Strand setzen wollen!«

»Nun, und was gedenken Sie zu tun?«

»Ich will versuchen, mich bis zum Eintritt der Flut, also bis etwa 7 Uhr, in der offenen See zu halten, und wenn es dann noch hell genug wäre, die Einfahrt in den Golf zu ermöglichen; wenn nicht, werden wir die Nacht über kreuzen und mit Sonnenaufgang hineinsegeln.«

»Ich wiederhole Ihnen, Pencroff«, antwortete der Reporter, »daß wir uns ganz und gar auf Sie verlassen.«

»Ja, wenn auf dieser Küste«, versetzte Pencroff, »noch ein Leuchtturm stünde, das wäre für die Seefahrer sehr angenehm.«

»Gewiß«, fügte Harbert hinzu; »und heute haben wir keinen zuvorkommenden Ingenieur dort, der ein Feuer entzündete, um uns zum Hafen zu leiten.«

»Ah, da fällt mir ein, lieber Cyrus«, sagte Gedeon Spilett, »daß wir Ihnen dafür noch nicht einmal unseren Dank abgestattet haben, und offen gestanden, wäre es uns ohne jenes Feuer nie gelungen …«

»Ein Feuer?« fragte Cyrus Smith, äußerst erstaunt über die Worte des Reporters.

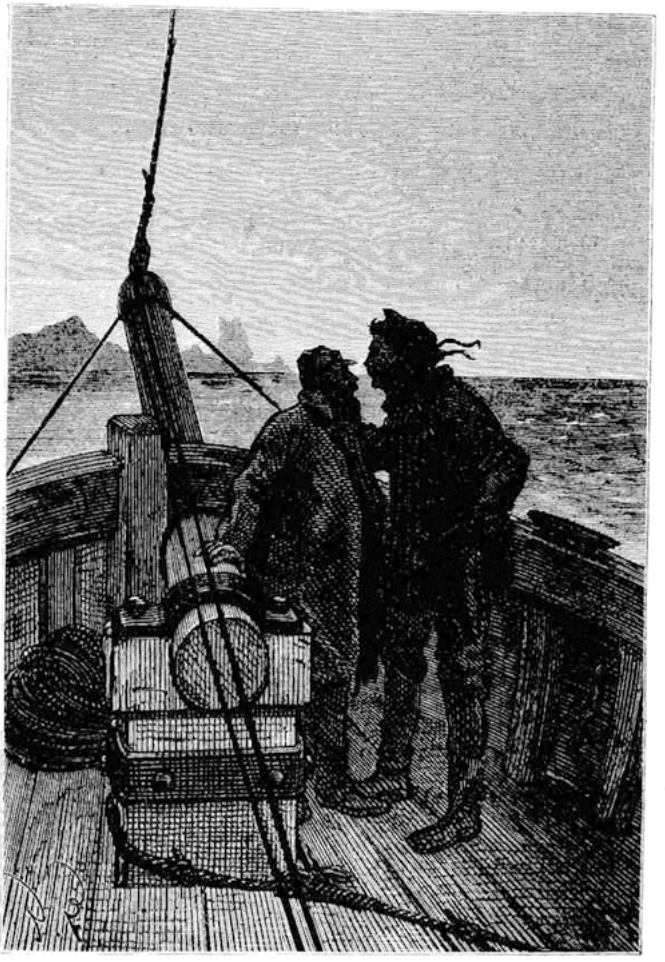
»Das heißt, Mr. Cyrus«, fiel Pencroff ein, »wir befanden uns die letzten Stunden vor unserer Rückkehr an Bord der ›Bonadventure‹ in nicht geringer Verlegenheit, und hätten die Insel unter dem Wind passiert, wenn Sie nicht die Vorsorge gebraucht hätten, in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober auf dem Plateau über dem Granithaus ein Signalfeuer zu unterhalten.«

»Ach, richtig! Das war damals doch ein glücklicher Gedanke«, antwortete der Ingenieur.

»Heute aber«, fuhr der Seemann fort, »wenn Ayrton nicht zufällig darauf verfällt, wird niemand zur Hand sein, uns diesen kleinen Dienst zu leisten.«

»Nein! Kein Mensch!« erwiderte Cyrus Smith.

Wenig später, als er sich im Bug des Schiffes mit dem Reporter allein befand, neigte er sich zu dessen Ohr und sagte:



»Wenn etwas in der Welt gewiß ist, Spilett, so ist es das, daß ich in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober weder auf dem Plateau des Granithauses, noch irgendwo auf der Insel ein Feuer angesteckt habe!«

20. KAPITEL

Eine Nacht auf dem Meer. – Der Haifischgolf. – Gutes Zutrauen. – Vorbereitungen für den Winter. – Verfrühte schlechte Jahreszeit. – Strenge Kälte. – Arbeiten im Innern. – Nach 6 Monaten. – Ein fotografisches Negativ. – Ein unerwarteter Vorfall.

Alles kam so, wie es Pencroff, der sich hierin nicht gut täuschen konnte, vorhergesagt hatte. Der Wind frischte auf, ging von der guten Brise zur steifen Bö über, das heißt, er erreichte eine Geschwindigkeit von 40 bis 45 Meilen in der Stunde, bei der ein Schiff selbst auf offenem Meer schon reffen und die Besanstengen einziehen muß. Da es aber gegen 6 Uhr war, als die ›Bonadventure‹ sich gegenüber dem Golf befand und sich eben die Ebbe fühlbar machte, wurde es unmöglich, in ihn einzufahren. Pencroff sah sich also gezwungen, auf offenem Wasser zu halten, da er auch bei bestem Willen außerstande gewesen wäre, die Mercymündung zu erreichen. Nach Versetzung des Focksegels an dem Mast an Stelle des Bugspriets legte er also bei, die Spitze aufs Land gerichtet. Zum Glück ging das Meer, trotz des scharfen Windes, nicht sehr hoch, da es die nahe Küste etwas schützte. Heftigere Wellenschläge, die für kleinere Fahrzeuge beson-

ders gefährlich sind, hatte man also nicht zu fürchten. Die ›Bonadventure‹ würde zwar schwerlich gekentert sein, dazu war sie zu gut belastet; durch starke Sturzseen hätte sie aber doch, wenn die Verdeckfelder nicht Widerstand leisteten, ernstlich gefährdet werden können. Pencroff richtete sich, als geschickter Seemann, auf alle Zufälle ein. Gewiß verließ ihn das Vertrauen auf sein Fahrzeug keineswegs, und demnach erwartete er mit einiger Ängstlichkeit den nächsten Tag.

Im Verlauf dieser Nacht fanden Cyrus Smith und Gedeon Spilett keine Gelegenheit, sich weiter miteinander auszusprechen, wozu doch die dem Reporter vom Ingenieur ins Ohr geflüsterten Worte hinreichenden Grund gegeben hätten, da sie den geheimnisvollen Einfluß betrafen, der sich auf der Insel Lincoln immer und immer wieder geltend machte. Gedeon Spilett verlor dieses neue und unerklärliche Ereignis, das Aufleuchten eines Feuers auf der Küste, nicht mehr aus dem Sinn. Unzweifelhaft war das Feuer gesehen worden! Man hatte dadurch in jener dunklen Nacht ja die Lage der Insel erkannt. Seine Begleiter, Harbert und Pencroff, hatten es ebensogut gesehen, wie er selbst und damals gar nicht anders denken können, als daß der Ingenieur es angezündet habe! Nun tritt Cyrus Smith auf und erklärt, daß ihm das niemals in den Sinn gekommen sei!

Gedeon Spilett nahm sich vor, auf dieses Ereignis nach der Rückkehr der ›Bonadventure‹ wieder zu sprechen zu kommen und Cyrus Smith zu veranlassen, seine Ansicht über dieses sonderbare Ereignis auch seinen Gefährten mit-

zuteilen. Vielleicht führte das zu dem Entschluß, in Gesellschaft eine vollständige Untersuchung aller Teile der Insel Lincoln vorzunehmen. An diesem Abend blitzte kein Feuer an der noch unbekannten Küste auf, und das kleine Schiffchen schaukelte die ganze Nacht über vor dem Eingang in den Golf auf der offenen See umher.

Als die ersten Strahlen des Morgenrots am östlichen Horizont aufschossen, drehte sich der Wind, der schon schwächer geworden war, um zwei Viertel und erleichterte Pencroff die Einfahrt durch die enge Mündung des Golfs. Um 7 Uhr morgens passierte die ›Bonadventure‹, nachdem man vorher mehr auf das nördliche Kiefernkap zugesteuert war, die schmale Durchfahrt und glitt über das von eigenartig geformten Lavamassen eingeschlossene Wasser der Bucht.

»Da liegt ein Stück Meer vor uns«, begann Pencroff, »das eine prächtige Reede abgeben müßte, in der ganze Flotten ihre Manöver ausführen könnten!«

»Besonders fällt auf«, bemerkte der Ingenieur, »wie der Golf durch zwei aus dem Vulkan geflossene Lavaströme gebildet ist, die durch spätere Eruptionen gewachsen scheinen. Die Bucht entbehrt also von keiner Seite eines sicheren Schutzes und ihr Wasser dürfte auch bei den schlechtesten Winden so ruhig wie das eines Binnensees bleiben.«

»Gewiß«, stimmte ihm der Seemann zu, »da der Wind keinen anderen Eingang findet, als die enge Schleuse zwischen beiden Kaps, wobei noch zu bedenken ist, daß das nördliche über das südliche Kap ein gutes Stück herausspringt und so den Einfluß der Luftströmungen noch wei-

ter behindert. Hier könnte die ›Bonadventure‹ wohl einige Jahre liegen, ohne jemals an ihrem Anker zu zerren.«

»Der Golf ist etwas groß für ihn«, fiel der Reporter ein.

»Zugestanden, Mr. Spilett«, erwiderte der Seemann, »ja, er mag gar zu groß für unser Schiffchen sein; aber wenn die Flotten der Union eine geschützte Station im Pazifik benötigen, könnten sie gewiß keine bessere finden, als diese Reede.«

»Wir befinden uns im Rachen des Haifischs«, sagte da Nab mit einer Anspielung auf die Form des Golfs.

»Ganz tief in seinem Rachen«, antwortete Harbert, »aber, mein wackerer Nab, Ihr habt doch nicht etwa Furcht, daß er sich um uns schließen könnte?«

»Nein, Mr. Harbert«, entgegnete Nab, »das wohl nicht, und doch mißfällt mir dieser Hafen; er hat mir ein widerliches Aussehen!«

»Das ist herrlich«, rief Pencroff, »da lästert mir der Nab meinen Golf, während ich daran denke, jenen Amerika als Geschenk anzubieten!«

»Ist das Wasser hier wohl tief genug?« fragte der Ingenieur, »denn was für den Kiel der ›Bonadventure‹ reicht, genügt doch für unsere Panzerschiffe noch nicht.«

»Das können wir leicht erfahren«, antwortete Pencroff.

Der Seemann ließ einen langen Strick, der ihm als Sonde diente und an dessen Ende ein Eisenstück befestigt war, hinabgleiten. Dieser allein maß an die 50 Faden und rollte sich vollständig ab, ohne auf den Grund zu gelangen.

»Nun«, sagte Pencroff, »unsere Panzerschiffe mögen nur kommen, sie werden hier nicht stranden.«

»Wirklich«, ließ Cyrus Smith sich hören, »dieser Golf ist ja ein vollständiger Abgrund; berücksichtigt man jedoch den plutonischen Ursprung der Insel, so erscheinen solche Einsenkungen des Meerbodens nicht besonders auffällig.«

»Man möchte sagen«, fiel Harbert ein, »diese Steinmauern wären senkrecht abgeschnitten, und ich glaube, Pencroff findet selbst dicht an ihrem Fuß und mit einer fünf- bis sechsmal so langen Leine noch keinen Grund.«

»Alles ganz schön«, erklärte der Reporter, »doch möchte ich Pencroff bemerken, daß seiner Reede eine sehr wichtige Eigenschaft abgeht.«

»Und welche, Mr. Spilett?«

»Irgendein Einschnitt, durch den man auch ins Innere der Insel gelangen könnte. Ich sehe hier keine Stelle, auf der man den Fuß an Land zu setzen vermöchte.«

Wirklich boten die hohen und steilen Lavawände nirgends einen geeigneten Landungsplatz. Die ganze Umfassung des Golfs bildete eine Art unersteigbarer Festungsmauer, die lebhaft an die Fjorde der Küste Norwegens erinnerte. Die ›Bonadventure‹, die die hohen Uferwände beinahe streifte, fand nicht einmal einen Vorsprung, auf dem die Passagiere das Schiff hätten verlassen können.

Pencroff tröstete sich mit dem Gedanken, daß diese Mauer im Notfall durch Sprengungen zu öffnen sei; da aber für jetzt in dem Golf nichts zu beginnen war, wendete er das

Fahrzeug wieder dem Ausgang zu und segelte gegen 2 Uhr nachmittags ins offene Meer hinaus.

»Gott sei Dank!« seufzte Nab mit wahrhafter Befriedigung.

Es schien, als ob der wackere Neger sich in der riesigen Kinnlade gar nicht wohl gefühlt habe.

Von den Kiefernkaps bis zur Mercymündung rechnete man kaum noch 8 Meilen. Es wurde also der Kurs nach dem Granithaus eingeschlagen, und mit vollen Segeln zog die ›Bonadventure‹ in einer Entfernung von 1 Meile an der Küste dahin. Auf ungeheure Felsen folgten nun bald verstreute Dünen, dieselben, zwischen denen der Ingenieur so wunderbar wiedergefunden worden war und die Hunderte von Seevögeln besetzt hatten.

Gegen 4 Uhr segelte Pencroff, die Spitze des Eilands links liegenlassend, in den Kanal ein, der jenes von der Insel trennte, und um 5 Uhr senkte sich der Anker der ›Bonadventure‹ in den Sand des Ufers der Mercy. 3 Tage lang waren die Kolonisten von ihrer Wohnung abwesend gewesen. Ayrton erwartete sie am Strand, und Jup lief ihnen mit dem Ausdruck größter Befriedigung lustig entgegen.

Jetzt hatte man also das gesamte Ufer der Küste in Augenschein genommen, ohne eine verdächtige Spur zu finden. Wenn hier ein geheimnisvolles Geschöpf sein Wesen trieb, konnte das nur unter dem undurchdringlichen Gehölz der Schlangenhalbinsel der Fall sein, in das die Kolonisten ihre Untersuchungen noch nicht ausgedehnt hatten.

Gedeon Spilett unterhielt sich über dieses Thema mit

dem Ingenieur, und sie beschlossen nun auch, die Aufmerksamkeit ihrer Gefährten auf das Eigentümliche gewisser Vorfälle zu lenken, von denen gerade der letzte am unerklärlichsten blieb. Wenn Cyrus Smith auf jenes von unbekannter Hand auf der Küste entzündete Feuer zu sprechen kam, konnte er nicht umhin, den Reporter wohl zum zwanzigsten Mal zu fragen:

»Sind Sie auch sicher, richtig gesehen zu haben? Täuschte Sie nicht eine kleine Vulkaneruption oder vielleicht irgendein Meteor?«

»Nein, Cyrus«, antwortete der Reporter, »das war damals ein von Menschenhänden erzeugtes Feuer. Fragen Sie übrigens Pencroff und Harbert, sie haben es so gut wie ich gesehen und werden meine Worte allseitig bestätigen.«

Kurze Zeit später, es war am Abend des 25. April, als die Kolonisten alle auf dem Plateau der Freien Umschau versammelt waren, ergriff Cyrus Smith also das Wort und sagte:

»Ich halte es für meine Pflicht, meine Freunde, eure Aufmerksamkeit auf gewisse Erscheinungen zu lenken, die hier auf der Insel zu beobachten waren und über die ich gern auch eure Ansicht vernähme. Diese Erscheinungen sind gewissermaßen übernatürlicher Art …«

»Übernatürlich!« rief Pencroff, »da könnte wohl unsere ganze Insel übernatürlich sein?«

»Nein, Pencroff, aber sicher geheimnisvoll«, erwiderte der Ingenieur, »wenigstens wenn Sie nicht etwa imstande

sind, das zu erklären, was Spilett und ich bis jetzt noch nicht durchschauen konnten.«

»Sprechen Sie, Mr. Cyrus«, sagte der Seemann.

»Nun gut«, fuhr der Ingenieur fort, »sind Sie sich klar darüber, wie es kommen konnte, daß ich nach meinem Sturz ins Meer eine Viertelmeile im Innern der Insel wiedergefunden wurde, ohne daß ich etwas von dieser Ortsveränderung wußte?«

»Falls Sie nicht im bewußtlosen Zustand …«, wollte Pencroff sagen.

»Das ist nicht anzunehmen«, antwortete der Ingenieur. »Doch weiter. Verstehen Sie wohl, wie Top eure Zuflucht, 5 Meilen von der Grotte, in der ich lag, entdecken konnte?«

»Nun, der Instinkt des Hundes …«, meinte Harbert.

»Ein sonderbarer Instinkt!« bemerkte der Reporter, »da Top trotz des in jener Nacht wütenden Regens und Sturms trocken und ohne Schmutzfleck in den Kaminen ankam!«

»Noch mehr«, fiel der Ingenieur ein. »Können Sie sich erklären, auf welche Weise unser Hund bei dem Kampf mit jenem Dugong so sonderbar aus dem Wasser des Sees herausgeschleudert werden konnte?«

»Nein«, gestand Pencroff, »ich bin es wenigstens nicht imstande, ebenso wenig, wie über die scheinbare von einem schneidenden Instrument herrührende Wunde, die der Dugong in der Flanke zeigte.«

»Und noch mehr«, fuhr der Ingenieur fort. »Haben Sie bis jetzt eine Aufklärung darüber, meine Freunde, wie das Schrotkörnchen in dem jungen Pekari gefunden wurde, wie

jene Kiste, ohne die Spur eines Schiffbruchs, so glücklich gestrandet ist, wie jene Flasche sich so zur rechten Zeit, gerade bei unserem ersten Ausflug zu Wasser gezeigt hat; wie ferner unser Kanu, nachdem es sich von seiner Leine losgerissen hatte, gerade in dem Augenblick die Mercy herabgetrieben kam, als wir es so bequem brauchen konnten; wie nach dem Überfall durch die Affen unsere Strickleiter so zu gelegener Zeit von der Höhe des Granithauses herabgeworfen wurde; wie endlich das Dokument, das Ayrton nicht geschrieben haben will, in unsere Hände gefallen ist? Durchschauen Sie all das?«

Ohne eine Tatsache zu übergehen, hatte Cyrus Smith hier aufgezählt, was sich Sonderbares auf der Insel zugetragen hatte. Harbert, Pencroff und Nab sahen einander an und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten, denn all diese Ereignisse, die sie hier zum ersten Mal aneinandergereiht überblickten, versetzten sie in größtes Erstaunen.

»Meiner Treu«, brach endlich Pencroff das Schweigen. »Sie haben recht, Mr. Cyrus, es ist schwer, diese Dinge zu erklären!«

»Nun, meine Freunde«, begann der Ingenieur wieder, »zu dem allem ist noch zuletzt eine Tatsache gekommen, die nicht weniger unverständlich ist, als die übrigen.«

»Und welche, Mr. Cyrus?« fragte begierig Harbert.

»Als Sie von der Insel Tabor zurückkehrten, Pencroff, sagten Sie, daß auf der Insel Lincoln ein Feuer aufleuchtete …«

»So ist es«, antwortete der Seemann.

»Und sind Sie auch sicher, wirklich eines gesehen zu haben?«

»So sicher, wie ich Sie jetzt vor mir sehe.«

»Du auch, Harbert?«

»Oh, Mr. Cyrus«, erwiderte Harbert, »jenes Feuer glänzte wie ein Stern erster Größe!«

»Doch sollte es vielleicht auch nur ein Stern gewesen sein?« fragte der Ingenieur nochmals.

»Nein, nein!« erklärte Pencroff, »der Himmel war mit dichten Wolken bedeckt, und so tief am Horizont wäre ein Stern nicht zu sehen gewesen! Doch Mr. Spilett hat das ebenso gut gesehen, wie wir, und wird unsere Worte bestätigen.«

»Ja, ich muß dem noch hinzufügen, daß das Feuer sehr lebhaft war und fast einen elektrischen Lichtschein um sich verbreitete.«

»Ja, ja! Genau so war es«, antwortete Harbert, »und gewiß befand es sich auf der Höhe des Granithauses.«

»Nun, meine Freunde«, versicherte Cyrus Smith, »so hören Sie denn, daß in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober weder von mir, noch von Nab ein Feuer auf der Küste entzündet worden ist.«

»Sie hätten nicht …?« fragte Pencroff in so großem Erstaunen, daß er den Satz nur halb zu vollenden vermochte.

»Wir haben das Granithaus gar nicht verlassen«, erwiderte Cyrus Smith, »und wenn ein Feuer auf der Küste zu sehen war, so hat es eine andere Hand entzündet, als die unsere!«

Pencroff, Harbert und Nab waren sprachlos. Eine Täuschung schien nicht gut möglich, ein Feuerschein hatte in der Nacht vom 19. zum 20. Oktober ihre Augen getroffen!

Ja, sie mußten wohl zustimmen, hier waltete ein Geheimnis! Ein unerklärlicher, doch den Kolonisten augenscheinlich günstiger und durch seine Merkwürdigkeit aufregender Einfluß machte sich auf der Insel Lincoln fühlbar. Lebte denn noch irgendein Wesen tief in ihrem Innern? Eine Antwort hierauf mußte man um jeden Preis erlangen! Cyrus Smith erinnerte seine Gefährten auch an das eigentümliche Benehmen Tops und Jups, als sie um die Mündung des Schachts umherliefen, durch den das Granithaus mit dem Meer in Verbindung stand, und sagte ihnen jetzt, daß er ihn genau untersucht habe, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Zuletzt führte dieses Gespräch endlich den Beschluß herbei, eine gemeinsame Untersuchung der ganzen Insel vorzunehmen, sobald die Jahreszeit das gestatten würde.

Von jenem Tag an quälte sich aber Pencroff mit allerlei Sorgen. Diese Insel, die er so gern als persönliches Eigentum betrachtete, schien ihm nicht mehr ganz und unbestritten zu gehören, sondern noch einen anderen Herrn zu haben, dem er sich, er mochte nun wollen oder nicht, Untertan fühlte. Nab und er sprachen jetzt häufig von diesen unerklärlichen Dingen, und beide, von Natur etwas zum Wunderbaren hinneigend, waren nahe daran, zu glauben, daß die Insel Lincoln unter der Herrschaft einer übernatürlichen Macht stehe.

Mit dem Monat April fingen nun die schlechten Tage wieder an. Der Winter schien vorzeitig einzutreten und rauh zu werden. Ohne Verzug wurden die nötigen Arbeiten zur Überwinterung in Angriff genommen.

Übrigens waren die Kolonisten vollständig ausgerüstet, den Winter, und wenn er noch so hart würde, auszuhalten. Kleidungsstücke und Filz fehlten ja nicht, und die sehr zahlreichen Mufflons hatten einen weiteren Überfluß an Wolle zur Herstellung jenes warmen Stoffs geliefert.

Selbstverständlich hatte man auch Ayrton mit der nötigen schützenden Kleidung versorgt. Cyrus Smith bot ihm an, die schlechte Jahreszeit im Granithaus zuzubringen, wo er mehr Schutz finden würde, als bei der Hürde, und Ayrton versprach das anzunehmen, sobald die letzten Arbeiten an seinem Viehhof beendet seien. Mitte April war das der Fall. Von der Zeit ab teilte Ayrton das gemeinschaftliche Leben, und suchte sich bei jeder Gelegenheit nützlich zu machen; doch nahm er, immer unterwürfig und traurig, niemals an den Vergnügungen seiner Gefährten teil.

Während des größten Teils dieses dritten Winters, den die Kolonisten auf Lincoln verlebten, blieben sie im Granithaus. Furchtbare Unwetter und schreckliche Stürme wüteten in dieser Zeit, bei denen die Felsen bis zum Grund zu erzittern schienen. Ungeheure Meereswogen drohten die Insel weit und breit zu überfluten, und jedes an ihrer Küste ankernde Fahrzeug wäre zweifellos mit Mann und Maus untergegangen. Zweimal während dieser Stürme schwoll die Mercy zu einer solchen Höhe an, daß man ein Wegreißen

der Brücken und Stege befürchten mußte; die kleine Brücke auf dem Strand machte sogar eine ganz besondere Befestigung nötig, da sie nicht selten von dem wütenden Meer vollständig überdeckt wurde. Man begreift, daß derartige den Windhosen ähnliche Windstöße, die mit Regenschauern und Schneegestöber einhergingen, auf dem Plateau der Freien Umschau manche Zerstörung anrichten mußten. Die Windmühle und der Hühnerhof hatten besonders zu leiden, und oft konnten die Kolonisten nicht umhin, wenigstens die dringlichsten Ausbesserungen vorzunehmen, wenn sie nicht die Existenz ihrer Anlagen in Frage stellen wollten.

Bei diesem entsetzlichen Wetter verirrten sich auch einige Jaguarpärchen und ganze Herden Affen bis an die Grenze des Plateaus, und immer lag die Befürchtung nahe, daß die gewandtesten und kühnsten von ihnen, vom Hunger getrieben, wohl den Bach überschreiten könnten, der in seinem halbgefrorenen Zustand den Übergang ohnehin erleichterte. Ohne fortwährende Überwachung wären die Anpflanzungen und Haustiere gewiß dem Untergang verfallen gewesen, und nicht selten wurden die Feuerwaffen eingesetzt, um jene gefährlichen Besucher fernzuhalten. An Arbeit fehlte es übrigens den Überwinternden nicht, denn abgesehen von dieser Sorge für außerhalb des Hauses, veranlaßte auch die Wohnung selbst vielerlei Beschäftigungen.

Bei starker Kälte wurden auch einige sehr erfolgreiche Jagden bei den Tadornesümpfen unternommen. Gedeon Spilett und Harbert verschwendeten unter Mithilfe Jups und Tops keinen Schuß bei diesen Tausenden von Enten,

Bekassinen, Kibitzen und anderen Vögeln. Das wildreiche Gebiet war ziemlich leicht zu erreichen, da man dahin sowohl nach Passierung der Mercybrücke auf dem Weg zum Ballonhafen gelangte, als auch durch Umgehung der Felsen an der Strandgutspitze, und nie entfernten sich die Jäger mehr als 2 bis 3 Meilen vom Granithaus.

So verflossen die 4 eigentlichen Wintermonate, der Juni, Juli, August und September, meist bei strenger Kälte. Alles in allem hatte aber das Granithaus von der Unbill der Witterung sehr wenig zu leiden, ebenso auch die Viehhürde, die, weniger frei liegend als das Plateau, und andererseits vom Franklin-Berg geschützt, die Windstöße nur erhielt, nachdem ihre Wut schon durch die Uferfelsen und die dichten Wälder gebrochen war. Die Schäden dort erreichten also niemals eine besondere Ausdehnung, und Ayrtons geschickte und fleißige Hände genügten, sie hinreichend auszubessern, als er in der zweiten Hälfte des Oktobers für einige Tage dahin abging.

Im Verlauf des Winters ereignete sich nichts besonders Auffallendes, obwohl Nab und Pencroff auch auf das Geringfügigste achteten, was etwa auf eine geheimnnisvolle Ursache zurückzuführen wäre. Auch Top und Jup liefen nicht mehr um den Schacht herum und gaben keinerlei Zeichen von Unruhe. Es gewann also den Anschein, als sei die Reihe übernatürlicher Zufälle unterbrochen; doch sprach man im Granithaus so manchen Abend davon und verharrte bei dem Entschluß, auch die unzugänglichsten Teile der Insel zu durchforschen. Ein höchst ernsthaftes Ereig-

nis aber, dessen Folgen sehr verderblich zu werden drohten, lenkte Cyrus Smith und seine Gefährten plötzlich von ihrem Vorhaben ab.

Es war um die Mitte des Oktober. Die schöne Jahreszeit kam schnell heran. Die Natur erwachte von den Strahlen der Sonne, und mitten unter den immergrünen Koniferen, die den Saum des Waldes bildeten, machte sich schon das junge Grün der Zirbelbäume, der Banksias und Deodars bemerklich.

Man erinnert sich, daß Gedeon Spilett und Harbert wiederholt fotografische Ansichten von der Insel Lincoln aufgenommen hatten. Am 17. Oktober nun kam Harbert, verführt durch die Klarheit des Himmels, auf den Gedanken, die ganze Union Bay, die vom Plateau aus von den Kiefernkaps bis zum Krallenkap vor ihnen lag, abzubilden.

Der Horizont war klar, und das von einer leichten Brise bewegte Meer bot in der Ferne den Anblick eines stillen Sees, mit einzelnen aufblitzenden prächtigen Lichtern.

Das Objektiv wurde an ein Fenster des Granithauses gebracht, und in dessen Gesichtsfeld lag also der ganze Strand und die Bai. Harbert verfuhr auf gewohnte Weise und fixierte die erhaltenen Platten mit den geeigneten Chemikalien in einem dunklen Raum des Granithauses.

Als er wieder ins Helle zurückkam, bemerkte er auf seiner Platte einen kleinen, kaum wahrzunehmenden Punkt am Horizont des Meeres. Er versuchte ihn durch wiederholte Waschungen zu entfernen, doch es gelang nicht.

»Es wird ein Fehler im Glas sein«, dachte er.

Da untersuchte er, eigentlich aus reiner Neugier, diesen Flecken mit einer starken Linse, die er aus dem Apparat losschraubte. Kaum fiel aber sein Blick darauf, als er einen Schrei ausstieß und die Platte fast seinen Händen entglitt.

Er lief sogleich nach dem Zimmer, in dem Cyrus Smith sich aufhielt, reichte Platte und Linse dem Ingenieur und zeigte ihm den Flecken.

Cyrus Smith untersuchte das Pünktchen; dann ergriff er sein Fernrohr und eilte ans Fenster.

Nach sorgfältiger Untersuchung des Horizonts mit dem Fernrohr haftete dieses endlich auf dem verdächtigen Punkt, und Cyrus Smith ließ es dann herabsinken, indem er nur die zwei Worte aussprach: »Ein Schiff!« Und wirklich, weit da draußen war ein Schiff in Sicht der Insel Lincoln!

TEIL III:

DAS GEHEIMNIS

1. KAPITEL

Zum Heil oder Verderben? – Ayrton herbeigerufen. – Das ist nicht die ›Duncan‹! – Ein verdächtiges Schiff. – Vorsichtsmaßnahmen. – Annäherung des Fahrzeugs. – Ein Kanonenschuß. – Die Brigg ankert in Sicht der Insel. – Anbruch der Nacht.

2 1/2 Jahre waren vergangen, seitdem die verschlagenen Insassen des Ballons auf die Insel Lincoln geworfen wurden, und bis jetzt hatten sie noch niemals Gelegenheit gehabt, sich mit anderen Menschen in Verbindung zu setzen. Einmal versuchte es bekanntlich Gedeon Spilett, als er einem Vogel jene Notiz über das Geheimnis ihres Aufenthaltsorts anvertraute, doch schien es fast unmöglich, eine ernstere Hoffnung auf Erfolg darauf zu gründen. Nur Ayrton allein gesellte sich unter den erzählten Umständen zu den Mitgliedern der Kolonie. – Und jetzt, am 17. Oktober, erschienen plötzlich noch andere Menschen in Sicht der Insel auf dem verlassenen Ozean!

Kein Zweifel! – Ein Schiff war dort! Würde es aber auf offener See vorübersegeln oder hier an Land gehen? Binnen wenigen Stunden mußten die Ansiedler hierüber Aufschluß haben.

Cyrus Smith und Harbert, die auch Gedeon Spilett, Pen-

croff und Nab eiligst herbeigerufen hatten, setzten diese von dem Vorfall in Kenntnis. Pencroff ergriff das Fernrohr, durchmusterte schnell den Horizont und rief, als er die bezeichnete Stelle, die das unerkennbare Fleckchen auf dem fotografischen Negativ verursacht hatte, auffand, mit einem Ton, der wenig Befriedigung über das Gesehene verriet:

»Tausend Teufel! Ja, das ist ein Schiff!«

»Kommt es auf uns zu?«

»Kann ich noch nicht bestimmen«, erwiderte Pencroff; »jetzt ragen nur die Masten über den Horizont, der Rumpf ist noch ganz unsichtbar.«

»Was ist zu tun?« fragte der junge Mann.

»Ruhig abzuwarten«, antwortete Cyrus Smith.

Lange Zeit sprachen die Kolonisten kein Wort. Gedanken und Gemütsbewegungen, Furcht und Hoffnung, alles was sich an dieses unerwartete und seit ihrem Aufenthalt auf Lincoln unbestritten bedeutungsvollste Ereignis knüpfte, fesselte ihre Zunge.

Gewiß befanden sich die Ansiedler nicht in der traurigen Lage von Schiffbrüchigen auf einer unfruchtbaren Insel, die einer stiefmütterlichen Natur ihr elendes Dasein abringen und nur von der einen Sehnsucht erfüllt sind, bewohnte Länder wiederzusehen. Besonders Pencroff und Nab, die sich jetzt so reich und glücklich fühlten, hätten ihre Insel sicherlich nicht ohne tiefes Bedauern verlassen. Sie hatten sich in dieses Leben auf einem Stückchen Erde gefunden, das ihre einsichtige Tätigkeit sozusagen schon zivilisiert hatte! Und dennoch, das Schiff da draußen erschien ihnen

wie ein Bote vom Festland, vielleicht ein Stück von ihrem Vaterland, dem sie hier begegneten. Es trug jedenfalls Ihresgleichen – sollte ihr Herz bei diesem Anblick nicht höher schlagen?

Von Zeit zu Zeit ergriff Pencroff wieder das Fernrohr und nahm am Fenster Platz. Mit größter Aufmerksamkeit betrachtete er das Schiff, das noch an die 20 Meilen im Osten entfernt sein mochte. Die Kolonisten vermochten ihre Anwesenheit also noch auf keine Weise zu erkennen zu geben. Eine Flagge wäre nicht bemerkt, ein Signalschuß nicht gehört, ein Feuer jetzt nicht erkannt worden.

Auf keinen Fall konnte aber die vom Franklin-Berg hoch überragte Insel den Augen der Schiffswache entgangen sein. Was veranlaßte das Schiff jedoch hier zu landen? Lenkte es nur der blinde Zufall nach diesem Teil des Pazifiks, in dem die Seekarten doch, außer der kleinen und abseits von den Schiffskursen gelegenen Insel Tabor, kein Land verzeichneten?

Auf diese Frage, die allen vorschwebte, gab Harbert plötzlich eine Antwort.

»Sollte das nicht die ›Duncan‹ sein?« rief er aus.

Die ›Duncan‹ war, wie der Leser sich erinnert, die Yacht Lord Glenarvans, der Ayrton einst auf dem Eiland aussetzte und einmal zu dessen Wiederaufnahme zurückkehren sollte. Das Eiland nun lag keineswegs so entfernt von der Insel Lincoln, daß ein dorthin segelndes Schiff nicht hätte in Sicht der letzteren vorüber kommen können. Nur

150 Meilen in der Länge und 75 Meilen in der Breite trennten beide Punkte voneinander.

»Wir werden Ayrton Nachricht geben«, sagte Gedeon Spilett, »und ihn unverzüglich hierher rufen müssen. Er allein vermag uns bald zu sagen, ob das die ›Duncan‹ ist.«

Alle teilten diese Ansicht, der Ingenieur begab sich zum Telegrafenapparat, der das Granithaus mit der Wohnung neben der Hürde verband, und ließ folgendes Telegramm ab:

»Sofort hierher kommen!«

Wenige Augenblicke darauf schlug die Weckerglocke wieder an.

»Ich komme«, lautete Ayrtons Antwort.

Die Kolonisten setzten inzwischen die Beobachtung des Schiffes fort.

»Wenn es die ›Duncan‹ ist«, begann Harbert, »dann muß Ayrton sie leicht erkennen, da er sich eine Zeitlang darauf befunden hat.«

»Und wenn er sie wiedererkennt«, fügte Pencroff hinzu, »dann wird er wohl etwas Herzklopfen bekommen.«

»Gewiß«, antwortete Cyrus Smith, »doch jetzt ist Ayrton würdig, an Bord der ›Duncan‹ zurückzukehren, und gebe der Himmel, daß es die Yacht Lord Glenarvans ist, denn jedes andere Schiff flößt mir unwillkürlich einen beängstigenden Verdacht ein! Diese Meere werden nicht viel befahren, und immer fürchte ich noch den Besuch irgendwelcher malaiischen Seeräuber auf unserer Insel.«

»Oh, wir verteidigen sie!« rief Harbert mutig.

»Gewiß, mein Kind«, erwiderte der Ingenieur lächelnd, »besser ist's aber doch, das nicht nötig zu haben.«

»Erlauben Sie«, fiel da Gedeon Spilett ein. »Die Insel ist den Seefahrern noch unbekannt, da sie sich selbst auf den neuesten Karten nicht verzeichnet findet. Sollte das nun für ein Schiff, das sie zufällig zu Gesicht bekam, nicht vielmehr ein Grund sein, auf jene zuzusteuern, als ihr aus dem Weg zu gehen?«

»Ganz richtig«, bestätigte Pencroff.

»Ich bin derselben Meinung«, fügte der Ingenieur hinzu. »Ja, die Pflicht eines Kapitäns erfordert es, jedes unbekannte und noch nicht eingetragene Land anzulaufen und aufzunehmen; in dieser Lage befindet sich gerade unsere Insel.«

»Nehmen wir einmal an«, fragte Pencroff, »jenes Schiff näherte sich der Küste und ginge da, einige Kabellängen von uns, vor Anker, was würden wir wohl tun?«

Diese so nackt hingestellte Frage erhielt nicht sogleich eine Antwort. Nach einigem Überlegen äußerte sich Cyrus Smith mit gewohntem ruhigem Ton darüber.

»Was wir tun würden, meine Freunde«, sagte er, »und tun müßten, wäre folgendes: Wir setzen uns mit dem Fahrzeug in Verbindung, schiffen uns auf ihm ein und verlassen also unsere Insel, doch erst nach ihrer offiziellen Besitznahme für die Vereinigten Staaten. Später kehren wir mit all denen hierher zurück, die sich uns zu dem Zweck anschließen wollen, sie dauernd zu besiedeln, und der großen Republik eine vorteilhafte Station in diesem Teil des Pazifiks zu gründen und anzubieten.«

»Hurra!« rief Pencroff; »es wird kein zu kleines Geschenk sein, das wir unserem Vaterland damit machen! Schon ist ja ihre Kolonisation fast vollendet; alle Teile der Insel sind getauft, sie hat einen natürlichen Hafen, einen bequemen Wasserplatz, Straßen, eine Telegrafenlinie, eine Werft und eine Werkstatt – nur der Name der Insel Lincoln braucht noch auf den Seekarten nachgetragen zu werden.«

»Doch wenn sie während unserer Abwesenheit ein anderer in Besitz nähme?« warf Gedeon Spilett ein.

»Tausend Teufel!« wetterte Pencroff, »da blieb ich lieber allein als Wache zurück, und auf mein Wort, mir soll sie keiner stehlen, wie die Uhr aus der Tasche eines Tölpels!«

Eine Stunde über blieb es unmöglich, mit Gewißheit zu sagen, ob das signalisierte Schiff auf die Insel Lincoln zusteuerte oder nicht. Es hatte sich jetzt zwar der Insel genähert, doch welchen Kurs hielt es im Grunde ein? Pencroff vermochte das noch nicht zu erkennen. Da der Wind aus Nordosten kam, war es jedenfalls anzunehmen, daß das Schiff unter Steuerbordhalsen segelte. Zudem begünstigte die Brise ein Anlaufen der Insel, der es sich bei der ruhigen See furchtlos nähern konnte, obwohl die Karten Sondierungen des umgebenden Wassers nicht verzeichneten.

Gegen 4 Uhr, eine Stunde nachdem er herbeigerufen worden war, kam Ayrton im Granithaus an und trat in den Hauptsaal mit den Worten ein:

»Zu Ihrem Befehl, meine Herren.«

Cyrus Smith streckte ihm, wie er das immer zu tun pflegte, die Hand entgegen und führte ihn zum Fenster.

»Ayrton«, begann er, »wir haben Sie aus einem sehr wichtigen Grund hierherkommen lassen. Ein Fahrzeug ist in Sicht der Insel.«

Zuerst lief eine leichte Blässe über Ayrtons Wangen, und seine Augen verschleierten sich einen Augenblick. Dann lehnte er sich zum Fenster hinaus, durchlief den Horizont mit den Augen, doch er sah nichts.

»Nehmen Sie dieses Fernrohr«, sagte Gedeon Spilett, »und sehen aufmerksam dorthin, denn es könnte doch möglich sein, jenes wäre die ›Duncan‹, die jetzt zurückkehrte, Sie heimzuführen.«

»Die ›Duncan‹!« murmelte Ayrton. »Schon?!«

Das letzte Wörtchen entschlüpfte seinen Lippen mehr unwillkürlich, und vor Erregung barg er den Kopf in seinen Händen.

12 Jahre Verbannung auf einer verlassenen Insel schien ihm noch nicht genug Buße? Der reuige Sünder fühlte sich noch immer nicht begnadigt, weder in seinen, noch in anderer Augen?

»Nein«, sagte er, »nein! Das ist unmöglich die ›Duncan‹.«

»Überzeugen Sie sich genau, Ayrton«, bat der Ingenieur, »uns liegt sehr viel daran, beizeiten zu wissen, woran wir sind.«

Ayrton nahm das Fernglas noch einmal und richtete es nach dem betreffenden Punkt. Einige Minuten lang beobachtete er den Horizont, ohne die Lippen zu bewegen und eine Silbe laut werden zu lassen. Dann sagte er:

»Ein Schiff ist es wohl, doch für die ›Duncan‹ kann ich es nicht halten.«

»Und weshalb nicht?« fragte Gedeon Spilett.

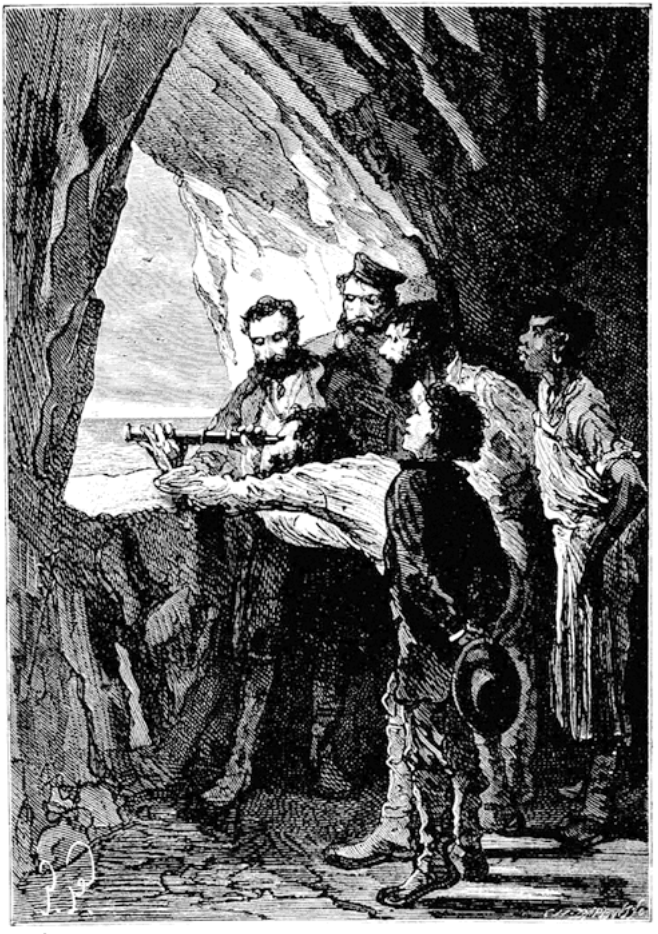
»Weil die ›Duncan‹ eine Dampfyacht ist und ich keine Spur von Rauch weder über noch neben dem Fahrzeug sehe.«

»Vielleicht benutzt er jetzt nur die Segel«, wandte Pencroff ein. »Der Wind ist der Richtung, der er zu folgen scheint, günstig, auch dürfte es ihm geboten erscheinen, bei dieser ungeheuren Entfernung von jedem Festland seine Kohlen sorgsam zu sparen.«

»Sie könnten möglicherweise recht haben, Pencroff«, antwortete Ayrton; »vielleicht hat man auf dem Schiff die Kesselfeuer gelöscht. Lassen wir es sich der Küste etwas weiter nähern, dann werden wir wissen, woran wir sind.«

Nach diesen Worten setzte sich Ayrton schweigend in einer Ecke des Saales nieder. Die Ansiedler tauschten ihre Meinungen über das unbekannte Schiff auch noch weiter aus, doch Ayrton nahm an dem Gespräch nicht mehr teil.

Alle befanden sich jetzt in einer Gemütsverfassung, die ihnen jede andere Beschäftigung einfach zur Unmöglichkeit machte. Gedeon Spilett und Pencroff schienen besonders erregt, liefen auf und ab und fanden an keiner Stelle Ruhe. Bei Harbert überwog das Gefühl der neugierigen Erwartung. Nab allein bewahrte seine gewohnte Ruhe. War seine Heimat nicht da, wo sich sein Herr befand? Der Ingenieur selbst blieb in Gedanken vertieft und fürchtete die Ankunft jenes Schiffes mehr, als er sie herbeiwünschte.



Inzwischen hatte sich letzteres der Insel ein wenig genähert. Mit bewaffnetem Auge erkannte man nun bestimmt, daß es ein größeres Seeschiff und nicht eine jener malaiischen Praos war, deren sich die Seeräuber des Pazifiks im allgemeinen bedienen. Noch konnte man also hoffen, daß die Befürchtung des Ingenieurs sich nicht erfüllen und die Anwesenheit dieses Fahrzeugs in den Gewässern um die Insel Lincoln dieser keine Gefahr bringen werde. Pencroff bemerkte nach genauer Beobachtung, daß es Briggtakelage führe und unter Steuerbordhalsen, den unteren, den Mars- und den Bramsegeln in schiefer Richtung auf die Küste zulaufe, was Ayrton vollkommen bestätigte.

Bei Einhaltung dieses Kurses mußte es jedoch bald hinter den Ausläufern des Krallenkaps verschwinden, denn es segelte nach Südwest, und um es mit den Augen verfolgen zu können, hätte man sich auf die Anhöhen hinter der Washington Bay neben dem Ballonhafen begeben müssen. Unglücklicherweise war es schon gegen 5 Uhr nachmittags, und die Dämmerung mußte bald jede Beobachtung vereiteln.

»Was sollen wir tun, wenn die Nacht kommt?« fragte Gedeon Spilett; »ein Feuer anzünden, um unsere Anwesenheit kundzugeben?«

Das war eine ernste Frage, die jedoch, trotz der bösen Ahnungen des Ingenieurs, in bejahendem Sinn entschieden wurde. Während der Nacht konnte das Schiff verschwinden, weitersegeln auf Nimmerwiedersehen, und war diese Gelegenheit vorüber, würde sich jemals ein anderes in die Nähe

der unbekannten Insel verirren? Und wer konnte vorhersagen, was den Kolonisten noch in der Zukunft bevorstand?

»Ja«, sagte der Reporter, »wir müssen jenem Schiff, es sei nun welches es wolle, zeigen, daß die Insel bewohnt ist. Die Aussicht, die sich uns jetzt bietet, unbenutzt lassen, hieße uns künftig manche Selbstvorwürfe zuziehen!«

Es wurde also beschlossen, durch Nab und Pencroff bei einbrechender Dunkelheit auf einem höheren Punkt neben dem Ballonhafen ein weitleuchtendes Feuer entzünden zu lassen, das die Aufmerksamkeit der Besatzung jener Brigg auf jeden Fall erregen mußte.

Gerade als Nab und der Seemann aber das Granithaus verlassen wollten, wechselte das Schiff die Halsen und fuhr nun direkt nach der Insel in der Richtung auf die Union Bay zu. Sie lief gut, jene Brigg, denn sie kam jetzt sichtlich näher.

Nab und Pencroff ließen von ihrem Vorhaben ab, und Ayrton erhielt das Fernrohr wieder, um nun endgültig entscheiden zu können, ob das heransegelnde Fahrzeug die ›Duncan‹ sei oder nicht. Auch die schottische Yacht führte das Takelwerk einer Brigg. Es ging also besonders darum, zu erkennen, ob sich zwischen den beiden Masten des Schiffes, das jetzt nur noch 10 Meilen entfernt war, wohl ein Rauchfang erhöbe.

Der sehr reine Horizont erleichterte diese Beobachtung, und bald ließ Ayrton das Rohr wieder sinken mit den Worten:

»Die ›Duncan‹ ist es nicht! – Sie konnte es nicht sein …!«

Pencroff brachte das Schiff noch einmal in das Gesichtsfeld des Fernglases und erkannte, daß diese Brigg von 3 - bis 400 Tonnen bei ihrer wunderbaren Schlankheit, ihren kühn aufstrebenden Masten und günstigen Schwimmlinien ein guter Schnellsegler sein müsse. Welche Nationalität er angehörte, war bis jetzt freilich schwer zu sagen.

»Doch flattert eine Flagge an der Mastspitze«, erklärte der Seemann, »nur bin ich nicht imstande, deren Farben zu unterscheiden.«

»Vor Ablauf einer Stunde werden wir darüber Gewißheit haben«, sagte der Reporter. »Übrigens deutet alles darauf hin, daß der Kapitän an Land zu gehen beabsichtigt, und folglich machen wir, wenn nicht heute, so doch spätestens morgen seine nähere Bekanntschaft.«

»Zugegeben«, entgegnete Pencroff. »Besser ist's aber doch, zu wissen, mit wem man es zu tun hat, und ich wünschte doch sehr, die Farben des Unbekannten dort zu erkennen.«

Des Seemanns Auge verließ das Fernrohr keinen Augenblick.

Schon begann der Tag zu sinken, und allmählich legte sich die Brise. Die Flagge der Brigg hing schlaffer herab, und ihre Faltung machte ein Erkennen noch schwieriger.

»Die amerikanische Flagge ist das nicht«, murmelte Pencroff in kurz abgebrochenen Sätzen, »die englische, deren Rot zu gut ins Auge fällt, auch nicht, weder sind es die deutschen Farben, noch die französischen, weder die weiße Flagge Rußlands, noch die gelbe Spaniens … Man könnte jene für ganz einfarbig halten … Nun … welcher begegnet

man hier wohl am meisten …? Der Flagge Chiles …? Die ist dreifarbig … Der Brasiliens …? Die sieht aber grün aus … Der japanischen …? Die ist schwarz und gelb … aber diese hier …«

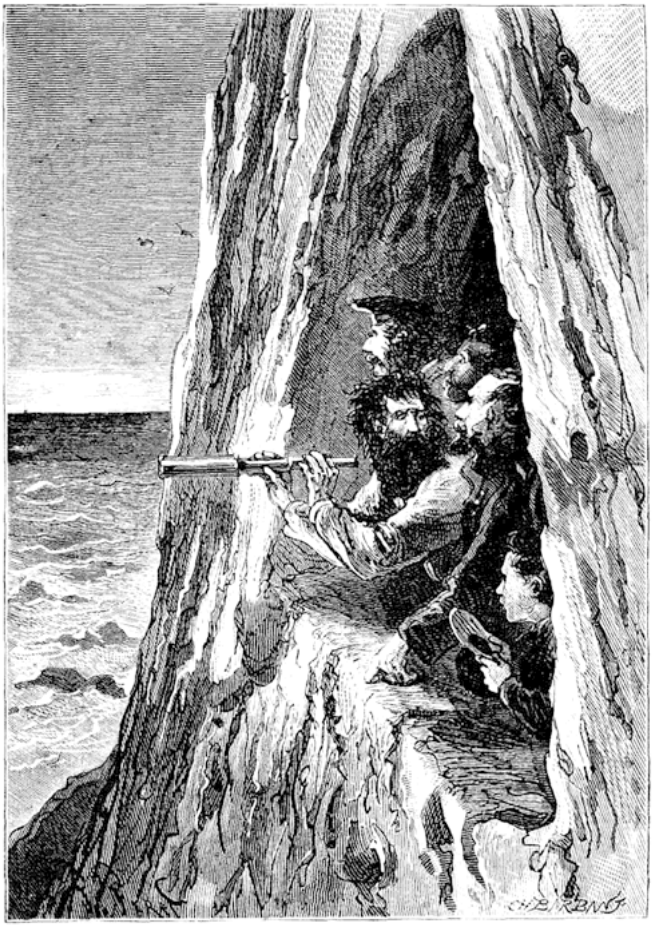
Eben jetzt entfaltete ein kräftigerer Windstoß das unerkennbare Flaggentuch. Ayrton ergriff das Fernglas, das der Seemann eben aus der Hand gelegt hatte, stellte es scharf für sein Auge ein und sagte erschrocken:

»Eine schwarze Flagge ist es!«

Wirklich flatterte außer dieser auch ein schwarzer Wimpel an der Mastspitze und verstärkte die Annahme der Kolonisten, ein verdächtiges Fahrzeug vor sich zu haben.

Sollten die Ahnungen des Ingenieurs jetzt wirklich in Erfüllung gehen? War jene Brigg ein Piratenschiff? Machte es diese Gegenden des Pazifiks im Wettstreit mit den gefürchteten Malaien unsicher? Was konnte es an der Küste der Insel Lincoln suchen? Sah es in ihr ein unbekanntes Stück Erde, das zum Verbergen gestohlenen Gutes wie geschaffen sein mußte? Wollte es für die schlechte Jahreszeit hier nur eine Zuflucht finden? War das Gebiet der Kolonisten bestimmt, sich in ein Versteck ehrloser Verbrecher umzuwandeln – in eine Art Piratenhauptpunkt des Pazifiks?

All diese Gedanken drängten sich den Ansiedlern auf. Über die Bedeutung der aufgepflanzten Fahne konnte ja kein Zweifel bestehen – dieses Seeräuberzeichen, das auch die ›Duncan‹ tragen sollte, wenn die Sträflinge ihre Absicht hätten ausführen können.



Man verlor jetzt keine Zeit mit langem Hin- und Herreden.

»Meine Freunde«, sagte Cyrus Smith, »vielleicht beabsichtigt jenes Schiff zuletzt doch nur, die Küsten der Insel näher zu untersuchen, und die Besatzung geht gar nicht an Land. Das wäre der erwünschteste Fall. Doch wie dem auch sei, wir müssen alles tun, unsere Anwesenheit hier zu verbergen. Die Windmühle auf dem Plateau ist ein zu leicht erkennbares Zeichen, darum mögen Ayrton und Nab schnell ihre Flügel abnehmen. Auch die Fenster unseres Granithauses wollen wir dichter unter Zweigen verbergen, und jedes Feuer löschen, damit nichts das Vorhandensein von Menschen auf der Insel verrät.

»Und unser Kutter?« fragte Harbert.

»Oh, der liegt im Ballonhafen geborgen«, antwortete Pencroff; »ich glaube niemals, daß ihn jene Schurken finden!«

Die Anordnungen des Ingenieurs wurden sogleich vollzogen. Nab und Ayrton begaben sich auf das Plateau und trafen Anstalten, jedes das Bewohntsein der Insel verratende Zeichen zu entfernen oder zu verbergen. Während sie hiermit beschäftigt waren, holten ihre Gefährten aus dem nahen Jacamarwald eine große Menge Zweige und Schlingpflanzen, welche die Öffnungen in der Mauer des Granithauses durch natürliches Grün verstecken sollten. Gleichzeitig legte man sich aber Waffen und Munition zurecht, um im Fall eines unerwarteten Angriffs alles bei der Hand zu haben.

Nach Vollendung aller Vorsichtsmaßnahmen sagte Cyrus Smith mit tief bewegter Stimme:

»Meine Freunde, wenn jene Elenden sich der Insel Lincoln sollten bemächtigen wollen, dann verteidigen wir sie, nicht wahr?«

»Ja, Cyrus«, erwiderte der Reporter, »und wenn es sein muß, sterben wir dafür!«

Der Ingenieur streckte seinen Gefährten die Hände entgegen, die diese mit freudiger Zustimmung drückten.

Ayrton allein war in seiner Ecke geblieben und schloß sich dieser Kundgebung nicht an. Vielleicht fühlte er, der frühere Verbrecher, sich noch immer nicht würdig dazu.

Cyrus Smith sah ein, was in Ayrtons Seele vorgehen mochte, und wandte sich jetzt direkt an ihn.

»Nun, und Sie, Ayrton«, fragte er, »was gedenken Sie zu tun?«

»Meine Pflicht!« antwortete Ayrton.

Dann erhob er sich, ging wieder zum Fenster, und seine Blicke suchten die grüne Schutzwand zu durchdringen.

Es war jetzt 7 Uhr 30 und die Sonne seit etwa 20 Minuten hinter dem Granithaus untergegangen, so daß der östliche Horizont sich schon langsam in Dunkel hüllte. Dennoch segelte die Brigg unaufgehalten weiter gegen die Union Bay heran. Jetzt befand sie sich in einer Entfernung von ungefähr 8 Meilen dem Plateau der Freien Umschau gerade gegenüber, denn nachdem sie in der Höhe des Krallenkaps beigedreht hatte, lief sie mit Unterstützung der steigenden Flut sehr schnell nach Norden zu. Bei dieser Entfernung konnte

man sogar sagen, daß sie schon in die ausgedehnte Bai eingelaufen sei, denn eine vom Krallenkap nach den Kiefernkaps gelegte gerade Linie wäre östlich auf ihrer Steuerbordseite vorübergegangen.

Würde die Brigg noch tiefer in die Bai einfahren? Das war die erste Frage. Würde sie darin Anker werfen? Das war die zweite. Würde sie sich damit begnügen, das Ufer näher zu beobachten und keine Mannschaften an Land setzen? Das mußte man vor Ablauf einer Stunde erfahren. Die Kolonisten mußten die weitere Entwicklung eben abwarten.

Nicht ohne ernstere Befürchtungen hatte Cyrus Smith die schwarze Flagge an dem verdächtigen Fahrzeug aufgezogen gesehen. War das nicht eine ausgesprochene Bedrohung des Werkes, das er mit seinen Gefährten bis jetzt so erfreulich gefördert hatte? Sollten die Seeräuber – denn für etwas anderes konnte man die Besatzung jener Brigg nicht halten – diese Insel schon früher besucht haben, da sie bei Annäherung an das Land ihre Farbe zeigten? Waren sie hier schon früher einmal angelaufen, was gewisse bis jetzt unerforscht gebliebene Eigentümlichkeiten erklärt hätte? Lebte in den bis jetzt noch nicht untersuchten Teilen vielleicht ein Gefährte, der mit ihnen in Verbindung stand?

All diese Fragen, die sich Cyrus Smith aufdrängten, konnte er vorläufig nicht beantworten, doch er fühlte mit Bestimmtheit, daß die Lage der Kolonie durch das Erscheinen der Brigg sehr ernstlich gefährdet war.

Auf jeden Fall waren er und seine Gefährten zum äußersten Widerstand entschlossen. Übertrafen die Piraten

wohl an Anzahl die Kolonisten und hatten sie bessere Waffen als diese? – Das hätte man gern gewußt, doch wie sollte man dazu gelangen?

Es wurde inzwischen völlig Nacht. Die schmale Mondsichel war im letzten Dämmerlicht schon verschwunden. Tiefe Finsternis umfing das Meer und die Insel. Schwere, rings um den Horizont gelagerte Wolken ließen keinen Lichtschimmer durchdringen. Auch der Wind hatte sich schon mit Eintritt der Dämmerung gelegt. Kein Blättchen regte sich an den Bäumen, keine Welle murmelte am Strand. Von dem Schiff sah man nichts; alle seine Lichter waren gelöscht oder verdeckt, und wenn es überhaupt noch in Sicht der Insel schwamm, konnte man seine jetzige Stelle doch unmöglich bezeichnen.

»Ha, wer weiß«, äußerte sich der Seemann, »vielleicht ist das verdammte Schiff davongesegelt und wir sehen mit Tagesanbruch keine Spur mehr von ihm wieder?«

Da blitzte, wie als Antwort auf Pencroffs Bemerkung, ein greller Lichtschein im Dunkel auf und der Donner einer Kanone hallte durch die Luft. Das Fahrzeug war also noch in der Nähe und führte Geschütze an Bord. 6 Sekunden waren zwischen dem Blitz und dem Donner verflossen. Die Brigg befand sich also etwa eine Meile von der Insel.

Zur gleichen Zeit hörte man das Klirren von Ketten, die rasselnd durch die Klüsen liefen.

Das Schiff hatte in Sicht des Granithauses Anker geworfen!

2. KAPITEL

Gespräche und Ahnungen. – Ein Vorschlag Ayrtons. – Ayrton und Pencroff auf dem Grant-Eiland. – Verbrecher aus Norfolk. – Ihre Ziele. – Eine Heldentat Ayrtons. – Seine Rückkehr. – Sechs gegen fünfzig.

Über die Absichten der Piraten konnte kein weiterer Zweifel bestehen. Dicht bei der Insel hatten sie Anker geworfen, und es lag auf der Hand, daß sie am nächsten Tag mit ihren Kanus ans Ufer kommen würden.

So bereit und entschlossen zum Handeln Cyrus Smith und seine Gefährten auch waren, so durften sie eine gewisse Klugheit doch nicht vernachlässigen. Vielleicht konnte ihre Anwesenheit überhaupt verborgen bleiben, für den Fall, daß die Seeräuber sich begnügten, nur an Land zu gehen und nicht ins Innere von Lincoln einzudringen. Tatsächlich war ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sie keinen anderen Zweck verfolgten, als an der Mercymündung Wasser einzunehmen, und dabei konnten die anderthalb Meilen von der Mündung über den Fluß geschlagene Brücke und die Werkstätte in den Kaminen ihren Blicken recht gut entgehen.

Warum hißten sie aber jene Flagge an der Mastspitze der Brigg? Weshalb lösten sie einen Kanonenschuß? Gewiß einfacher Firlefanz, wenn er nicht die Bedeutung einer Besitznahme der Insel haben sollte! Cyrus Smith wußte nun, daß das Fahrzeug furchtbare Waffen führte. Und was hatten

die Ansiedler, um den Kanonen der Piraten zu antworten? – Nichts als einige Flinten!

»Jedenfalls«, bemerkte Cyrus Smith, »befinden wir uns hier in einer uneinnehmbaren Stellung. Der Feind wird die frühere Abflußöffnung, jetzt, wo sie von Blüten und Gräsern verdeckt ist, nicht auffinden, und folglich auch nicht in das Granithaus eindringen können.«

»Aber unsere Anpflanzungen, unser Hühnerhof, die Viehhürde, alles, alles!« rief Pencroff mit dem Fuß stampfend. »Sie können alles verwüsten, alles in wenigen Stunden zerstören!«

»Alles, Pencroff«, antwortete Cyrus Smith, »und wir besitzen kein Mittel, sie daran zu hindern.«

»Sind es viele? – Das ist die Frage«, sagte der Reporter. »Wenn es nur zwölf sind, werden wir mit ihnen fertig, aber 40, 50, vielleicht noch mehr …!«

»Mr. Smith«, begann da Ayrton, der auf den Ingenieur zutrat, »würden Sie mir eine Erlaubnis erteilen?«

»Welche, mein Freund?«

»Mich nach dem Schiff zu begeben und die Stärke der Mannschaft zu erforschen?«

»Aber, Ayrton«, erwiderte der Ingenieur, »Sie riskieren Ihr Leben …«

»Warum sollte ich nicht?«

»Das ist mehr als Ihre Pflicht.

»Ich habe auch mehr zu leisten, als meine Pflicht«, antwortete Ayrton.

»Sie wollten mit der Piroge bis zum Schiff rudern?« fragte Gedeon Spilett.

»Nein, Sir, ich will dahin schwimmen; die Piroge würde da nicht hindurchkommen, wo es einem Schwimmer noch möglich ist.«

»Haben Sie auch bedacht, daß die Brigg mehr als eine Meile vom Ufer liegt?«

»Ich bin ein guter Schwimmer, Mr. Harbert.«

»Ich wiederhole Ihnen aber, Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel«, meinte der Ingenieur.

»Das macht nichts«, antwortete Ayrton. »Mr. Smith, ich verlange das als eine Gnade von Ihnen. Vielleicht erringe ich mir dadurch wieder einige Achtung vor mir selbst!«

»So gehen Sie mit Gott, Ayrton«, erwiderte Cyrus Smith, der recht gut fühlte, daß eine Verweigerung dieser Erlaubnis den früheren Verbrecher, der wieder zum ehrlichen Menschen geworden war, tief betrüben mußte.

»Ich begleite Sie«, rief Pencroff.

»Sie mißtrauen mir also!« sagte Ayrton verletzt und schnell, doch bald rang sich ein schmerzlicher Seufzer aus seinem Busen los.

»Nein! Nein!« rief wie zum Trost Cyrus Smith, »nein, Ayrton, Pencroff mißtraut Ihnen nicht! Sie haben seine Worte falsch gedeutet!«

»Wirklich«, erklärte der Seemann, »ich wollte Ayrton damit nur vorschlagen, ihn bis zum Eiland zu begleiten. Wenn es auch nicht gerade wahrscheinlich ist, so könnte sich doch einer jener Spitzbuben nach dem Eiland begeben haben,

und dann möchten zwei Mann wohl nicht zuviel sein, ihn zu hindern, ein Signal zu geben. Ich will Ayrton nur auf dem Eiland erwarten, und er mag, da er es nun einmal so will, allein zum Schiff zu gelangen suchen.«

Nach derartiger Erledigung dieses kleinen Zwischenfalls traf Ayrton die notwendigsten Vorbereitungen. Sein Projekt war kühn, doch konnte es, begünstigt durch die Dunkelheit der Nacht, wohl gelingen. Erreichte er nur das Fahrzeug, so vermochte Ayrton, wenn er sich an die Knie unter den Kranbalken anklammerte, oder in die Putern kletterte, sich über die Anzahl und vielleicht auch über die Absichten der Seeräuber zu unterrichten.

Gefolgt von ihren Gefährten begaben sich Ayrton und Pencroff zum Strand hinab. Ayrton warf die Kleider ab und bestrich sich mit Fett, um weniger von der Kälte des Wassers zu leiden. Er mußte ja darauf gefaßt sein, vielleicht mehrere Stunden darin auszuhalten.

Pencroff und Nab hatten inzwischen die Piroge herbeigeholt, die einige hundert Schritte weiter oben, am Ufer der Mercy, angebunden lag, und als sie mit ihr anlangten, war Ayrton bereit abzufahren.

Um Ayrtons Schultern warf man eine Decke, und die Kolonisten drückten ihm glückwünschend die Hand.

Pencroff und Ayrton schifften sich auf dem Boot ein.

Es war 10 Uhr 30 abends, als beide in der Dunkelheit verschwanden; ihre Gefährten wollten ihre Rückkehr in den Kaminen erwarten.

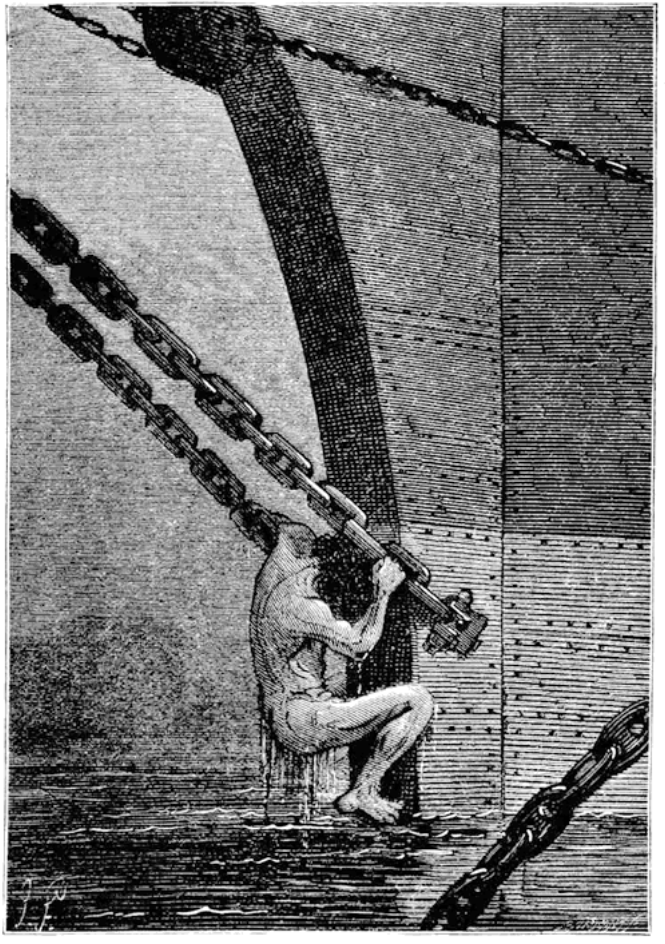
Leicht überschifften jene den Kanal und landeten an

dem gegenüberliegenden Ufer des Eilands. Auch hierbei gingen sie schon mit aller Vorsicht zu Werke, falls sich die Piraten in der Nähe umhertrieben. Dem Anschein nach erwies sich das Eiland aber als verlassen. Ayrton überschritt es, von Pencroff gefolgt, eiligst, wobei ganze Mengen der in Felsenlöchern nistenden Vögel aufgescheucht wurden; dann stürzte er sich ins Meer und schwamm geräuschlos auf das Schiff zu, zu dem einige kurz vorher angezündete Lichter ihm den Weg wiesen.

Pencroff verbarg sich in einer Höhle am Ufer und erwartete die Rückkehr seines Gefährten.

Inzwischen teilten Ayrtons kräftige Arme die Wellen und er glitt über die Wasserfläche, fast ohne eine Bewegung darin zu veranlassen. Kaum ragte sein Kopf daraus hervor, während seine Augen scharf nach der dunklen Masse der Brigg gerichtet waren, deren Feuer sich auf dem Meer spiegelten. Nur an die Pflicht, die zu erfüllen er auf sich genommen hatte, dachte er, nicht an die Gefahren, die ihm nicht nur an Bord des Schiffes, sondern auch durch die in dieser Gegend häufig vorkommenden Haifische drohten. Die Strömung unterstützte ihn, und schnell entfernte er sich von der Küste.

Eine halbe Stunde später erreichte Ayrton, ohne gesehen oder gehört worden zu sein, das Schiff, und schwang sich an den Kniebalken unter dem Bugspriet hinauf. Er holte ein wenig Atem, klomm an den Ketten in die Höhe und gelangte so nach der vordersten Spitze des Schiffes. Dort hin-



gen einige Matrosenkleider zum Trocknen. Er schlüpfte in eine Hose. Dann horchte er gespannt.

An Bord der Brigg schlief man noch nicht. Im Gegenteil, man sprach, sang und lachte laut. Ayrton vernahm folgende von den gewohnten Flüchen begleiteten Worte:

»Ein guter Fang, unser Schiff da!«

»Sie segelt gut, die ›Speedy‹;* sie verdient ihren Namen.«

»Die ganze Flotte aus Norfolk mag hinter ihr her sein, sie holt sie nicht ein!«

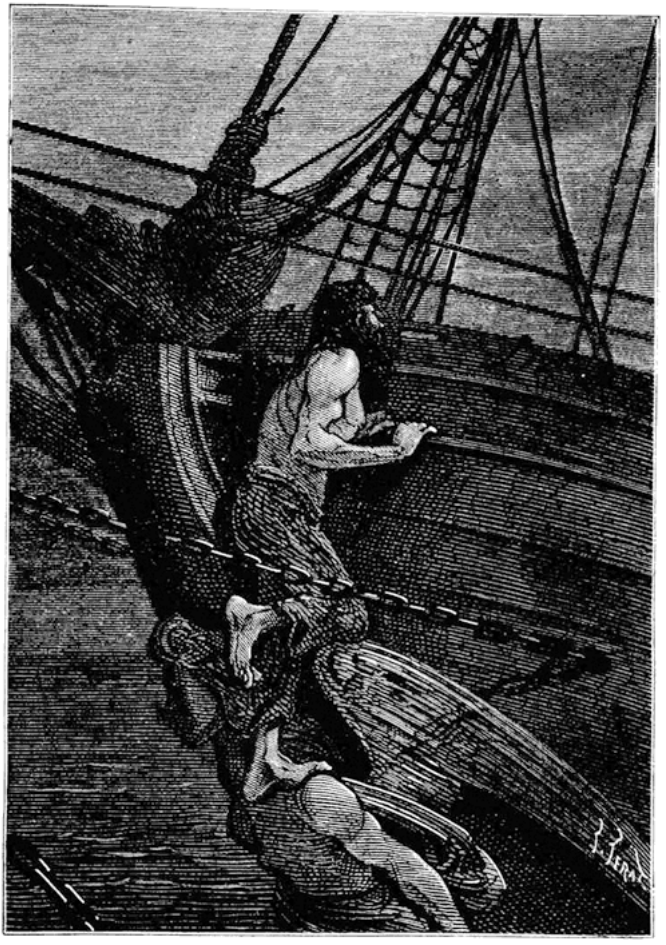
»Hurra, ihrem Kommandanten!«

»Hurra, Bob Harvey!«

Die Gefühle Ayrtons, als dieses Gespräch an sein Ohr drang, wird man verstehen, wenn man erfährt, daß er in diesem Bob Harvey einen seiner alten Raubgenossen aus Australien wiedererkannte, einen kühnen Seemann, der seine eigenen räuberischen Absichten aufgenommen und weitergeführt hatte. Bob Harvey hatte sich bei der Insel Norfolk dieser Brigg bemächtigt, als sie, mit Waffen, Munition, Geräten und Werkzeugen aller Art beladen, zur Abfahrt zu einer der Sandwichs-Inseln bereitlag. Seine ganze Bande hatte das Schiff überrumpelt, und jetzt als Piraten, wie früher als Verbrecher auf dem Land, kreuzten diese Verbrecher durch den Pazifik, zerstörten die Schiffe, massakrierten die Besatzungen und übertrafen noch die Malaien an Wildheit.

Die Schurken sprachen ganz laut, rühmten sich ihrer

* Ein englisches Wort, welches »hurtig« bedeutet.



Heldentaten und tranken im Übermaß. Ayrton vermochte im weiteren Verlauf noch folgendes zu verstehen:

Die Besatzung der ›Speedy‹ bestand durchweg nur aus englischen Gefangenen, die aus Norfolk entflohen waren.

Unter 29° 2′ südlicher Breite und 165° 42′ östlicher Länge liegt im Osten Australiens eine kleine Insel von 6 Meilen Umfang, die der Mont Pitt in einer Höhe von 1.100 Fuß über dem Meer beherrscht. Das ist die Insel Norfolk, die eine Anstalt enthält, in der die unverbesserlichsten der englischen Sträflinge inhaftiert sind. Dort befinden sich unter eiserner Disziplin, von den härtesten Strafen bedroht und von 500 Soldaten und an die 150 Beamten unter einem Gouverneur bewacht, etwa 500 solcher Bösewichte. Unmöglich kann man eine schlimmere Gesellschaft von Verbrechern zusammenfinden. Manchmal – wenn auch nur sehr selten – gelingt es trotz der scharfen Wache einigen von ihnen auszubrechen, indem sie sich eines beliebigen Schiffes bemächtigen und damit auf die polynesischen Archipele entweichen.

So hatten es auch Bob Harvey und seine Mitschuldigen gemacht. Dasselbe hatte Ayrton früher vorgehabt. Bob Harvey hatte die Brigg ›Speedy‹ zu überrumpeln gewußt, als sie vor Norfolk ankerte; die Besatzung war niedergemetzelt worden, und seit einem Jahr schon kreuzte das zum Piratenschiff gewordene Fahrzeug auf den Fluten des Pazifiks unter dem Kommando Bob Harveys, der, ehemals Kapitän eines Ostindienfahrers, jetzt zum Seeräuber geworden war, und den Ayrton sehr gut kannte.

Der größte Teil der Deportierten befand sich auf dem Oberdeck im Heck des Schiffes versammelt, einige aber plauderten da und dort auf dem Verdeck ziemlich laut.

Das Gespräch, das immer unter Geschrei und Zurufen geführt wurde, informierte Ayrton, daß nur der Zufall die ›Speedy‹ nach der Insel Lincoln verschlagen habe. Noch niemals hatte Bob Harvey den Fuß darauf gesetzt; da er aber ein noch unbekanntes Land auf seinem Weg fand, hatte er, so wie Cyrus Smith es geahnt hatte, der Insel, deren Lage noch keine Karte verzeichnete, einen Besuch machen und sie im passenden Fall zum Versteckhafen der Brigg erwählen wollen.

Die an der Mastspitze gehißte schwarze Flagge und der nach Art der Kriegsschiffe abgegebene Kanonenschuß, wenn sie sich einem Hafen näherten, lief nur auf eine reine Albernheit der Seeräuber hinaus. Jedenfalls kam beiden die Bedeutung eines Signals nicht zu, und bis jetzt bestand keinerlei Verbindung zwischen der Insel Lincoln und den Flüchtlingen aus Norfolk.

Dem Gebiet der Ansiedler drohte also eine sehr ernsthafte Gefahr. Offenbar mußte die Insel bei ihrem Wasserreichtum, ihren kleinen Häfen, ihren von den Ansiedlern schon so rührig entwickelten Hilfsquellen und den verborgenen Höhlungen im Granithaus auch den Verbrechern ausnehmend passen; in ihren Händen wäre sie zum herrlichsten Versteck geworden, und gerade ihre Unbekanntheit gewährleistete ihnen für längere Zeit eine straflose Sicherheit. Es lag auf der Hand, daß auch das Leben der Kolonis-

ten keine Schonung gefunden hätte, und daß es Bob Harveys und seiner Genossen erste Sorge gewesen wäre, jene ohne Gnade niederzumetzeln. Cyrus Smith und die Seinen konnten sich nicht einmal durch die Flucht retten und sich im Innern der Insel verbergen, da die Verbrecher sich hier festsetzen zu wollen schienen, und selbst für den Fall, daß die ›Speedy‹ auf Raub auslief, doch auf jeden Fall einige Mann von der Besatzung zurückgeblieben wären, um sich hier einzurichten. Man mußte sich also wohl oder übel zum Kampf und zur Vernichtung dieser Verbrecher bis auf den letzten Mann entschließen, dieser Schurken, die kein Mitleid verdienten und denen gegenüber jedes Mittel erlaubt erschien.

Das waren etwa Ayrtons Gedanken, von denen er fühlte, daß Cyrus Smith sie gewiß teilen würde.

War aber ein Widerstand und zuletzt ein Sieg überhaupt wahrscheinlich? Das hing von der Bewaffnung der Brigg und der Anzahl Menschen ab, die sie trug.

Ayrton beschloß, sich hierüber um jeden Preis Klarheit zu verschaffen, und da eine Stunde nach seiner Ankunft etwas mehr Ruhe eintrat und schon eine Menge Verbrecher in trunkenen Schlaf gefallen waren, zögerte Ayrton keinen Augenblick, sich auf das Verdeck der ›Speedy‹ zu wagen, das die Stocklaternen fast in völliger Dunkelheit ließen.

Er schwang sich über die Brüstung und gelangte neben dem Bugspriet auf das Vorderkastell der Brigg. Lautlos glitt er durch die da und dort liegenden Schläfer um das Schiff und überzeugte sich, daß die ›Speedy‹ vier 8- bis 10pfün-

dige Kanonen führte. Eine nähere Untersuchung belehrte ihn auch, daß es Hinterladungsgeschütze, also ganz moderne Waffen waren, die sich schell laden lassen und von fürchterlicher Wirkung sind.

Auf dem Verdeck selbst lagen etwa zehn Mann umher, doch mochten wohl noch mehr im Innern des Schiffes ruhen. Aus den vorher gehörten Worten glaubte Ayrton schon haben abnehmen zu können, daß ungefähr fünfzig Mann an Bord seien. Das waren freilich viel für die Ansiedler der Insel Lincoln! Dank Ayrtons kühnem Unternehmen konnte diese Anzahl Cyrus Smith dann wenigstens nicht überraschen; er mußte die Stärke seiner Gegner vorher kennen und seine Anordnungen danach zu treffen wissen.

Ayrton brauchte jetzt also nur zurückzukehren und seinen Gefährten Bericht über das Wagnis, das er übernommen, zu erstatten, und schon suchte er den Bug der Brigg zu erreichen, um ungehört ins Meer hinabzugleiten.

Doch da kam dem Mann, der versprochen hatte, noch mehr als seine Pflicht zu tun, ein heroischer Gedanke. Er wollte sein Leben opfern, aber die Insel und ihre Ansiedler retten. Cyrus Smith konnte offenbar fünfzig bis an die Zähne bewaffneten Banditen nicht auf die Dauer widerstehen, ob diese den Eingang ins Granithaus nun mit Gewalt zu erzwingen suchten, oder die Belagerten nach und nach durch Hunger überwältigten. Dann stellte er sich seine Retter vor, sie, die ihn wieder zum Menschen und auch zum ehrlichen Menschen gemacht hatten, sie, denen er alles verdankte, ohne Mitleid erschlagen, ihre Arbeiten vernichtet,

ihre Insel als Schlupfwinkel einer Seeräuberbande! Er sagte sich, daß er, Ayrton, im Grunde die Ursache all dieses Unglücks, daß sein früherer Verbrechergefährte, Bob Harvey, nur seine eigenen Absichten jetzt auszuführen im Begriff sei – da lief ein erstarrender Schrecken durch alle seine Glieder. Und dann ergriff ihn ein unwiderstehliches Verlangen, die Brigg und alles, was sie trug, in die Luft zu sprengen. Ayrton mußte bei der Explosion mit zugrundegehen, doch – er hatte seine Pflicht getan.

Er überlegte keinen Augenblick. Die Pulverkammer, die stets im Heck der Schiffe liegt, zu erreichen, konnte nicht allzu schwer sein; an Pulver konnte es einem Fahrzeug dieses Schlags nicht fehlen, und ein Funke mußte ja genügen, es in einem Augenblick zu zerstören.

Ayrton schlich sich vorsichtig zum Zwischendeck, in dem viel trunkene Schläfer umherlagen. Am Fuß des einen Masten beleuchtete eine Stocklaterne einen rund um jenen laufenden Gewehrständer, der mit Waffen aller Art besetzt war.

Ayrton steckte davon einen Revolver zu sich, und sah auch nach, ob er geladen und schußbereit war. Mehr brauchte er ja nicht, das Werk der Zerstörung zu vollenden. So glitt er zum Heck, um unter das Oberdeck zu gelangen, wo die Pulverkammer sich befinden mußte.

In dem fast dunklen Zwischendeckraum konnte er freilich nur schwer vorwärtskommen, ohne da und dort an einen halb eingeschlafenen Sträfling zu stoßen; manches Fluch- und Schimpfwort folgte ihm nach. Manchmal war

er sogar gezwungen, seinen Weg zu unterbrechen. Endlich gelangte er aber doch an eine Wand, die den hintersten Teil abschloß, und fand daran die Tür, die zum Pulverraum führen mußte.

Da Ayrton nichts übrigblieb, als sie mit Gewalt zu öffnen, ging er sofort daran. Natürlich konnte das ohne einiges Geräusch nicht abgehen, da er gezwungen war, ein Vorlegeschloß zu sprengen. Doch unter Ayrtons kräftiger Hand sprang das Schloß auf – die Tür stand offen …

In diesem Augenblick legte sich ein Arm auf Ayrtons Schultern.

»Was machst du da?« fragte mit strenger Stimme ein hochgewachsener Mann, der aus dem Schatten hervortrat und mit einer Handlaterne Ayrton voll ins Gesicht leuchtete.

Ayrton schnellte zurück. Bei dem plötzlichen Lichtschein hatte er seinen alten Mitschuldigen, Bob Harvey, wiedererkannt, letzterer aber ihn wahrscheinlich nicht, da er Ayrton schon längst für tot halten mußte.

»Was machst du da?« sagte Bob Harvey und ergriff Ayrton am Gürtel.

Ohne eine Antwort zu geben stieß Ayrton den Räuberhauptmann kraftvoll zurück und suchte in die Pulverkammer einzudringen. Ein Revolverschuß in diese Tonnen, und alles war vollbracht …!

»Hierher, Jungs!« rief da Bob Harvey laut.

Zwei, drei Piraten, die bei dem Zuruf erwacht waren, stürzten sich auf Ayrton und versuchten ihn niederzuwer-

fen. Ayrton riß sich aus ihren Fäusten los. Zwei Schüsse knallten aus seinem Revolver, und zwei Verbrecher fielen zu Boden; aber ein Messerstich, dem er nicht ausweichen konnte, traf ihn selbst an der Schulter.

Ayrton sah wohl ein, daß er sein Vorhaben nicht würde ausführen können. Bob Harvey hatte die Tür zur Pulverkammer wieder zugeschlagen, und im Zwischendeck entstand eine Bewegung, welche die größte Zahl der Piraten ermunterte. Jetzt galt es Ayrton, sein Leben zu schonen, um an Cyrus Smiths Seite noch mitkämpfen zu können. Es blieb ihm also nichts übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen.

Ob diese noch ausführbar wäre, das war nicht vorherzusagen, obwohl Ayrton entschlossen war, alles daranzusetzen, um zu seinen Gefährten zurückzugelangen.

Noch hatte er vier Schüsse vorrätig. Zwei feuerte er ab, den einen auf Bob Harvey, der diesen jedoch mindestens nicht gefährlich traf, und indem er eine augenblickliche Verwirrung seiner Gegner benutzte, eilte Ayrton nach der Treppe, um auf das Verdeck hinaufzugelangen. Im Vorüberlaufen an der Mastlaterne zertrümmerte er diese mit einer Spiere, so daß es rings umher vollständig dunkel und seine Flucht dadurch begünstigt wurde.

Eben kamen aber, von dem Lärm erschreckt, einige Mann diese Treppe herunter. Ein fünfter Revolverschuß Ayrtons streckte den einen nieder, die anderen eilten, ohne zu wissen, was eigentlich vorging, wieder zurück. In zwei Sätzen war Ayrton auf dem Verdeck, und 3 Sekunden später, nachdem er auch seinen letzten Schuß auf einen der Piraten, der

ihn am Hals packen wollte, abgefeuert hatte, schwang er sich über die Schanzkleidung und sprang ins Meer.

Doch keine 6 Faden weit war er dahin geschwommen, als Kugeln um ihn einschlugen.

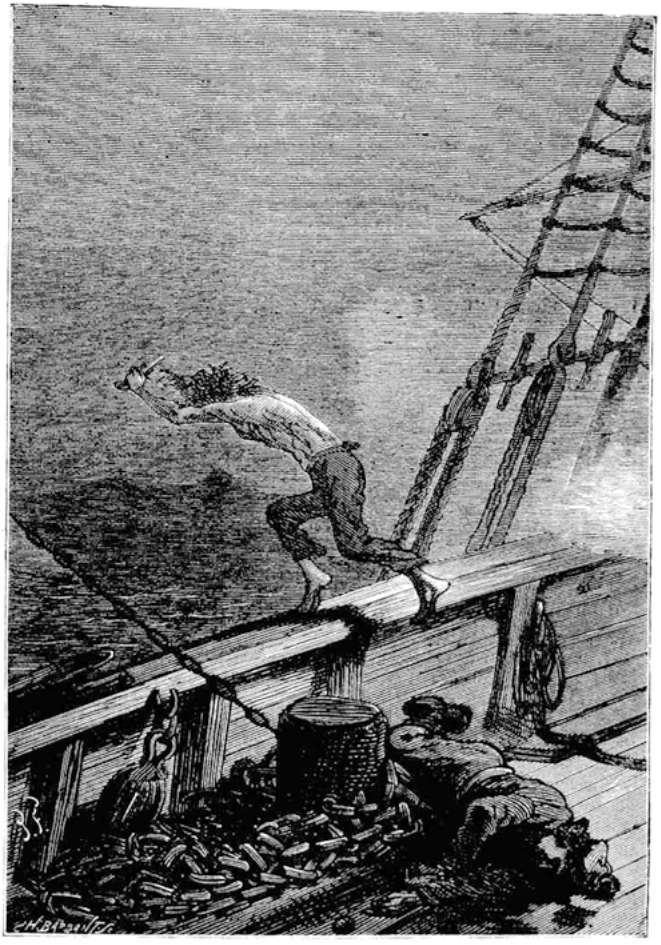
Was mochte Pencroff fühlen, der hinter einem Felsen des Eilands versteckt lag, was Cyrus Smith, Harbert und Nab, die sich in den Kaminen aufhielten, als sie an Bord der Brigg jene Gewehrschüsse hörten? Sie stürzten vor zum Strand, mit den Flinten in der Hand, bereit, jedem Angriff entgegenzutreten.

Für sie gab es keine Zweifel mehr! Ayrton war, überrascht von den Piraten, von diesen ermordet worden, und vielleicht suchten die Schurken das Dunkel der Nacht zu benutzen, um eine Landung an der Insel auszuführen.

Eine halbe Stunde verrann unter tödlichen Qualen. Es fiel zwar kein Schuß mehr, doch wurden auch weder Ayrton noch Pencroff sichtbar. War das Eiland schon besetzt? Sollte man Ayrton und Pencroff zu Hilfe eilen? Doch wie? Bei dem Hochwasser im Meer war ein Überschreiten des Kanals unmöglich. Die Piroge war nicht zur Hand! Wer fühlt nicht die entsetzliche Angst mit, die sich Cyrus Smiths und seiner Gefährten bemächtigte?

Gegen Mitternacht endlich stieß ein Boot, das zwei Menschen trug, an den Strand. Das waren Ayrton mit einer leichten Verwundung an der Schulter, und Pencroff, heil und gesund, die von ihren Freunden mit offenen Armen empfangen wurden.

Sofort zogen alle sich in die Kamine zurück. Dort er-



zählte Ayrton das Vorgefallene und verhehlte auch seine Absicht nicht, die Brigg in die Luft zu sprengen, an deren Ausführung er nur gehindert worden war.

Alle Hände streckten sich Ayrton dankend entgegen, der übrigens den Ernst der Lage keineswegs verheimlichte. Die Piraten waren gewarnt. Sie wußten, daß die Insel Lincoln bewohnt war, und betraten diese voraussichtlich nur in größerer Anzahl und gut bewaffnet. Schonung durfte man von ihnen nicht erwarten, und wenn die Ansiedler in ihre Hände fielen, war ihnen der Tod gewiß.

»Nun, wir werden auch zu sterben wissen!« rief der Reporter.

»Ziehen wir uns zurück und halten scharf Wache«, sagte der Ingenieur.

»Besteht Aussicht, uns aus dieser Lage zu ziehen, Mr. Cyrus?« fragte der Seemann.

»O ja, Pencroff.«

»Hm! Sechs gegen fünfzig!«

»Ja! Sechs …! Ohne auf …«

»Auf wen zu zählen?« fragte Pencroff.

Cyrus antwortete nicht, aber er wies mit der Hand gen Himmel.

3. KAPITEL

Der Nebel lichtet sich. – Die Anordnungen des Ingenieurs. – Drei Posten. – Ayrton und Pencroff. – Das erste Kanu. – Zwei weitere Boote. – Auf dem Eiland. – Sechs Piraten auf dem Land. – Die Brigg lichtet die Anker. – Die Geschosse der ›Speedy‹. – Verzweifelte Lage. – Unerwartete Befreiung.

Die Nacht verging ohne Störung. Ihre Wachtposten an den Kaminen hatten die Ansiedler nicht aufgegeben. Die Piraten ihrerseits schienen keinen Landungsversuch unternommen zu haben. Nach den letzten Ayrton nachgefeuerten Flintenschüssen verriet keine Detonation, kein Geräusch die Anwesenheit der Brigg im Gewässer der Insel. Man hätte zur Not glauben können, sie habe in Befürchtung eines überlegenen Widerstands die Anker gelichtet und das Weite gesucht.

So verhielt es sich jedoch nicht, und beim Grauen des Tages konnten die Kolonisten eine unbestimmte Masse schon durch den Morgennebel wahrnehmen. Das war die ›Speedy‹.

»Folgende Maßnahmen«, begann der Ingenieur, »empfehle ich euch, jetzt dringend, meine Freunde, die wir, bevor sich der Nebel verliert, noch treffen können; dieser verbirgt uns den Augen der Piraten und verhindert es, ihr Aufmerksamkeit zu wecken. Am meisten muß uns daran liegen, bei jenen den Glauben zu erwecken, daß die Anzahl der Inselbewohner groß genug ist, ihnen Widerstand zu leisten. Wir wollen uns zu dem Zweck in drei Gruppen verteilen; die erste stellt sich bei den Kaminen, die zweite an der Mer-

cymündung auf. Die dritte, denk' ich, wird es gut sein, auf dem Eiland unterzubringen, um jeden Versuch einer Einschiffung zu verhindern oder doch zu verzögern. Wir besitzen zwei Karabiner und vier Flinten. Jeder von uns wird seine Waffe und keiner bei dem reichlichen Vorrat an Pulver und Blei mit dem Feuern zu geizen haben. Weder Gewehrschüsse, noch selbst die Kanonen der Brigg können uns schaden. Was vermöchten sie gegen die Felsen? Da wir ferner aus den Fenstern des Granithauses nicht schießen, werden die Piraten nicht auf den Gedanken kommen, dorthin etwa Haubitzen zu werfen, die uns unersetzlichen Schaden zufügen könnten. Vor allem müssen wir ein Handgemenge zu vermeiden suchen, da die Sträflinge das zahlenmäßige Übergewicht haben; um jeden Preis ist also jede Ausschiffung zu verhindern, ohne daß wir uns dabei zeigen. Also kein Geizen mit der Munition. Schießen wir häufig und sicher! Jedem von uns stehen acht bis zehn Feinde gegenüber, die er erlegen muß!«

So zeichnete Cyrus Smith alles mit Klarheit und einer so ruhigen Stimme vor, als handle es sich vielmehr um die Ausführung einer Arbeit, als um einen bevorstehenden Kampf. Seine Gefährten billigten diese Maßnahmen, ohne ein Wort zu erwidern. Es fiel jetzt jedem die Aufgabe zu, seinen Posten vor der Auflösung des Morgennebels einzunehmen.

Nab und Pencroff begaben sich ins Granithaus hinauf und brachten ausreichende Munitionsvorräte herbei. Gedeon Spilett und Ayrton, beide gute Schützen, wurden mit den beiden Präzisionsgewehren, die leicht eine Meile weit

trugen, bewaffnet. Die anderen Flinten aber unter Cyrus Smith, Nab, Harbert und Pencroff verteilt.

Die Verteilung der Posten war folgende:

Cyrus Smith und Harbert blieben in den Kaminen versteckt und bestrichen von hier aus den Strand am Fuß des Granithauses in weiter Ausdehnung.

Gedeon Spilett und Nab verbargen sich inmitten der Felsen am Ausfluß der Mercy – deren Brücke, ebenso wie die übrigen Stege, aufgezogen war –, um das Einfahren eines Bootes und eine Landung am anderen Ufer zu verhindern.

Ayrton und Pencroff endlich brachten die Piroge wieder ins Wasser, um den Kanal zu überschreiten und an zwei Punkten des Eilands Stellung zu nehmen. So mußte das Gewehrfeuer von vier verschiedenen Punkten ausgehen und die Angreifer glauben machen, die Insel sei weit stärker bevölkert und wirksamer verteidigt.

Falls eine Landung nicht zu verhindern und eine Umgehung zu befürchten wäre, sollten Pencroff und Ayrton mittels der Piroge den Strand wieder zu erreichen suchen und sich zu dem bedrohtesten Punkt begeben.

Bevor sie ihre Einzelstellungen einnahmen, drückten sich die Kolonisten noch einmal herzlich die Hände. Pencroff gelang es nur schwer, seiner Erregung Herr zu werden, als er Harbert, sein Kind, zum Abschied in seine Arme schloß …! Dann trennten sie sich rasch.

Einige Augenblicke später verschwanden Cyrus Smith und Harbert nach der einen, der Reporter und Nab nach der anderen Seite, und nach Verlauf von 5 Minuten hatten

Ayrton und Pencroff den Kanal glücklich überschritten, sprangen an Land und verbargen sich in den Höhlungen des östlichen Ufers.

Gewiß war keiner von ihnen dabei gesehen worden, denn sie selbst erkannten durch den feinen Nebeldunst die Brigg erst in unklaren Umrissen.

Es war jetzt 6 Uhr 30 morgens.

Bald zerteilte sich der Nebel in den oberen Luftschichten, und die Mastspitzen der Brigg hoben sich aus dem Dunst empor. Einige Minuten noch wogten große Wolken auf der Meeresoberfläche umher, dann erhob sich ein frischerer Wind und löste schnell die angehäuften Dünste auf.

Die ›Speedy‹ trat jetzt, an zwei Ankern festgelegt, die Spitze nach Norden und die Backbordseite auf die Insel gerichtet, deutlich hervor. So wie Cyrus Smith es geschätzt hatte, lag sie nur wenig über eine Meile entfernt von der Küste.

Die schwarze Flagge wehte noch immer vom Masten.

Der Ingenieur konnte durch das Fernrohr erkennen, daß die vier Schiffskanonen auf die Insel gerichtet und offenbar bereit waren, sogleich das Feuer zu eröffnen.

Für jetzt blieb die ›Speedy‹ jedoch noch stumm. Etwa dreißig der Piraten sah man auf dem Verdeck hin und her laufen. Einige befanden sich auf dem Oberdeck; zwei andere saßen mit Ferngläsern in den Händen auf den Stangen des großen Bramsegels und beobachteten die Insel mit gespannter Aufmerksamkeit.

Offenbar konnten Bob Harvey und seine Leute sich den

Vorfall während der vergangenen Nacht an Bord der Brigg nur schwierig erklären. Wer war jener halbnackte Mann, der die Tür zur Pulverkammer gesprengt und gegen sie gekämpft, der sechsmal einen Revolver auf sie abgefeuert, einen getötet und zwei verwundet hatte, zuletzt noch ihren Kugeln entgangen und schwimmend zur Insel zurückgelangt war? Woher kam er? Was bezweckte er an Bord? Lag es, wie Bob Harvey annahm, wirklich in seiner Absicht, die Brigg in die Luft zu sprengen? All diese Fragen und Vermutungen verwirrten die Sträflinge. Zweifelhaft konnten sie nur über das eine nicht sein, daß die unbekannte Insel, an der die ›Speedy‹ Anker geworfen hatte, bewohnt war, und sich auf ihr vielleicht eine ganze zur Verteidigung entschlossene Kolonie befinden konnte. Dennoch zeigte sich kein Mensch, weder auf dem Strand noch auf den Anhöhen, und das Ufergebiet schien vollkommen verlassen, zeigte wenigstens keine Spur von Bewohntsein. Sollten die Bewohner weiter ins Innere geflohen sein?

Diese Frage mußte der Piratenhäuptling sich wohl stellen und als kluger Mann erst das Terrain rekognoszieren, bevor er seine Mannschaft einen Kampf aufnehmen ließ.

Während anderthalb Stunden war seitens der Brigg kein Zeichen eines Angriffs oder Landungsversuchs wahrzunehmen. Jedenfalls zauderte Bob Harney noch. Auch seine besten Fernrohre hatten ihn keinen der zwischen den Felsen versteckten Ansiedler wahrnehmen lassen. Wahrscheinlich erregte auch der Vorhang aus Lianen und grünenden Zweigen, der die Fenster des Granithauses verdeckend an

der nackten Mauer herabhing, nicht seine besondere Aufmerksamkeit. Wie hätte er auch ahnen sollen, daß in solcher Höhe in der Granitmasse eine Wohnung ausgebrochen war? Vom Krallenkap bis zu den Kiefernkaps, also längs des ganzen Umfangs der Union Bay verriet nichts, daß die Insel bewohnt war.

Um 8 Uhr aber bemerkten die Kolonisten eine gewisse Bewegung an Bord der ›Speedy‹. Die Taue an den Bootskranen wurden gelöst und ein Kanu ins Meer gelassen. Sieben Mann bestiegen es. Sie waren mit Gewehren bewaffnet; einer von ihnen setzte sich ans Steuer, vier andere ergriffen die Ruder und zwei nahmen im Bug Platz, die Insel schußbereit beobachtend. Ohne Zweifel beabsichtigten sie, weit mehr sich über die Verhältnisse aufzuklären, als zu landen, denn im letzteren Fall wären sie wohl in größerer Anzahl erschienen.

Die in der Takelage bis auf den Bramstangen sitzenden Piraten hatten ohne Zweifel bemerken müssen, daß noch ein Eiland vor der Küste der Insel, und von dieser durch einen etwa eine halbe Meile breiten Kanal getrennt, ausgestreckt lag. Cyrus Smith überzeugte sich bei Beobachtung der Richtung des Kanus aber bald, daß dieses nicht weit in den Kanal einzufahren, sondern an dem Eiland zu landen beabsichtige, eine Maßnahme, die ihnen die Vorsicht gebot.

Pencroff und Ayrton sahen jene direkt auf ihr Versteck in den Felsen zukommen und warteten nur, bis das Kanu in bequemer Schußweite war.

Letzteres bewegte sich nur mit größter Vorsicht wei-

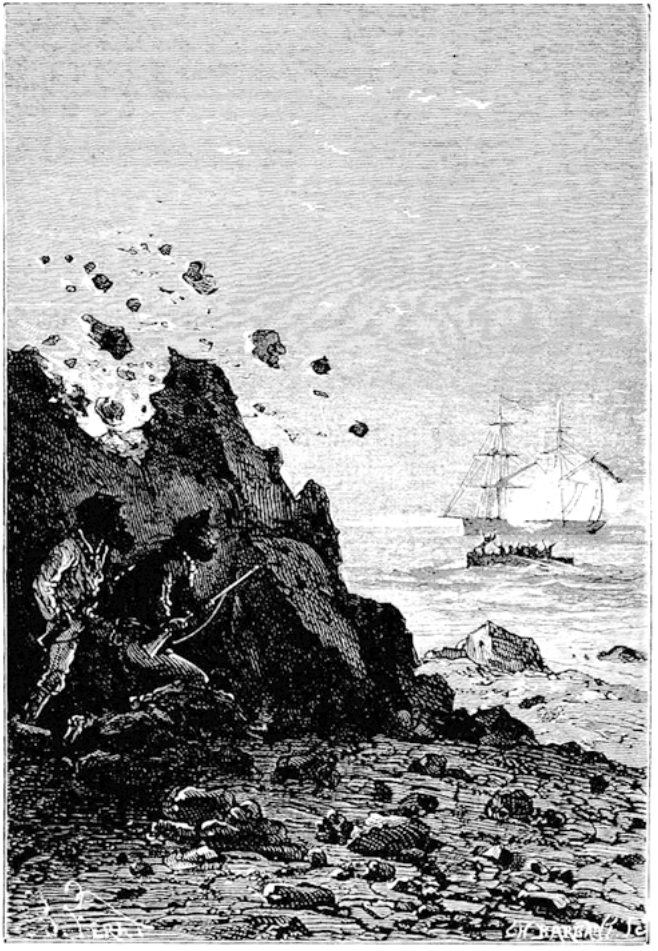
ter. Nur in langen Abständen tauchten die Ruder ins Wasser. Man bemerkte auch, daß einer der im Bug sitzenden Verbrecher eine Sonde in der Hand hielt und den von dem Strom der Mercy ausgehöhlten Kanal untersuchte; ein Beweis, daß Bob Harvey sich mit der Brigg so nah wie möglich an das Ufer zu legen beabsichtigte. Etwa 30 der Piraten saßen in den Strickleitern verteilt, verloren die Bewegungen des kleinen Bootes keinen Augenblick aus den Augen und suchten Merkzeichen zu gewinnen, um ohne Gefahr anlaufen zu können.

Nur 2 Kabellängen von dem Eiland entfernt hielt das Kanu an; der Steuermann schien nach einem geeigneten Landungspunkt auszuspähen.

Da krachten plötzlich zwei Gewehrschüsse. Leichter Rauch wirbelte über den Felsen des Eilands auf. Der Mann am Steuer und der mit der Sonde stürzten rückwärts in das Boot. Ayrtons und Pencroffs Kugeln hatten beide im selben Augenblick getroffen.

Fast gleichzeitig ließ sich aber auch ein furchtbarer Knall hören, und eine mächtige Dampfwolke schoß aus der Seite der Brigg hervor; eine Kugel schlug gegen die Felsen, die Ayrton und Pencroff deckten, und sprengte einige Stücke los, von denen die beiden Schützen jedoch nicht verletzt wurden.

Aus dem Kanu hörte man die schrecklichsten Flüche; es nahm jedoch sofort seine Fahrt wieder auf. An die Stelle des Steuermanns trat ein anderer, und in raschen Schlägen peitschten die Ruder das Wasser.



Statt aber, wie man hätte erwarten sollen, geradewegs zur Brigg zurückzukehren, fuhr es längs des Ufers am Eiland hin, um dessen Südspitze zu umkreisen. Dabei ruderten die Piraten mit aller Macht, um außer Schußweite zu kommen.

So gelangten sie bis auf 5 Kabellängen nach dem etwas einspringenden Teil der Küste, die weiter südlich in der Strandgutspitze auslief, verfolgten diese immer unter dem Schutz der Kanonen der Brigg in halbkreisförmiger Linie und wandten sich nach der Mündung der Mercy.

Sie hatten offenbar die Absicht, in den Kanal selbst einzufahren und die auf dem Eiland befindlichen Kolonisten im Rücken zu fassen, sie zwischen das Feuer des Bootes und der Brigg zu nehmen und jene in eine höchst gefährliche Lage zu versetzen.

So verfloß eine Viertelstunde, während der das Kanu dieselbe Richtung einhielt. Rings vollkommenes Schweigen; tiefe Ruhe in der Luft und auf dem Wasser.

Noch hatten Pencroff und Ayrton, obwohl sie einsahen, daß ihnen eine Umgehung drohte, ihre Posten nicht verlassen, entweder weil sie sich noch nicht zeigen und dem groben Geschütz des Schiffes aussetzen wollten, oder weil sie auf das Eingreifen Nabs und Gedeon Spiletts zählten, die an der Flußmündung wachten, und auf Cyrus Smith und Harbert, die in den Kaminen versteckt lagen.

20 Minuten nach dem ersten Kugelwechsel befand sich das Kanu kaum 2 Kabellängen weit der Mercy gegenüber. Da die Flut mit gewohnter Heftigkeit – eine Folge der Enge dieser Wasserstraße – zu steigen begann, wurden die Sträf-

linge heftig zum Fluß hingetrieben und konnten sich nur durch angestrengtes Rudern in der Mitte des Kanals halten. Als sie jedoch in Schußweite an der Mercymündung vorüberkamen, begrüßten sie zwei Kugeln, die wiederum zwei Mann ins Boot niederstreckten. Nab und Spilett hatten ihr Ziel nicht verfehlt.

Sofort sandte die Brigg eine zweite Kugel nach der Stelle, die der Pulverdampf bezeichnete, doch ohne weiteren Erfolg, als die Zertrümmerung einiger Felstücke.

Jetzt trug das Boot nur noch drei kampffähige Männer. Von der Strömung erfaßt, schoß es pfeilgeschwind durch den Kanal und an Cyrus Smith und Harbert vorüber, die jedoch der zu großen Entfernung wegen nicht Feuer gaben. Dann glitt es, nur noch von zwei Rudern getrieben, um die Nordspitze und suchte die Brigg wieder zu erreichen.

Bis hierher hatten die Kolonisten sich nicht eben zu beklagen. Der Kampf nahm für ihre Gegner einen ungünstigen Anfang. Jene zählten schon vier Schwerverwundete oder gar Tote, sie selbst waren unverletzt und hatten keine Kugel verschwendet. Wenn die Piraten ihren Angriff in derselben Weise fortsetzen und nur mit dem Kanu eine erneuten Landungsversuch wagten, konnten sie bequem einzeln erledigt werden.

Der Vorteil der ersten Maßnahmen des Ingenieurs lag jetzt auf der Hand. Die Piraten konnten wohl glauben, mit zahlreichen Gegnern zu tun zu haben, die nicht so leicht zu überwältigen sein würden.

Eine halbe Stunde verging, bis das Kanu, das gegen

die Meeresströmung anzukämpfen hatte, sich neben die ›Speedy‹ legte. Wüstes Geschrei erhob sich, als es mit den vier Verwundeten ankam, und drei bis vier Kanonenschüsse wurden, freilich ganz erfolglos, abgegeben.

Da stürzten, vor Wut und vielleicht noch vom Gelage der Nacht her trunken, wohl ein Dutzend Sträflinge in das Boot. Ein zweites Fahrzeug, in dem acht Mann Platz nahmen, wurde herabgelassen, und während das erste sich direkt nach dem Eiland wandte, um die Kolonisten davon zu vertreiben, suchte das zweite die Einfahrt in die Mercy zu erzwingen.

Für Ayrton und Pencroff gestaltete sich die Lage jetzt sehr bedenklich, und sie überlegten sich, das Land der Insel wiederzugewinnen.

Dennoch warteten sie so lange, bis das erste Kanu in Schußweite kam, und zwei sichere Kugeln richteten unter seiner Besatzung eine merkliche Unordnung an. Dann verließen Ayrton und Pencroff ihre Stellungen, liefen, was sie konnten, während ein Dutzend Kugeln über ihre Köpfe pfiffen, quer über das Eiland, sprangen in die Piroge, setzten in dem Augenblick, als das zweite Kanu die südliche Spitze des Eilands erreichte, über den Kanal und eilten, sich in den Kaminen zu verbergen.

Kaum neben Cyrus Smith und Harbert angelangt, wurde das Eiland von den Piraten besetzt, die es nach allen Richtungen durchsuchten.

Fast gleichzeitig knatterten wieder Flintenschüsse von den Posten an der Mercy, dem das zweite Boot sich rasch

genähert hatte. Zwei von den acht Mann darin wurden von Gedeon Spilett und Nab tödlich getroffen, und das Boot selbst, von der Strömung gegen die Klippen getrieben, ging dicht an der Mündung der Mercy in Stücke. Hoch hielten die sechs Überlebenden ihre Waffen über die Köpfe, um sie vor Berührung mit dem Wasser zu schützen, und es gelang ihnen, auf dem rechten Ufer Fuß zu fassen. Da sie sich hier dem Feuer des Postens zu sehr ausgesetzt sahen, flohen sie so schnell wie möglich in der Richtung nach der Strandgutspitze aus dem Bereich der Kugeln.

Die Sachlage gestaltete sich also jetzt folgendermaßen: Auf dem Eiland schwärmten etwa zwölf Piraten, zwei davon verwundet, umher, die noch ein Boot zur Verfügung hatten; auf der Insel waren sechs an Land gekommen, aber nicht imstande, zum Granithaus vorzudringen, da sie wegen der aufgezogenen Brücken den Fluß nicht überschreiten konnten.

»Es macht sich!« hatte Pencroff gerufen, als er in die Kamine stürzte, »es macht sich, Mr. Cyrus! Was meinen Sie dazu?«

»Ich denke«, erwiderte der Ingenieur, »daß das Gefecht eine andere Form annehmen wird, denn es ist nicht anzunehmen, daß die Piraten so unintelligent wären, es unter diesen für sie so ungünstigen Verhältnissen fortzusetzen.«

»Den Kanal werden sie niemals überschreiten«, sagte der Seemann. »Daran hindern sie Ayrtons und Mr. Spiletts Büchsen. Sie wissen ja, daß diese 1 Meile weit tragen!«

»Gewiß«, bemerkte Harbert, »doch was vermöchten sie gegen die Geschütze der Brigg auszurichten?«

»Ah, jetzt, denke ich, ist sie noch nicht im Kanal«, erwiderte Pencroff.

»Und wenn sie hereinkommt?« fragte Cyrus Smith.

»Das ist fast unmöglich, denn sie liefe dabei Gefahr, zu stranden und zu scheitern.«

»Das kann wohl sein«, fiel da Ayrton ein, »aber die Sträflinge können das Hochwasser benutzen, um hier einzulaufen, unbekümmert darum, während der Ebbe aufzufahren, und gegenüber dem Feuer ihrer Kanonen sind unsere Stellungen nicht haltbar.«

»Tausend Höll' und Teufel!« rief Pencroff aus, »es scheint wahrlich, als gingen die Schurken daran, die Anker aufzuwinden.«

»Vielleicht sind wir genötigt, uns ins Granithaus zurückzuziehen?« äußerte Harbert.

»Noch wollen wir warten!« antwortete Cyrus Smith.

»Aber Nab und Mr. Spilett …?« mahnte Pencroff.

»Werden uns zur richtigen Zeit zu finden wissen. Machen Sie sich fertig, Ayrton. Hier muß Ihr Karabiner und der Spiletts ein Wort mitreden.«

Es war nur zu richtig! Die ›Speedy‹ begann an ihrem Anker sich zu drehen, und verriet die Absicht, näher an das Eiland heranzusegeln. Das Meer hatte noch etwa anderthalb Stunden zu steigen, und da die Strömung fast ganz nachgelassen hatte, war es leicht, mit der Brigg nach Belieben zu manövrieren. Bezüglich der Einfahrt in den Kanal wider-

sprach Pencroff aber noch immer Ayrton, der dieses Wagestück für möglich hielt.

Inzwischen erschienen die Piraten, die das Eiland absuchten, mehr und mehr an dem gegenüberliegenden, von der Insel nur durch den Kanal getrennten Ufer. Bei ihrer Bewaffnung mit einfachen Flinten konnten sie den Kolonisten in ihren Verschanzungen an der Flußmündung und in den Kaminen keinen Schaden zufügen; da ihnen aber unbekannt sein mußte, daß letztere sehr weit tragende Gewehre führten, so glaubten sie auch sich selbst nicht bedroht. So streiften sie sorglos über das Eiland und liefen am Ufer hin.

Ihre Täuschung währte nicht lange. Ayrtons und Gedeon Spiletts Karabiner taten den Mund auf, und angenehme Sachen konnten es für diejenigen nicht sein, mit denen sie sprachen, denn diese stürzten zu Boden.

Das war das Zeichen zum Fersengeldgeben. Die zehn anderen nahmen sich nicht einmal Zeit, ihre verwundeten oder toten Gefährten aufzuheben, sondern flohen zum gegenüberliegenden Ufer, sprangen in das Boot und ruderten aus Leibeskräften nach dem Schiff.

»Acht weniger!« rief Pencroff. »Wahrlich, man sollte glauben, Mr. Spilett und Ayrton hätten sich vorgenommen, es immer einer dem andern zuvorzutun.«

»Meine Herren«, ließ sich Ayrton vernehmen, »jetzt wird die Sache ernsthafter; die Brigg segelt heran.«

»Die Ankerkette steht senkrecht …«, sagte Pencroff.

»Ja, sie steigt schon auf.«

Wirklich hörte man deutlich das Knarren der Kurbel-

hölzer an der Spille, welche die Mannschaft drehte. Die ›Speedy‹ folgte erst nach dem Zug des einen Ankers nach, und als dieser sich aus dem Grund erhob, begann sie auf das Land zuzutreiben. Der Wind blies von der offenen See her; das große Fock- und kleine Marssegel wurden aufgezogen, und langsam näherte sich das Fahrzeug dem Ufer.

Von den beiden Posten an der Mercy und in den Kaminen erkannte man, ohne ein Lebenszeichen zu geben, deutlich die Bewegungen des Schiffes, die ihnen nicht geringe Beunruhigung einflößten. Die Lage der Kolonisten mußte furchtbar werden, wenn sie auf so kurze Distanz und ohne die Möglichkeit einer wirksamen Erwiderung dem Feuer der Schiffsgeschütze ausgesetzt gewesen wären. Wie hätten sie dann eine Landung der Piraten hintertreiben sollen?

Cyrus Smith fühlte das recht gut und fragte sich, was zu tun war. Binnen kurzem mußte er doch einen Beschluß fassen. Aber welchen? Sich ins Granithaus einschließen und wochen-, ja, bei den reichlichen Proviantvorräten vielleicht monatelang belagern lassen? Gut, aber was dann! Die Piraten spielten doch inzwischen die Herren der Insel, die sie ungehindert verwüstet hätten, und mußten doch zuletzt die Gefangenen des Granithauses in ihre Gewalt bekommen.

Indessen blieb noch die eine Aussicht offen, daß Bob Harvey es nicht wagen werde, in den Kanal einzulaufen, und sich außerhalb des Eilands halten würde. Dann trennte ihn mehr als eine halbe Meile von der Küste, und seine Schüsse konnten nicht allzu verderblich wirken.

»Niemals«, wiederholte Pencroff, »wird Bob Harvey als

gewiegter Seemann sich in diesen Kanal verirren! Er weiß nur zu gut, daß er bei ungünstigem Wetter dabei die Brigg aufs Spiel setzte, und was soll ohne Fahrzeug aus ihm werden?«

Indessen segelte die Brigg auf das Eiland zu und schien nach seinem unteren Ende zu steuern. Der Wind wehte nur mäßig, und da die Strömung viel von ihrer Kraft verloren hatte, konnte Bob Harvey ganz nach Belieben manövrieren.

Der vorher von den Booten befahrene Weg belehrte ihn über das einzuhaltende Fahrwasser, auf dem er mit sinnloser Kühnheit vordrang. Seine Absicht lag auf der Hand; er wollte sich vor den Kaminen aufstellen und mit Hohl- und Vollgeschossen auf die Kugeln antworten, die seine Mannschaft dezimiert hatten.

Bald erreichte die ›Speedy‹ die Spitze des Eilands, umsegelte sie mit Leichtigkeit, setzte noch mehr Leinwand bei und befand sich gegenüber der Mündung der Mercy.

»Die Banditen! Da rücken sie heran!« rief Pencroff.

Gleichzeitig gesellten sich Nab und Gedeon Spilett zu den vier übrigen in den Kaminen.

Der Reporter und sein Gefährten hatten es für geboten erachtet, den Posten an der Mercy aufzugeben, von dem aus sie gegen das Schiff doch nichts unternehmen konnten, und ihre Vorsicht war auch ganz weise. Jedenfalls empfahl sich eine Vereinigung aller Kolonisten, wenn sich ein Entscheidungskampf entspinnen sollte. Gedeon Spilett und Nab benutzten bei ihrem Rückzug als Deckung die Ufergesteine,

erhielten aber doch einen Kugelregen nachgeschickt, der ihnen glücklicherweise nicht schadete.

»Spilett! Nab!« rief der Ingenieur, »Ihr seid nicht verwundet?«

»Nein«, antwortete der Reporter, »einige Quetschungen durch Querschläger abgerechnet. Aber die verdammte Brigg segelt in den Kanal ein!«

»Ja«, bestätigte Pencroff, »und binnen 10 Minuten liegt sie vor dem Granithaus!«

»Wissen Sie einen Ausweg, Cyrus?« fragte der Reporter.

»Wir müssen ins Granithaus flüchten, solange es noch Zeit ist und die Piraten uns nicht sehen können.«

»Das ist zwar auch meine Ansicht«, erwiderte Gedeon Spilett, »aber einmal eingeschlossen …«

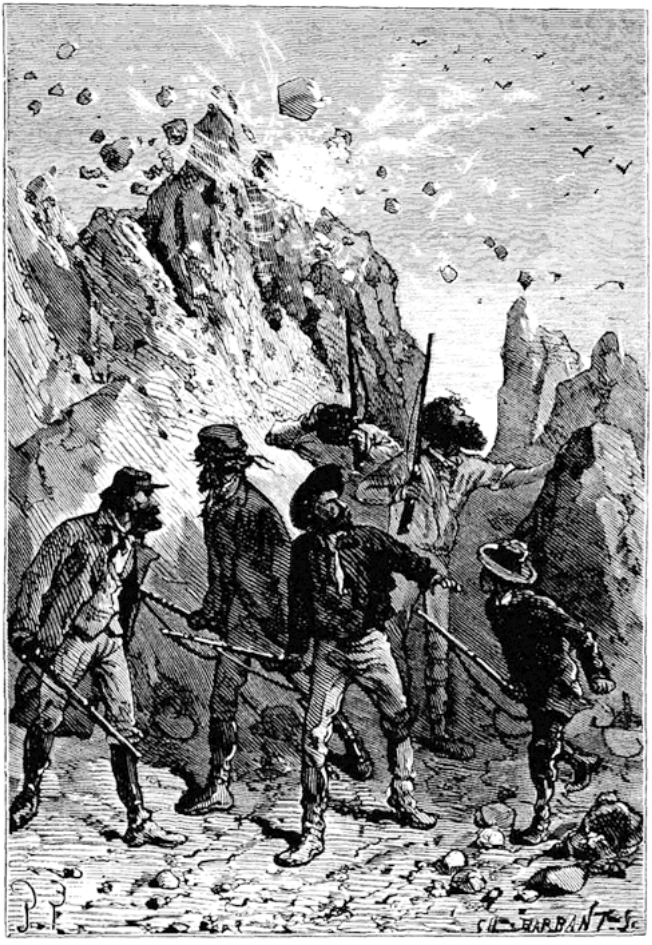
»Werden wir über das weitere beratschlagen«, ergänzte der Ingenieur seine Worte.

»Also vorwärts und kein Nachdenken mehr!« drängte der Reporter.

»Mr. Cyrus, wollen Sie nicht, daß ich mit Ayrton hier zurückbleibe?« fragte der Seemann.

»Wozu, Pencroff?« entgegnete Cyrus Smith. »Nein, wir trennen uns jetzt nicht mehr!«

Es war keine Sekunde zu verlieren. Die Kolonisten verließen die Kamine. Ein kleiner Vorsprung des Steinwalls entzog sie den Blicken der Mannschaft auf der Brigg, doch einige donnernde Knalle und das Anschlagen der Kugeln an die Felsen belehrte sie, daß die ›Speedy‹ schon sehr nah war.



Sich in den Aufzug stürzen, nach der Tür des Granithauses, in dem Top und Jup seit dem Tag vorher eingeschlossen waren, hinaufwinden und in den großen Saal drängen, das war das Werk nur eines Augenblicks.

Es war auch höchste Zeit, denn durch die Zweige vor den Fenstern sahen die Kolonisten schon die ›Speedy‹ in Pulverdampf gehüllt den Kanal heraufsegeln. Unaufhörlich krachten die Geschütze und die Kugeln flogen blindlings ebenso auf den verlassenen Posten an der Mercy, wie auf die Kamine, daß die Felsen splitterten. Ein wildes Hurra begleitete jeden Schuß.

Noch immer gab man sich der Hoffnung hin, daß das Granithaus, dank der Vorsicht des Ingenieurs, seine Fenster zu verbergen, verschont bleiben würde, als eine Kugel, die Öffnung der Tür streifend, in den Vorraum einschlug.

»Verdammt …! Sind wir entdeckt?« rief Pencroff.

Vielleicht hatte niemand die Kolonisten gesehen, aber Bob Harvey doch den Einfall gehabt, versuchsweise eine Kugel auf das verdächtige Blätterwerk abzufeuern, das an jenem Teil der Felswand hing. Bald häuften sich auch die dorthin gerichteten Schüsse, als eine andere Kugel nach Zerreißung der grünen Schutzwand eine Öffnung im Granitfelsen bloßlegte.

Die Lage der Kolonisten wurde allmählich verzweifelt. Ihre Zuflucht war verraten. Sie konnten sich hier nicht mehr vor den Geschossen sichern, noch den Felsen schützen, dessen Stücke wie Kartätschenhagel um sie flogen. Jetzt blieb ihnen nichts mehr übrig, als sich in den aufwärts füh-

renden Gang des Granithauses zurückzuziehen, und ihre Wohnung der Zerstörung preiszugeben, als sich ein furchtbarer dumpfer Knall hören ließ, den ein herzzerreißendes Geschrei begleitete.

Cyrus Smith und die Seinen eilten an ein Fenster …

Die Brigg, die mit unwiderstehlicher Gewalt von einer Art Wasserhose emporgehoben war, zerbarst scheinbar in zwei Stücke, und in weniger als 10 Sekunden war sie samt ihrer Verbrechermannschaft vom Meer verschlungen!

4. KAPITEL

Die Ansiedler am Strand. – Ayrton und Pencroff beim Retten. – Gespräch beim Frühstück. – Pencroffs Ansichten. – Genaue Untersuchung des Rumpfs der Brigg. – Die unversehrte Pulverkammer. – Neue Schätze. – Die letzten Trümmer. – Ein Stück gesprengten Zylinders.

»Sie sind in die Luft geflogen!« rief Harbert.

»Ja, explodiert, als ob Ayrton Feuer in die Pulverkammer gelegt hätte!« antwortete Pencroff, »der sich mit Nab und dem jungen Mann in den Aufzug stürzte.

»Doch, was ist hier vorgegangen?« fragte Gedeon Spilett, der über diese unerwartete Lösung noch ganz erstaunt war.

»Oh, dieses Mal werden wir uns klar werden!« erwiderte schnell der Ingenieur.

»Über was …?«

»Später! Später! Kommen Sie, Spilett; die Hauptsache ist, daß diese Piraten aus dem Weg geschafft sind!«

Cyrus Smith zog den Reporter mit sich und gesellte sich auf dem Strand zu den anderen.

Von der Brigg sah man nichts mehr, nicht einmal die Masten. Nach ihrer Hochhebung durch die Wasserhose hatte sie sich auf die Seite geneigt und war gewiß infolge eines großen Lecks in dieser Lage untergegangen. Da der Kanal an jener Stelle jedoch kaum 20 Fuß Tiefe maß, mußten ihre jetzt überfluteten Seitenwände bei niedrigem Wasser unzweifelhaft wieder zum Vorschein kommen.

Einige Gegenstände schwammen auf der Oberfläche des Meeres. Man sah wohl einen ganzen Haufen Mastersatzstücke und Wechselrahen, Hühnerkäfige mit dem noch lebenden Geflügel darin, Kisten und Fässer, die nach und nach, je nachdem sie durch die Luken emporstiegen, auf der Oberfläche erschienen, aber keine eigentlichen Schiffstrümmer, keine Deckbalken oder Bordwände, wodurch das plötzliche Versinken der ›Speedy‹ sehr schwer erklärbar wurde.

Inzwischen tauchten jedoch auch die beiden Masten, die einige Fuß über ihrem Schaft abgebrochen waren, nach Zerreißung der Stagen und Strickleitern mit teils aufgezogenen, teils gerefften Segeln auf dem Wasser des Kanals auf. Da man der Ebbe nicht die Zeit lassen wollte, die Schätze zu entführen, sprangen Ayrton und Pencroff schnell in die Piroge, um alles, was dort umhertrieb, am Ufer der Insel oder des Eilands zu bergen.

Schon wollten sie abstoßen, als eine Bemerkung Gedeon Spiletts sie noch einen Augenblick zurückhielt.

»Und was wird mit den sechs Verbrechern, die das rechte Ufer der Mercy erstiegen haben?« sagte er.

In der Tat konnte man jene sechs Mann, die nach dem Untergang ihres Bootes sich nach der Strandgutspitze zu gewendet hatten, nicht unbeachtet lassen.

Alle spähten nach der bezeichneten Gegend. Kein Flüchtling war zu sehen. Wahrscheinlich entwichen sie, als sie die Zertrümmerung der Brigg im Kanal gewahr wurden, weiter ins Innere der Insel.

»Mit ihnen werden wir uns später beschäftigen«, sagte endlich Cyrus Smith. »Wohl können sie durch ihre Waffen noch gefährlich werden, indessen sechs gegen sechs – die Chancen sind gleich. Zunächst also an das Notwendigste.«

Ayrton und Pencroff schifften sich ein und ruderten mit kräftigen Armen nach den umherschwimmenden Gegenständen.

Das Meer stand jetzt, und zwar, da seit 2 Tagen Neumond war, gerade sehr hoch. Es konnte demnach wohl eine gute Stunde vergehen, bevor der Rumpf der Brigg wieder aus dem Kanal auftauchte.

Die beiden Seeleute hatten Zeit genug, Masten und Rahen mit einem Tau zu umwinden, dessen Enden nach dem Strand am Granithaus geführt waren. Dann sammelte die Piroge noch ein, was einzeln umherschwamm, wie die Hühnerkäfige, Fässer und Kisten, und schaffte alles nach den Kaminen.

Auch einige Leichname kamen jetzt zum Vorschein. Un-

ter anderem erkannte Ayrton Bob Harveys, den er seinen Gefährten zeigte und mit bewegter Stimme sagte:

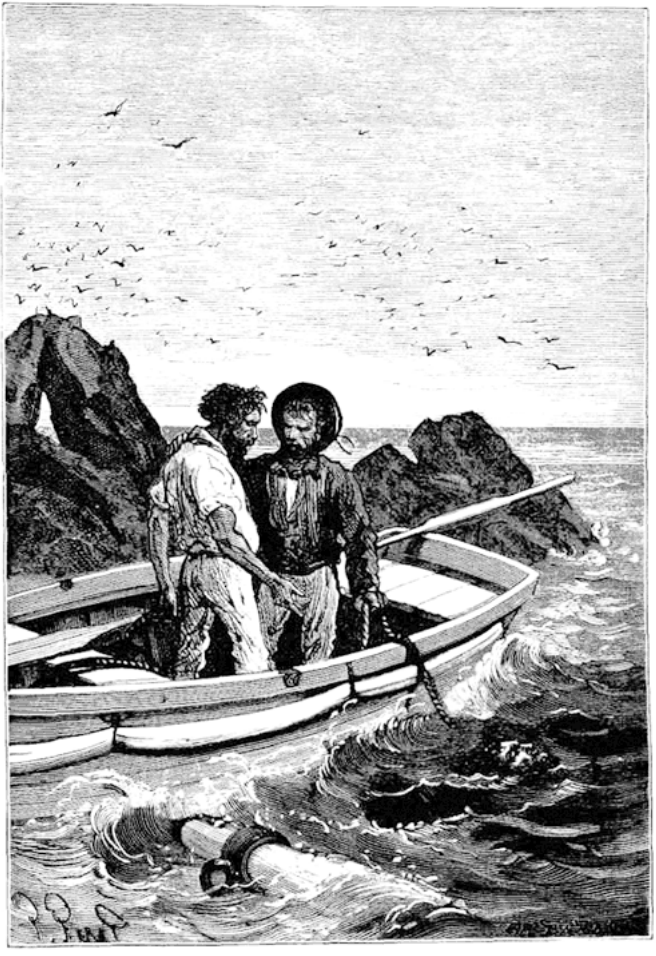
»Das war ich früher, Pencroff!«

»Aber Sie sind es nicht mehr, mein wackerer Ayrton!« antwortete der Seemann.

Es erschien sehr auffallend, daß nur so wenig Körper obenauf schwammen. Kaum zählte man fünf bis sechs, die die eintretende Ebbe auf das offene Meer hinaustrieb. Jedenfalls hatten die Piraten, durch das Sinken des Schiffes überrascht, keine Zeit gehabt, zu fliehen, und da sich das Fahrzeug auf die Seite legte, mochte der größere Teil in den Verschanzungen ertrunken sein. Übrigens ersparte das zurückweichende Wasser, das die Leichen der Schurken mit wegspülte, den Kolonisten die traurige Arbeit, diese in einem Winkel ihrer Insel zu verscharren!

2 Stunden lang waren Cyrus Smith und seine Gefährten beschäftigt, das Takelwerk auf den Strand zu ziehen und die noch ganz unversehrten Segel von ihren Rahen zu lösen und zu trocknen. Sie sprachen bei der angestrengten Arbeit zwar nur wenig, doch desto mehr Gedanken jagten ihnen durch die Köpfe. Der Besitz dieser Brigg oder vielmehr all dessen, was sie enthielt, war ein großes Glück für sie. Ein Schiff stellt ja in der Tat eine kleine Welt dar, und erhielt das Material der Ansiedlung heute einen sehr schätzenswerten Zuwachs an nützlichen Gegenständen. Das war »im Großen« dasselbe, wie der Fund der Kiste an der Strandgutspitze.

»Übrigens«, dachte sich Pencroff, »warum sollte es unmöglich sein, die Brigg selbst wieder flottzumachen? Hat sie



nur ein Leck, dann läßt sich dieses stopfen, und ein Schiff von 3- bis 400 Tonnen ist denn doch ein wahrer Riese gegen unsere ›Bonadventure‹! Oh, damit kann man weit reisen! Reisen, wohin man will. Mr. Cyrus, Ayrton und ich, wir werden die Sache näher untersuchen müssen! Sie lohnt ja der Mühe.«

Wenn die Brigg wirklich noch seetüchtig war, dann vergrößerte sich damit die Aussicht der Kolonisten, in ihr Vaterland zurückzukehren, außerordentlich. Zur Entscheidung dieser wichtigen Frage mußte man freilich erst den Tiefstand des Meeres abwarten, um den Rumpf der Brigg in allen Teilen untersuchen zu können.

Nachdem alles, was von dem Schiff umherschwamm, geborgen war, gönnten Cyrus Smith und seine Gefährten sich einige Minuten zum Frühstücken, da sie buchstäblich vor Hunger umkamen. Zum Glück lag ja die Speisekammer nicht weit entfernt, und Nab machte seiner Funktion als hurtiger Küchenmeister alle Ehre. So aß man gleich neben den Kaminen, und natürlich drehte sich das Gespräch während des Essens hauptsächlich um das unerwartete Ereignis, dem die Kolonie ihre wunderbare Rettung verdankte.

»Wunderbar, ja, das ist das richtige Wort«, wiederholte Pencroff, »denn man muß ihnen nachsagen, daß jene Spitzbuben gerade zur richtigen Zeit in die Luft geflogen sind!«

»Begreifen Sie, Pencroff«, fragte der Reporter, »wie das zugegangen ist, und was die Ursache der Explosion der Brigg hat sein können?«

»Oh, Mr. Spilett«, antwortete Pencroff, »das ist höchst

einfach. Ein Piratenschiff wird nicht wie ein Kriegsschiff in acht genommen! Sträflinge sind auch keine Matrosen! Jedenfalls hat bei dem unausgesetzten Feuern die Pulverkammer offengestanden, und dann genügte irgendein Dummkopf oder ein Tölpel, um den ganzen Bau zu sprengen.«

»Was mich wundert, Mr. Cyrus«, fiel Harbert ein, »ist, daß die Explosion nicht noch weit heftiger gewirkt hat. Der Knall war nicht sehr stark, und es trieben doch auch nur wenig Trümmer oder Planken umher. Man sollte glauben, das Schiff sei mehr versenkt worden, als in die Luft gesprengt.«

»Das wundert dich, mein Sohn?« fragte der Ingenieur.

»Gewiß, Mr. Cyrus.«

»Nun, mich nicht weniger«, fuhr der Ingenieur fort. »Wenn wir den Rumpf der Brigg untersuchen, werden wir ja die Erklärung dafür finden«

»Ach was, Mr. Cyrus«, sagte Pencroff, »Sie nehmen doch nicht etwa an, daß die ›Speedy‹ einfach untergegangen ist wie ein Schiff, das gegen eine Klippe stieß?«

»Warum denn nicht?« fragte Nab; »es sind doch Felsen in dem Kanal!«

»Aber ich bitte dich, Nab«, erwiderte Pencroff, »du hast wohl die Augen nicht zur rechten Zeit aufgemacht. Ich sah, kurz bevor die Brigg verschwand, ganz deutlich, wie sie von einer enormen Woge gehoben bei ihrem Zusammensinken auf die Backbordseite fiel. Wäre sie nur aufgestoßen, dann mußte sie auch ruhig untergehen, wie ein ehrliches Schiff, das auf den Grund versinkt.«

»Und das hier konnte man wahrlich nicht ein ehrliches Schiff nennen!« bemerkte Nab.

»Wir werden uns ja überzeugen, Pencroff«, schaltete der Ingenieur ein.

»Ja«, fügte der Seemann hinzu, »doch ich wette meinen Kopf, daß im Kanal keine Felsen sind. Möchten Sie aber nicht sagen, Mr. Cyrus, daß hinter diesem Ereignis wieder ein kleines Wunder stecke?«

Cyrus Smith gab keine Antwort.

»Ob Stoß oder Explosion«, sagte Gedeon Spilett, »Sie werden doch zugeben, Pencroff, daß das Ereignis gerade im richtigen Augenblick eintrat.«

»Ja … ja …!« antwortete der Seemann, »doch darum ges es nicht. Ich wollte Mr. Smith nur fragen, ob er hierin wieder etwas Übernatürliches erblickt.«

»Darüber spreche ich mich nicht aus, Pencroff«, erwiderte der Ingenieur. »Das ist alles, was ich Ihnen für jetzt antworten kann.«

Pencroff war dadurch keineswegs befriedigt. Er bestand auf der ›Explosion‹ und wollte davon nicht ablassen. Ihm ging es nicht in den Kopf, daß in dem feinsandigen Kanalbett, das er bei niedrigem Wasser so oft überschritten hatte, eine unbekannte Klippe vorhanden sein sollte. Übrigens war das Meer, als die Brigg zugrundeging, gerade hoch, das heißt, der Kanal bot zur Durchschiffung mehr Wasser als nötig, um über alle Felsen wegzukommen, die auch bei niedrigem Wasserstand noch nicht einmal unbedeckt wa-

ren. Ein Stoß schien also unmöglich. Das Schiff konnte sich kein Leck zugezogen haben, also mußte es explodiert sein.

Man wird zugeben, daß die Schlußfolgerung des Seemanns etwas für sich hatte.

Gegen 1 Uhr 30 schifften sich die Kolonisten in der Piroge ein und begaben sich an den Ort des Untergangs. Es war bedauernswert, daß die beiden Boote der Brigg nicht gerettet wurden; das eine aber ging, wie erzählt, nahe der Mercymündung in Stücke und mußte völlig unbrauchbar sein, das andere verschwand bei dem Versinken der Brigg, war von dieser gewiß zerdrückt und jedenfalls nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Eben jetzt stieg der Rumpf der ›Speedy‹ wieder langsam aus dem Wasser empor. Die Brigg lag nicht mehr auf der Seite, denn nachdem beim Fallen die Masten durch den Druck des umhergeworfenen Ballastes gebrochen waren, bildete jetzt der Kiel des Schiffes den obersten Teil. Durch jene unerklärliche, aber furchtbare unterseeische Kraft, die sich gleichzeitig durch das Emporheben einer kolossalen Wasserhose zu erkennen gab, war es tatsächlich umgedreht worden.

Die Kolonisten ruderten um den Rumpf des Schiffes herum, und je weiter das Meer sank, desto mehr konnten sie, wenn auch nicht die Ursache der Katastrophe, so doch deren Umfang erkennen.

Im Bug 6 bis 7 Fuß vom Ansatzpunkt des Vorderstevens zeigten sich die Planken auf einer Länge von mindestens 20 Fuß aufgerissen. Dort gähnten also zwei so große Lecks,

daß sie nicht gut zu verschließen waren. Außer der Kupferverkleidung und den Planken sah man auch keine Spur mehr weder von dem Rippenwerk, noch von den eisernen und hölzernen Pflöcken, die es früher verbanden. An der ganzen Länge des Rumpfs, bis zum verjüngten Heck, hielt das Bretterwerk nicht mehr. Der Nebenkiel mußte mit ungeheurer Gewalt losgerissen sein, und der Kiel selbst, der an mehreren Punkten von dem Kielschwein getrennt erschien, war seiner ganzen Länge nach gebrochen.

»Tausend Teufel«, rief Pencroff, »das Schiff wird nur schwer wieder flottzumachen sein!«

»Oder überhaupt nicht«, sagte Ayrton.

»Jedenfalls«, bemerkte Gedeon Spilett dem Seemann, »hat die Explosion, wenn eine stattgefunden hat, eine merkwürdige Wirkung gehabt. Sie hat den Schiffsrumpf zertrümmert, statt das Verdeck und die Teile über Wasser in die Luft zu sprengen. Diese weiten Öffnungen scheinen doch mehr durch den Anprall an eine Klippe, als durch Entzündung der Pulverkammer entstanden zu sein.«

»Im Kanal ist aber keine Klippe!« versetzte der Seemann. »Ich will zugeben, was Sie wollen, nur nicht das Anstoßen an einen Felsen!«

»Wir wollen versuchen, ins Innere der Brigg zu gelangen«, sagte der Ingenieur. »Vielleicht klärt uns das über die Zerstörungsursache auf.«

Auf jeden Fall erschien das am geratensten, da man sich doch auch über die Reichtümer an Bord unterrichten und das Notwendige zu deren Bergung vorbereiten mußte.

In das Innere des Schiffes gelangte man ohne Schwierigkeit. Das Wasser sank noch weiter, und die unteren Teile des Verdecks, die nach der Umkehrung des Fahrzeugs nach oben gewendet lagen, waren bequem zu betreten. Der aus schweren Eisenbarren bestehende Ballast hatte es an mehreren Stellen durchschlagen, so daß man das Meerwasser durch die Spalten rauschen hörte.

Mit der Axt in der Hand drangen Cyrus Smith und seine Gefährten auf dem halbzerbrochenen Fußboden vor. Dort lagen ganze Haufen von Kisten aller Art, deren Inhalt bei der kurzen Zeit, während der sie nur im Wasser gelegen hatten, wohl noch unversehrt sein konnte.

Man ging also daran, die ganze Ladung an einem sicheren Ort unterzubringen, und da ein Steigen des Meeres vor Verlauf einiger Stunden nicht zu erwarten war, nutzte man diese noch möglichst gut. Ayrton und Pencroff hatten über der Öffnung im Rumpf eine Zugwinde angebracht, die dazu diente, die Fässer und Kisten emporzuheben. Von dort empfing sie die Piroge und schaffte sie sofort an den Strand. Man raffte alles ohne Unterschied zusammen, in der Absicht, später eine Auswahl zu treffen.

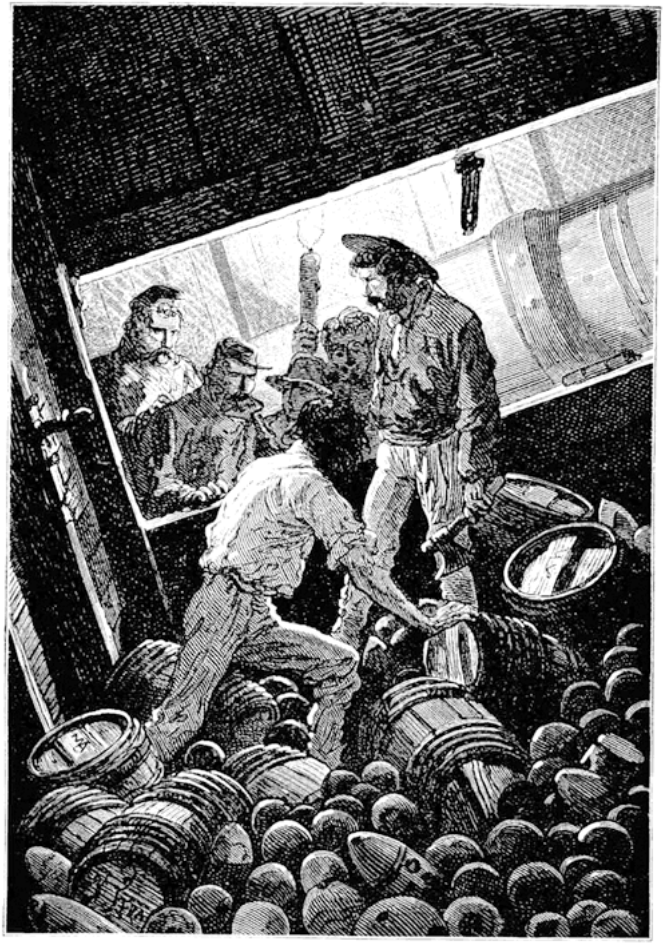
Die Ansiedler überzeugten sich zu ihrer großen Befriedigung, daß die Brigg eine sehr verschiedenartige Ladung führte, eine Sammlung von Gegenständen jeder Art, Geräte, Manufakturprodukte, Werkzeuge, wie sie Fahrzeuge mitzunehmen pflegen, die in Polynesien Küstenhandel treiben. Wahrscheinlich fand man hier von allem etwas, und man

wird zugeben, daß das der Kolonie der Insel Lincoln besonders gelegen sein mußte.

Übrigens hatten – wie Cyrus Smith mit schweigendem Erstaunen bemerkte – nicht nur der Rumpf der Brigg, wie vorher beschrieben, außerordentlich von der Gewalt gelitten, welche die Katastrophe herbeiführte, sondern auch die inneren Teile, besonders nach vorn zu. Zwischenwand und Deckstützen waren zerschmettert, als ob ein furchtbares Sprenggeschoß im Innern explodiert wäre. Die Kolonisten konnten, nach allmählicher Beseitigung der Kisten, ungehindert den ganzen Raum durchlaufen. Schwere Ballen fanden sich übrigens nicht vor, deren Fortschaffung allzu schwierig gewesen wäre, sondern einfache Collis, die in Unordnung umherlagen.

So gelangten die Kolonisten auch in das Heck der Brigg, über dem sich früher das Oberdeck befunden haben mußte. Dort hatte man nach Ayrtons Angaben die Pulverkammer zu suchen. Nach Cyrus Smiths Meinung, daß die Explosion von hier nicht ausgegangen sei, durfte man hoffen, noch einige Fässer zu finden, in denen das Pulver, da jene gewöhnlich mit Metall ausgeschlagen sind, auch durch das Seewasser nicht gelitten haben konnte.

So war es auch wirklich. Inmitten eines großen Vorrats an Geschossen fand man an die zwanzig kupferbeschlagene Tonnen, die mit größter Vorsicht herausbefördert wurden. Pencroff überzeugte sich nun mit eigenen Augen, daß die Zerstörung der ›Speedy‹ von einer Explosion nicht herzu-



leiten war. Derjenige Teil des Rumpfs, der die Pulverkammer enthielt, hatte am wenigsten gelitten.

»Alles ganz schön!« sagte der starrköpfige Seemann, »aber ein Felsen befindet sich doch nicht im Kanal.«

»Nun, und wie ist das sonst gekommen?« fragte Harbert.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Pencroff, »Mr. Cyrus auch nicht, und niemand weiß es jetzt oder wird es später wissen!«

Während dieser Untersuchungen verflossen einige Stunden, und schon machte sich die Flut wieder bemerkbar. An ein Wegtreiben des Schiffskörpers durch das Meer war nicht zu denken, da dieser so fest lag, als wenn er verankert wäre.

Man konnte also ruhig die nächste Ebbe abwarten, um das übrige zu holen. Das Fahrzeug selbst erwies sich freilich so weit zerstört, daß man sich beeilen mußte, die Trümmer des Rumpfs zu bergen, da diese gewiß bald unter dem beweglichen Sand des Kanals verschwunden wären.

Es war jetzt 5 Uhr nachmittags, und ein angestrengtes Tageswerk vollbracht. Allen mundete das Essen vortrefflich, doch trotz ihrer Ermüdung ließ es ihnen keine Ruhe, die Kisten und Kasten aus der Ladung der ›Speedy‹ zu untersuchen.

Der größte Teil enthielt fertige Kleidungsstücke, die natürlich hoch willkommen geheißen wurden. Der Vorrat reichte für die ganze Kolonie, Schuhwerk fand sich für jeden Fuß.

»Da sind wir ja auf einmal reich!« rief Pencroff, »doch was fangen wir mit alldem an?«

Immer und immer wieder ertönte das lustige Hurra des Seemanns, wenn er da Fässer mit Zuckerbranntwein, Pakete mit Tabak, Feuergewehre und blanke Waffen, Baumwollballen und Ackerbaugeräte, Zimmermanns-, Tischler- und Schmiedewerkzeuge, Säcke mit Saatkörnern jeder Art, denen der kurze Aufenthalt im Wasser nicht geschadet hatte, zum Vorschein kommen sah. Oh, 2 Jahre vorher, welchen Wert hätten diese Sachen da gehabt! Doch auch jetzt, wo die Kolonisten sich mit eigenen Kräften geholfen hatten, so gut es anging, mußten diese Schätze ja ihre Verwendung finden.

In den Magazinen des Granithauses fehlte es zwar nicht an Platz, wohl aber an diesem Tag an der nötigen Zeit, um alles einzubringen. Auch durfte man nicht vergessen, daß sechs Überlebende von der ›Speedy‹ auf der Insel Fuß gefaßt hatten, ohne Zweifel Halunke erster Güte, vor denen man sich hüten mußte. Waren auch die Brücke der Mercy und die übrigen Stege aufgezogen, so setzte das jene Sträflinge wahrscheinlich nicht in besondere Verlegenheit, und von der Verzweiflung getrieben, konnten die Schurken noch furchtbare Feinde werden.

Was in dieser Hinsicht zu tun war, wollte man später überlegen; zunächst schien es notwendig, die neben den Kaminen angehäuften Kisten und Collis zu bewachen, wobei sich die Kolonisten die Nacht über der Reihe nach ablösten.

Die Nacht verging jedoch, ohne daß die Sträflinge einen Angriff zu unternehmen wagten. Meister Jup und Top, beide auf Wache am Fuß des Granithauses, hätten ihr Erscheinen gewiß schnell kundgegeben.

Die 3 folgenden Tage, der 19., 20. und 21. Oktober, wurden zur Rettung all dessen angewandt, was entweder von der Ladung oder der Ausrüstung der Brigg selbst nur irgend von Wert oder Nutzen zu sein schien. Während der Ebbe räumte man den Schiffsraum aus, während der Flut schaffte man die geborgenen Gegenstände nach Hause. Man schälte auch einen großen Teil vom Kupferbeschlag des Rumpfs ab, der mehr und mehr im Sand versank. Noch bevor dieser aber die schwereren Gegenstände vollständig begrub, tauchten Ayrton und Pencroff wiederholt bis zum Grund des Kanals und fanden dort die Ketten und Anker der Brigg, viele Eisenbarren vom Ballast und auch die vier Kanonen, die von leeren Tonnen getragen an Land bugsiert werden konnten.

Man erkennt, daß das Arsenal der Kolonie keinen geringeren Zuwachs erhielt, als die Vorratskammern und Magazin des Granithauses. Pencroff, der von jeher gern euphorische Projekte zutage förderte, sprach schon davon, eine Batterie zu errichten, die den Kanal und die Flußmündung beherrschen sollte. Mit den vier Kanonen verpflichtete er sich, jede »noch so mächtige Flotte« am Einlaufen in die Gewässer der Insel Lincoln zu hindern.

Während dieser Arbeiten trat, als von der Brigg nur noch ein ziemlich nutzloses Gerippe übrig war, schlechtes Wet-

ter ein, das dessen Zerstörung vollends beenden mußte. Cyrus Smith hatte zwar vorher die Absicht gehabt, es zu sprengen und die Trümmer womöglich an der Küste zu sammeln, doch ein kräftiger Nordwestwind mit schwerem Seegang erlaubte ihm das Pulver zu sparen.

Wirklich wurde die Brigg in der Nacht vom 23. zum 24. gänzlich aus den Fugen gerissen und ein Teil der Trümmer strandete auf dem Ufer.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß Cyrus Smith von Schiffspapieren trotz der sorgfältigsten Nachsuchung keine Spur vorfand. Offenbar hatten die Sträflinge alles, was über den Kapitän oder den Reeder der ›Speedy‹ Auskunft geben konnte, vernichtet, und da auch der Name des Hafens, zu dem es gehörte, nicht wie gebräuchlich am Heck angeschrieben stand, vermochte man die Nationalität des Schiffes auf keine Weise zu bestimmen. Aus den Formen seines Bugs glaubten Ayrton und Pencroff jedoch abnehmen zu können, daß es eine englische Konstruktion war.

8 Tage nach der Katastrophe oder vielmehr der glücklichen, aber unerklärbaren Veränderung der mißlichen Lage, der die Kolonie ihre Rettung verdankte, sah man selbst bei niedrigem Wasser von dem Schiff nichts mehr. Seine letzten Trümmer waren in alle Winde verstreut, und das Granithaus fast um alles, was es vorher trug, reicher geworden.

Das Geheimnis seiner sonderbaren Zerstörung wäre aber wohl niemals geklärt worden, wenn Nab nicht am 30. November, als er am Ufer dahinschlenderte, das Überbleibsel eines starken eisernen Zylinders gefunden hätte, der deut-

liche Spuren einer Explosion zeigte. Dieser Zylinder war verbogen und an seinen Rändern zerrissen, so als ob er der Einwirkung einer explosiven Substanz ausgesetzt gewesen wäre. Nab brachte das Bruchstück seinem Herrn, der sich mit seinen Gefährten eben in der Werkstatt der Kamine beschäftigte.

Aufmerksam betrachtete Cyrus Smith den Zylinder und wandte sich dann an Pencroff.

»Nun, Freund«, sagte er, »Sie bleiben immer noch dabei, daß die ›Speedy‹ nicht durch Auflaufen zugrundegegangen ist?«

»Gewiß, Mr. Cyrus«, erwiderte der Seemann. »Sie wissen ja so gut wie ich, daß im Kanal keine Felsen verborgen sind.«

»Wenn er aber an dieses Eisenstück gestoßen wäre?« fragte der Ingenieur und zeigte den gesprengten Zylinder.

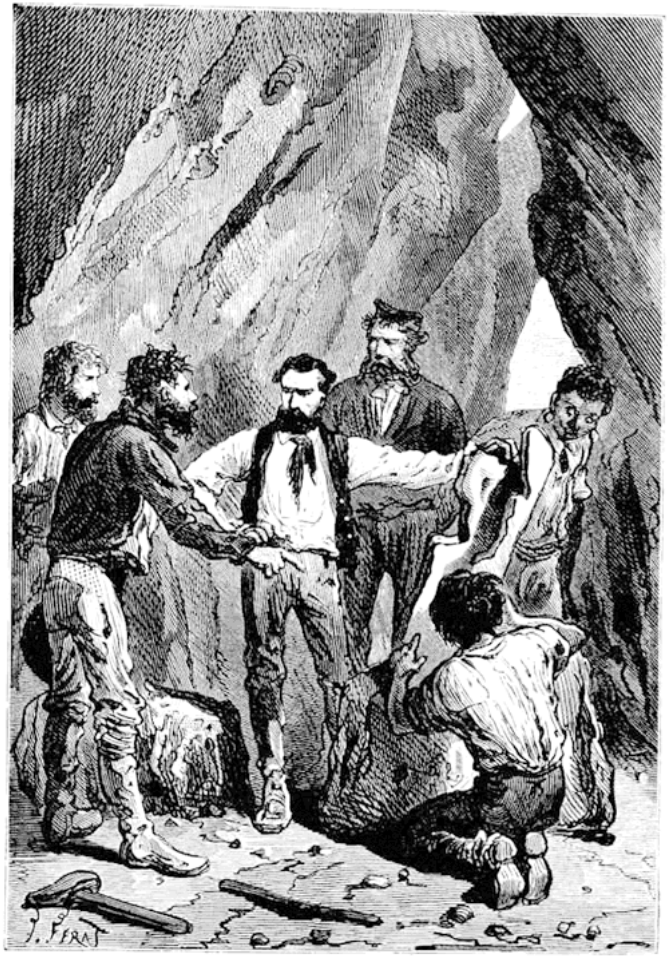
»Wie, an dieses Stück Rohr?« rief Pencroff im ungläubigsten Ton.

»Erinnert Ihr Euch, meine Freunde«, fuhr Cyrus Smith fort, »daß die Brigg vor dem Versinken hoch auf einen Wasserberg hinaufgehoben wurde?«

»Ja, Mr. Cyrus«, antwortete Harbert.

»Nun, wenn Ihr erfahren wollt, was diesen Wasserberg emporgetrieben hat, dann schaut, das Ding hier war es«, sagte der Ingenieur, auf seinen zerbrochenen Zylinder weisend.

»Das Stückchen Eisen?« versetzte Pencroff.


J. FERAT

»Gewiß! Dieser Zylinder ist das Überbleibsel eines Torpedos.«

»Eines Torpedos!« riefen verwundert die Gefährten des Ingenieurs.

»Und wer soll den dort versenkt haben?« fragte Pencroff, der noch immer nicht aufgeben wollte.

»Ja, ich kann nur sagen, daß ich es nicht selbst gewesen bin!« antwortete Cyrus Smith, »dagewesen ist er aber, und von seiner unvergleichlichen Gewalt habt ihr Euch mit eigenen Augen überzeugen können.«

5. KAPITEL

Erklärungen des Ingenieurs. – Pencroffs großartige Projekte. – Eine Batterie in der Luft. – Die vier Projektile. – Über die entflohenen Sträflinge. – Ayrtons Zögerung. – Cyrus Smiths edelmütige Gefühle. – Pencroff gibt nur ungern nach.

Die unterseeische Explosion des Torpedos erklärte alles genügend. Cyrus Smith, der während des Sezessionskriegs hinreichende Gelegenheit gehabt hatte, sich mit diesen furchtbaren Zerstörungsmitteln zu beschäftigen, konnte sich hierin nicht täuschen. Unter der Wirkung jenes mit einer explosiven Substanz, wie Nitroglyzerin, Pikrat oder einem Stoff ähnlicher Art, geladenen Zylinders war das Wasser des Kanals wie eine Wasserhose aufgeschleudert, die Brigg in den unteren Teilen zerrissen und urplötzlich versenkt worden, und eben dieser so ausgedehnten Zerstörung

ihres Rumpfs wegen mußte man den Gedanken, sie wieder flottzumachen, von vornherein aufgeben. Einem Torpedo, der eine Panzerfregatte ebenso leicht zerschmettert hätte wie eine Fischerbarke, konnte die ›Speedy‹ natürlich nicht Widerstand leisten.

Ja, jetzt erklärte sich alles … alles – bis auf das Vorhandensein jener Höllenmaschine in dem Kanal!

»Meine Freunde«, ergriff Cyrus Smith das Wort, »jetzt können wir die Gegenwart eines geheimnisvollen Wesens auf der Insel, vielleicht eines Schiffbrüchigen, eines Verlassenen wie wir selbst, nicht mehr in Zweifel ziehen; ich sage das, um auch Ayrton über all das Fremdartige in Kenntnis zu setzen, was sich die letzten 2 Jahre über hier zugetragen hat. Wer der unbekannte Wohltäter sein könnte, dessen für uns so glückliches Auftreten sich wiederholt gezeigt hat, vermag ich freilich nicht zu sagen. Welches Interesse ihn leiten mag, sich trotz so vieler Liebesdienste vor uns zu verbergen, begreife ich ebensowenig. Darum verlieren jedoch seine Dienste nicht an Wert, ja, sie sind von der Art, daß nur ein über außergewöhnliche Hilfsmittel gebietender Mann sie zu leisten vermochte. Ayrton ist ihm nicht weniger verpflichtet als wir; denn wenn es jener Unbekannte war, der mich nach dem Fall aus dem Ballon noch aus den Fluten rettete, so ist er es offenbar auch gewesen, der jenes Dokument geschrieben und jene Flasche ins Meer geworfen hat, die von der Lage unseres Gefährten die erste Nachricht gab. Auch die Kiste mit ihrem jedem Bedürfnis entsprechenden Inhalt wird er zur Strandgutspitze gebracht und

auf den Strand befördert haben; er entzündete ohne Zweifel auf einer Anhöhe der Insel das Feuer, das euch damals den rechten Weg zeigte: das Schrotkorn im Fleisch des Pekari stammt aus seinem Gewehr; den Torpedo, der das Piratenschiff vernichtete, hat er in den Kanal versenkt – kurz, all die unerklärlichen Vorkommnisse, die wir uns niemals zu erklären vermochten, sind gewiß ihm allein zuzuschreiben. Und wer er auch sein möge, ob ein Schiffbrüchiger dieser Insel oder ein Verlassener, wir wären undankbar, wenn wir uns jeder Erkenntlichkeit gegen ihn enthoben glaubten. Wir haben viele Schulden gemacht, ich hoffe aber, daß sie dereinst zurückgezahlt werden.«

»Sie tun recht, so zu sprechen, lieber Cyrus«, antwortete Gedeon Spilett. »Gewiß, auf der Insel ist ein fast allmächtiges Wesen verborgen, dessen Einfluß sich unserer Kolonie wiederholt ausnehmend vorteilhaft bemerkbar machte. Mir scheint, diesem Unbekannten stünden fast übernatürliche Mittel zu Gebote, wenn man im praktischen Leben überhaupt an etwas Übernatürliches glauben könnte. Ist er es wohl, der sich durch den Schacht im Granithause mit uns in Verbindung und auf diesem Weg von jedem Vorhaben Kenntnis erhält? Warf er jenerzeit Top aus dem Wasser des Sees herauf und brachte er dem Dugong die tödliche Wunde bei? Hat er auch, worauf alle Umstände hindeuten, Sie, Cyrus, unter Verhältnissen aus der Brandung gerettet, die vielleicht jedem anderen eine Hilfeleistung unmöglich gemacht hätten? Und wenn er es war, so besitzt er eine Macht, die ihn selbst über die Elemente herrschen läßt.«

Jeder fühlte die Wahrheit in den Worten des Reporters.

»Ja«, fuhr Cyrus Smith fort, »wenn hier auch nur von der Intervention eines menschlichen Wesens die Rede sein kann, so stimme ich doch der Ansicht bei, daß er über bisher ungewöhnliche Mittel gebieten muß. Hierin liegt noch ein Geheimnis; doch wenn wir erst den Menschen finden, wird auch dieses gelöst werden. Es fragt sich für jetzt also, ob wir das Inkognito dieses großmütigen Wesens respektieren oder alles tun sollen, um zu ihm zu gelangen. Was meint Ihr hierüber?«

»Meiner Ansicht nach«, ließ sich Pencroff vernehmen, »ist jener ein kreuzbraver Mann, der unsere vollste Hochachtung verdient.«

»Zugestanden«, erwiderte Cyrus Smith; »doch das ist keine Antwort auf meine Frage, Pencroff.«

»Mr. Smith«, sagte Nab, »ich glaube, wir können jenen Ehrenmann suchen, soviel wir wollen, aber finden werden wir ihn doch nur, wenn es ihm beliebt.«

»Das ist nicht dumm, was du sagst, Nab«, erklärte Pencroff.

»Ich teile zwar Nabs Ansicht«, begann Gedeon Spilett, »doch das darf uns kein Hindernis sein, den Versuch zu machen. Ob wir jenes geheimnisvolle Wesen nun finden oder nicht, so haben wir doch unsere Pflicht getan.«

»Und du, mein Kind, sprich dich ebenfalls aus«, sagte der Ingenieur zu Harbert gewendet.

»Oh«, rief Harbert mit freudestrahlendem Auge, »ich

möchte ihm danken, ihm, der erst Sie und dann auch uns alle gerettet hat!«

»Oho, mein Junge«, versetzte Pencroff, »das möchte ich auch und gewiß wir alle. Ich bin nicht neugierig, aber ein Auge gäbe ich doch darum, den Sonderling von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Mich dünkt, er müsse schön, groß, stark sein, einen prächtigen Bart, Haare wie einen Heiligenschein haben und auf Wolken ruhen mit einer großen Kugel in der Hand!«

»Aber, Pencroff«, erwiderte Gedeon Spilett, »das ist ja das Ebenbild Gottes, was Sie da ausmalen.«

»Kann sein, Mr. Spilett«, antwortete der Seemann, »aber so stelle ich mir ihn nun einmal vor.«

»Und Sie, Ayrton?« fragte der Ingenieur.

»Mr. Cyrus«, entgegnete Ayrton, »ich kann hierüber kein eigenes Urteil abgeben. Was Sie tun mögen, wird wohlgetan sein. Wollen Sie mich bei Ihren Nachforschungen mitnehmen, so bin ich bereit, Ihnen zu folgen.«

»Ich danke, Ayrton«, sagte Cyrus Smith, »doch ich hätte eine direktere Antwort auf die an Sie gerichtete Frage gewünscht. Sie gehören ganz zu uns, haben schon wiederholt Ihr Leben für uns gewagt, und so wie alle übrigen haben auch Sie das Recht, um Ihren Rat gefragt zu werden, wenn es der Entscheidung einer wichtigen Frage gilt. Sprechen Sie also.«

»Mr. Smith«, antwortete Ayrton, »ich denke, wir sollten alles aufbieten, den unbekannten Wohltäter zu finden. Vielleicht steht er einsam da? Vielleicht leidet er sogar? Viel-

leicht ist auch hier ein Menschenleben zu retten? Ich selbst habe, nach Ihrem Ausspruch, eine Schuld gegen ihn wettzumachen. Er war es, er nur kann es gewesen sein, der auf der Insel Tabor den verkommenen Elenden auffand, wie Sie ihn gekannt haben, der Ihnen die Mitteilung zukommen ließ, daß dort ein Unglücklicher zu retten sei! – Ihm verdanke ich es zuerst, daß ich wieder zum Menschen wurde – oh, ich werde es nie vergessen!«

»Es ist also entschieden«, erklärte Cyrus Smith, »wir beginnen unsere Nachforschungen so bald wie möglich. Kein Teil der Insel soll übergangen werden. Wir durchsuchen sie bis in die geheimsten Winkel, der Unbekannte vergeb' es uns, um der guten Absicht willen!«

Einige Tage lang beschäftigten sich die Kolonisten angestrengt mit der Heu- und Getreideernte. Vor der Ausführung ihres Vorhabens, die noch unbekannten Teile der Insel zu durchforschen, wollten sie die unaufschieblichen Arbeiten vollendet haben. Jetzt waren auch die verschiedenen von der Insel Tabor eingeführten eßbaren Pflanzen einzusammeln. Alles mußte seinen Platz finden, an dem es im Granithaus zum Glück ja nicht mangelte, ja, worin man alle Schätze der Insel hätte bergen können. Die Produkte der Kolonie befanden sich darin, methodisch geordnet, ebenso geschützt vor der Witterung, wie vor Menschen oder Tieren. In den dickwandigen Steingemächern war keine schädliche Feuchtigkeit zu befürchten. Einzelne natürliche Höhlungen erweiterte man mit Hilfe der Hacke oder des Sprengens, und so gestaltete sich das Granithaus gewissermaßen zum

Generaldepot für die Nahrungsmittel, Munitionen, Werkzeuge, Ersatzgerätschaften, mit einem Wort für das gesamte Material der Ansiedlung.

Die von der Brigg stammende Kanonen, übrigens sehr hübsche Gußstahlgeschütze, wurden mittels Tauen und Kränen nach der Wohnung emporgewunden; zwischen den Fenstern brachte man Schießscharten an, und bald gewahrte man ihre glänzende Mündung außerhalb der Granitwand. Von dieser Höhe aus beherrschten die Feuerschlünde wohl die ganze Union Bay. Es war ein kleines Gibraltar, und jedes Schiff, das sich der Insel nähern wollte, setzte sich unvermeidlich dem Feuer dieser Luftbatterie aus.

»Nun, Mr. Cyrus«, begann Pencroff eines Tages – es war der 8. November, – »da die Bewaffnung unserer Festung beendet ist, müssen wir doch auch die Tragweite unserer Geschütze erproben.«

»Halten Sie das für zweckmäßig?« fragte der Ingenieur.

»Für mehr als zweckmäßig, für notwendig! Wie können wir ohne dem wissen, bis zu welcher Entfernung eine solche hübsche Bohne, von denen wir genug haben, wohl fliegt.«

»Gut, dann versuchen wir es, Pencroff«, stimmte der Ingenieur zu. »Jedenfalls bin ich aber dafür, zu dem Experiment nicht das gewöhnliche Pulver zu verwenden, dessen Vorrat möglichst unberührt bleiben mag, sondern Pyroxilin, an dem es niemals fehlen wird.«

»Werden die Kanonen auch der furchtbaren Kraft des Pyroxilins widerstehen?« fragte der Reporter, der weit we-

niger als der Seemann begierig war, die Artillerie des Granithauses spielen zu lassen.

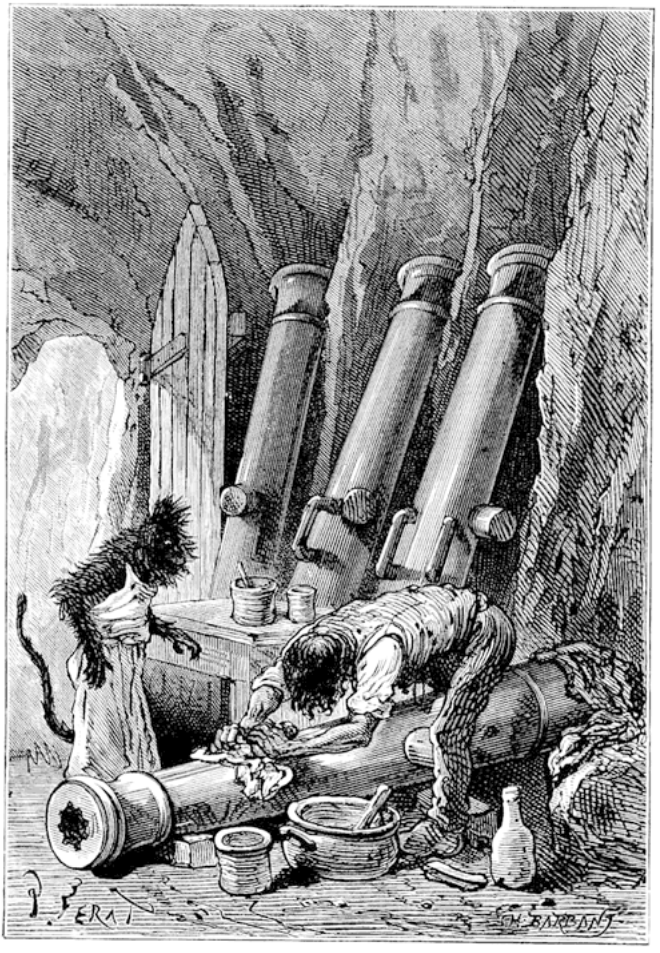
»Ich glaube es«, beruhigte ihn der Ingenieur. »Übrigens werden wir auch vorsichtig zu Werke gehen.«

Der Ingenieur erkannte ja die ausgezeichnete Qualität der Geschütze, auf die er sich verstand. Aus Stahl gefertigt und als Hinterlader eingerichtet, mußten sie eine sehr starke Ladung aushalten und eine enorme Tragweite haben. Um eine große Wirkung zu erzielen, muß die Flugbahn eines Geschosses nämlich so flach wie möglich sein, eine Bedingung, die nur dadurch erfüllt werden kann, daß man dem Projektil eine ungeheure Anfangsgeschwindigkeit mitteilt.

»Die Anfangsgeschwindigkeit aber«, erläuterte Cyrus Smith seinen Gefährten, »steht im Verhältnis zu der verwendeten Pulvermenge. Bei der Herstellung von Geschützen geht es überhaupt im Grunde nur darum, das widerstandsfähigste Metall ausfindig zu machen, und nach dieser Seite gebührt der Preis ohne Widerrede dem Stahl. Ich habe also guten Grund zu der Annahme, daß unsere Geschützrohre ohne Gefahr die Expansion der Gase des Pyroxilins aushalten und ausgezeichnete Resultate ergeben werden.«

»Erst probieren, dann muß es sich ja zeigen!« meinte Pencroff.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß die Kanonen sich in bestem Zustand befanden. Seitdem sie aus dem Wasser gezogen waren, hatte sich der Seemann bemüht, sie sorgfältig zu putzen. Wieviel Zeit kostete es ihn, sie abzureiben, einzuölen, den Mechanismus der Verschlußplatte zu reini-


ERAT
CH. BARBANT

gen, den Riegel und die Stellschraube zu säubern! Und jetzt blitzten die Geschütze ebenso blank, als befänden sie sich an Bord einer Fregatte der US-Marine.

An dem genannten Tag wurden die vier Kanonen, bei Anwesenheit sämtlicher Mitglieder der Kolonie, nacheinander probiert. Man lud mit Pyroxilin, unter Berücksichtigung seiner explosiven Gewalt, die, wie bekannt, die vierfache von der des gewöhnlichen Pulvers ist; die zugehörigen Geschosse hatten eine zylindrisch-konische Form.

Pencroff hielt, zum Abfeuern bereit, die Stoppine (das ist der Zündstrick) in der Hand.

Auf ein Zeichen Cyrus Smiths krachte der Schuß. Die auf das Meer zu gerichtete Kugel flog über das Eiland hinweg und schlug in einer nicht genau zu schätzenden Entfernung ins Wasser.

Die zweite Kanone wurde nach den äußersten Felsvorsprüngen der Strandgutspitze gerichtet und das Projektil sprengte einen spitzen Stein, gegen den es 3 Meilen vom Granithaus anschlug, in tausend Stücke.

Harbert war es, der das Geschütz gerichtet und abgefeuert hatte. Seine Freude über diesen Probeschuß wird man ihm gern gönnen, doch Pencroff brüstete sich fast noch mehr als er selbst über einen solchen Schuß, für den die Ehre seinem Kind zukam!

Das dritte nach den Dünen, die den oberen Teil der Union Bay bildeten, gerichtete Projektil schlug in einer Entfernung von mindestens 4 Meilen auf den Sand und verlor sich ricochettierend unter einem Schaumstreifen im Meer.

Bei der vierten Kanone steigerte Cyrus Smith die Ladung noch weiter, um die äußerste Grenze der Tragweite kennenzulernen. Bei diesem Schuß traten alle mehr seitwärts, für den Fall, daß das Rohr explodieren sollte, und auch an den Zündstrick wurde noch ein Stück Leine gebunden.

Ein furchtbarer Donner krachte, aber das Geschütz war unversehrt geblieben und die an die Fenstern geeilten Kolonisten konnten das Projektil noch auf den Felsen der Kiefernkaps aufschlagen und endlich, 5 Meilen weit vom Granithaus, im Haifischgolf verschwinden sehen.

»Nun, Mr. Cyrus«, rief Pencroff, dessen Hurras die Detonationen immer zu übertönen gesucht hatten, »was sagen Sie denn zu unserer Batterie? Jetzt mögen sich alle Piraten des Pazifiks getrost vor das Granithaus legen; ohne unsere Zustimmung soll es keinem gelingen, sich auszuschiffen.«

»Glauben Sie mir aber, Pencroff«, erwiderte der Ingenieur, »daß uns die Probe besser erspart bleibt.«

»Da erinnere ich mich«, fuhr der Seemann fort, »der sechs Spitzbuben, die sich noch auf der Insel herumtreiben; was soll mit ihnen werden? Wollen wir sie ungehindert durch unsere Wälder und über Feld und Wiese streifen lassen? Diese Kerle sind die reinen Jaguare, und ich denke, wir überlegen uns nicht weiter, sie als solche zu behandeln. Was meinen Sie, Ayrton?« fügte Pencroff zu seinem Gefährten gewendet hinzu.

Ayrton zögerte anfänglich mit der Antwort, und Cyrus Smith bedauerte sehr, daß Pencroff ihm diese Frage so

nackt und schroff gestellt hatte. Es griff ihm ans Herz, als Ayrton mit fast demütiger Stimme antwortete:

»So ein Jaguar war ich einst auch, Pencroff, und mir steht am wenigstens das Recht zu, hierüber zu entscheiden …«

Langsam schlich er sich nach diesen Worten von dannen.

Pencroff hatte ihn verstanden.

»Ich verzweifelter Dummkopf!« schalt er sich selbst. »Der arme Ayrton! Und doch hat er hier das Recht mitzusprechen, so gut wie jeder andere …!«

»Gewiß«, fiel Gedeon Spilett ein, »doch seine Zurückhaltung macht ihm alle Ehre und verpflichtet uns, die Erinnerungen an seine traurige Vergangenheit nicht in ihm wachzurufen.«

»Völlig einverstanden, Mr. Spilett«, antwortete der Seemann, »und mich soll deshalb kein Vorwurf wieder treffen! Ich reiße mir lieber die Zunge aus, als Ayrton durch sie zu betrüben. Doch kommen wir auf die Frage zurück. Mir scheint, jenes Raubgesindel hat auf Mitleid keinerlei Anspruch, und wir sollten die Insel baldmöglichst davon säubern.«

»Das ist wirklich Ihre Ansicht, Pencroff?« fragte der Ingenieur.

»Ja, das ist sie.«

»Und bevor Sie jenen ohne Erbarmen nachstellen, wollen Sie auch nicht abwarten, ob sie weitere Feindseligkeiten gegen uns begehen?«

»Genügt nicht, was sie schon getan haben?« versetzte Pencroff, der diese Unentschlossenheit gar nicht begriff.

»Können sie nicht zu anderen Ansichten kommen?« fuhr der Ingenieur fort. »Könnten sie nicht bereuen …«

»Bereuen? Diese Burschen?« rief der Seemann achselzuckend.

»Pencroff, denk an Ayrton!« sagte da Harbert, die Hand des Seemanns fassend. »Er ist auch wieder ein rechtschaffener Mann geworden!«

Pencroff sah seine Gefährten einen nach dem andern an. Nie hätte er geglaubt, daß sein Vorschlag dem leisesten Widerspruch begegnen könnte. Seiner rauheren Natur widerstrebte es, etwa gar mit Spitzbuben in Verhandlungen zu treten, die auf der Insel Fuß gefaßt hatten, mit den Komplizen Bob Harveys, den Mördern der Besatzung der ›Speedy‹, und er betrachtete sie nur als wilde Tiere, die man schnell und ohne Gewissensangst zu beseitigen habe.

»Sieh da!« murrte er. »Ich habe alle Welt gegen mich! Sie wollen gegen jene Schurken noch großmütig sein? – Meinetwegen! Doch möchten wir es dereinst nicht zu bereuen haben!«

»Welche Gefahr droht uns«, warf Harbert ein, »wenn wir nur einigermaßen wachsam sind?«

»Hm!« ließ sich der Reporter, der sich nicht auszusprechen schien, vernehmen. »Es sind sechs wohlbewaffnete Männer. Wenn sie aus guten Verstecken auf uns feuern, könnten sie leicht zu Herren der Kolonie werden.«

»Und warum haben sie es nicht schon getan?« erwiderte Harbert. »Offenbar, weil es nicht in ihrem Interesse lag, so zu handeln. Im übrigen sind wir auch sechs.«

»Schön, schön!« antwortete Pencroff, »den keine Vernunftgründe überzeugen konnten. Lassen wir die braven Leute ihre kleinen Geschäfte besorgen und denken nicht weiter an sie.«

»Aber, Pencroff«, redete ihm Nab zu, »stell dich doch nicht so böse! Jetzt sollte einmal einer jener Elenden in bester Schußweite vor dir stehen, ob du wohl auf ihn …«

»Ich schösse auf ihn, wie auf einen tollen Hund«, erwiderte unbedenklich Pencroff.

»Pencroff«, sage da der Ingenieur, »Sie haben auf mein Urteil bisher immer einigen Wert gelegt. Wollen Sie das auch jetzt tun?«

»Ich tue, was Sie für richtig halten, Mr. Smith«, antwortete der Seemann, »ohne deshalb anderer Ansicht zu sein.«

»Nun gut, so werden wir warten und nur angreifen, wenn man uns zu nahe tritt!«

Trotz Pencroffs übler Vorhersage wurde das also als Richtschnur für das Verhalten gegen die Piraten festgesetzt. Man wollte nicht zuerst angreifen, aber auf der Hut sein. Die Insel war ja groß und fruchtbar. Lebte noch ein Restchen von Ehrgefühl in ihrer Seele, dann konnten jene Elenden wohl noch umkehren. Zwangen sie nicht die tatsächlichen Verhältnisse, ein neues Leben zu beginnen? Jedenfalls folgte man nur einem Gebot der Menschlichkeit, wenn man sie sich selbst überließ. Die unbeschränkte Freiheit, anstandlos zu streifen, wohin es ihne beliebte, ging den Kolonisten zwar zum Teil verloren. Bis dahin hatten sie sich nur vor reißenden Tieren zu schützen gehabt, jetzt machten

noch sechs Verbrecher, vielleicht der schlimmsten Art, die Insel unsicher. Das war ernst und wäre von anderen wohl dem Verlust aller Sicherheit gleich geachtet worden.

Immerhin! Für jetzt befanden sich die Kolonisten Pencroff gegenüber im Recht – ob auch für später? – Das wird sich noch zeigen.

6. KAPITEL

Die beabsichtigte Durchsuchung der Insel. – Ayrton bei der Viehhürde. – Besuch des Ballonhafens. – Pencroffs Bemerkungen an Bord der ›Bonadventure‹. – Telegramm nach der Viehhürde. – Keine Antwort von Ayrton. – Aufbruch. – Warum die Leitung den Dienst versagt. – Eine Detonation.

Am meisten beschäftigte die Kolonisten jetzt die beschlossene eingehende Durchsuchung der Insel, die nun zweierlei Zwecke verfolgte, erstens das geheimnisvolle Wesen aufzufinden, über dessen Gegenwart kein Zweifel herrschen konnte, und dann, sich zu unterrichten, was aus den Piraten geworden war, welchen Schlupfwinkel sie gewählt hatten, welches Leben sie führten und was man von ihnen wohl zu befürchten hatte.

Cyrus Smith wünschte ohne Verzug aufzubrechen; da die Expedition aber voraussichtlich mehrere Tage in Anspruch nahm, wurde es für nötig erachtet, auf dem Wagen mancherlei Lagergeräte und anderes Zubehör mitzuführen, um sich an den Haltestellen bequemer einrichten zu können. Außerdem konnte eines der Onager, das sich am Bein

verletzt hatte, nicht sofort eingespannt werden; es bedurfte noch einige Tage der Schonung, und so glaubte man die Abreise ohne Nachteil um eine Woche, das heißt bis zum 20. November aufschieben zu dürfen. Der November bildet ja, wie der ihm entsprechende Mai der nördlichen Halbkugel, die schönste Jahreszeit. Die Sonne näherte sich dem Wendekreis des Steinbocks und brachte die langen Tage. Der Zeitpunkt schien der Expedition also besonders günstig, und wenn diese auch ihr eigentliches Ziel nicht erreichen sollte, konnte sie doch reiche Entdeckungen, wenigstens hinsichtlich der Naturerzeugnisse, liefern, da sich Cyrus Smith bestimmt vorgenommen hatte, diesmal die Wälder des Fernen Westens zu untersuchen, die sich bis zu den Ausläufern der Schlangenhalbinsel hin erstreckten.

Während der 9 Tage, die man im ganzen bis zum Aufbruch noch vor sich hatte, sollten die letzten dringlichen Arbeiten auf dem Plateau der Freien Umschau beendet werden.

Inzwischen machte sich die Rückkehr Ayrtons nach der Viehhürde notwendig, wo die Haustiere gewiß seiner Pflege bedurften. Man beschloß also, daß er für 2 Tage dorthin abgehen und nach reichlicher Versorgung der Ställe mit Futter zum Granithaus heimkehren solle.

Als jener sich zum Aufbruch rüstete, fragte ihn Cyrus Smith, ob er nicht einen von ihnen zur Begleitung mitnehmen wolle, da die Insel jetzt unsicherer sei als früher.

Ayrton hielt das für nutzlos, da er allein die nötige Arbeit ausführen könne und sich überdem vor nichts fürchte. Sollte sich an der Viehhürde oder in ihrer Umgebung etwas

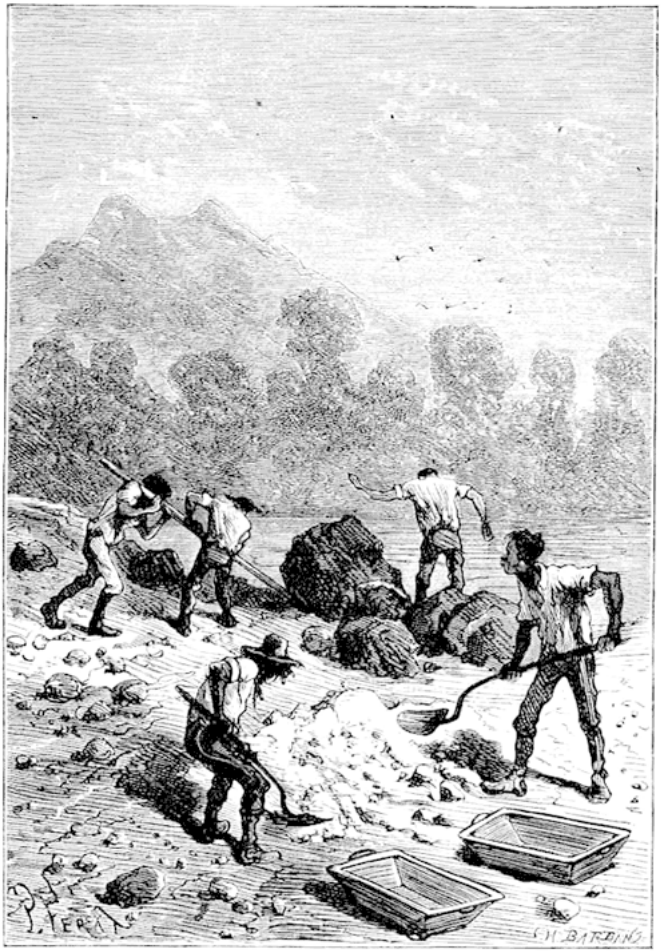
Besonderes zutragen, würde er die Kolonisten durch eine Depesche nach dem Granithaus davon in Kenntnis setzen.

Mit Tagesanbruch machte sich Ayrton am 9. auf den Weg, nahm auch den mit nur einem Onager bespannten Wagen mit, und 2 Stunden später meldete ein elektrisches Signal, daß er glücklich angekommen war und an Ort und Stelle alles in Ordnung gefunden hatte.

Während dieser beiden Tage führte Cyrus Smith auch die schon früher gehegte Absicht aus, das Granithaus dadurch vor jeder Überrumpelung zu sichern, daß er die schon vermauerte und unter Schlingpflanzen und Gebüsch halb verborgene obere Mündung des vormaligen Abflusses am südlichen Winkel des Granitsees vollkommen verdeckte. Wenn der Wasserstand des Sees um 2 bis 3 Fuß erhöht wurde, mußte er bis über sie aufsteigen, und damit den Zweck der Arbeit vollkommen erfüllen.

Zur Erhöhung des Niveaus genügte es aber, die Wehre an den beiden Stellen, von denen aus der Glyzerin- und der Kaskadenfluß ihr Wasser bezogen, um ebensoviel höher zu legen. Die Kolonisten wurden alle zu diesem Werk eingesetzt, und die beiden Überlaufwehre, die ohnedem bei einer Höhe von 3 Fuß eine Breite von 7 bis 8 nicht überschritten, durch sorgsam vermauerte Bruchsteine so weit wie nötig erhöht.

Nach Vollendung dieser Arbeit konnte kein Mensch vermuten, daß von jener Wasserspitze aus ein unterirdischer Gang vorhanden war, der früher als Seeabfluß gedient hatte.


L. TERRY
C.H. BARBANT

Selbstverständlich sparte man die kleine Öffnung, durch die das Reservoir des Granithauses gespeist und der Aufzug in Gang gesetzt wurde, sorgsam aus. War letzterer einmal in die Höhe gezogen, dann trotzte die sichere und bequeme Wohnung leicht jedem Handstreich und Überfall.

Dieses Werk wurde bald zu Ende geführt, und Pencroff, Gedeon Spilett und Harbert fanden sogar noch Zeit, sich einmal zum Ballonhafen zu begeben. Den Seemann trieb ein heftiges Verlangen, zu wissen, ob die kleine Bucht, der Ankerplatz der ›Bonadventure‹, einen Besuch der Seeräuber gesehen hatte.

»Wir müssen bedenken«, bemerkte er, »daß jene Herrchen auf dem südlichen Küstenteil das Land betreten, und wenn sie dem Ufer nachgingen, doch vielleicht den kleinen Hafen aufgestöbert haben; in welchem Fall ich übrigens für unsere ›Bonadventure‹ keinen halben Dollar mehr böte.«

Pencroffs Befürchtungen entbehrten am Ende nicht allen Grundes, und ein Besuch des Ballonhafens erschien ganz gerechtfertigt.

Der Seemann und seine Begleiter brachen also am Nachmittag des 10. November wohlbewaffnet auf. Pencroff wiegte, als er in jeden Lauf seines Gewehrs zwei Kugeln lud, den Kopf hin und her, eine bedrohliche Vorbedeutung für alles, was ihm, »ob Mensch oder Tier«, sagte er, zu nahe käme. Gedeon Spilett und Harbert nahmen auch ihre Flinten mit, und gegen 3 Uhr verließen alle drei das Granithaus.

Nab gab ihnen bis zur Mercybiegung das Geleit und zog

die Brücke auf, sobald sie sie passiert hatten. Man traf die Verabredung, daß ein Flintenschuß die Rückkehr der Kolonisten melden und Nab zur Wiederherstellung der Verbindung der beiden Ufer herbeirufen sollte.

Die kleine Gesellschaft begab sich sofort nach der Hafenstraße auf den Weg zur Südküste. Letzterer betrug zwar nur 3 1/2 Meilen, doch brauchten Spilett und seine Gefährten 2 Stunden dazu. Sie beobachteten nämlich auch die Umgebung der Straße, sowohl nach der Seite des dichteren Waldes, wie nach der der Tadornesümpfe. Sie entdeckten keine Spur von den Flüchtlingen, die ohne Zweifel weder die Anzahl der Kolonisten, noch deren Verteidigungsmittel kannten und sich nach den weniger zugänglichen Teilen der Insel zurückgezogen haben mochten.

Beim Ballonhafen angelangt, sah Pencroff zu seiner größten Befriedigung die ›Bonadventure‹ dort unversehrt vor Anker liegen. Übrigens war die kleine Bucht auch von den umgebenden Felsmassen so gut verdeckt, daß man sie weder von der Land-, noch von der Seeseite her eher entdecken konnte, als bis man unmittelbar darüber oder daran kam.

»Aha«, begannn Pencroff, »noch sind die Landstreicher nicht hierher gelangt. Die hohen Gräser sagen den Reptilien mehr zu, und im Fernen Westen würden wir sie bestimmt auffinden.«

»Das ist auch ein wahres Glück«, fiel Harbert ein, »denn der ›Bonadventure‹ hätten sie sich, wenn er von ihnen aufgefunden worden wäre, sicher bemächtigt, um zu fliehen,

und uns wäre es dann unmöglich gewesen, in der nächsten Zeit einmal nach der Insel Tabor zurückzukehren.«

»Freilich wär' es wichtig«, meinte der Reporter, »dort ein Dokument mit genauer Angabe der Lage der Insel Lincoln und Ayrtons jetzigen Aufenthaltsorts niederzulegen, für den Fall, daß die schottische Yacht zu dessen Wiederaufnahme zurückkehrte.«

»Nun, die ›Bonadventure‹ ist immer zur Hand, Mr. Spilett«, versetzte der Seemann. »Ihre Besatzung und sie sind auf das erste Signal segelfertig!«

»Ich denke, Pencroff, davon kann erst nach unserer geplanten Durchforschung der Insel die Rede sein. Nach allem liegt auch die Möglichkeit nahe, daß jener Unbekannte, wenn wir ihn überhaupt auffinden, mit der Insel Tabor und unserer Insel Lincoln längst bekannt war. Vergessen wir nicht, daß das Dokument unzweifelhaft von ihm stammte und daß er vielleicht selbst über die Rückkehr der Yacht etwas Näheres weiß.«

»Wer, zum Teufel!« rief Pencroff, »mag er nur sein? Er kennt uns, wir aber ihn nicht! Ist er einfach ein Schiffbrüchiger, weshalb versteckt er sich? Wir sind doch brave Kerle, meine ich, und deren Gesellschaft könnte wohl jedem recht sein! Oder wäre er freiwillig hierhergekommen? Könnte er die Insel nach Belieben verlassen? Ist er überhaupt noch hier? Ist er's vielleicht nicht mehr …?«

Unter diesen Gesprächen waren Pencroff, Harbert und Gedeon Spilett auf das Schiff gelangt und gingen auf dem Verdeck der ›Bonadventure‹ umher. Plötzlich entfuhren

dem Seemann, der das Bätingsholz mit dem darum gewundenen Ankertau ins Auge faßte, die Worte:

»Nein, zum Kuckuck, das ist denn doch zu stark!«

»Was gibt's denn wieder, Pencroff?« fragte der Reporter.

»Nun, das gibt es, daß ich den Knoten da nicht geschlungen habe!«

Dabei wies Pencroff auf einen Strick, der um das Kabel am Bätingsholz gelegt war, um es an diesem noch sicherer zu befestigen.

»Wie, das wären Sie nicht gewesen?« fragte Gedeon Spilett.

»Bei Gott, nein! Das ist ein gewöhnlicher Knoten, und ich habe die Gewohnheit, einen solchen doppelt zu verschlingen. Ich täusche mich nicht! Man hat das so in der Hand, und die Hand irrt sich nicht!«

»Demnach wären die Verbrecher an Bord gewesen?« bemerkte Harbert.

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Pencroff, »aber eines steht fest, daß man den Anker der ›Bonadventure‹ gelichtet und auch wieder festgelegt hat. Halt, da ist noch ein weiterer Beweis! Das Ankertau ist aufgewunden worden, denn das Klüsenfutter* liegt daneben. Ich bin fest davon überzeugt, daß jemand unser Schiff benutzt hat.«

»Wären das aber die Sträflinge gewesen, dann hätten sie es entweder geplündert oder zum Fliehen benutzt …«

* Man versteht hierunter ein Stück alte Leinwand, das gefaltet in die Klüsen gelegt wird, um die Reibung und Zerstörung des durchlaufenden Ankertaus zu verhindern.

»Zum Fliehen …! Wohin denn …? Nach der Insel Tabor …? Glauben Sie, die würden sich einem Fahrzeug mit so geringem Tonnengehalt anvertraut haben?«

»Zudem zwänge das zu der Annahme einer Kenntnis von dem Eiland auf ihrer Seite«, vervollständigte der Reporter.

»Sei dem, wie es will«, sagte der Seemann; »so wahr ich Bonadventure Pencroff aus Vineyard bin, so sicher ist unsere ›Bonadventure‹ ohne uns gesegelt!«

Der Seemann schien seiner Sache so gewiß, daß jeder Widerspruch der anderen erstickte. Eine mehr oder weniger große Ortsveränderung hatte das Schiff unzweifelhaft erfahren, seitdem es Pencroff am letzten Mal in den Ballonhafen zurückführte. Für den Seemann blieb es eine ausgemachte Tatsache, daß der Anker gelichtet und wieder fallengelassen worden war. Weshalb aber diese beiden Manöver, wenn das Schiff nicht zu irgendeiner Fahrt gedient hatte?

»Sollten wir die ›Bonadventure‹ aber nicht auf hoher See haben vorübersegeln sehen?« fragte der Reporter, der alle Gegenbeweise zu erschöpfen suchte.

»Oh, Mr. Spilett«, belehrte ihn der Seemann, »man braucht nur zur Nachtzeit mit guter Brise abzusegeln, um binnen 2 Stunden außer Sicht der Insel zu sein.«

»Gut«, erwiderte Gedeon Spilett; »so frage ich aber noch, in welcher Absicht die Verbrecher sich der ›Bonadventure‹ bedient und sie danach auch wieder in den Hafen zurückgebracht haben sollten?«

»Nun, Mr. Spilett«, antwortete der Seemann, »das legen wir einfach zu den anderen Unbegreiflichkeiten und zer-

brechen uns darum nicht den Kopf. Die Hauptsache ist, daß die ›Bonadventure‹ da war und es noch jetzt ist. Sollten sie die Spitzbuben freilich ein zweites Mal benutzen, so bleibt es leider fraglich, ob wir sie hier wiederfinden.«

»Dann möchte es wohl ratsam sein«, ließ sich Harbert vernehmen, »die ›Bonadventure‹ vor dem Granithaus festzulegen?«

»Ja und nein«, antwortete Pencroff, »doch lieber: Nein! – Die Mercymündung bietet keinen guten Platz für ein Schiff; das Wasser ist da zu schwer.«

»Doch wenn wir sie auf den Sand heraufwänden, vielleicht bis nah an die Kamine?«

»Das könnte eher gehen«, antwortete Pencroff. »Für unsere bevorstehende längere Abwesenheit vom Granithaus halte ich die ›Bonadventure‹ jedoch hier für gesicherter, und wir werden guttun, sie im Hafen zu lassen, bis die Insel von jenen Schurken gesäubert ist.«

»Ganz meine Ansicht«, sagte der Reporter. »Wenigstens wird sie bei ungünstiger Witterung hier besser verwahrt sein, als an der Mündung der Mercy.«

»Doch wenn ihr die Sträflinge einen erneuten Besuch abstatteten?« mahnte Harbert.

»Ei nun, mein Junge«, entgegnete Pencroff, »fänden sie sie nicht hier, dann würden sie sie sofort vor dem Granithaus suchen, und bei unserer Abwesenheit könnte nichts sie daran hindern, sich ihrer zu bemächtigen. Ich denke also, wie Mr. Spilett, wir lassen sie ruhig hier im Ballonhafen. Sollten wir bei unserer Rückkehr die Insel nicht von jenen

Schuften befreit haben, dann bringen wir unser Schiff nach dem Granithaus, bis ihm kein unliebsamer Besuch weiter droht.«

»Einverstanden! – Und nun vorwärts!« sagte der Reporter.

Als Pencroff, Harbert und Gedeon Spilett wieder im Granithaus angelangt waren, setzten sie den Ingenieur von dem Vorgefallenen in Kenntnis, und dieser billigte vollkommen ihre Beschlüsse für jetzt und für die spätere Zeit. Er versprach sogar, den Teil des Kanals zwischen dem Eiland und der Küste zu untersuchen, um zu sehen, ob dort nicht durch Pfahlwerk ein künstlicher Hafen zu schaffen sei. In diesem Fall wäre die ›Bonadventure‹ immer zur Hand, unter den Augen der Kolonisten und im Notfall hinter Schloß und Riegel zu halten.

Am selben Abend beförderte man noch ein Telegramm an Ayrton, um ihn zu bitten, ein Paar Ziegen aus der Viehhürde herzutreiben, die Nab auf den Wiesen des Plateaus akklimatisieren wollte. Sonderbarerweise bestätigte Ayrton diesmal, ganz gegen seine Gewohnheit, den Empfang der Depesche nicht. Den Ingenieur machte dieses Ausbleiben der Antwort stutzig. Möglicherweise konnte aber Ayrton im Augenblick nicht in der Nähe oder auch auf dem Rückweg nach dem Granithaus sein. Vor 2 Tagen war er mit der Absicht weggegangen, am 10. oder spätestens am 11. morgens zurückzukehren.

Die Kolonisten warteten also, ob Ayrton sich auf der Höhe der Freien Umschau zeigen würde. Nab und Harbert

begaben sich sogar schon in die Nähe der Brücke, um sie herabzulassen, wenn ihr Kamerad erschien.

Um 10 Uhr abends zeigte sich jedoch noch keine Spur von Ayrton. Man hielt es also für geraten, eine neue Depesche mit dem Verlangen einer unmittelbaren Antwort abzulassen.

Die Glocke im Granithaus blieb stumm.

Jetzt wuchs die Unruhe der Kolonisten. Was war geschehen? Befand sich Ayrton nicht mehr bei der Hürde oder nicht in der Lage, sich frei zu bewegen? Sollte man durch diese pechschwarze Nacht selbst nach der Viehhürde ziehen?

Man erwog das Für und Wider. Die einen wollten aufbrechen, die andern noch dableiben.

»Vielleicht aber«, sagte Harbert, »ist etwas mit der Leitung passiert, so daß sie nicht mehr funktioniert.«

»Das könnte sein«, meinte der Reporter.

»Dann warten wir bis morgen«, erklärte Cyrus Smith. »Es ist wirklich möglich, daß Ayrton unsere Depesche gar nicht empfing, oder wir umgekehrt die seinige nicht erhielten.«

Man wartete, doch selbstverständlich nicht ohne spannende Unruhe.

Mit dem ersten Tagesgrauen des 11. November telegrafierte Cyrus Smith wiederholt, blieb aber auch jetzt ohne Antwort.

»Auf nach den Hürden!« rief er.

»Und alle wohlbewaffnet!« fügte Pencroff hinzu.

Gleichzeitig beschloß man, daß das Granithaus nicht ganz verödet und Nab dort zurückbleiben solle. Nachdem er seinen Gefährten bis zum Glyzerinfluß das Geleit gegeben hatte, sollte er die Fallbrücke aufziehen und von einem Baum verdeckt entweder deren Rückkehr oder die Ayrtons abwarten.

Für den Fall des Erscheinens der Piraten vor der Übergangsstelle würde er sie mit Flintenschüssen abwehren, sich im Notfall aber in das Granithaus flüchten, worin er nach emporgewundenem Aufzug vorläufig in vollkommener Sicherheit wäre.

Cyrus Smith, Gedeon Spilett, Harbert und Pencroff wollten sich direkt nach den Viehhürden begeben und beim Nichtantreffen Ayrtons die umliegenden Gehölze durchsuchen.

Um 6 Uhr morgens hatten der Ingenieur und seine Gefährten den Glyzerinfluß überschritten, und Nab postierte sich hinter einen leichten, von einigen Drachenblutbäumen bekrönten Erdhügel am linken Ufer des Flusses.

Die Kolonisten schlugen nach Überschreitung des Plateaus der Freien Umschau sofort den Weg nach den Viehhürden ein. Bereit, bei der geringsten feindlichen Begegnung Feuer zu geben, trugen sie die mit Kugeln geladenen Karabiner und Flinten im Arm.

Das Dickicht auf beiden Seiten ihres Weges konnte die Sträflinge leicht ihren Blicken verbergen und jene waren im Besitz ihrer Waffen gewiß ernstlich zu fürchten.

Schweigend zogen die Kolonisten raschen Schrittes da-

hin. Top lief ihnen voraus, bald auf dem Weg selbst, bald sich durch Gebüsch drängend, aber immer stumm und ohne ein Zeichen von Unruhe. Jedenfalls durfte man darauf zählen, daß das treue Tier sich nicht überraschen lassen und bei dem leisesten Zeichen von Gefahr bellen würde.

Auf ihrem Weg folgten Cyrus Smith und seine Gefährten gleichzeitig der Telegrafenleitung zwischen der Hürde und dem Granithaus. Nach Zurücklegung von etwa 2 Meilen hatten sie noch keine Unterbrechung bemerkt; die Stangen waren in bestem Zustand, die Isolatoren unversehrt, der Draht ordnungsgemäß gespannt. Von diesem Punkt aus glaubte der Ingenieur indessen eine Abnahme der Spannung wahrzunehmen, und als Harbert, der meist vorausging, am Pfahl Nr. 74 anlangte, blieb er stehen und rief:

»Der Draht ist zerrissen!«

Seine Gefährten beeilten sich, die Stelle zu erreichen, an der der junge Mann haltmachte.

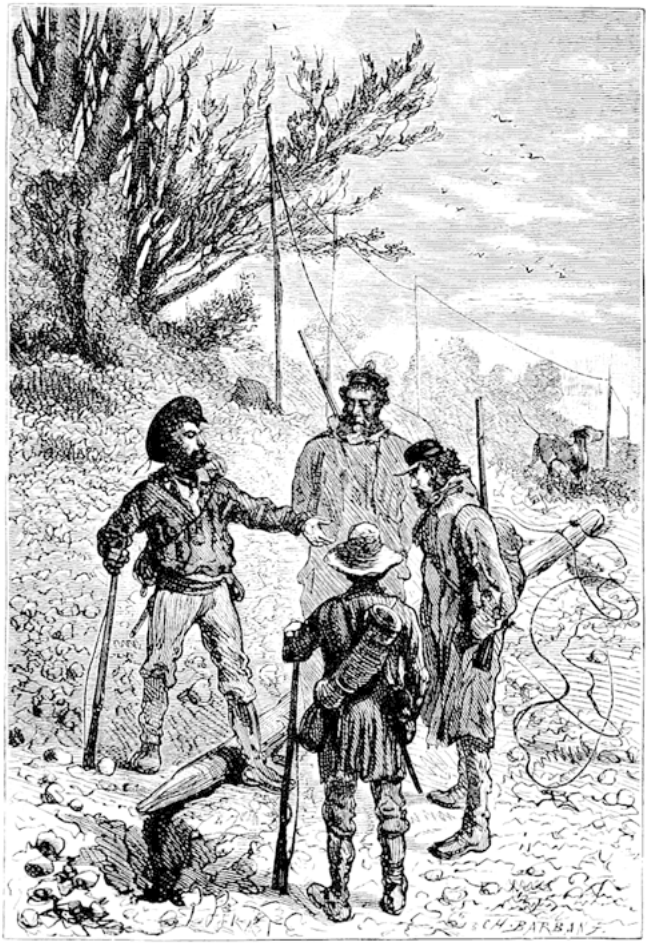
Dort lag eine Telegrafenstange quer über dem Weg. Die Verbindungstrennung des Drahtes wurde hiermit bewiesen, und offenbar hatten also weder Depeschen in der einen, noch die in der anderen Richtung ihr Ziel erreichen können.

»Der Wind hat diesen Pfahl nicht umgeworfen«, bemerkte Pencroff.

»Nein«, sagte Harbert, »der frische Bruch beweist, daß er noch nicht lange stattfand.«

»Zur Hürde, zur Hürde!« drängte der Seemann.

Die Kolonisten befanden sich jetzt auf der Hälfte des



Weges dorthin, mußten also noch 2 ½ Meilen zurücklegen und gingen in Laufschritt über.

In der Tat lag die Befürchtung nahe, daß bei der Viehhürde irgendein ernstes Ereignis vorgefallen war. Gewiß hatte Ayrton ein Telegramm absenden können, das nicht eingetroffen war, und das beunruhigte seine Freunde noch am wenigsten; unerklärlich blieb aber, daß Ayrton trotz seiner für den Abend vorher zugesagten Rückkehr nicht erschien. Die Unterbrechung jeder Verbindung zwischen den beiden Stationen mußte wohl einen tiefer liegenden Grund haben, für wen anderen aber, als für die Sträflinge, konnte diese Unterbrechung einen Wert haben?

Die Kolonisten eilten mit ihrer bedrückenden Angst im Herzen nach Kräften. Sie fühlten ihre ganze Zuneigung zu ihrem neuen Kameraden. Sollten sie ihn vielleicht erschlagen finden von den Händen derjenigen, deren Anführer er vorher gewesen war?

Bald gelangten sie an die Stelle, von wo aus der Weg dem kleinen von dem Roten Fluß abgeleiteten Wasserlauf folgte, der die Wiesen der Hürde versorgte. Sie hatten ihre Schritte gemäßigt, um nicht atemlos zu sein, wenn der Augenblick des Kampfs etwa unerwartet an sie heranträte. Die Flinten wurden schußbereit gehalten. Jeder überwachte eine Seite des Waldes. Top ließ ein leises Knurren von übler Vorbedeutung hören.

Endlich blickte der Palisadenzaun durch die Baumstämme, ohne eine Beschädigung zu zeigen; seine Tür war geschlossen wie gewöhnlich. Tiefes Schweigen herrschte in

der Hürde, weder das gewohnte Blöken der Mufflons, noch die Stimme Ayrtons ließ sich hören.

»Wir wollen hineingehen«, sagte der Ingenieur.

Cyrus Smith ging voran, während seine Gefährten auf 20 Schritt hinter ihm wachten und sich zum Abfeuern bereithielten.

Der Ingenieur hob den inneren Querriegel des Tors und wollte einen Flügel aufschlagen, als Top wütend anschlug. Ein Schuß krachte über die Palisade heraus, ein Schmerzensschrei antwortete ihm.

Von einer Kugel getroffen, sank Harbert zu Boden.

7. KAPITEL

Der Reporter und Pencroff in der Hürde. – Harberts Transport. – Verzweiflung des Seemanns. – Konsultation des Reporters und des Ingenieurs. – Behandlungsweise. – Man schöpft einige Hoffnung. – Wie erhält Nab Nachricht? – Ein treuer, verläßlicher Bote. – Nabs Antwort.

Auf Harberts Schrei eilte Pencroff, die Waffe wegwerfend, zu ihm.

»Sie haben ihn getötet!« rief er, »ihn, meinen Sohn, sie haben ihn ermordet!«

Cyrus Smith und Gedeon Spilett kamen zu Harbert hergelaufen. Der Reporter horchte, ob das Herz des Knaben noch schlug.

»Er lebt!« sagte er, »doch wir müssen ihn wegschaffen …«

»Zum Granithaus? Unmöglich!« antwortete der Ingenieur.

»Nun denn, in die Hürde!« rief Pencroff.

»Halt, einen Augenblick nur!« sagte Cyrus Smith.

Er wandte sich nach links, um die Hürdenwand zu umgehen. Dort traf er auf einen Sträfling, der auf ihn anlegte und seinen Hut durchlöcherte. Einen Augenblick darauf aber lag er schon, ohne dazu zu kommen, noch einmal Feuer zu geben, von Cyrus Smiths Dolch, der sicherer traf als jenes Flinte, durchbohrt an der Erde.

Indessen kletterten Gedeon Spilett und der Seemann an den Ecken der Palisade empor, sprangen in die Umzäunung, warfen die Riegel zurück, die das Tor von innen schlossen, drangen in das Wohnhäuschen, das sie übrigens leer fanden, und bald ruhte der arme Harbert auf Ayrtons Lagerstätte.

Wenige Augenblicke später war Cyrus Smith neben ihm.

Als er Harbert leblos sah, faßte den Seemann ein unsäglicher Schmerz. Er schluchzte, er weinte, er wollte sich den Kopf an der Wand einstoßen. Weder der Ingenieur noch der Reporter vermochten ihn zu beruhigen. Sie verstummten vor Mitgefühl auch selbst.

Jedenfalls taten sie aber das ihrige, den armen Knaben, der unter ihren Augen zu verenden schien, dem Tod zu entreißen. Gedeon Spilett hatte bei seinem vielbewegten Leben auch einige Kenntnisse der Wundarzneikunst erworben. Er wußte von allem etwas, und mehr als einmal war es vorge-

kommen, daß er gegen Verwundung durch blanke Waffen oder Gewehrkugeln zur Hilfe eintreten mußte. Von Cyrus Smith unterstützt, traf er also die Maßnahmen, die Harberts Zustand erforderte.

Zunächst erschreckte ihn freilich der allgemeine Stupor des Verwundeten, der entweder von dem Blutverlust herrührte, oder von einer Lähmung des Nervensystems, wenn die Kugel kräftig genug an einen Knochen geschlagen hatte, um es heftig zu erschüttern.

Harbert lag totenbleich da und mit einem so schwachen Pulsschlag, daß Gedeon Spilett ihn nur in größeren Abständen deutlich fühlte, wie es kurz vor dem gänzlichen Erlöschen vorzukommen pflegte. Gleichzeitig schwieg bei dem Verwundeten jedwede Tätigkeit der Sinne oder der Intelligenz. Das waren alles sehr ernste Symptome.

Harberts Brust wurde entblößt und nach Beseitigung des halbgeronnenen Bluts mit kaltem Wasser gewaschen. Die Verletzung oder vielmehr die Wunde wurde sichtbar. Ein ovales Loch fand sich auf der Brust zwischen der dritten und vierten Rippe. Hier war die Kugel eingedrungen.

Cyrus Smith und Gedeon Spilett drehten den armen Knaben um, der einen so leisen Klagelaut hören ließ, als wär' es sein letzter Seufzer.

Eine zweite Wunde blutete auf Harberts Rücken, und sogleich fiel auch die Kugel, die ihn getroffen hatte, heraus.

»Gott sei Dank!« sagte der Reporter; »wenigstens ist die Kugel nicht im Körper geblieben, und wir brauchen sie nicht erst herauszuholen.«

»Aber das Herz …?« fragte Cyrus Smith.

»Das Herz kann nicht getroffen worden sein, ohne daß Harbert tot wäre!«

»Tot?!« schrie Pencroff in seiner Verzweiflung.

Der Seemann hatte nur die letzten Worte des Reporters gehört.

»Nein, Pencroff, nein!« versicherte Cyrus Smith, »er ist nicht tot! Sein Puls schlägt ja! Er hat sogar leise gestöhnt. Doch im eigenen Interesse eures Kindes, beruhigt euch. Jetzt müssen wir alle kaltes Blut bewahren. Sorgt, daß wir es nicht auch verlieren, wackrer Freund!«

Pencroff schwieg, aber die Bewegung übermannte ihn; große Tränen rannen über sein ehrliches Gesicht.

Gedeon Spilett durchwühlte den Schatz seiner Erinnerungen, um jetzt mit Methode zu verfahren. Dem Augenschein nach stand es für ihn außer Zweifel, daß die Kugel vorn zwischen der dritten und vierten Rippe eingedrungen und auf der Rückseite zwischen der siebten und achten Rippe wieder ausgetreten war. Aber welche Zerstörungen hatte sie auf diesem Weg hinterlassen? Auch ein Fachmann wäre wohl in Verlegenheit gekommen, das sofort zu bestimmen; um wie viel weniger vermochte es der Reporter.

Eines wußte er: es mußte der entzündlichen Entartung der verletzten Teile vorgebeugt und die lokale Entzündung sowie das unausbleibliche Wundfieber in Schranken gehalten werden. Welche örtlichen, welche Mittel gegen Fieber sollte er anwenden? Womit diese gefährliche Entzündung begrenzen?

Auf jeden Fall erschien es wichtig, die beiden Wunden zu verbinden. Gedeon Spilett fand es unnötig, noch eine neue Blutung durch Waschen mit warmem Wasser hervorzurufen und die Wundlippen zu komprimieren. Der Blutverlust war sehr reichlich gewesen und Harbert für einen erneuten Verlust zu schwach.

Der Reporter glaubte sich also mit einer kalten Auswaschung der Wunde begnügen zu können.

Harbert wurde auf die linke Seite gelegt und in dieser Lage erhalten.

»Er darf sich nicht bewegen«, verordnete Gedeon Spilett. »Jetzt ist er in der für die Eiterung der Brust- und Rückenwunde günstigsten Lage, und es ist die absoluteste Ruhe nötig.«

»Was? Wir können ihn nicht ins Granithaus bringen?« fragte Pencroff.

»Nein, Pencroff«, antwortete der Reporter.

»Verwünscht!« rief Pencroff mit gen Himmel geballter Faust.

»Pencroff!« sagte mahnend Cyrus Smith.

Gedeon Spilett beobachtete den Verwundeten wieder mit peinlichster Aufmerksamkeit. Harbert blieb so entsetzlich bleich, daß es den Reporter beunruhigte.

»Cyrus«, begann er, »ich bin kein Arzt, ich schwebe in der schrecklichsten Ungewißheit; Sie müssen mir mit Ihrem Rat, Ihrer Erfahrung beistehen …!«

»Erst werden Sie wieder ruhig, mein Freund«, sagte der Ingenieur und ergriff die Hand des Reporters. »Urteilen Sie

mit kaltem Blut … denken Sie nur das eine: Harbert muß uns gerettet werden!«

Diese Worte gaben Gedeon Spilett einigermaßen die Herrschaft über sich selbst zurück, die ihm in einem Augenblick der Entmutigung das lebhafte Gefühl der Verantwortlichkeit zu rauben drohte. Er setzte sich neben das Bett. Cyrus Smith blieb stehen. Pencroff hatte sein Hemd zerrissen und zupfte ganz maschinenmäßig Scharpie.

Gedeon Spilett erklärte hierauf Cyrus Smith, daß er es vor allem für nötig halte, die Blutung zu stillen, nicht aber die beiden Wunden zu schließen, noch ihre unmittelbare Vernarbung herbeizuführen, weil eine in das Innere reichende Verletzung vorliege und man keine Eiteransammlung in der Brust entstehen lassen dürfe.

Cyrus Smith stimmte ihm vollkommen zu, und man beschloß, die beiden Wunden ohne Annäherung ihrer Ränder einfach zu verbinden. Zum Glück schien es nicht nötig, sie durch Einschnitte zu erweitern.

Besaßen die Kolonisten nun aber ein wirksames Mittel gegen die bevorstehende Entzündung?

Ja, sie hatten eines, denn die Natur hat es verschwenderisch ausgeteilt. Sie hatten kaltes Wasser, das heißt das mächtigste Sedativum gegen die Entzündung von Wunden, das wirksamste therapeutische Agens in den schwersten Fällen, das jetzt wohl die meisten Ärzte anerkennen. Dazu bietet das kalte Wasser den Vorteil, die Wunde vollständig in Ruhe zu lassen und sie vor zu frühzeitiger Erneuerung des Verbandes zu bewahren, ein um so größerer Vorzug, weil durch

die Erfahrung bewiesen ist, wie verderblich die Berührung mit der Luft in den ersten Tagen wirkt.

Gedeon Spilett und Cyrus Smith durchdachten diese Angelegenheit nur mit ihrem schlichten Menschenverstand und handelten so gut, wie es der tüchtigste Chirurg nicht besser gekonnt hätte. Auf die beiden Wunden des armen Harbert wurden Kompressen aus gefalteten Leinenstücken gelegt und diese ohne Unterlaß mit frischem Wasser befeuchtet.

Der Seemann hatte gleich anfangs ein Feuer im Kamine der Wohnung entzündet, die der notwendigen Lebensmittel nicht entbehrte und zum Beispiel Ahornzucker bot nebst Arzneipflanzen, – dieselben, die der arme Harbert an den Ufern des Grant-Sees gesammelt hatte – aus denen ein erquickender Aufguß bereitet werden konnte, den man dem Kranken einflößte, ohne daß er sich dessen bewußt wurde. Das Fieber war schon ungemein heftig, und es verging der ganze Tag und die Nacht, ohne daß er zu Bewußtsein kam. Harberts Leben hing nur noch an einem Fädchen, das jeden Augenblick reißen konnte.

Am folgenden Tag, dem 12. November, schöpften Cyrus Smith und seine Gefährten wieder einige Hoffnung. Harbert war aus seiner langen Bewußtlosigkeit erwacht. Er öffnete die Augen, erkannte Cyrus Smith, den Reporter und Pencroff und flüsterte auch einige Worte. Was mit ihm geschehen war, wußte er nicht. Man teilte es ihm mit, und Gedeon Spilett bat ihn, sich vollkommen ruhig zu verhalten, da sein Leben dann nicht in Gefahr sei und die Wunden in

BARBANT

einigen Tagen vernarben würden. Im Übrigen litt Harbert fast gar nicht, und das unausgesetzt angewandte kalte Wasser hatte fast jede Entzündung verhindert. Die notwendige Eiterung trat ordnungsgemäß ein, das Fieber schien nicht weiter zunehmen zu wollen, und man durfte hoffen, diese schwere Verwundung ohne traurige Katastrophe verlaufen zu sehen. Nach und nach wurde es ruhiger in Pencroffs Herzen. Er glich einer barmherzigen Schwester, einer Mutter am Schmerzenslager ihres Kindes.

Harbert schlummerte wieder ein, doch war sein Schlaf jetzt ruhiger.

»Sagen Sie mir noch einmal, daß Sie Hoffnung haben, Mr. Spilett«, bat Pencroff. »Sagen Sie, daß Sie mir meinen Harbert retten werden.«

»Ja, wir werden ihn retten!« antwortete der Reporter. »Die Verwundung ist zwar sehr ernster Natur, vielleicht hat die Kugel die Lunge durchbohrt, doch ist die Perforation dieses Organs nicht unbedingt tödlich.«

»Gott möge Sie hören!« sagte Pencroff.

Leicht erklärlicher Weise hatten die Kolonisten seit den 24 Stunden ihres Aufenthalts in der Hürde keinen andern Gedanken als den, Harbert beizustehen. Sie kümmerten sich weder um die ihnen durch die etwaige Rückkehr der Sträflinge jetzt drohende Gefahr, noch um Vorsichtsmaßnahmen für die Zukunft.

Jetzt aber, während Pencroff am Bett des Kranken wachte, besprachen sich Cyrus Smith und der Reporter über das, was zu tun war.

Zuerst durchsuchten sie die ganze Hürde. Von Ayrton keine Spur. Hatten ihn seine früheren Komplizen weggeschleppt? War er von ihnen in der Hürde überrumpelt worden? Hatte er gekämpft und unterliegen müssen? Das letztere bot die größte Wahrscheinlichkeit. Gedeon Spilett erkannte, als er den Palisadenzaun erkletterte, einen der Verbrecher, der, von Top hitzig verfolgt, über einen südlichen Abhang des Franklin-Bergs zu entfliehen suchte. Er gehörte zweifellos zu denen, deren Kanu an den Felsen der Mercymündung zerschellte. Ebenso erwies sich der von Cyrus Smith Getötete, dessen Leichnam man außerhalb der Umzäunung fand, als ein Mitglied von Bob Harveys Bande.

Die Hürde selbst war noch jeder Verwüstung entgangen. Wegen der noch geschlossen gebliebenen Türen hatten sich die Herden nicht im Wald zerstreuen können. Auch kein Merkmal eines Kampfs zeigte sich, weder an dem Häuschen, noch am Zaun. Nur war Ayrtons Munitionsvorrat mit ihm verschwunden.

»Der Unglückliche wird überrascht worden sein«, sagte Cyrus Smith, »und da es in seiner Natur lag, sich zu verteidigen, wird er dabei unterlegen sein.«

»Ja, das ist wohl zu befürchten«, meinte der Reporter. »Später werden sich die Schurken in der Hürde, die ihnen an allem Überfluß bot, eingerichtet und erst bei unserer Annäherung geflüchtet haben. Es liegt auf der Hand, daß Ayrton in jenem Augenblick hier nicht mehr anwesend war.«

»Wir werden den Wald durchsuchen müssen«, sagte der Ingenieur, »um die Insel von diesen Elenden zu erlö-

sen. Pencroffs Ahnungen täuschten ihn nicht, als er sie wie wilde Tiere verfolgt wissen wollte; das hätte uns so manches Unglück erspart.«

»Ja, gewiß«, bestätigte der Reporter; »doch jetzt sind wir berechtigt, schonungslos aufzutreten.«

»Jedenfalls«, setzte der Ingenieur hinzu, »müssen wir einige Zeit in der Hürde aushalten, bis Harberts Überführung zum Granithaus ausführbar wird.«

»Aber Nab?« fragte der Reporter.

»Nab ist wohl geborgen.«

»Und wenn er, in Unruhe über unser Ausbleiben, allein wagen sollte, hierher zu kommen?«

»Das darf er auf keinen Fall«, erwiderte schnell Cyrus Smith. »Er käme unterwegs um!«

»Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß er sich uns anzuschließen versucht.«

»Oh, wäre der Telegraf noch heil, wie leicht könnten wir dem zuvorkommen! Doch jetzt ist das unmöglich. Harbert und Pencroff allein hier zurückzulassen geht auch nicht an. Nun gut, dann werde ich allein gehen.«

»Nein, nein, Cyrus«, entgegnete der Reporter, »Sie dürfen sich keiner Gefahr aussetzen. Ihr Mut allein genügt hier nicht. Offenbar behalten jene Schurken die Viehhürde im Auge und sind in den dichten Wäldern der Umgebung versteckt. Wenn Sie das Wagnis unternähmen, hätten wir sicher bald zwei Unglücksfälle anstelle des einen zu beklagen.«

»Aber was soll aus Nab werden?« wiederholte nun der

Ingenieur. »Nach 24 Stunden ohne Nachricht von uns wird er selbst kommen wollen.«

»Und wird, noch weniger auf seiner Hut als wir«, fügte Gedeon Spilett hinzu, »einer mörderischen Kugel nicht entgehen …!«

»Haben wir denn kein Mittel, ihn zu benachrichtigen?«

Als der Ingenieur noch darüber grübelte, fielen seine Augen auf Top, der vor ihnen hin und her lief, als wollte er sagen: Nun, bin ich denn nicht mehr da?«

»Top!« rief Cyrus Smith.

In lustigen Sprüngen folgte der Hund dem Ruf seines Herrn.

»Gewiß, Top wird gehen!« sagte der Reporter, der den Ingenieur verstand. »Top kommt da noch durch, wo es uns unmöglich wäre. Er wird die Nachrichten von hier zum Granithaus und die von dort hierher bringen.«

»Schnell!« trieb Cyrus Smith, »nur schnell!«

Sofort riß Gedeon Spilett ein Blatt aus seinem Notizbuch und schrieb folgende Zeilen darauf:

»Harbert verwundet. Wir sind in der Hürde. Sei wachsam. Verlaß das Granithaus nicht. Sind Sträflinge in der Umgebung erschienen? Antwort durch Top.«

Dieses lakonische Briefchen enthielt alles für Nab Wissenswerte und begehrte Auskunft über das, was die Kolonisten vorwiegend interessierte. Es wurde gefaltet und an Tops Halsband etwas auffallend befestigt.

»Top! Mein braver Hund«, sagte dann der Ingenieur, das Tier liebkosend, »Nab, Top! Nab! Geh, geh!«

Top sprang in die Höhe; er verstand, er erriet, was man von ihm verlangte. Der Weg war ihm bekannt genug. In weniger als einer halben Stunde konnte er ihn zurückgelegt haben, und man durfte hoffen, daß da, wohin sich ein Mensch nicht ohne die größte Gefahr wagen konnte, das Tier, das durch die Gräser oder hinter dem Waldrand lief, unbemerkt hindurchschlüpfen würde.

Der Ingenieur ging nach dem Hürdentor und öffnete einen Flügel.

»Nab! Top, Nab!« wiederholte der Ingenieur noch einmal, die Hand in der Richtung des Granithauses ausstreckend.

Top stürzte hinaus und verschwand bald den Blicken.

»Er wird hinkommen«, sagte der Reporter.

»Ja, und gewiß auch zurück! Das treue Tier!«

»Wieviel Uhr ist es?« fragte Gedeon Spilett.

»10 Uhr.«

»In einer Stunde kann er wieder hier sein. Wir wollen seine Rückkehr bewachen.«

Das Tor der Hürde wurde wieder geschlossen. Der Ingenieur und der Reporter gingen zum Häuschen zurück. Harbert lag noch in tiefem Schlaf. Pencroff befeuchtete unermüdlich die schützenden Kompressen. Da Gedeon Spilett im Augenblick hier nichts für sich zu tun fand, bereitete er etwas Nahrung, hatte aber stets ein scharfes Auge auf den in die Hürde hineinragenden Bergausläufer, von dem aus ein Angriff erfolgen konnte.

Die Kolonisten erwarteten Tops Rückkehr mit einiger

Ängstlichkeit. Kurz vor 11 Uhr harrten schon Cyrus Smith und der Reporter mit schußbereiten Karabinern hinter dem Tor, um es auf das erste Anschlagen ihres Hundes zu öffnen. Sie zweifelten nicht daran, daß Nab jenen, wenn er glücklich zum Granithaus gekommen war, unverweilt zurücksenden würde.

Seit etwa 10 Minuten standen beide so, als sich ein Knall hören ließ, dem sofort ein wiederholtes Gebell antwortete.

Der Ingenieur riß das Tor auf und gab, da er noch ein Rauchwölkchen 100 Schritt im Wald sah, dahin Feuer.

Fast gleichzeitig stürmte Top in die Hürde, deren Tor sich rasch hinter ihm schloß.

»Top, Top!« rief der Ingenieur und faßte den schönen, großen Kopf des Hundes.

An dessen Hals hing ein Billett, und Cyrus Smith las folgende Worte von Nabs etwas grober Handschrift:

»In der Umgebung des Granithauses keine Piraten. Ich weiche nicht von der Stelle. Armer Harbert!«

8. KAPITEL

Die Verbrecher in der Nähe der Viehhürde. – Vorläufige Einrichtung. – Fortsetzung von Harberts Behandlung. – Pencroffs erste Jubelrufe. – Rückblick auf die Vergangenheit. – Was die Zukunft bietet. – Cyrus Smiths Gedanken darüber.

Die Sträflinge waren also fortwährend in der Nähe der Hürde und lauerten den Kolonisten auf, um sie einzeln abzuschlachten. Es blieb kein anderer Ausweg, als sie wie Raubtiere zu behandeln; aber auch dieser forderte die größte Vorsicht, denn diese Schurken genossen jetzt den Vorteil, zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden und durch die Schnelligkeit ihres Angriffs überraschen zu können, ohne das gleiche befürchten zu müssen.

Cyrus Smith richtete sich also zu einem längeren Aufenthalt in der Hürde ein, deren Vorräte das übrigens gestatteten. Ayrtons Häuschen war ja mit allem zum Leben Notwendigen versehen, und die Sträflinge hatten, überrascht durch die Ankunft der Kolonisten, keine Zeit gefunden, es zu plündern. Gedeon Spilett dachte sich den Verlauf der letzten Vorgänge etwa folgendermaßen: Die sechs an der Insel gelandeten Sträflinge waren dem südlichen Gestade nachgegangen über die Schlangenhalbinsel hinweg und, nicht gewillt, sich in die Wälder des Fernen Westens zu begeben, hatten sie die Mündung des Kaskadenflusses erreicht. Von diesem Punkt aus gelangten sie längs des rechten Flußufers nach den Ausläufern des Franklin-Bergs, zwischen denen sie erklärlicherweise eine Zuflucht suchten, und mußten

wohl die damals unbewohnte Hürde bald genug entdecken. In ihr hatten sie sich höchstwahrscheinlich eingerichtet und warteten den passenden Zeitpunkt zur Durchführung ihrer abscheulichen Pläne ab. Ayrtons Ankunft mochte sie wohl erschreckt haben, aber es gelang ihnen, sich seiner zu bemächtigen, und … das Übrige lag ja auf der Hand.

Jetzt trieben sich die zwar auf die Anzahl von fünf beschränkten, aber wohlbewaffneten Mordgesellen im Wald umher, und sich in diesen zu wagen hieß, sich ihren Schüssen preiszugeben, ohne die Möglichkeit, diese wirksam zu erwidern oder ihnen zu entgehen.

»Ruhig warten!« mahnte wiederholt Cyrus Smith, »es ist jetzt nichts weiter zu tun. Nach Harberts Genesung können wir eine gründliche Durchsuchung der Insel vornehmen und jene unschädlich machen. Das soll ebenso der Zweck unserer größeren Expedition werden …«

»Wie die Aufsuchung unseres geheimnisvollen Beschützers«, vollendete Gedeon Spilett die Rede des Ingenieurs. »Oh, wir müssen leider gestehen, lieber Cyrus, daß uns diesmal seine schützende Hand fehlte, gerade wo sie am nötigsten gewesen wäre.«

»Wer weiß das!« erwiderte der Ingenieur.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß wir noch nicht am Ende aller Prüfungen sind, lieber Spilett, und daß jene mächtig eingreifende Hand vielleicht noch Gelegenheit findet, sich zu zeigen. Doch darum geht es jetzt weit weniger, als um das Leben unseres Harbert.«

Wirklich lag hierin die Ursache der schmerzlichsten Befürchtung aller Kolonisten. Einige Tage verstrichen ohne Verschlechterung des Zustands des Verwundeten. Zeit zu gewinnen bedeutet bei einer Krankheit aber sehr viel. Das immer in geeigneter Temperatur angewendete frische Wasser hatte jede Entzündung der Wunden verhindert. Dem Reporter schien es sogar, als übe dieses etwas schwefelhaltige Wasser – für welchen Gehalt mehrere Erscheinungen in der Umgebung sprachen – einen besonders förderlichen Einfluß auf die Vernarbung aus. Die Eiterung hielt sich in Grenzen, und dank der ihm gewidmeten unausgesetzten Sorgfalt kehrte Harbert mit dem Nachlassen des Fiebers mehr und mehr zum Leben zurück. Dabei blieb er zunächst einer strengen Diät unterworfen, bei der seine ohnehin schwachen Kräfte vorerst eher noch weiter abnahmen; heilsame Aufgüsse erhielt er aber nach Gefallen, und die vollkommene Ruhe tat ihm sehr gut.

Cyrus Smith, Gedeon Spilett und Pencroff hatten sich eine wirkliche Geschicklichkeit in den Handleistungen für den jungen Verwundeten angeeignet. Der ganze Leinenvorrat war geopfert worden. Harberts von Scharpie und Kompressen bedeckte Wunden wurden weder zuviel, noch zuwenig gedrückt, um ihre Vernarbung ohne entzündliche Reizung zu leiten. Der Reporter verwandte auf seine Verbände, deren Wichtigkeit er kannte, die peinlichste Sorgfalt und wiederholte seinen Gefährten immer, was alle Ärzte gern zugestehen, daß man weit häufiger eine gut ausge-

führte Operation, als einen fehlerlos angelegten Verband zu sehen bekommt.

Nach 10 Tagen, am 22. November, ging es mit Harbert merklich besser. Er fing nun an, etwas Nahrung zu sich zu nehmen. Seine Wangen färbten sich ein wenig und seine treuen Augen lächelten den Krankenpflegern zu. Er plauderte auch ein wenig, trotz Pencroffs Bemühungen, der, um den Kranken selbst am Reden zu hindern, fortwährend sprach und die unglaublichsten Geschichten erzählte. Harbert hatte ihn wegen Ayrton, dessen Abwesenheit ihm auffiel, befragt, da er jenen in der Hürde wähnte. Um ihn aber nicht zu betrüben, begnügte sich der Seemann, darauf zu antworten, Ayrton sei zu Nab gegangen, um das Granithaus mit schützen zu helfen.

»Hei, diese Piraten!« sagte er. »Das sind Burschen, die keinerlei Rücksicht verdienen! Und Mr. Smith wollte sie noch durch Verhandlungen kirre machen! Ich möchte ihnen auch meine Vorschläge machen, aber in Form von Blei von tüchtigem Kaliber!«

»Und sie kamen nicht wieder zum Vorschein?« fragte Harbert.

»Nein, mein Kind«, antwortete der Seemann, »aber wir finden sie wieder, und wenn du erst wieder gesund bist, werden wir sehen, ob die Bösewichte, die aus dem Hinterhalt schießen, auch wagen, uns Auge in Auge anzugreifen.«

»Ich bin aber noch sehr schwach, mein armer Pencroff.«

»Oh, nach und nach kommen die Kräfte schon wieder! Was hat das schon bedeuten, eine Kugel durch die Brust? So

viel wie ein schlechter Scherz! Ich habe es mehr als einmal durchgemacht und mir geht es ganz gut dabei!«

Die Umstände gestalteten sich übrigens aufs beste, und wenn erst keine weitere Komplikation zu befürchten stand, durfte Harberts Heilung als gesichert betrachtet werden. Wie wäre aber die Lage der Kolonisten bei noch schwereren Unfällen gewesen, wenn entweder die Kugel im Körper stecken blieb oder sich eine Arm- oder Beinamputation nötig gemacht hätte?

»Nein«, sagte Gedeon Spilett mehr als einmal, »an eine solche Möglichkeit könnt' ich nie ohne Zittern und Zagen denken!«

»Und doch«, erwiderte ihm eines Tages Cyrus Smith, »hätten Sie gewiß im Notfall nicht gezögert zu handeln.«

»Nein, Cyrus! Doch Gott sei gepriesen, daß er uns diese schwerere Prüfung ersparte!«

So wie in unzähligen anderen Fällen folgten die Kolonisten also auch in diesem ihrem gesunden Menschenverstand, und noch einmal, dank ihren vielseitigen Kenntnissen, mit dem schönsten Erfolg. Konnte aber nicht einmal der Augenblick kommen, in dem all ihr Wissen sie im Stich ließ? Sie wohnten auf dieser Insel allein. Im Zustand des gesellschaftlichen Beisammenlebens ergänzen sich die Menschen einander, werden einer dem andern unentbehrlich. Cyrus Smith wußte das wohl, und manchmal peinigte ihn der Gedanke, daß ihnen Hindernisse entgegentreten könnten, gegenüber deren Überwindung sie doch ohnmächtig blieben.

Es bedrängte ihn ein Gefühl, als seien er und seine Ge-

fährten jetzt in eine Unglücksperiode eingetreten. Seit ihrer Flucht aus Richmond vor 3 1/2 Jahren kann man sagen, daß ihnen alles nach Wunsch ging. Mineralien, Pflanzen und Tiere hatte ihnen die Insel im Überfluß geboten, und wenn die Natur sie gleichsam überschüttete, so hatten ihre Kenntnisse daraus auch Vorteil zu ziehen gewußt. Das materielle Wohlsein der Kolonie war sozusagen vollkommen. Dazu kam ihnen bei gewissen Fällen noch ein unerklärliches Etwas zu Hilfe. Doch all das konnte nur eine Zeitlang währen.

Kurz, Cyrus Smith glaubte wahrzunehmen, daß das Glück ihnen jetzt den Rücken kehrte.

So war das Piratenschiff im Gewässer der Insel erschienen, und wenn es auch, sozusagen, durch ein Wunder zerstört wurde, so entwischten dabei doch sechs Sträflinge dem Untergang, entkamen auf die Insel, und die fünf von diesen noch jetzt lebenden erschienen fast unergreifbar. Ayrton war ohne Zweifel von den mit Feuerwaffen ausgerüsteten Schurken ermordet worden, und dazu wurde Harbert durch ihre erste Kugel fast tödlich getroffen. Erteilte ihnen das Mißgeschick jetzt seine ersten Schläge? Das ging Cyrus Smith im Kopf herum, das wiederholte er dem Reporter, und es schien ihnen, als ob jene so eigenartige, aber mächtige Intervention, die ihnen bisher dienstbar gewesen war, jetzt wirklich ausbleiben würde. Hatte jenes geheimnisvolle Wesen, dessen Existenz sie, sei es, was es wolle, doch nicht leugnen konnten, die Insel verlassen oder seinerseits den Untergang gefunden?

Auf solche Fragen fehlte die Antwort. Doch glaube man ja nicht, daß Cyrus Smith und sein Freund, wenn sie sich auch auf obige Weise aussprachen, die Leute gewesen wären, deshalb zu verzweifeln! Im Gegenteil. Sie sahen den tatsächlichen Verhältnissen ins Gesicht, erwogen die Chancen, bereiteten sich auf jeden Zufall vor, und wenn weiteres Ungemach sie treffen würde, dann sollte es in ihnen auch Männer finden, die bereit waren, es zu bekämpfen.

9. KAPITEL

Ohne Nachrichten von Nab. – Ein Vorschlag Pencroffs und des Reporters, der keine Annahme findet. – Einige Ausgänge Gedeon Spiletts. – Ein Fetzen Stoff. – Ein Bote. – Eiliger Aufbruch. – Ankunft auf dem Plateau der Freien Umschau.

Die Besserung des jungen Kranken machte regelmäßige Fortschritte. Nun blieb nur zu wünschen übrig, daß man ihn bald zum Granithaus transportieren könne. Trotz der bequemen und reichlichen Ausstattung des Häuschens in der Hürde ging ihr doch so mancher Vorzug der gesunden Granitwohnung ab. Übrigens bot es auch nicht die gleiche Sicherheit, und trotz aller Wachsamkeit waren deren Bewohner doch immer von einer heimtückischen Kugel der Sträflinge bedroht. Da unten dagegen in der sturmfreien, undurchdringlichen Felsmasse hatten sie nichts zu fürchten, und jeder Versuch, ihnen zu schaden, mußte von vornherein scheitern. Mit Ungeduld erwarteten sie also den

Zeitpunkt, an dem Harbert ohne Gefahr für seine Wunde transportiert werden konnte, und sie waren entschlossen, diese Überführung durchzusetzen, obwohl der Weg durch den Jacamarwald erhebliche Schwierigkeiten bot.

Der Mangel an Nachrichten von Nab beunruhigte doch seiner Person wegen nicht. Der mutige Neger würde sich in seiner Granitverschanzung schon nicht überrumpeln lassen. Top hatte man nicht wieder nach ihm gesandt, da man das treue Tier keiner Kugel aussetzen und sich nicht seiner so nützlichen Hilfe berauben wollte.

Man wartete also, aber es drängte die Kolonisten doch, zum Granithaus zurückzukehren. Den Ingenieur wurmte es, seine Kräfte geteilt zu sehen und den Sträflingen dadurch leichteres Spiel zu bereiten. Seit Ayrtons Verschwinden standen sie nur vier jenen fünfen gegenüber, denn Harbert war für jetzt nicht zu zählen, und gerade er sorgte sich nicht wenig darum, weil er sich für die Quelle so verschiedener Verlegenheiten hielt.

Am 29. November gegen Abend gelangte die Frage, wie unter den gegebenen Umständen vorzugehen sei, zwischen Cyrus Smith, dem Reporter und Pencroff in einem Augenblick zur Behandlung, als Harbert vor Erschöpfung schlief und nichts davon hören konnte.

»Meine Freunde«, begann der Reporter, nachdem man von Nab und der Unmöglichkeit, mit ihm in Verbindung zu treten, gesprochen hatte, »ich glaube, wie ihr, daß unser Hinauswagen auf die Straße gleichbedeutend ist mit dem Risiko, eine Kugel zugesandt zu erhalten, ohne sie erwidern zu

können. Seid ihr aber nicht der Meinung, daß es nun an der Zeit wäre, auf jene Elenden einfach Jagd zu machen?«

»Das ging auch mir durch den Kopf«, stimmte Pencroff zu. »Wir sind nicht die Leute dazu, vor einem Stückchen Blei zu zittern, und ich meinesteils bin, wenn Mr. Cyrus dazu ja sagt, sofort bereit, mich in den Wald zu begeben. Was Teufel! Ein Mann wiegt den andern auf!«

»Aber auch fünf?« fragte der Ingenieur.

»Ich schließe mich Pencroff an«, erwiderte der Reporter, und wir beide, gut bewaffnet und Top mit uns …«

»Mein lieber Spilett und Sie, Pencroff«, entgegnete der Ingenieur, »wir wollen alles reiflich erwägen. Lagerten die Sträflinge an irgendeinem bestimmten, uns bekannten Platz der Insel, und ginge es darum, sie fortzujagen, dann würde ich einem direkten Angriff gern zustimmen. Liegt aber jetzt nicht die Befürchtung nah, daß sie sich so eingerichtet haben, um zuerst zum Schuß zu kommen?«

»Nun, Mr. Cyrus«, erwiderte Pencroff, »es trifft ja nicht jede Kugel!«

»Aber die, welche Harbert traf, ist nicht fehlgegangen, Pencroff«, warf der Ingenieur dagegen ein. »Vergeßt auch nicht, daß ich, wenn ihr beide die Hürde verlaßt, hier ganz allein die Verteidigung übernehmen muß. Beweist mir, daß die Sträflinge euch die Hürde nicht verlassen sehen, daß sie euch nicht tief in die Wälder verirren lassen, und während eurer Abwesenheit, wenn sie hier nur noch einen verwundeten Knaben und einen einzigen Mann vermuten, keinen Angriff auf sie unternehmen.«

»Sie haben recht, Mr. Cyrus«, antwortete Pencroff, in dem ein dumpfer Zorn aufschäumte, »Sie haben freilich recht. Sie werden alles daransetzen, sich der Hürde, die sie wohl versorgt wissen, wieder zu bemächtigen. Allein wären Sie nicht imstande, sich gegen jene zu halten. Oh, warum sind wir nicht im Granithaus!«

»Dort läge die Sache freilich anders«, sagte der Ingenieur. »Dort würde ich nie zaudern, Harbert unter der Obhut eines von uns allein zu lassen, während die drei übrigen durch die Wälder streiften. Wir befinden uns aber in der Hürde und damit in der Lage, hier auszuhalten, bis wir zusammen aufbrechen können.«

Die Schlußfolgerungen Cyrus Smiths schnitten jeden Einwand ab; seine Gefährten verstanden ihn.

»Wäre nur Ayrton noch bei uns!« sagte endlich Gedeon Spilett. »Der arme Mann! Seine Rückkehr zu einem menschenwürdigen Dasein war nur von kurzer Dauer.«

»Wenn er tot ist …?« sagte Pencroff mit zweifelndem Ton.

»Glauben Sie denn, Pencroff, daß jene Schurken ihn geschont hätten?«

»Ja, wenn es in ihrem Interesse lag.«

»Wie? – Sie nehmen an, daß Ayrton mit dem Wiederfinden seiner alten Kumpane vergessen habe, was er uns schuldet?«

»Wer weiß?« sagte Pencroff, der diesem bösen Verdacht nicht ohne Zweifel Raum geben wollte.

»Pencroff«, fiel Cyrus Smith ein und ergriff den Arm des

Seemanns, »Sie haben da einen recht bösen Gedanken und würden mich sehr kränken, ihn auch ferner auszusprechen. Ich bürge für Ayrtons Treue.«

»Auch ich«, fügte der Reporter lebhaft hinzu.

»Ja … ja … Mr. Cyrus … ich habe unrecht«, lenkte Pencroff ein. »Es war ein böser und durch nichts gerechtfertigter Gedanke, der da in mir aufstieg. Doch sehen Sie, jetzt gehört mir mein Kopf nicht ganz. Diese Einsperrung in die Hürde bedrückt mich, und ich bin jetzt mehr überreizt als je.«

»Geduld, Pencroff«, beruhigte ihn der Ingenieur. »Nach welcher Zeit, lieber Spilett, glauben Sie, daß Harbert transportiert werden kann?«

»Das läßt sich schwer sagen, Cyrus«, antwortete der Reporter, »denn eine Unklugheit könnte die schwersten Folgen nach sich ziehen. Doch schreitet die Genesung in erwünschter Weise fort, und bessern sich auch die Kräfte ebenso, dann können wir in 8 Tagen wieder davon reden.«

8 Tage! Das verschob die Rückkehr zum Granithaus bis auf die ersten Dezembertage.

Jetzt war schon seit 2 Monaten Frühling, die Witterung schön und die Wärme nahm täglich zu. Die Wälder der Insel prangten im herrlichsten Grün und es nahte die Zeit zur Einsammlung der gewohnten Ernte. An die Heimkehr zum Granithaus sollten sich also umfänglichere landwirtschaftliche Arbeiten anschließen, denen nur durch die geplante Expedition eine Unterbrechung bevorstand.

Man begreift leicht, wie schadenbringend diese Gefan-

genschaft in der Hürde für die Kolonisten sein mußte. Sie hatten sich aber verpflichtet, vor dem eisernen Zwang den Nacken zu beugen, wenn sie es auch nur mit Unruhe taten.

Einige Male wagte sich auch der Reporter hinaus und umging die ganze Palisade. Top begleitete ihn dabei, und Gedeon Spilett hielt sich, das Gewehr in der Hand, für jeden Fall bereit.

Es kam dabei zu keiner feindlichen Begegnung, und er fand nirgends eine verdächtige Spur. Sein Hund hätte ihn von jeder Gefahr benachrichtigt; bellte Top aber nicht, dann durfte man sicher sein, daß für den Augenblick wenigstens nichts zu fürchten war und die Sträflinge einen anderen Teil der Insel durchstreiften.

Bei einem solchen Ausgang, am 27. November, bemerkte Gedeon Spilett, der sich etwa eine Viertelmeile in das Gehölz am Süden des Berges hineingewagt hatte, doch an Top einige Unruhe. Der Hund zeigte seinen gewöhnlichen Gang nicht mehr; er lief hin und her, durchstöberte Gras und Buschwerk so, als verriete sein Geruch ihm einen verdächtigen Gegenstand.

Gedeon Spilett folgte Top, feuerte ihn an und hetzte ihn durch Zurufen, überblickte aber auch, den Karabiner schon an der Schulter, jeden möglichen Hinterhalt, und suchte sich, so gut es ging, durch die Bäume zu decken. Es war unwahrscheinlich, daß Top die Gegenwart eines Menschen spürte, denn diese hätte er durch halbverhaltenes Bellen und leises Knurren gemeldet. Da er sich aber vollkommen

ruhig verhielt, konnte die Gefahr weder ernsthafter Natur, noch allzu nah sein.

5 Minuten vergingen so, während Top umherstöberte und der Reporter ihm vorsichtig folgte, als der Hund sich plötzlich gegen einen dichten Busch stürzte und einen Fetzen Stoff daraus hervorzerrte.

Es war ein Teil eines Kleidungsstückes, aber beschmutzt und zerrissen, den Gedeon Spilett sofort in die Hürde mitnahm.

Die Kolonisten sahen das Stück Zeug dort näher an und erkannten, daß er von Ayrtons Jacke stammte, an dem Filz, der nur in der Werkstätte des Granithauses erzeugt wurde.

»Hier sehen Sie, Pencroff«, sagte Cyrus, »daß der unglückliche Ayrton Widerstand geleistet hat. Die Sträflinge haben ihn gegen seinen Willen fortgeschleppt. Zweifeln Sie noch immer an seiner Rechtschaffenheit?«

»O nein, Mr. Cyrus«, antwortete der Seemann, »auch ich bin von meinem augenblicklichen Mißtrauen schon längst zurückgekommen. Ein Schluß aber scheint mir hieraus erlaubt.«

»Und welcher?« fragte der Reporter.

»Der, daß Ayrton nicht in der Hürde den Tod fand. Man hat ihn, da er sich wehrte, lebend mitgezerrt, und vielleicht lebt er auch jetzt noch!«

»Das wäre in der Tat möglich«, antwortete nachdenklicher der Ingenieur.

Hier zeigte sich ein Hoffnungsschimmer, der Ayrtons Genossen vielleicht noch mehr versprach. Bis jetzt hatten

sie annehmen müssen, Ayrton wäre, ebenso wie Harbert, von einer Kugel niedergestreckt worden. Töteten die Sträflinge ihn aber nicht sofort, schleppten sie ihn lebend nach irgendeinem Teil der Insel, konnte er dort nicht auch jetzt noch von ihnen gefangengehalten werden? Vielleicht hatte einer von ihnen auch in Ayrton den alten Kameraden aus Australien wiedererkannt, und sie nährten die Hoffnung, jenen für ihre Partei wiederzugewinnen? Wenn er sich zum Verräter hergab, mußte er ihnen ja von hohem Nutzen sein.

Jener Zufall fand in der Hürde also die günstigste Auslegung, und es schien nicht mehr unmöglich, Ayrton einst wieder aufzunehmen. Seinerseits würde Ayrton ja, wenn er nur Gefangener war, gewiß alles tun, um der Gewalt der Sträflinge zu entschlüpfen, und das wäre für die Kolonisten eine mächtige Hilfe.

»Jedenfalls«, bemerkte Gedeon Spilett, »wird sich Ayrton, wenn's ihm gelingt, sich zu retten, direkt zum Granithaus begeben, denn bei seiner Unbekanntschaft mit dem Mordanschlag auf Harbert kann er nicht darauf kommen, daß wir in der Hürde gefangen wären.«

»Oh, ich möchte, er befände sich dort, im Granithaus«, rief Pencroff, »und wir auch. Denn wenn die Schurken zwar unserer Wohnung nichts anzuhaben vermögen, so können sie doch das Plateau, unsere Pflanzungen und den Hühnerhof verwüsten.«

Pencroff, jetzt ein leibhaftiger Farmer, hing mit ganzem Herzen an seinen Feldern. Am ungeduldigsten wünschte

aber Harbert die Rückkehr zum Granithaus herbei, denn er wußte, wie notwendig die Anwesenheit der Kolonisten dort war. Und er klagte sich an, die Hauptursache ihres längeren Verweilens zu sein! So beherrschte seinen Geist fast nur noch der eine Gedanke, die Hürde bald und unter jeder Bedingung zu verlassen. Er glaubte den Transport zum Granithaus aushalten zu können. Er versicherte, die Kräfte würden ihm in seinem Zimmer mit der Strandluft und der Aussicht auf das Meer schneller wiederkehren.

Wiederholt drängte er Gedeon Spilett, der aber wegen der nicht grundlosen Befürchtung, Harberts kaum vernarbte Wunden könnten unterwegs wieder aufbrechen, keine Anstalten zum Aufbruch traf.

Inzwischen ereignete sich jedoch ein Vorfall, der Cyrus Smith und seine beiden Freunde bestimmte, den Wünschen des jungen Mannes nachzugeben, aber Gott allein weiß, welche Schmerzen und Gewissensbisse dieser Beschluß ihnen bereitete.

Man zählte den 29. November. Es war um 7 Uhr morgens. Die drei Kolonisten plauderten eben in Harberts Krankenzimmer, als sie Top laut anschlagen hörten.

Cyrus Smith, Pencroff und Gedeon Spilett ergriffen ihre Gewehre und machten sich schon beim Verlassen des Hauses schußbereit.

Top war zur Palisade gelaufen, sprang daran empor und bellte, ohne gerade wütend zu erscheinen.

»Es kommt jemand.«

»Ja!«

»Ein Feind ist das nicht.«

»Vielleicht Nab?«

»Oder gar Ayrton?«

Kaum entflohen diese kurzen Sätze den Lippen der drei Kolonisten, als ein Körper sich über den Zaun schwang und in der Hürde niederfiel.

Es war Jup, Meister Jup in eigener Person, dem Top einen wahrhaft freundschaftlichen Empfang widmete.

»Jup!« rief Pencroff erstaunt.

»Den hat uns Nab geschickt«, erklärte der Reporter.

»Nun«, antwortete der Ingenieur, »so wird er ein Billett an uns mithaben.«

Pencroff eilte zu dem Affen. Offenbar konnte Nab zu einer wichtigen Mitteilung an seinen Herrn keinen geschickteren und schnelleren Boten wählen als Jup, der dort noch hindurch kam, wo es weder den Kolonisten, noch selbst Top gelungen wäre.

Cyrus Smith hatte sich nicht getäuscht. Am Hals des Tieres hing ein kleines Säckchen mit einem darin befindlichen Billett von Nabs Hand.

Nun male man sich aber die Verzweiflung Cyrus Smiths und seiner Gefährten, als sie auf diesem die Worte lasen:

»Freitag, d. 6. h. morgens. Plateau von den Sträflingen besetzt. Nab.«

Ohne eine Silbe zu sprechen, sahen sie einander an und kehrten ins Häuschen zurück. Was sollten sie anfangen?

Die Sträflinge auf dem Plateau der Freien Umschau hieß für sie so viel wie Unheil, Zerstörung, Untergang!

Harbert merkte beim Eintreten des Ingenieurs und der beiden anderen schon, daß ihre Lage sich irgendwie verschlimmert hatte, und Jups Anwesenheit verriet ihm, daß dem Granithaus ein Unglück drohte.

»Mr. Cyrus«, begann er, »ich will fort! Ich kann den Weg vertragen! Ich will fort!«

Gedeon Spilett näherte sich Harbert, sah ihn sich aufmerksam an und sagte:

»Dann wollen wir aufbrechen!«

Die Frage, ob Harbert auf einer Tragbahre oder in dem von Ayrton nach der Hütte gefahrenen Wagen weggeschafft werden sollte, fand bald ihre endgültige Lösung. Die Tragbahre hätte dem Verwundeten zwar einen sanfteren Transport gesichert, sie erforderte aber zwei Träger, das heißt, es hätten zwei Gewehre gefehlt, wenn unterwegs ein plötzlicher Angriff stattfand.

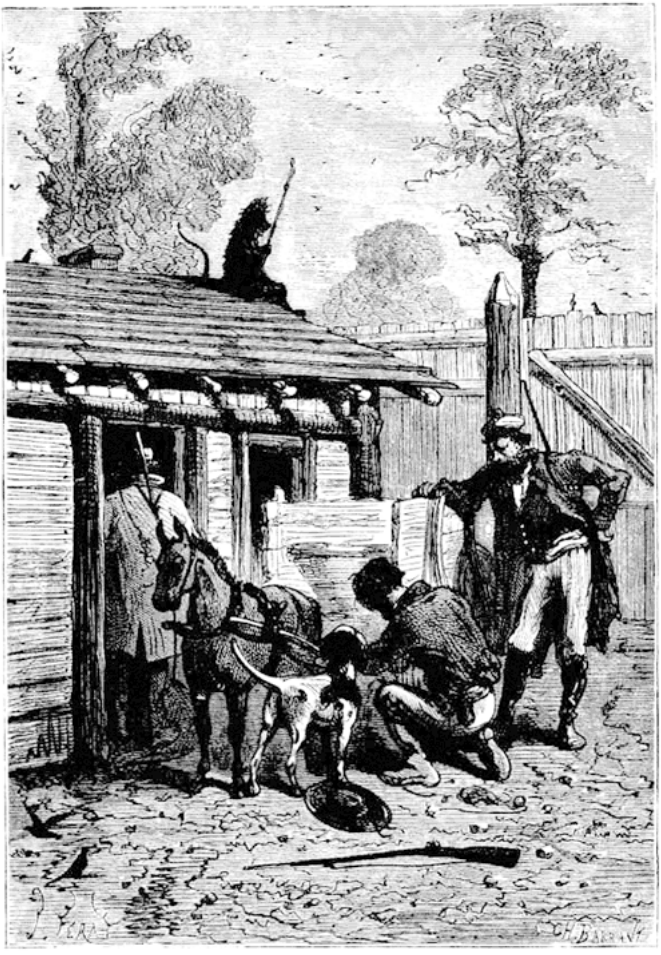
Bei Benutzung des Wagens konnte man dagegen alle Kräfte verfügbar halten, und durch untergelegte dicke Decken und langsames Fahren mußte Harbert wohl vor harten Stößen zu schützen sein.

Der Wagen wurde also herbeigeholt. Pencroff schirrte ein Onager ein. Cyrus Smith und der Reporter besorgten das Lager des Verwundeten und legten ihn im Heck sorgsam nieder.

Das Wetter war schön. Herrlich glänzten die Strahlen der Sonne durch die Kronen der Waldbäume.

»Sind die Waffen in Ordnung?« fragte Cyrus Smith.

Sie waren es. Der Ingenieur und Pencroff, jeder mit einer



doppelläufigen Flinte ausgerüstet, und der Reporter, mit seinem Karabiner in der Hand, brauchten nur aufzubrechen.

»Geht's dir erträglich, Harbert?« fragte der Ingenieur.

»Oh, Mr. Cyrus«, erwiderte der junge Mann, »seien Sie unbesorgt, ich werde unterwegs nicht umkommen.«

Bei diesen Worten gewahrte man aber doch, daß der arme Junge seine ganze Energie zusammenraffen und dem Verschwinden seiner Kräfte Widerstand leisten mußte.

Dem Ingenieur ging es ans Herz; noch zögerte er, das Zeichen zum Aufbruch zu geben; doch das hätte Harbert zur Verzweiflung gebracht, vielleicht ihn getötet.

»Vorwärts!« kommandierte also Cyrus Smith.

Das Tor der Hürde wurde geöffnet. Jup und Top, die zur rechten Zeit auch zu schweigen wußten, sprangen hinaus. Der Wagen erschien außerhalb; die Torflügel wurden wieder geschlossen, und langsam schritt das von Pencroff geführte Onager voran.

Mochte es auch empfehlenswerter erscheinen, jetzt einen andern Weg als die direkte Straße einzuschlagen, so hätte es dem Wagen doch allzu viele Schwierigkeiten bereitet, mitten unter den Bäumen vorwärtszukommen. Obwohl die Sträflinge diese Straße kannten, mußte man ihr also dennoch folgen.

Cyrus Smith und der Reporter hielten sich jeder an einer Seite des Wagens, bereit, jeden Angriff abzuwehren. Wahrscheinlich hatten die Verbrecher übrigens das Plateau über dem Granithaus noch nicht verlassen. Nabs Billett wurde offenbar gleich nach ihrem Erscheinen geschrieben und ab-

gesandt. Die Nachricht datierte von 6 Uhr morgens, und den behenden Affen kostete es kaum eine Dreiviertelstunde, um den ihm wohlbekannten 5 Meilen langen Weg vom Granithaus zurückzulegen. Die Straße war jetzt offenbar frei, und zum Kugelwechsel konnte es voraussichtlich erst in der Nähe des Granithauses kommen.

Nichtsdestoweniger waren die Kolonisten streng auf der Hut. Top und Jup, der letztere mit dem ihm gewohnten Stock bewehrt, beide bald voraus, bald das umgebende Gehölz durchstöbernd, verrieten nichts von einer nahen Gefahr.

Unter Pencroffs Leitung schwankte der Wagen langsam vorwärts, der die Hürde um 7 Uhr 30 verlassen hatte. Eine Stunde später waren von den 5 Meilen des Weges vier ohne jeden Zwischenfall zurückgelegt.

Die Straße zeigte sich ebenso öde, wie der ganze Jacamarwald zwischen der Mercy und dem See. Kein Ruf erscholl. Die Gehölze schienen so verlassen wie am Tag der Landung unserer Kolonisten auf der Insel.

Jetzt näherte man sich dem Plateau. Noch eine Meile, und die Brücke über den Glyzerinfluß mußte in Sicht kommen. Cyrus Smith zweifelte nicht daran, daß sie gangbar sein würde, ob nun die Sträflinge von hier aus eingedrungen waren, oder sie nach Überschreitung eines der umgebenden Wasserläufe vorsichtsgemäß für den Fall eines Rückzugs herabgelassen hatten.

Endlich erschien zwischen den letzten Baumstämmen der Meereshorizont. Der Wagen setzte indessen seinen Weg

fort, da keiner seiner Verteidiger an ein Verlassen denken konnte.

Da hemmte Pencroff den Schritt des Onagers und rief mit schmerzlich wütender Stimme:

»Oh, diese elenden Schurken!«

Dabei wies er nach einem dichten, schwarzen Qualm hin, der sich über der Mühle, den Ställen und den Bauten des Hühnerhofs dahinwälzte.

Einen Mann sah man mitten in diesen Rauchwolken beschäftigt. Es war Nab.

Seine Gefährten stießen einen Schrei aus. Er hörte sie und eilte herbei …

Seit einer halben Stunde hatten die Sträflinge nach möglichster Verwüstung das Plateau verlassen.

»Und Harbert?« fragte Nab voll Besorgnis.

Gedeon Spilett trat eben an den Wagen heran.

Harbert hatte das Bewußtsein verloren.

10. KAPITEL

Harbert wird ins Granithaus gebracht. – Nabs Bericht über das Vorgefallene. – Cyrus Smiths Besuch des Plateaus. – Ruinen und Verwüstung. – Die Kolonisten ohnmächtig gegen die Krankheit. – Die Weidenrinde. – Ein tödliches Fieber. – Top schlägt an.

Von den Sträflingen, von den dem Granithaus drohenden Gefahren, von den Ruinen, die das Plateau bedeckten, war keine Rede mehr. Der Zustand Harberts überwog das alles. Sollte ihm der Transport zum Verderben werden, er sich eine innere Verletzung zugezogen haben? Der Reporter vermochte es nicht zu sagen, doch er und seine Gefährten waren der Verzweiflung nahe.

Der Wagen wurde zur Flußecke gefahren. Dort legte man Matratzen und Decken über einige als Tragbahre dienende Zweige, auf die der ohnmächtige Harbert zu liegen kam. 10 Minuten später kamen Cyrus Smith, Pencroff und der Reporter am Fuß der Granitmauer an und überließen Nab die Besorgung des Wagens nach dem Plateau.

Der Aufzug wurde in Bewegung gesetzt, und bald ruhte Harbert auf seinem gewohnten Lager im Granithaus.

Die ihm gewidmete Sorgfalt und Pflege weckten seine Lebensgeister wieder. Er lächelte ein wenig beim Erkennen seines Zimmers, konnte jedoch vor Schwäche kaum einige Worte flüstern.

Gedeon Spilett untersuchte seine Wunden mit der Befürchtung, sie könnten bei der nur unvollkommenen Vernarbung wieder aufgebrochen sein … Nichts dergleichen!

Doch woher dann diese völlige Erschöpfung? Weshalb zeigte sich eine solche Verschlimmerung von Harberts Zustand?

Der junge Mann verfiel bald in fieberhaften Schlummer, und der Reporter und Pencroff wachten an seinem Bett.

Inzwischen informierte Cyrus Smith seinen Diener von den Vorfällen bei der Hürde, und Nab schilderte seinem Herrn die Ereignisse, deren Schauplatz das Plateau gewesen war.

Erst in der letzten Nacht hatten sich die Sträflinge am Saum des Waldes gezeigt, und zwar in der Nähe des Glyzerinflusses. Nab, auf Wache neben dem Hühnerhof, hatte nicht gezögert, auf einen der Schurken zu feuern, ohne bei der Dunkelheit der Nacht erkennen zu können, ob er getroffen oder nicht. Jedenfalls war die Bande dadurch nicht vertrieben worden; Nab blieb kaum Zeit, das Granithaus zu erreichen, wo er sich mindestens in Sicherheit befand.

Was sollte er nun aber tun? Wie die Verwüstungen verhindern, die dem Plateau seitens der Sträflinge drohten? Besaß er ein Mittel, seinen Herrn zu benachrichtigen? Zudem, in welcher Lage befand sich dieser mit den übrigen in der Hürde?

Cyrus Smith und seine Gefährten waren seit dem 11. November ausgezogen, und heute schrieb man den 29. Seit 19 Tagen entbehrte er von ihnen aller Nachrichten, außer den durch Top überbrachten Hiobsbotschaften, daß Ayrton verschwunden, Harbert schwer verletzt und die noch übrige Gesellschaft in der Hürde so gut wie eingesperrt sei.

Was nun tun? fragte sich der arme Nab. Seiner eigenen Person drohte zwar keine Gefahr, denn im Granithaus konnten ihm die Verbrecher nicht zu nahe kommen. Aber die Baulichkeiten, die Pflanzungen, all diese Früchte ihrer Mühen in den Händen der Piraten! Sollte er nicht Cyrus Smith darum anrufen, was er beginnen solle, und ihm von dem einbrechenden Unheil Nachricht geben?

Da kam ihm der Gedanke, Jup zu verwenden und ihm ein Zettelchen anzuvertrauen. Er kannte ja die hervorragende Intelligenz des Orangs, an deren Beweisen es nicht fehlte. Jup verstand auch das häufig gehörte Wort ›Hürde‹, und man erinnert sich, daß er mit Pencroff und dem Wagen oft genug dahin gekommen war. Noch dunkelte es ein wenig. Der behende Affe würde schon unbemerkt durch die Wälder schlüpfen, zumal ihn die Sträflinge für einen ihrer natürlichen Bewohner halten mußten.

Nab zauderte nicht. Er schrieb das Billett, befestigte es an Jups Hals, führte den Affen zur Tür und ließ ein langes Seil bis zur Erde hinabgleiten; dann wiederholte er mehrmals die Worte:

»Jup! Jup! Hürde! Hürde!«

Das Tier verstand ihn, ergriff den Strick, glitt auf den Strand hinunter und verschwand bald im Halbdunkel, ohne irgendwie die Aufmerksamkeit der Sträflinge zu erregen.

»Du hast recht gehandelt, Nab«, antwortete Cyrus Smith auf diese Erzählung; »und doch, wenn du uns ohne Nachricht ließest, hättest du vielleicht noch besser getan.«

Hiermit spielte Cyrus Smith auf Harbert an, dessen

Überführung seiner Wiederherstellung anscheinend so hinderlich werden sollte.

Nab vollendete seinen Bericht. Am Strand waren die Sträflinge nicht erschienen. Unbekannt mit der Bewohnerzahl der Insel, konnten sie argwöhnen, daß das Granithaus von weit überlegenen Kräften verteidigt würde, wenn sie sich daran erinnerten, wie zahlreiche Flintenschüsse ihnen früher aus den unteren und den oberen Felsenpartien entgegenknatterten. Dagegen lag das Plateau der Freien Umschau offen vor ihnen, unbestrichen vom Feuer des Granithauses. Hier folgten sie ganz ihrem Naturtrieb, zu verwüsten, zu plündern, zu sengen und zu brennen aus reiner Lust daran. Nur eine halbe Stunde vor Eintreffen der Kolonisten, die sie noch in der Hürde glauben mochten, zogen sich die Raubgesellen zurück.

Nab verließ sofort seinen geschützten Aufenthalt. Auf die Gefahr hin, eine Kugel abzubekommen, war er nach dem Plateau zurückgekehrt; er hatte den Brand, wenn auch ohne großen Erfolg, zu bekämpfen gesucht, bis seine Gefährten am Saum des Waldes erschienen.

Das waren die betrübenden Vorfälle. Die Gegenwart der Sträflinge bildete eine fortwährende Bedrohung der Kolonisten auf Lincoln, die, bis jetzt so glücklich, jeden Tag ein neues Unglück fürchten mußten.

Gedeon Spilett blieb bei Harbert und Pencroff im Granithaus, während Cyrus Smith in Begleitung Nabs sich von der Ausdehnung des Unglücks durch eigenen Augenschein unterrichten wollte.

Ein Glück blieb es immerhin, daß die Sträflinge sich nicht bis zum Fuß des Granithauses gewagt hatten: die Werkstätten in den Kaminen wären von ihnen gewiß nicht verschont worden. Und doch wäre dieser Schaden fast leichter wieder gutzumachen gewesen, als die auf dem Plateau der Freien Umschau rauchenden Ruinen.

Cyrus Smith und Nab begaben sich zur Mercy, gingen an ihrem linken Ufer hinauf, fanden aber wirklich nirgends Spuren von der früheren Anwesenheit der Sträflinge. Auch am anderen Flußufer mit seinem Waldesdickicht erkannten sie keinerlei verdachterweckendes Anzeichen.

Hiernach drängten sich nur zwei Annahmen auf: entweder wußten die Sträflinge von der Rückkehr der Kolonisten ins Granithaus, denn sie hätten diese wohl auf der Straße von der Hürde her bemerken können; oder sie hatten sich nach der Verwüstung des Plateaus längs des Flußbetts der Mercy in den Jacamarwald zurückgezogen, und jener Umstand war ihnen unbekannt geblieben.

Im ersteren Fall hätten sie nach der jetzt verteidigungslosen Hürde zurückkehren müssen, die für sie ja so wertvolle Vorräte enthielt.

Im zweiten würden sie wohl ihre Verstecke wieder aufgesucht haben, um dort die passende Zeit zu einem zweiten Angriff abzuwarten.

Man hatte demnach alle Ursache, ihnen zuvorzukommen, doch trat jetzt jede Unternehmung, die Insel von ihnen zu befreien, vor der notwendigen Sorge um Harberts Zustand zurück. Jedenfalls konnte Cyrus Smith nie zu viele

Kräfte gegen sie aufbieten; augenblicklich verbot es sich aber für jeden, das Granithaus zu verlassen.

Der Ingenieur und Nab betraten das Plateau. Oh, welch trauriges Bild! Die Felder waren zertreten. Die Ähren, die jetzt geerntet werden sollten, lagen am Boden. Die anderen Anpflanzungen hatten nicht weniger gelitten. Der Gemüsegarten war völlig zerstört. Glücklicherweise besaß das Granithaus genügend Vorrat an Saatgut, diesem Schaden beizukommen.

Die Windmühle und die Federviehställe lagen in Asche, ebenso der Onagerstall. Erschrocken irrten noch einzelne Tiere auf dem Plateau umher. Das während des Brands zum See entflohene Geflügel kehrte schon nach seinem gewohnten Aufenthaltsort zurück und schnatterte am Ufer durcheinander. Hier bedurfte aber alles einer völligen Neuherstellung.

Cyrus Smiths Gesicht, jetzt bleicher als sonst, verriet den aufwallenden Zorn, den jener nur mühsam niederkämpfte, ohne ein Wort laut werden zu lassen. Noch einmal betrachtete er die verwüsteten Felder und den aus den Trümmern noch aufsteigenden Rauch, dann kehrte er zur Wohnung zurück.

Die folgenden Tage gehörten zu den traurigsten, die die Kolonisten auf der Insel verlebt hatten. Harberts Schwäche nahm sichtlich zu. Es schien bei ihm der Ausbruch einer schweren, durch den tief angreifenden Anfall veranlaßten Störung bevorzustehen, und Gedeon Spilett hatte das Vorgefühl einer so ernsten Verschlimmerung des Zustands des

Kranken, daß er unvermögend sein würde, sie zu bekämpfen.

Harbert verharrte in einer Art fast totaler Besinnungslosigkeit, ja es zeigten sich sogar einige Erscheinungen von Delirien. Den Kolonisten standen aber nichts als erquickende Teeaufgüsse zur Verfügung. Noch hielt sich das Fieber mäßig, bald aber schien es sich in regelmäßigen Anfällen zu wiederholen.

Am 6. Dezember wurde sich Gedeon Spilett klarer. Das arme Kind, dessen Finger, Nase und Ohren vollkommen erbleichten, litt erst an leichtem Frösteln und Zittern. Sein Puls war schwach und unregelmäßig, die Haut trocken, der Durst stark. Dieser Frostperiode schloß sich unmittelbar eine Hitzeperiode an; das Gesicht belebte sich, die Haut gewann Farbe, der Puls schlug schneller; dann brach reichlicher Schweiß aus, mit dem das Fieber nachzulassen schien. Die Dauer des Anfalls währte an die 5 Stunden.

Gedeon Spilett wich währenddessen nicht von der Seite seines Kranken, der offenbar von einem Wechselfieber befallen war, das unterdrückt werden mußte, bevor es sich tiefer einnistete.

»Zu seiner Unterdrückung«, begann der Reporter zu Cyrus Smith gewendet, »bedarf es eines Mittels gegen Fieber.«

»Ein Fiebermittel …!« antwortete der Ingenieur, »wir besitzen aber weder Chinarinde, noch schwefelsaures Chinin.«

»Nein«, sagte Gedeon Spilett, »doch am Seeufer wachsen

Weidenbäume, und die Weidenrinde vermag in manchen Fällen die Chinarinde zu ersetzen.«

»So machen wir ohne Säumen einen Versuch!« trieb Cyrus Smith.

Mit Recht ist die Weidenrinde als Surrogat der Chinarinde angesehen worden, ebenso wie die indische Kastanie, das Stechpalmenkraut, die Drachenwurz und mehrere andere. Jene Substanz mußte also offenbar versucht werden, obwohl sie der Chinarinde an Wirksamkeit nachsteht, und dazu besaß man sie auch nur im rohen Naturzustand, da alle Mittel fehlten, ihr wirksames Alkaloid, das Salicin oder Weidenbitter, daraus darzustellen.

Cyrus Smith schnitt selbst aus einer schwarzen Weidenart mehrere Stücke Rinde aus; im Granithaus wurde sie gepulvert und Harbert am Abend eingegeben.

Die Nacht verlief ziemlich gut. Harbert delirierte ein wenig, doch das Fieber blieb sowohl in der Nacht, als auch am folgenden Tag aus.

Pencroff schöpfte einige Hoffnung. Gedeon Spilett sprach sich nicht aus. Wechselfieber brauchen eben nicht Tag für Tag aufzutreten, sondern setzen wohl einen Tag ganz aus, um als sogenannte 3tägige Wechselfieber erst am nächstfolgenden wiederzukehren. Den nächsten Tag erwartete man erklärlicherweise mit großer Unruhe.

Außerdem zeigte sich, daß Harbert auch in der fieberfreien Zeit wie »zerschlagen« hindämmerte, einen schweren Kopf hatte und zu Schwindelanfällen neigte.

Gedeon Spilett erschrak vor dieser neuen Komplikation; er nahm den Ingenieur beiseite.

»Das ist ein bösartiges Fieber!« sagte er zu ihm.

»Ein bösartiges Fieber!« entgegnete Cyrus Smith; »Sie täuschen sich, Spilett. Ein bösartiges Fieber tritt nicht so mir nichts dir nichts auf, es will seine Ursache haben …!«

»Ich täusche mich nicht«, erwiderte der Reporter. »Harbert wird in den Sumpfgegenden der Insel den Keim in sich aufgenommen haben, und das genügt schon. Einen ersten Anfall hat er schon durchgemacht; wenn ein zweiter kommt und es gelingt uns dann nicht, einen dritten zu verhindern … so ist er verloren!

»Aber die Weidenrinde …«

»Ist hier nicht ausreichend«, fiel der Reporter ein, »und ein dritter Anfall eines bösartigen Fiebers, der nicht durch Chinin vorher abgeschnitten wurde, ist allemal tödlich.«

Zum Glück entging Pencroff der Inhalt dieses Gesprächs; er hätte darüber den Verstand verloren.

Man begreift, in welch ängstlicher Unruhe der Ingenieur diesen Tag und die darauffolgende Nacht zubrachte.

Gegen Mittag, am 7. Dezember, stellte sich der zweite Fieberanfall ein. Die Krise war schrecklich. Harbert glaubte selbst sich verloren; er streckte die Arme nach Cyrus Smith, nach Spilett und nach Pencroff aus … er wollte ja nicht gern sterben. Die Szene war herzzerreißend. Pencroff mußte hinausgeführt werden.

Der Anfall dauerte wieder 5 Stunden lang; es lag auf der Hand, daß Harbert einen dritten nicht überstehen würde.

Die Nacht wurde furchtbar. Im Delirium sprach Harbert Worte, die das Herz seiner Freunde zerfleischten. Er schweifte in Gedanken umher, kämpfte gegen die Sträflinge, rief nach Ayrton. Er betete zu jenem geheimnisvollen Wesen, ihrem jetzt verschwundenen Beschützer, von dessen Bild er gleichsam besessen war … Dann verfiel er in einen tiefen Erschöpfungszustande mit vollkommenem Aufhören jeder Geistestätigkeit … Mehrere Male hielt ihn Gedeon Spilett schon für tot.

Am Morgen des 8. Dezember die gleiche Schwäche. Harberts abgemagerte Hände faßten krampfhaft die Decken. Zwar hatte man ihm neue Dosen zerstoßener Rinde beigebracht, doch der Reporter versprach sich keinen Erfolg davon.

»Wenn wir ihm vor morgen früh kein energischeres Fiebermittel verabreicht haben«, behauptete er, »dann ist Harbert dem Tode verfallen.«

Die Nacht kam heran; allem Anschein nach die letzte Nacht des mutigen, guten, intelligenten Kindes, das alle wie einen Sohn liebten. Das einzige Hilfsmittel gegen diese verderbliche Krankheit, das einzige ihr überlegene Spezifikum fand sich nicht auf der Insel Lincoln!

In der Nacht vom 8. zum 9. litt Harbert noch mehr an Delirien. Seine Leber zeigte sich stark angeschwollen, das Gehirn so tief angegriffen, daß er niemand mehr erkannte.

Würde er überhaupt bis zum Morgen leben, bis zu jenem dritten Anfall, der ihn unfehlbar hinwegraffen mußte? Es

schien kaum glaublich. Seine Kräfte waren zu Ende, und in den Krisenintervallen lag er völlig leblos da.

Gegen 3 Uhr morgens stieß Harbert einen entsetzlichen Schrei aus. Er krümmte sich scheinbar unter einem letzten Schüttelkrampf. Nab, der bei ihm wachte, stürzte erschrocken in das benachbarte Zimmer, wo er auch die übrigen wachend antraf.

Eben jetzt ließ Top ein eigentümliches Bellen hören …

Alle kamen ins Zimmer, und es gelang ihnen, das sterbende Kind, das im Begriff war, aus dem Bett zu stürzen, zurückzuhalten, während Gedeon Spilett, der dessen Arm gefaßt hatte, fühlte, daß sich der Puls allmählich hob …

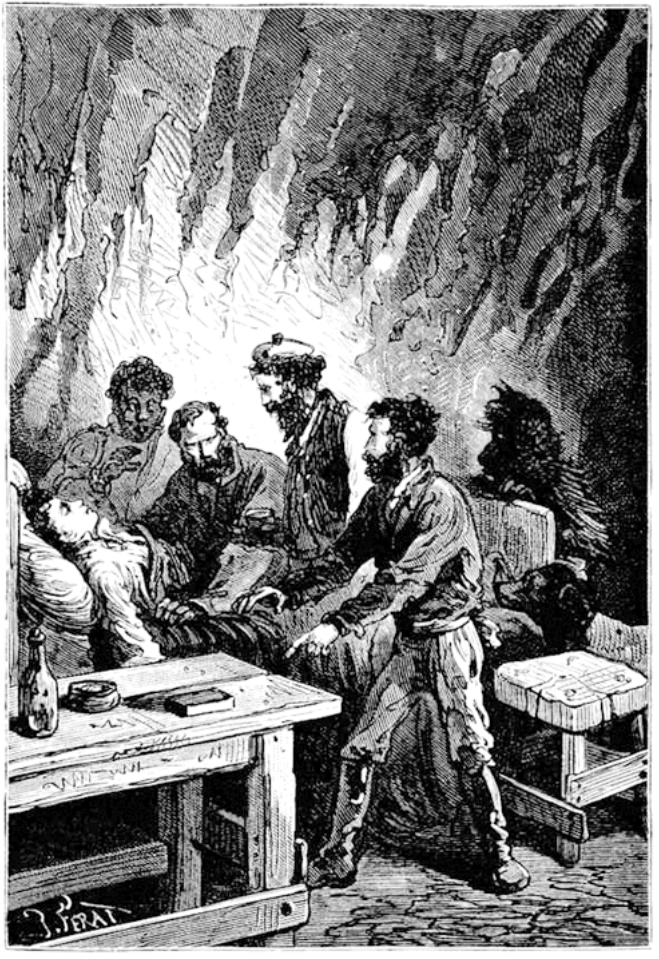
Es war 5 Uhr morgens. Die Strahlen der aufsteigenden Sonne begannen eben durch die Fenster zu dringen. Der Tag versprach schön zu werden, und dieser Tag sollte der letzte des armen Harbert sein …!

Da glänzte ein Sonnenstrahl auf dem Tisch neben dem Krankenbett.

Plötzlich schrie Pencroff laut auf und wies auf einen auf dem Tisch liegenden Gegenstand …

Es war ein kleines, längliches Schächtelchen, auf dem Deckel die Aufschrift:

Schwefelsaures Chinin.


J. FERAT

11. KAPITEL

Unlösbare Rätsel. – Harberts Genesung. – Die zu durchforschenden Teile der Insel. – Vorbereitungen zur Abreise. – Erster Tag. – Die Nacht. – Zweiter Tag. – Die Kauris. – Das Kasuarpärchen. – Fußspuren im Wald. – Ankunft am Schlangenvorgebirge.

Gedeon Spilett ergriff das Kästchen und öffnete es. Sein Inhalt bestand aus etwa 200 Gran eines weißlichen Pulvers, von dem er nur sehr wenig auf die Zunge brachte. Die ungemeine Bitterkeit dieser Substanz konnte ihn nicht täuschen: Das war das kostbare Alkaloid der Chinarinde, das allgemein anerkannte Mittel gegen periodische Fieber.

Dieses Pulver mußte Harbert ohne Zaudern verabreicht werden. Wie es hierher kam, sollte später Erörterung finden.

»Schnell Kaffee!« verordnete Gedeon Spilett.

Einige Minuten später brachte Nab eine Tasse heißen Aufguß herein. Gedeon Spilett schüttete ungefähr 18 Gran (etwa 1 Gramm) Chinin hinein, und man flößte Harbert diese Mischung ein.

Noch war Zeit dazu, da sich der dritte Anfall des bösartigen Fiebers noch nicht gezeigt hatte, und – fügen wir gleich hier hinzu – er sollte auch gar nicht zum Ausbruch kommen.

Alle gaben wieder einer schwachen Hoffnung Raum. Der geheimnisvolle Einfluß hatte sich wiederum offenbart, und gerade, als die Not am höchsten, als alles der Verzweiflung nah war.

Nach einigen Stunden schlief Harbert ruhiger. Die Kolonisten konnten jetzt von jenem Zwischenfall sprechen. Die Intervention des Unbekannten lag hier handgreiflicher als je zutage. Wie konnte er aber in der Nacht bis in das Granithaus hineindringen? Das blieb absolut unerklärlich, und in der Tat war das Auftreten dieses »guten Geistes der Insel« nicht weniger eigentümlich, als er selber.

Im Verlauf dieses Tages nahm Harbert das Chinin alle drei Stunden wiederholt ein.

Schon vom nächsten Tag an zeigte sich eine gewisse Besserung. War er auch noch nicht geheilt, denn die Wechselfieber neigen zu heimtückischen Rückfällen, so fehlte es ihm doch nicht an der nötigen Pflege. Dazu war ja das Spezifikum zur Hand, und der, der es gebracht hatte, gewiß nicht fern. Jetzt zog die Hoffnung in aller Herzen ein.

Sie sollte nicht zu Schanden werden. 10 Tage später, am 20. Dezember, trat Harbert in das Stadium der Rekonvaleszenz. Er fühlte sich sehr schwach und blieb einer strengen Diät unterworfen, doch auch von jedem erneuten Anfall verschont. Der einsichtsvolle Knabe unterwarf sich aber auch widerstandslos jeder für nötig befundenen Anordnung. Er freute sich so sehr darauf, wieder zu genesen!

Pencroff glich einem Menschen, der von einem Abgrund weg gerettet worden ist. Er machte fast Krisen der Freude durch, die nahe an Delirien grenzten. Nach Vorübergang des Zeitpunkts für den erwarteten dritten Anfall erstickte er den Reporter fast in seinen Armen. Von da an nannte er ihn nur noch den Doktor Spilett.

Der wirkliche Doktor blieb in diesem Fall freilich noch zu entdecken.

»Er wird gefunden werden!« versicherte der Seemann.

Und sicher, dieser Mann, mochte er sein, wer er wollte, war von einer handfesten Umarmung des würdigen Pencroff bedroht.

Der Monat Dezember ging zu Ende und mit ihm das Jahr 1867, jenes Jahr, das den Kolonisten so harte Prüfungen auferlegt hatte. Sie traten mit prächtigem Wetter und einer Tropenhitze, die nur die Meerwinde zeitweilig milderten, in das neue Jahr ein. Harbert erwachte wieder mehr und mehr und sog in seinem an ein Fenster des Granithauses gerückten Bett die heilsame, mit den Emanationen des Meeres geschwängerte Luft ein, die ihm die Gesundheit wiederbrachte. Er fing wieder an zu essen, und Gott weiß, welch gute kleine Schüsseln, welch leichte und doch leckere Gerichte Nab ihm zubereitete.

»Es macht einem ordentlich Lust, auch einmal im Sterben zu liegen«, urteilte Pencroff darüber.

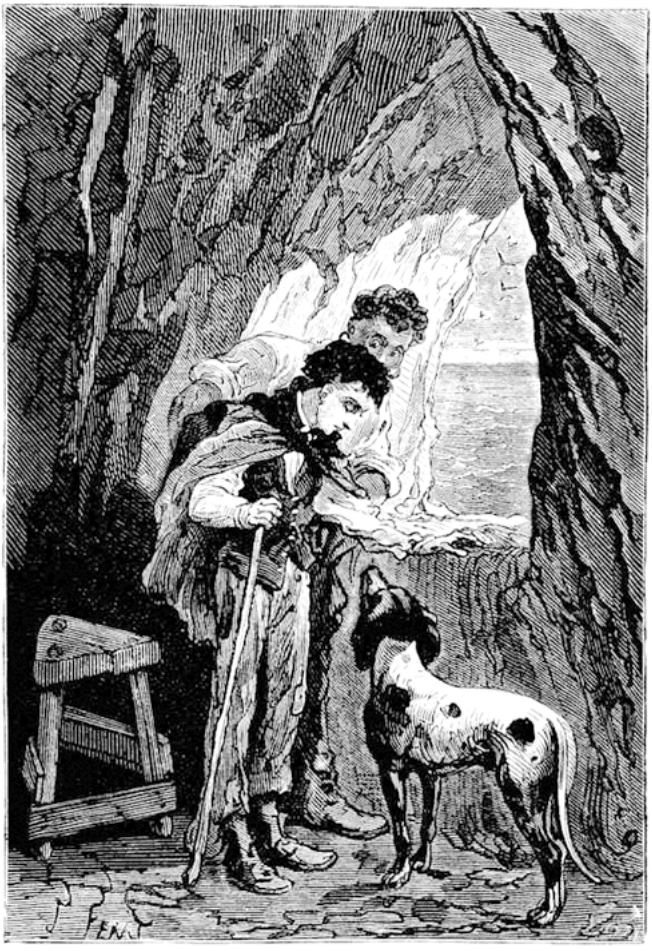
Die ganze Zeit über hatten sich die Sträflinge nicht ein einziges Mal in der Nähe des Granithauses blicken lassen. Von Ayrton verlautete nichts, und wenn der Ingenieur und Harbert noch eine leise Hoffnung hegten, ihn wiederzufinden, so galt er in den Augen der übrigen doch für verloren. Jedenfalls mußte diese Ungewißheit ein Ende nehmen, und sobald der junge Mann wieder zu Kräften gekommen war, sollte die Expedition, von der man sich so hochwichtige Erfolge versprach, durchgeführt werden. Einen Monat des Ab-

wartens bedingte das jedoch, da das Aufgebot aller Kräfte der Kolonie nicht zu groß erschien, um die Sträflinge sicher zu überwältigen.

Mit Harbert ging es nun von Tag zu Tag besser. Die Leberanschwellung verschwand und die Wunden konnten als definitiv vernarbt betrachtet werden.

Im Laufe des Monats Januar wurden auf dem Plateau der Freien Umschau mehrere wichtige Arbeiten ausgeführt, die sich indes darauf beschränkten, von den zerstörten Ernten zu retten, was noch zu retten war. Körner und Pflanzen sammelte man, um damit wenigstens eine spätere Ernte erzielen zu können. Bezüglich des Wiederaufbaus der Federviehkäfige, der Mühle und der Ställe riet Cyrus Smith zu warten. Während die Kolonisten nämlich auf ihrer Verfolgung waren, konnten die Sträflinge das Plateau gut noch einmal heimsuchen, und es sollte ihnen keine Gelegenheit geboten werden, das Handwerk als Räuber und Brandstifter wiederholt zu betreiben. Erst nach Befreiung der Insel von den Übeltätern wollte man an den Wiederaufbau denken.

In der zweiten Januarhälfte verließ der junge Rekonvaleszent zum ersten Mal für kurze Zeit das Bett und blieb von Tag zu Tag länger auf. An Kräften nahm er bei seiner vortrefflichen Konstitution sichtlich zu. Jetzt zählte er 18 Jahre. Er war groß und versprach zum ansehnlichen Mann zu werden. Von nun an machte seine Genesung, wenn sie auch noch einiger Überwachung bedurfte – und Doktor Spilett erwies sich hierin als sehr streng – regelmäßige Fortschritte.



Gegen Ende des Monats ging Harbert schon auf dem Plateau und am Strand spazieren. Einige in Gesellschaft Pencroffs und Nabs genommene Seebäder taten ihm sehr gut. Cyrus Smith bestimmte daraufhin schon den Tag der Abreise, der auf den 15. Februar festgesetzt wurde. Die sehr hellen Nächte dieser Jahreszeit mußten die nötige Durchsuchung der ganzen Insel wesentlich erleichtern.

Man begann demnach die nötigen und so vielseitigen Vorbereitungen zur Reise, da die Kolonisten sich gegenseitig versicherten, nach dem Granithaus diesmal nicht eher zurückzukehren, als bis ihr doppelter Zweck erreicht sei, einmal die Sträflinge zu beseitigen und Ayrton, wenn er noch lebte, wiederzufinden; dann aber auch denjenigen aufzuspüren, der so mächtig in die Geschicke der Kolonie eingriff.

Von der Insel Lincoln kannten die Kolonisten schon gründlich die gesamte Ostküste vom Krallenkap bis zu den Kiefernkaps, die ausgedehnten Tadornesümpfe, die Umgebungen des Grantsees, den Jacamarwald zwischen der Hürdenstraße und dem Mercyufer, den Verlauf der Mercy und des Roten Flusses, und endlich diejenigen Vorberge des Franklin-Vulkans, zwischen denen die Hürde errichtet war.

Oberflächlicher hatten sie das weite Uferland der Washington Bay vom Krallenkap bis zum Schlangenvorgebirge durchforscht; ferner das waldige und sumpfige Gebiet der Westküste, und jene Dünenanschwemmungen, die bei dem geöffneten Rachen des Haifischgolfs endeten.

Gänzlich unbekannt blieben ihnen zunächst noch die

großen Wälder der Schlangenhalbinsel, das rechte Uferland der Mercy, das linke Uferland des Kaskadenflusses, und die Bergausläufer und Talgründe, die drei Viertel der Basis des Franklin-Bergs, im Westen, Norden und Osten, umlagerten und gewiß eine ganze Anzahl prächtiger Schlupfwinkel boten. Im ganzen entgingen also von der Insel noch mehrere tausend Acres ihrer Kenntnis.

Man entschied sich demnach dazu, die Expedition quer durch den Fernen Westen auszuführen und den ganzen Landesteil des rechten Mercyufers in Augenschein zu nehmen.

Vielleicht erschien es ratsamer, sich zuerst zur Viehhürde zu begeben, da zu fürchten war, daß die Sträflinge sich wieder dorthin zurückgezogen haben könnten, um sie entweder zu plündern oder sich dort einzunisten. Indessen, entweder war die Verwüstung dieser Anlage schon eine vollendete Tatsache, und sie zu verhindern jetzt nicht mehr möglich; oder die Sträflinge fanden es in ihrem Interesse, sich dort festzusetzen, und dann würde es auch später noch Zeit sein, sie dort anzugreifen.

Nach eingehender Prüfung wurde also der erste Plan beibehalten, und die Kolonisten beschlossen, quer durch den Wald auf das Schlangenvorgebirge hin zu dringen. Wenn sie den Weg auch erst mit der Axt bahnen mußten, so legten sie dabei doch den Grund zu einer Verbindung zwischen dem Granithaus und jener etwa 16 bis 17 Meilen entfernten Halbinsel.

Der Wagen war in bestem Zustand. Die Onager konn-

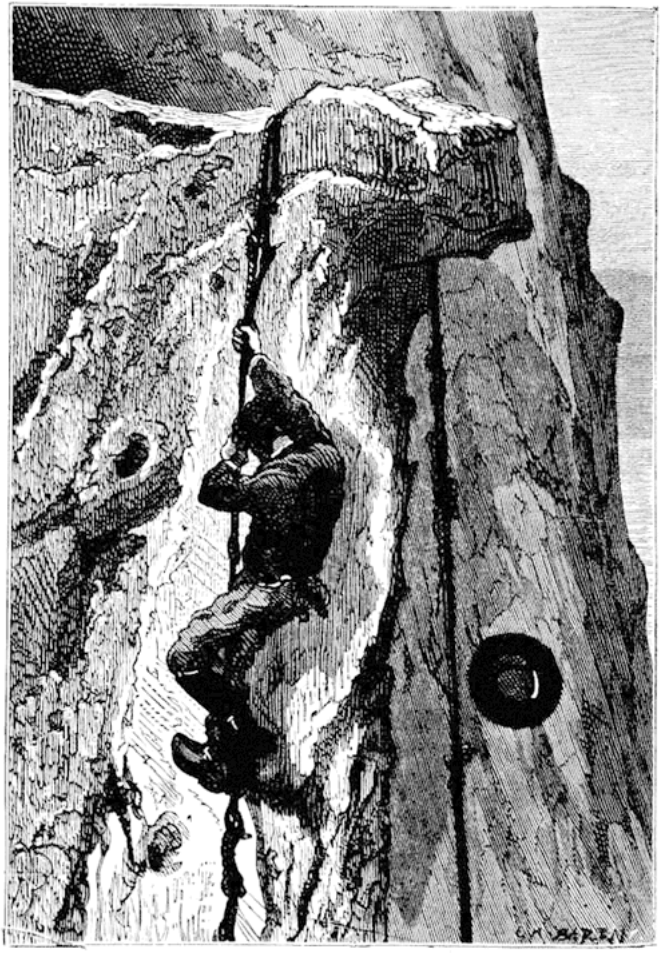
ten nach der längeren Ruhe wohl eine größere Anstrengung aushalten. Lebensmittel, Lagergegenstände, die tragbare Küche und verschiedene Werkzeuge wurden ebenso auf den Wagen verladen, wie die nötigen Waffen nebst ausreichender und aus den Vorräten im Granithaus sorgfältig gewählter Munition. Nur durfte man nicht vergessen, daß die Sträflinge vielleicht durch die Wälder irrten und es in dem dichten Wald sehr unversehens zu einem Schußwechsel kommen konnte. Die kleine Truppe Kolonisten mußte also stets beisammenbleiben und jede sonst noch so begründete Trennung ihrer Mitglieder vermeiden.

Im Granithaus sollte niemand zurückbleiben, sogar Top und Jup an dem Auszug teilnehmen. Die unersteigbare Wohnung schützte sich selbst genug.

Der 14. Februar, der Vortag der Abreise, war ein Sonntag. Ihn widmete man ganz der Ruhe und dem Dienst des Herrn.

Harbert, jetzt völlig geheilt, doch noch immer etwas schwach, sollte einen Platz auf dem Wagen finden.

Mit dem Grauen des nächsten Tages traf Cyrus Smith die nötigen Vorkehrungen, um das Granithaus vollkommen »sturmfrei« zu machen. Die früher zum Aufsteigen benutzten Leitern wurden zu den Kaminen geschafft und dort tief im Sand vergraben, um bei der Rückkehr benutzt zu werden, da die Seiltrommel des Aufzugs abgenommen und überhaupt diese ganze Maschinerie demontiert worden war. Pencroff blieb noch zuletzt im Granithaus zurück, um diese Arbeit zu vollenden, und stieg endlich herab an einem



über eine Felsennase gelegten Seil, dessen eines Ende unten festgehalten wurde. Nach Entfernung dieses Seils fehlte jede Verbindung zwischen jenem Absatz und dem Strand.

Das Wetter blieb dauernd schön.

»Das wird einen warmen Tag geben!« sagte der Reporter.

»Ach was, Doktor Spilett«, antwortete Pencroff, »wir ziehen unter dem Schatten der Bäume hin und werden die Sonne kaum zu Gesicht bekommen.«

»Vorwärts denn!« kommandierte der Ingenieur.

Am Ufer, vor den Kaminen, wartete der Wagen. Auf Verlangen des Reporters mußte Harbert, wenigstens für die ersten Stunden, darin Platz nehmen und sich den Anordnungen seines Arztes fügen.

Nab führte die Onager. Cyrus Smith, der Reporter und der Seemann gingen voraus. Top sprang lustig umher. Harbert hatte Jup ein Plätzchen im Wagen angeboten, was dieser ohne Umstände annahm. Der Augenblick war da – die kleine Gesellschaft setzte sich in Bewegung.

Der Wagen bog zuerst um die Ecke an der Flußmündung, folgte eine Meile weit dem linken Mercyufer und rollte über die Brücke, an deren Ausgang sich der Weg nach dem Ballonhafen abzweigte. Diesen links liegenlassend, drangen die Forscher in das Wälderdickicht hinein, das den Fernen Westen bildete.

Während der ersten 2 Meilen ließen die Bäume noch genügend Raum für eine ziemlich freie Bewegung des Wagens; nur dann und wann mußten einige Lianenstränge

zerschnitten oder ein Stück Buschwerk niedergelegt werden, doch versperrte kein ernsteres Hindernis den Weg der Kolonisten.

Das dichte Gezweig der Bäume bewahrte dem Boden eine wohltuende Frische. Deodars, Douglas, Kasuarinen, Banksias, Gummi-, Drachenblutbäume und andere schon von früher bekannte Arten folgten einander, so weit das Auge reichte. Die ganze Vogelwelt der Insel fand hier ihre Vertreter; Tetras, Jacamars, rote Papageien, die ganze schwatzhafte Familie der Kakadus, Sittiche usw. Agutis, Känguruhs, Wasserschweine liefen, sprangen und schwankten durch das Gras und erinnerten die Kolonisten an die ersten Ausflüge nach ihrer Landung auf der Insel.

»Immerhin scheint mir«, bemerkte Cyrus Smith, »daß all diese Tiere, Vierfüßler und Vögel, jetzt furchtsamer sind als früher. Wahrscheinlich durchstreiften die Sträflinge, deren Spuren wir schon noch finden werden, unlängst diese Gegend.«

Wirklich erkannte man wiederholt, daß hier und dort Menschen vorübergekommen waren, an den angebrochenen Ästen, mit denen sie sich den Weg bezeichnet haben mochten, oder an der Asche früherer Feuerstellen und den Fußabdrücken, die sich in dem stellenweise lehmigen Boden erhalten hatten. Nichts deutete aber auf eine mehr als vorübergehende Niederlassung hin.

Nach dem Rat des Ingenieurs vermieden es seine Gefährten zu jagen. Das Knallen der Gewehre hätte ja die Sträflinge aufscheuchen müssen, wenn sie sich in der Nähe

umhertrieben. Zudem ging das ja nicht ab ohne eine zeitweilige Entfernung der Jäger vom Wagen und widersprach ihrem Beschluß gegen das Einzelgehen.

Mit dem zweiten Teil des Tages gestaltete sich, etwa 6 Meilen vom Granithaus, die Fortbewegung schwieriger. Um einzelne Dickichte zu passieren, mußten Bäume gefällt und erst ein Weg geschaffen werden. Vor dem Eindringen in ein Dickicht gebrauchte Cyrus Smith die Vorsicht, Top und Jup hineinzuschicken, die sich ihres Auftrags stets gewissenhaft entledigten; und wenn beide zurückkamen, ohne etwas gewittert zu haben, war man sicher, keiner Gefahr entgegenzugehen, weder von seiten der Sträflinge, noch von der gewisser Raubtiere – zwei Arten aus dem Tierreich, die ihrer wilden Instinkte wegen auf gleicher Stufe standen.

Am Abend dieses Tages lagerten die Ansiedler an die 9 Meilen vom Granithaus entfernt am Ufer eines kleinen Nebenflüßchens der Mercy, das sie bisher noch nicht kannten, und das also zu dem hydrographischen System hinzutrat, dem die Insel ihre außergewöhnliche Fruchtbarkeit verdankte.

Man aß tüchtig zu Abend, denn an Appetit fehlte es keinem, und traf dann die nötigen Maßnahmen für die Nacht, für die man eine Störung nicht erwartete. Hätte es der Ingenieur nur mit wilden Tieren, Jaguaren oder anderen zu tun gehabt, so genügten wohl rings um den Lagerplatz angezündete Feuer, die Bestien abzuhalten. Der Flammenschein möchte die Sträflinge aber doch eher herbeigelockt als ab-

gehalten haben, und es war besser, sich hier in dichter Finsternis zu verbergen.

Ein strenger Wachtdienst wurde eingerichtet. Zwei Mann sollten ihn stets versehen und alle zwei Stunden durch andere abgelöst werden. Trotz seines Widerspruchs aber blieb Harbert befreit von diesem Dienst, dem sich Gedeon Spilett und Pencroff auf der einen, der Ingenieur und Nab auf der andern Seite unterzogen.

Übrigens währte die Nacht kaum einige Stunden. Die Dunkelheit rührte vielmehr von dem dichten Laubdach als von dem Verschwinden der Sonne her. Kaum unterbrach das dumpfe Gebrüll einiger Jaguare die feierliche Stille, oder manchmal das spöttische Krächzen der Affen, die Jup zu necken schienen.

Die Nacht verging ohne Zwischenfall, und am andern Morgen setzte man wieder die mehr langsame, als mühselige Reise quer durch den Wald fort.

An diesem Tag legte die Gesellschaft nur 6 Meilen zurück, denn fast stets mußte ihr die Axt erst den Weg brechen. Als wirkliche »settlers« (Ansiedler) verschonten die Kolonisten immer die schönen, großen Bäume, deren Wegräumung auch zu viel Zeit beansprucht hätte, und opferten nur die kleinen; infolgedessen wich ihr Weg freilich vielfach von der geraden Linie ab und verlängerte sich durch seine Bögen und Umwege.

Im Laufe dieses Tages fand Harbert auch noch neue, bisher auf der Insel unbekannte Pflanzenspezies auf, wie zum Beispiel Baumfarn, Trauerpalmen, deren Blätter herabfie-

CH. BARBANT

len, wie das Wasser eines Springbrunnens; ferner Johannisbrotbäume, deren Schoten mit dem wohlschmeckenden Zuckersaft die Onager begierig abweideten. Hier fanden sich auch prächtige, in Gruppen beisammenstehende Kauris mit zylindrischem Stamm und konischer Krone bei einer Höhe von fast 200 Fuß, wahre Musterexemplare der Baumkönige Neuseelands, die den Zedern des Libanon ihren Ruhm streitig machen.

Die Tiere des Waldes traten in keinen andern Arten auf, als sie die Kolonisten bis jetzt schon kannten. Doch sahen sie, ohne ihnen näher kommen zu können, ein Pärchen jener großen Australien eigentümlichen Tiere, die man, eine Art Kasuare, Emus nennt, und die, 5 Fuß hoch und von bräunlichem Gefieder, zur Gattung der Stelzenläufer gehören. Top verfolgte sie, was er nur laufen konnte, aber die Kasuare gewannen ihm bald einen Vorsprung ab, so außerordentlich war ihre Schnelligkeit.

Auch Fußspuren der Sträflinge begegnete man hin und wieder im Wald. In der Nähe eines scheinbar erst unlängst erloschenen Feuers bemerkten die Ansiedler solche Eindrücke, die mit peinlichster Sorgfalt gemustert wurden. Durch Messung ihrer Länge und Breite überzeugte man sich, daß diese Fußstapfen von fünf verschiedenen Menschen herrührten. Die fünf Verbrecher hatten zweifelsohne hier gelagert, aber – und das war eigentlich die Ursache dieser eingehenden Prüfung – man vermochte keinen sechsten Fußabdruck zu finden, der in diesem Fall von Ayrton hätte stammen müssen.

»Ayrton war nicht bei ihnen!« sagte Harbert.

»Nein«, antwortete Pencroff, »und zwar deshalb, weil die Schurken ihn umgebracht haben. Aber die Spitzbuben bewohnen, wie es scheint, keine Höhle, in der man ihnen, wie Tigerkatzen, den Garaus machen könnte.«

»Nein«, fiel der Reporter ein; »viel wahrscheinlicher schweifen sie ziellos umher, und das werden sie fortsetzen, bis sie Gelegenheit finden, sich zu Herren der Insel aufzuwerfen.«

»Zu Herren der Insel!« rief der Seemann. »Herren der Insel …!« wiederholte er noch einmal mit gepreßter Stimme, als stände ihm eine Dolchspitze vor der Kehle. Dann fuhr er plötzlich in ruhigem Ton fort:

»Wissen Sie, Mr. Cyrus, mit welcher Kugel ich meine Flinte geladen habe?«

»Nein, Pencroff.«

»Mit der Kugel, die einst durch Harberts Brust drang, und ich geb' Ihnen mein Wort, die soll ihr Ziel nicht verfehlen!«

Eine solche ganz gerechte Vergeltung gab aber Ayrton das Leben auch nicht wieder, und seit der Untersuchung der Bodeneindrücke war man fast gezwungen, jede Hoffnung aufzugeben, ihn jemals wiederzusehen.

An diesem Abend wurde das Lager etwa 14 Meilen vom Granithaus entfernt aufgeschlagen, und Cyrus Smith schätzte die noch zurückzulegende Entfernung bis zum Vorgebirge auf höchstens 5 Meilen.

In der Tat erreichte man am folgenden Tag die äußers-

ten Teile des Vorgebirges, und hatte also den Wald in seiner ganzen Länge durchmessen; kein Anzeichen deutete aber darauf hin, hier einen Schlupfwinkel zu finden, in dem die Verbrecher sich verborgen hielten, noch auch die nicht weniger geheimnisvolle Stelle, die dem rätselhaften Unbekannten zum Aufenthalt diente.

12. KAPITEL

Durchforschung der Schlangenhalbinsel. – Nachtlager an der Mündung des Kaskadenflusses. – 600 Schritte von der Hürde. – Rekognoszierung durch Gedeon Spilett und Pencroff. – Ihre Rückkehr. – Alle vorwärts! – Eine offene Tür. – Ein erleuchtetes Fenster. – Beim Mondschein!

Der folgende Tag, der 18. Februar, wurde ganz und gar der Durchforschung jener bewaldeten Strecken gewidmet, die den Küstenstrich zwischen dem Schlangenvorgebirge und dem Kaskadenfluß einnahmen. Die Kolonisten konnten diesen nur 3 bis 4 Meilen breiten Wald gründlich durchsuchen. Die Bäume ließen an ihren hohen Stämmen und dem dichten Blätterwerk die vegetative Kraft der Insel erkennen, die hier größer war als an jedem andern Punkt. Man hätte ein Stück jungfräulichen Urwalds, aus Amerika oder Australien in diese gemäßigte Zone verpflanzt, zu sehen geglaubt. Das führte auch zu der Annahme, daß die prächtigen Pflanzen in dem oberflächlich feuchten, im Innern aber durch vulkanische Aktivität erwärmten Boden eine Temperatur vorfanden, die einem gemäßigten Klima an sich nicht zukam.

Vorherrschende Spezies waren eben jene Kauris und Eukalypten, die so gigantische Dimensionen annehmen.

Die Kolonisten verfolgten aber nicht den Zweck, pflanzliche Prachtexemplare anzustaunen. Sie wußten schon, daß die Insel in dieser Hinsicht in die Gruppe der Kanarischen Insel gehörte, die zuerst den Namen »Glückliche Inseln« führten. Jetzt, ach, gehörte die Insel ihnen nicht mehr ausschließlich; noch andere hatten von ihr Besitz genommen, Verbrecher schändeten ihren Boden, und diese mußten bis auf den letzten Mann ausgerottet werden.

An der Westküste fand man trotz aller aufgewandten Sorgfalt keinerlei Spuren; keine Fußabdrücke, keine abgebrochenen Zweige, keine Aschenreste oder aufgelassene Lagerstätten.

»Mich wundert das nicht«, sagte Cyrus Smith zu seinen Gefährten. »Die Sträflinge sind etwa bei der Strandgutspitze an Land gekommen und haben sich nach Überschreitung der Tadornesümpfe sofort in die Wälder des Fernen Westens zurückgezogen. Sie mögen etwa demselben Weg gefolgt sein, wie wir von dem Granithaus aus. Das erklärt die Spuren, die wir im Wald fanden. An der Küste angelangt, überzeugten sich die Sträflinge aber gewiß sehr bald, daß hier kein zuverlässiger Schlupfwinkel für sie zu finden war; deshalb sind sie nach Norden zurückgegangen und haben auf diesem Weg die Hürde entdeckt …«

»Wohin sie vielleicht auch zurückgekehrt sind«, fiel Pencroff ein.

»Das glaub' ich nicht«, erwiderte der Ingenieur, »denn sie

müssen annehmen, daß sich unsere Nachforschungen nach dieser Seite richten. Die Hürde stellt für sie nur einen Ort zur frischen Verproviantierung vor, nicht aber einen dauernden Lagerplatz.«

»Darin stimme ich Cyrus zu«, bemerkte der Reporter; »meiner Ansicht nach werden die Sträflinge einen Schlupfwinkel in den Ausläufern des Franklin-Bergs gesucht haben.«

»Nun, Mr. Cyrus, dann direkt zur Hürde!« rief Pencroff. »Die Sache muß ein Ende nehmen, und bis jetzt haben wir schon zu viel Zeit verloren.«

»Nein, mein Freund«, entgegnete der Ingenieur. »Sie vergessen, daß uns das Interesse hierher führte, zu wissen, ob sich im Fernen Westen noch irgendeine Wohnung befindet. Unser Auszug verfolgt einen doppelten Zweck, Pencroff. Wenn er auf der einen Seite der Züchtigung jener Verbrecher gilt, so haben wir auf der anderen einen Akt der Dankbarkeit zu erfüllen.«

»Das ist zwar leicht gesagt«, antwortete Pencroff; »meine Meinung geht aber dahin, daß wir diesen Ehrenmann nur finden werden, wenn er selbst es will!«

Pencroff drückte hiermit wirklich die Ansicht aller übrigen aus, denn auf jeden Fall war der Zufluchtsort des Unbekannten nicht weniger geheimnisvoll, als er selbst.

An diesem Abend hielt der Wagen bei der Mündung des Kaskadenflusses. Das Lager wurde nach gewohnter Weise hergerichtet, und für die Nacht die übliche Vorsicht im Auge behalten. Harbert, jetzt wieder ebenso kräftig und gesund,

wie vor seiner Erkrankung, zog den sichtlichsten Vorteil aus diesem fortwährenden Aufenthalt in der frischen See- und belebenden Waldluft. Sein Platz war nicht mehr im Wagen, sondern an der Spitze der kleinen Karawane.

Anderntags, am 19. Februar, stiegen die Kolonisten, indem sie die Küste verließen, auf der sich jenseits des Flusses so pittoreske Basaltmassen auftürmten, an seinem linken Ufer aufwärts. Der Weg war infolge früherer Exkursionen von der Hürde zur Westküste zum Teil schon freigelegt. Die Kolonisten befanden sich jetzt in einer Entfernung von etwa 6 Meilen vom Franklin-Berg.

Des Ingenieurs Absicht ging dahin, das ganze Tal, in dessen Sohle sich der Fluß hinschlängelte, sorgfältig in Augenschein zu nehmen, und die Gegend der Hürde unter unausgesetztem Absuchen der Umgebung zu erreichen; sollte die Hürde selbst besetzt sein, diese mit Gewalt zu nehmen, wenn aber verlassen, sich in ihr einzurichten, und von diesem Zentrum aus die Einzelexpeditionen zum Franklin-Berg zu unternehmen.

Dieser Plan fand einmütige Zustimmung, denn es drängte die Kolonisten alle, sich bald wieder in unbestrittenem Besitz der ganze Insel zu wissen.

Man zog also durch das enge Tal, das zwei der mächtigsten Vorberge des Franklin trennte. Die längs des Flußufers erst ziemlich gedrängten Bäume wurden in den höheren Partien des Vulkans seltener. Hier war ein unebener, wild zerklüfteter und zu Hinterhalten ganz geschaffener Boden, über den man nur mit größter Vorsicht weiterzog. Top und

Jup sprangen als Plänkler voran, verschwanden links und rechts im Gebüsch, und suchten an Geschicklichkeit und Intelligenz zu wetteifern. Kein Anzeichen verriet aber, daß jemand unlängst die Flußufer betreten hatte, oder daß die Sträflinge jetzt hier oder in der Nähe waren.

Gegen 5 Uhr nachmittags hielt der Wagen etwa 600 Schritte vor der Palisade der Hürde; nur eine halbmondförmige Reihe von Bäumen verbarg sie noch.

Jetzt ging es darum, zu erfahren, ob die Hürde besetzt war. Sich ihr offen, bei hellem Tageslicht weiter zu nähern, hieß, für den Fall, daß die Sträflinge darin hausten, sich irgendeinem verderblichen Zufall auszusetzen, wie es ja die Erfahrung mit Harbert lehrte. Es empfahl sich also von selbst, die Nacht abzuwarten. Inzwischen wollte Gedeon Spilett ohne Zögern die Umgebung ausspionieren, und Pencroff, dessen Geduld zu Ende ging, erbot sich zu seiner Begleitung.

»Nein, nein, meine Freunde«, mahnte der Ingenieur; »wartet die Dunkelheit ab. Ich kann nicht zulassen, daß sich der eine oder andere am Tag bloßstellt …«

»Aber Mr. Cyrus …«, erwiderte der Seemann, dem das Gehorchen sauer anging.

»Ich bitte Sie darum, Pencroff«, sagte der Ingenieur.

»Dann sei es!« antwortete der Seemann, der seiner Wut eine andere Schleuse öffnete und die Sträflinge mit den grimmigsten Verwünschungen der Matrosensprache überschüttete.

Die Kolonisten blieben demnach bei dem Gefährt und überwachten sorgfältig die bewaldete Umgebung.

So vergingen 3 Stunden. Der Wind hatte sich gelegt, und unter den mächtigen Bäumen herrschte tiefe Stille. Das Zerbrechen des dünnsten Zweiges, das Geräusch von Schritten auf dürren Blättern, das Schlüpfen einer Person durch die hohen Gräser wäre leicht genug zu hören gewesen. Alles blieb still. Top streckte sich, den Kopf zwischen den Vorderpfoten, nieder und verriet keinerlei Unruhe.

Um 8 Uhr schien der Abend genügend vorgeschritten, um eine Auskundschaftung unter günstigen Verhältnissen vornehmen zu können. Gedeon Spilett erklärte sich nebst Pencroff dazu bereit. Cyrus Smith erhob keinen Widerspruch. Top und Jup sollten bei den übrigen zurückbleiben, um nicht durch ein unzeitiges Bellen oder Schreien die Aufmerksamkeit der Feinde zu erregen.

»Lassen Sie sich nicht zu weit ein«, empfahl Cyrus Smith den beiden Kundschaftern. »Sie sollen die Hürde gegebenenfalls nicht einnehmen, sondern nur ausspähen, ob sie besetzt ist oder nicht.«

»Wir verstehen«, antwortete Pencroff.

Beide machten sich auf den Weg.

Unter den Bäumen ließ, dank ihrem dichten Laub, die Dunkelheit Gegenstände schon auf 30 bis 40 Schritte nicht mehr wahrnehmen. Der Reporter und Pencroff blieben stehen, sobald irgendein Geräusch ihren Verdacht weckte, und drangen überhaupt nur mit größter Vorsicht weiter.

Sie gingen ein wenig voneinander, um einem etwaigen Schuß ein geringeres Ziel zu bieten, und, offen gestanden,

sie erwarteten auch jeden Augenblick einen Knall zu hören.

5 Minuten nach Verlassen des Halteplatzes waren Gedeon Spilett und Pencroff am Saum des Waldes angekommen, vor dem sich in der Lichtung die Hürdenpalisade hinzog.

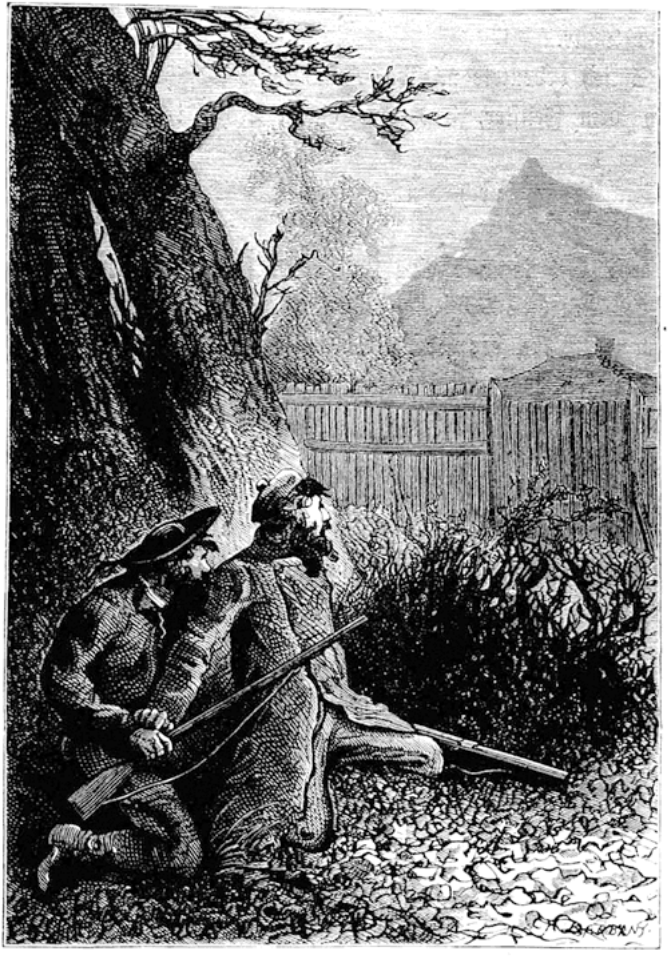
Sie hielten an. Ein unbestimmter Lichtschein lag noch über dem baumlosen Wiesenplan. 30 Schritte von ihnen erhob sich das scheinbar gut geschlossene Hürdentor. Diese 30 Schritte, die zwischen dem Wald und der Umzäunung zurückzulegen waren, bildeten, um einen Artilleristenausdruck zu gebrauchen, die gefährliche Zone. Eine oder mehrere Kugeln vom Kamm der Palisade hätten offenbar jeden, der sich auf diese Zone wagte, hinstrecken müssen.

Gedeon Spilett und Pencroff kannten zwar beide keine Furcht, aber sie wußten auch, daß eine Unklugheit ihrerseits, deren erste Opfer sie selbst wären, schwer auf ihre Gefährten zurückwirken mußte. Fielen sie beide, was sollte aus Cyrus Smith, Nab und Harbert werden?

Pencroff, der sich so nah bei der Hürde nicht mehr zurückhalten konnte, wollte schon, da er sie von den Verbrechern besetzt glaubte, darauf losstürmen, als der Reporter ihn noch mit kräftiger Hand zurückdrängte.

»Bald wird es ganz dunkel sein«, sagte Gedeon Spilett leise, »dann ist's auch Zeit zum Handeln.«

Pencroff faßte krampfhaft seinen Flintenkolben und blieb unter heimlichen Verwünschungen in der gedeckten Stellung.



Jetzt erlosch der letzte Dämmerschein. Die Dunkelheit, die aus dem dichten Wald zu kommen schien, überzog auch die Lichtung. Der Franklin-Berg strebte wie ein riesiger Lichtschirm von dem westlichen Horizont empor, und schnell brach die Nacht herein, wie es an Orten von niedriger geographischer Breite immer der Fall ist. Jetzt galt es!

Der Reporter und Pencroff hatten, seitdem sie am Saum des Waldes saßen, die Umzäunung nicht aus den Augen verloren. Die Hürde schien vollkommen verlassen. Der Kamm der Palisade bildete eine noch etwas schwärzere Linie als ihre Umgebung, zeigte aber keine Unterbrechung. Wären die Sträflinge hier gewesen, dann hätten sie einen von sich dort als Wache aufstellen müssen, um sich vor jeder Überrumpelung zu sichern.

Gedeon Spilett drückte die Hand seines Gefährten, und beide krochen langsam auf der Erde vorwärts, die Gewehre immer schußbereit in der Hand.

So gelangten sie zum Tor der Hürde, ohne daß ein Lichtstrahl das Dunkel unterbrach.

Pencroff versuchte das Tor zu öffnen, das aber, wie sie schon vermuteten, geschlossen war. Doch überzeugte sich der Seemann, daß die äußeren Verschlußbalken fehlten.

Daraus ergab sich also, daß die Sträflinge die Hürde noch besetzt hielten, und wahrscheinlich hatten sie auch das Tor von innen verwahrt, um seine gewaltsame Öffnung möglichst zu verhindern.

Gedeon Spilett und Pencroff drückten das Ohr an die Wand.

Kein Laut im Innern der Umzäunung. Die Mufflons und die Ziegen, die jedenfalls in ihren Ställen schliefen, unterbrachen ebensowenig die Stille der Nacht.

Da die Lauscher nichts hörten, fragten sie sich, ob sie die Palisade erklettern und in das Innere der Hürde eindringen sollten. Freilich lief das gegen die Vorschriften des Ingenieurs.

Der Versuch konnte zwar gelingen, aber ebensogut auch fehlschlagen. Zudem, wenn die Sträflinge sich nichts versahen, und keine Kenntnis hatten von dem Anschlag gegen sie; wenn sich jetzt gerade eine Aussicht bot, sie zu überraschen, durften sie diese Chance dadurch aufs Spiel setzen, daß sie die Palisade voreilig überstiegen?

Der Reporter verneinte diese Frage. Er hielt es für geratener zu warten, bis sie mit vereinten Kräften in die Hürde dringen könnten. Gewiß vermochte man ungesehen bis an die Umzäunung heranzuschleichen, und diese selbst war für jetzt unbewacht. Hiernach hatten sie also nichts anderes zu tun, als mit diesen Nachrichten nach dem Wagen zurückzukehren.

Pencroff teilte wahrscheinlich diese Ansicht, denn er machte keine Schwierigkeiten, dem Reporter zu folgen, als dieser unter den Bäumen verschwand.

Einige Minuten später war der Ingenieur von der Sachlage unterrichtet.

»Gut«, sagte er nach kurzem Nachdenken, »jetzt habe ich Ursache zu glauben, daß die Sträflinge gar nicht in der Hürde sind.«

»Das werden wir sofort wissen«, antwortete Pencroff, »wenn wir die Pfahlwand übersteigen.«

»Also auf zur Hürde!« sagte Cyrus Smith.

»Den Wagen lassen wir hier im Wald stehen?« fragte Nab.

»Nein«, erwiderte der Ingenieur; »er ist unser Munitions- und Lebensmittelmagazin und kann uns im Notfall als Deckung dienen.«

»Vorwärts denn!« trieb Gedeon Spilett.

Der Wagen rollte geräuschlos aus dem Wald nach der Palisade zu. Es war jetzt tiefdunkel und ebenso still wie vorher, als Pencroff und der Reporter sich wieder weggeschlichen hatten. Das dichte Gras erstickte jeden Schall der Tritte.

Die Kolonisten hielten sich zum Schießen bereit. Jup mußte unter Pencroffs Leitung zurückbleiben, und Nab führte Top, um diesen nicht voraussspringen zu lassen.

Die Lichtung wurde sichtbar; sie war verlassen. Ohne Zögern begab sich die keine Truppe nach der Umzäunung. In kurzer Zeit wurde die gefährliche Zone überschritten, ohne einen Schuß abzugeben. An der Palisade angelangt, ließ man den Wagen stehen. Nab blieb bei den Onagern, um diese am Zügel zu halten. Der Ingenieur, der Reporter, Harbert und Pencroff begaben sich zum Tor, um zu sehen, ob es von innen verbarrikadiert wäre …

Einer der Flügel stand offen!

»Wie stimmt das zu eurer Aussage?« fragte der Ingenieur, sich zum Seemann und Gedeon Spilett zurückwendend.

Beide sahen einander erstaunt an.

»Bei meiner Seligkeit«, sagte Pencroff, »dies Tor war vorhin noch verschlossen!«

Die Kolonisten wichen einen Schritt zurück. Befanden sich die Sträflinge also dennoch in der Hürde, als Pencroff und der Reporter hier auf Kundschaft aus waren? Es schien unzweifelhaft, da die vorher geschlossene Tür nur durch sie geöffnet worden sein konnte. Waren sie noch darin, und vielleicht nur einer von ihnen herausgegangen?

All diese Fragen tauchten wohl urplötzlich vor jedem auf; allein wie sollten sie beantwortet werden?

In diesem Augenblick eilte Harbert nach einigen Schritten in das Innere der Hürde schnell zurück und ergriff die Hand des Ingenieurs.

»Was gibt es?« fragte Cyrus Smith.

»Ein Licht!«

»Im Haus?«

»Ja!«

Alle fünf drängten sich durch das Tor und sahen an den Scheiben des ihnen gegenüberliegenden Fensters einen schwachen Lichtschein zittern.

Cyrus Smith faßte einen schnellen Entschluß.

»Das ist eine günstige Chance«, sagte er, »die Sträflinge im Haus, und scheinbar keinen Angriff fürchtend, anzutreffen! Nun sind sie unser! Vorwärts!«

Die Kolonisten schritten vorsichtig mit halb erhobenen Gewehren hinein. Der Wagen war unter Tops und Jups Aufsicht, die man vorsorglich angebunden hatte, außerhalb stehengeblieben.

Cyrus Smith, Pencroff und Gedeon Spilett auf der einen Seite, und Harbert und Nab au der andern, drängten sich an dem Zaune hin und ließen die Blicke durch den dunklen und völlig verlassenen Raum neben sich schweifen.

In wenigen Augenblicken erreichten sie das Haus und standen vor dessen verschlossener Tür.

Cyrus Smith bedeutete mit der Hand seine Gefährten zu schweigen und näherte sich dem Fenster, das von einem Licht im Innern schwach erhellt war.

Sein Blick drang durch den einzigen, das Erdgeschoß bildenden Raum des Häuschens.

Auf dem Tisch brannte eine Laterne; daneben stand das Bett, das früher Ayrtons Lager bildete.

Auf dem Bett lag der Körper eines Mannes.

Plötzlich wich Cyrus Smith halb erschrocken zurück und rief mit gedämpfter Stimme:

»Ayrton!«

Sofort wurde die Tür mehr eingedrückt als geöffnet, und die Kolonisten stürzten ins Zimmer.

Ayrton schien zu schlafen. Sein Antlitz zeigte, daß er lange und schwer gelitten hatte. An den Hand- und Fußgelenkten trug er blutunterlaufene Spuren von Fesseln.

Cyrus Smith neigte sich über ihn.

»Ayrton!« rief der Ingenieur und ergriff den Arm des unter so seltsamen Umständen Wiedergefundenen.

Bei diesem Weckruf öffnete Ayrton die Augen, sah Cyrus Smith und dann die anderen an und rief erstaunt:

»Ihr, ihr seid es?«

»Ayrton! Ayrton!« wiederholte Cyrus Smith.

»Wo bin ich?«

»Im Hürdenhaus.«

»Allein?«

»Ja.«

»Aber sie werden kommen«, rief Ayrton. »Verteidigt euch! Wehrt euch!«

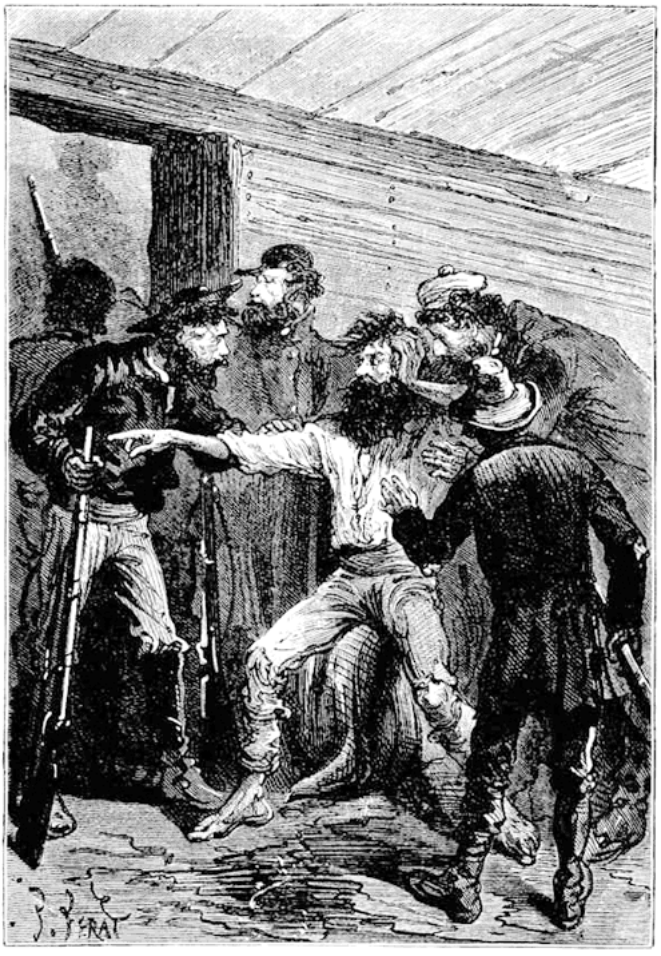
Erschöpft sank er auf das Lager zurück.

»Spilett«, begann da der Ingenieur, »wir können jeden Augenblick angegriffen werden. Schaffen Sie den Wagen in die Hürde. Verbarrikadiert dann die Tür und kommt alle hierher zurück.«

Pencroff, Nab und der Reporter beeilten sich die Anordnungen des Ingenieurs auszuführen. Es galt keinen Augenblick zu verlieren. Vielleicht war der Wagen den Sträflingen schon in die Hände gefallen. In einem Augenblick hatten die drei die Hürde durchlaufen und das Tor der Palisade erreicht, hinter der man Top leise knurren hörte.

Der Ingenieur verließ Ayrton einen Augenblick, um zur Hand zu sein, wenn Hilfe nötig wurde. Harbert hielt sich neben ihm. Beide überwachten den Kamm des Bergausläufers, der die Hürde beherrschte. Lagen die Verbrecher hier im Hinterhalt, konnten sie die Kolonisten einen nach dem andern umbringen.

Eben stieg im Osten der Mond über den dunklen Wald herauf und verbreitete ein weißliches Licht im Innern der Umzäunung. Die Hürde mit ihren Baumgruppen wurde bald vollkommen hell, ebenso wie der kleine Wasserlauf da-



rin und ihr ausgedehnter Wiesenteppich. Nach der Seite des Berges hob sich das Haus und ein Teil der Palisade hell von diesem ab; nach der entgegengesetzten Seite, also nach dem Tor zu, blieb sie dunkel.

Da zeigte sich eine schwarze Masse. Der Wagen war es, der in den Lichtkreis eintrat, und Cyrus Smith konnte das Knarren des Tores hören, als seine Gefährten es wieder schlossen und dessen Flügel von innen sorgfältig verwahrten.

In diesem Augenblick aber zerriß Top seine Leine, fing wütend an zu bellen und stürzte rechts vom Haus weiter nach der Hürde hinein.

»Achtung, Freunde! Legt an …!« rief Cyrus Smith.

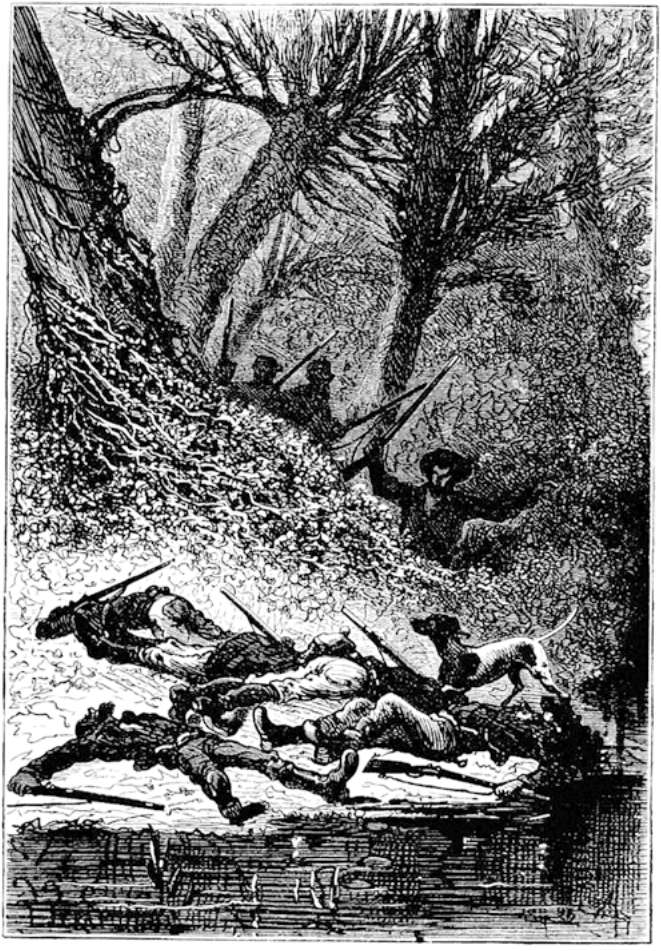
Die Kolonisten hielten die Gewehre im Anschlag und warteten nur auf den Augenblick, Feuer zu geben. Top bellte noch immer, und Jup, der dem Hund nachlief, ließ ein schrilles Pfeifen vernehmen.

Die Kolonisten folgten den Tieren und gelangten an das Ufer des kleinen, von einigen hohen Bäumen beschatteten Bachs.

Und dort, was sahen sie da beim vollen Mondlicht?

Fünf Körper, ausgestreckt am schräg ablaufenden Ufer.

Das waren die der Sträflinge, die 4 Monate vorher an der Insel Lincoln landeten!



13. KAPITEL

Ayrtons Bericht. – Die Absichten seiner früheren Spießgesellen. – Ihre Einrichtung in der Hürde. – Der Richter der Insel Lincoln. – Die ›Bonadventure‹. – Nachforschungen rund um den Franklin-Berg. – Die oberen Täler. – Unterirdische Geräusche. – Eine Antwort Pencroffs. – Im Grunde des Kraters. – Rückkehr.

Was war geschehen? Wer hatte die Sträflinge tödlich getroffen? Ayrton? Nein, denn kurz vorher befürchtete er noch deren Rückkehr.

Ayrton litt aber vorläufig unter einer tiefen Erschöpfung, der er gar nicht zu entreißen war. Nach den wenigen mühsam hervorgestoßenen Worten erlag er ja einer unwiderstehlichen Betäubung und sank bewegungslos auf sein Bett zurück.

Die Kolonisten warteten, eine Beute tausend sich durchkreuzender Gedanken, und mit erklärlicher Erregung, die ganze Nacht, ohne Ayrtons Häuschen zu verlassen oder zu der Stelle zurückzukehren, an der die Leichen ihrer Todfeinde lagen. Über die Umstände, unter denen jene den Tod gefunden hatten, erwarteten sie von Ayrton kaum eine ausreichende Erklärung, da er ja nicht einmal wußte, wo er sich befand. Vielleicht konnte er aber etwas über die Vorfälle vor dieser schrecklichen Exekution berichten.

Am nächsten Tag erwachte Ayrton aus der Betäubung, und seine Gefährten bezeugten ihm die herzliche Freude, die sie über sein Wiedersehen empfanden, und daß er sich

nach 104tägiger Trennung nahezu heil und gesund befinde.

Ayrton erzählte in kurzen Worten, was vorgefallen war, mindestens was er davon wußte.

Am Tag nach seiner Ankunft an der Hürde, am 10. November, wurde er mit Einbruch der Nacht von den Sträflingen, die über die Umzäunung geklettert waren, gefangen. Diese fesselten und knebelten ihn. Hierauf wurde er nach einer dunklen Höhle des Franklin-Bergs, dem Schlupfwinkel der Verbrecher, abgeführt.

Schon war sein Tod beschlossen, und er sollte am folgenden Tag erschossen werden, als einer der Sträflinge ihn erkannte und mit seinem in Australien geführten Namen anrief. Die Elenden wollten Ayrton umbringen Ben Joyce respektierten sie!

Von da an konnte Ayrton aber dem Zureden seiner früheren Genossen gar nicht mehr entfliehen. Sie suchten ihn für sich zu gewinnen, wollten mit seiner Hilfe das Granithaus in Besitz nehmen, in diese unangreifbare Wohnung eindringen, und sich nach Ermordung der Kolonisten zu Herren der Insel aufwerfen.

Ayrton widerstand. Der alte reuige und begnadigte Sträfling zog den Tod dem Verrat an seinen Freunden vor.

4 lange Monate verbrachte Ayrton, gebunden, geknebelt und bewacht, in jener Höhle.

Inzwischen hatten die Sträflinge die Hürde entdeckt, schon kurz nach ihrer Ankunft auf der Insel, und von da an lebten sie zwar von deren Vorräten, bewohnten sie jedoch

nicht. Am 11. November feuerten zwei der durch das Auftauchen der Kolonisten überraschten Banditen auf Harbert, und einer von ihnen kam prahlend zurück, daß er einen der Ansiedler umgelegt habe, aber er kam allein. Sein Gefährte war, wie bekannt, von Cyrus Smiths Dolchstoß gefallen.

Nun bedenke man Ayrtons Unruhe und Verzweiflung bei dieser Nachricht von Harberts Tod! Die Kolonisten, jetzt nur noch vier, waren nun der Gnade der Sträflinge preisgegeben.

Nach diesem Vorfall, und während des ganzen durch Harberts Darniederliegen verzögerten Aufenthalts der Kolonisten in der Hürde, verließen die Piraten ihre Höhle nicht, und auch nach der Plünderung des Plateaus der Freien Umschau hielten sie für geraten, verborgen zu bleiben.

Ayrton erfuhr eine immer härtere Behandlung. Seine Hände und Füße verrieten sie noch durch die blutigen Spuren. Jeden Augenblick erwartete er den Tod, dem er nicht mehr entgehen zu können schien.

So dauerte das bis zur dritten Februarwoche. Die Sträflinge, immer auf der Lauer nach einer günstigen Gelegenheit, verließen nur selten ihre Zuflucht und unternahmen höchstens eine Jagd ins Innere der Insel oder nach ihrer Südküste zu. Ayrton hörte nichts wieder von seinen Freunden und war ohne Hoffnung, sie je wiederzusehen.

Endlich verfiel der Unglückliche, dessen Kräfte die traurige Behandlung aufzehrte, in tiefe Betäubung, so daß er nichts mehr sah oder hörte. Von da an, das heißt seit 2 Ta-

gen, vermochte er auch nicht mehr zu sagen, was noch vorgefallen war.

»Doch, Mr. Smith«, fügte er hinzu, »da ich in der Höhle gefangen lag, wie kommt es, daß ich mich in der Hürde befinde?«

»Wie kommt es«, fragte der Ingenieur dagegen, »daß die Sträflinge dort, mitten in der Umzäunung, tot hingestreckt liegen?«

»Tot!« schrie Ayrton, der sich trotz seiner Schwäche halb aufrichtete.

Seine Gefährten hielten ihn. Er wollte sich erheben, man ließ es geschehen, und alle begaben sich an den Bachrand.

Es war jetzt heller Tag.

Dort lagen, von einem blitzartigen Tod ereilt, die fünf Leichname der Verbrecher.

Ayrton stand wie angewurzelt. Cyrus Smith und seine Freunde betrachteten ihn schweigend.

Auf ein Zeichen des Ingenieurs untersuchten Pencroff und Nab die Leichen, die sich schon kalt und starr erwiesen.

Eine äußere Verletzung zeigte sich daran nirgends.

Nach genauester Besichtigung erkannte Pencroff nur an der Stirn des einen, an der Brust des andern, am Rücken von diesem und der Schulter von jenem ein kleines rotes Pünktchen, dessen Ursprung ein Rätsel blieb.

»An diesen Stellen sind sie getroffen worden«, sagte Cyrus Smith.

»Doch mit welcher Waffe!« rief der Reporter.

»Mit einer blitzeschleudernden Waffe, die für uns ein Geheimnis ist!«

»Und wer hat sie mit Blitzen erschlagen?« fragte Pencroff.

»Der Richter und Rächer der Insel«, antwortete Cyrus Smith; »der euch hierhergebracht hat, Ayrton; dessen Macht noch immer wieder sichtbar ist; der für uns all das ausführt, woran wir selbst scheitern müßten, und der sich danach – unseren Blicken entzieht.«

»Suchen wir ihn!« rief Pencroff.

»Ja, suchen wir ihn«, fuhr Cyrus Smith fort; »aber dieses höhere Wesen, das solche Wunder vollbringt, werden wir nicht eher finden, als bis es uns zu sich ruft!«

Der unsichtbare Schutz, der ihre eigene Tätigkeit unnötig machte, berührte und erregte vor allem den Ingenieur. Die Inferioriät, die er konstatierte, war eine derartige, daß sich eine stolze Seele dadurch verletzt fühlen konnte. Ein Edelmut, der sich jeder Anerkennung zu entziehen sucht, verrät etwas wie Mißachtung gegen die Beschützten, und glich in Cyrus Smiths Augen den Preis der Wohltaten bis zu einem gewissen Punkt aus.

»Suchen wir ihn«, begann er nochmals, »und Gott wolle es uns dereinst noch gestatten, dem stolzen Wohltäter zu beweisen, daß er keine Undankbaren vor sich hatte! Was gäb' ich darum, wenn wir gegen ihn Vergeltung üben und ihm, sei's um den Preis unseres Lebens, einen hervorragenden Dienst leisten könnten!«

Seit diesem Tag beschäftigte diese Suche fast allein die

Gedanken der Ansiedler. Alles trieb sie, die Lösung des Rätsels zu finden, die nur in dem Namen eines Mannes liegen konnte, der mit außergewöhnlichen und fast übermenschlichen Kräften ausgestattet war.

Bald kehrten die Kolonisten nach der Hütte in der Hürde zurück, wo ihre Sorgfalt Ayrton in kurzer Zeit seine moralische und physische Energie wiedergab.

Nab und Pencroff schafften die Leichen der Verbrecher weit in den Wald hinein und verscharrten sie in einer tiefen Grube.

Nun wurde Ayrton auch darüber informiert, was sich seit seiner Gefangennahme zugetragen hatte. Er vernahm Harberts gefährliches Abenteuer und die Reihe von Prüfungen, die über die Kolonisten gekommen war. Letztere hatten längst nicht mehr gehofft, Ayrton je wiederzusehen, ihn vielmehr von den Sträflingen erbarmungslos ermordet geglaubt.

»Und nun«, sagte Cyrus Smith, indem er seinen Bericht schloß, »bleibt uns noch eine Pflicht zu erfüllen. Die eine Hälfte unseres Zwecks wäre erreicht; wenn die Sträflinge aber nicht mehr zu fürchten und wir wieder die Herren der Insel geworden sind, dann so verdanken wir das nicht unseren eigenen Kräften.«

»Gewiß«, erklärte Gedeon Spilett, »so wollen wir also das ganze Labyrinth der Ausläufer des Franklin durchsuchen; keine Höhle, keine Öffnung unergründet lassen. Oh, wenn ein Reporter jemals vor einem spannenden Rätsel stand, so bin ich es jetzt, meine Freunde.«

»Und wir kehren nicht eher zum Granithaus heim«, sprach Harbert, »als bis wir unseren Wohltäter gefunden haben.«

»Ja!« stimmte ihm der Ingenieur zu, »wir wollen alles tun, was Menschen zu leisten vermögen … Doch ich wiederhole, wir werden jenen nicht finden, solange er es selbst nicht für gut findet.«

»Bleiben wir in der Hürde?« fragte Pencroff.

»Ich meine schon«, antwortete Cyrus Smith. »An Lebensmitteln ist hier Überfluß, und dazu liegt der Ort gerade dem Ziel unserer Ausflüge nahe. Sollte es sich nötig machen, ist ja der Wagen stets schnell nach dem Granithaus zu senden.«

»Gut«, erwiderte der Seemann; »nur eine Bemerkung …«

»Welche?«

»Die schöne Jahreszeit schreitet voran, und wir dürfen nicht vergessen, daß uns noch eine Fahrt übers Meer bevorsteht.«

»Eine Seefahrt?« sagte Gedeon Spilett.

»Ja! Nach der Insel Tabor«, belehrte ihn Pencroff. »Es ist notwendig, eine Notiz dahin zu schaffen, welche die Lage unserer Insel und den Ort, an dem Ayrton sich jetzt befindet, angibt, für den Fall, daß die schottische Yacht zu seiner Wiederaufnahme zurückkehrt. Wer weiß, ob es jetzt nicht schon zu spät ist.«

»Aber, Pencroff«, fragte Ayrton, »wie wollen Sie dorthin gelangen?«

»Nun, auf der ›Bonadventure‹.«

»Die ›Bonadventure‹«, rief Ayrton, »… existiert nicht mehr.«

»Meine ›Bonadventure‹ existiert nicht mehr!« heulte Pencroff, entsetzt aufspringend.

»Nein«, erwiderte Ayrton. »Die Sträflinge hatten sie, es sind kaum 8 Tage, in ihrem kleinen Hafen aufgefunden, sind aufs Meer gegangen, und …«

»Und?« drängte Pencroff, dessen Herz hörbar klopfte.

»Und da sie keinen Bob Harvey zur Führung hatten, sind sie an den Felsen gescheitert, und das Fahrzeug ist total zertrümmert.«

»Oh, die Elenden! Die Banditen! Diese vermaledeiten Schurken!« brach Pencroff aus.

»Pencroff«, sagte Harbert und ergriff des Seemanns Hand, »so bauen wir uns eine andere und größere ›Bonadventure‹! Wir haben ja alle Eisenteile und das ganze Takelwerk der Brigg dazu.«

»Ja, aber bedenkt Ihr, daß zur Konstruktion eines Schiffes von 30 bis 40 Tonnen eine Zeit von 5 bis 6 Monaten gehört?«

»Wir nehmen uns die Zeit«, antwortete der Reporter, »und verzichten für dieses Jahr auf die Überfahrt nach der Insel Tabor.«

»Nun, Pencroff«, suchte diesen auch der Ingenieur zu beruhigen, »man muß sich eben ins Unvermeidliche fügen, und ich hoffe, diese Verzögerung wird uns nicht zu nachteilig sein.«

»Ach, meine ›Bonadventure‹! Meine arme ›Bonadventure‹!« jammerte Pencroff, dem der Verlust des Fahrzeugs, auf das er so stolz gewesen, recht tief zu Herzen ging.

Die Zerstörung der ›Bonadventure‹ war für die Kolonisten offenbar ein sehr betrübendes Ereignis, und sie beschlossen auch, diesen Verlust baldmöglichst zu ersetzen. Hierauf aber beschäftigte sie zunächst nur der Wunsch, die Erforschung der verborgensten Teile der Insel zum guten Ende zu führen.

Die Nachforschungen begannen noch am selben Tag, dem 19. Februar, und nahmen eine ganze Woche in Anspruch. Der Grundstock des Berges bildete zwischen seinen Ausläufern und deren zahlreichen Verzweigungen ein Labyrinth der verworrensten Täler und Schluchten. Gerade hier, im Grunde der oft engen Spalten, vielleicht selbst im Innern der Bergmasse des Franklin galt es, am aufmerksamsten zu spähen. Kein Teil der Insel erschien geeigneter, eine Wohnung zu verbergen, deren Bewohner unerkannt zu bleiben wünschte. Das Gewirr dieser Wälle und Kämme war aber so groß, daß Cyrus Smith bei der Durchsuchung streng methodisch verfahren mußte.

Die Kolonisten begingen zuerst das Tal, das sich südlich vom Vulkan öffnete und die ersten Anfänge des Kaskadenflusses sammelte. Dort zeigte ihnen Ayrton die Höhle, die den Sträflingen als Schlupfwinkel gedient hatte und ihm selbst bis zu seiner Überführung nach der Hürde zum Gefängnis wurde. Die Höhle befand sich noch genau in demselben Zustand, wie ihn Ayrton kannte. Man fand dort eine

ziemliche Menge Munition und Lebensmittel, welche die Verbrecher in der Absicht, sich eine Reserve zu sichern, hierher geschleppt hatten.

Das ganze in jener Grotte endende, von schönen Bäumen, und besonders von Koniferen beschattete Tal, wurde mit größter Sorgfalt durchsucht, und die Kolonisten vertieften sich, nach Umgehung seiner südwestlichen Bergwand, in das pittoreske Basaltgestein, das bis nach der Küste reichte. Hier traten Bäume nur seltener auf und Steine an die Stelle des Grases. Wilde Ziegen und Mufflons kletterten auf den Felsen. Hier begann der unfruchtbare Teil der Insel. Schon konnte man erkennen, daß von den zahlreichen vom Franklin-Berg auslaufenden Tälern nur drei bewaldet und reich an Weideplätzen waren, so wie das der Viehhürde, das im Westen an das Tal des Kaskadenflusses, im Osten an das des Roten Flusses grenzte. Diese beiden Bäche, die erst weiter unten durch Aufnahme verschiedener Zuflüsse den Charakter von Flüssen annahmen, bildeten sich aus dem ganzen Gewässer des Berges und begründeten die Fruchtbarkeit der südlichen Umgebung. Die Mercy dagegen wurde direkter durch zahlreiche unter dem Laubdach des Jacamarwaldes verborgene Quellen gespeist, und ebenso tränkten ähnliche, in tausend Fädchen verlaufende Wasseradern die im Grün prangende Schlangenhalbinsel.

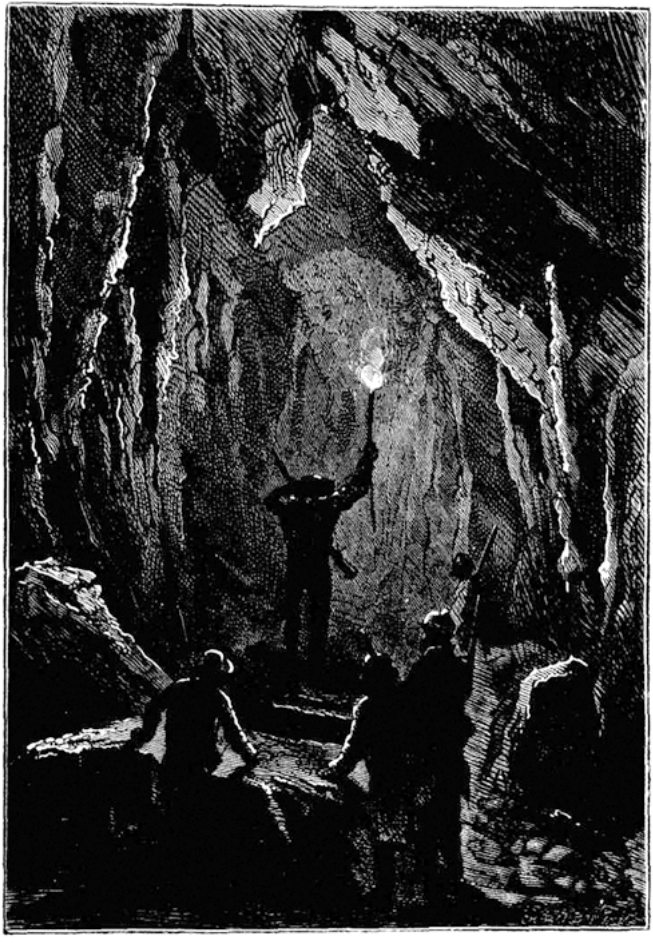
Von den drei Tälern hätte eines recht gut als Versteck eines Einsiedlers dienen können, der dort alles zum Leben Notwendige vorfand. Nirgends entdeckten die Kolonisten

aber bei ihrer Durchsuchung auch nur Spuren von einem Menschen.

Sollten sich die Wohnung und ihr Bewohner in jenen öden Schlünden, mitten unter den übereinandergeworfenen Felsen, in den rauhen Schluchten nach Norden hin, zwischen den erstarrten Lavamassen finden?

Der nördliche Teil des Franklin-Bergs bestand eigentlich nur aus zwei breiten, seichten Tälern, ohne Pflanzenwuchs und erfüllt von erratischen Blöcken, gestreift von langen Moränen, zerklüftet von formlosen Gesteinsmassen und bestreut mit Obsidianen und Labradoriten. Dieser Teil erforderte eine längere und mühsamere Untersuchung. Dort gähnten tausend Höhlen, die zwar möglichst unbequem zu erreichen sein mochten, aber bei ihrer absoluten Versteckheit auch vor jedem Angriff sicherten. Die Kolonisten drangen selbst in dunkle Tunnels aus der plutonischen Erdperiode ein, die sich, noch immer geschwärzt vom vorgeschichtlichen Feuer, durch die Felsmassen hinzogen. Man durchsuchte bei Fackellicht diese tiefen Galerien, und ließ nicht die geringste Aushöhlung unbeachtet, die kleinsten Vertiefungen, ohne sie zu sondieren, vorüber. Aber überall Schweigen, überall Finsternis. Kaum jemals schien ein Menschenfuß diese uralten Gänge betreten, oder ein Arm nur einen dieser Steine verrückt zu haben. Alles lag noch so vor ihnen, wie es der Vulkan zur Zeit der Entstehung der Insel aus den Wassern emporgedrängt hatte.

Wenn sich diese unterirdischen Galerien aber auch als völlig verlassen und tiefdunkel erwiesen, mußte Cyrus



Smith doch die Überzeugung gewinnen, daß es dort nicht absolut still blieb.

Am Ende eines solchen dunklen Hohlgangs angelangt, der sich mehrere hundert Schritte weit in die Felsmasse fortsetzte, vernahm er staunend eine Art dumpfes Murren, dessen Intensität die Schallfortleitung des Gesteins noch erhöhen mochte.

Der ihn begleitende Reporter hörte das Geräusch ebenfalls, das auf ein Wiederaufleben der unterirdischen Feuer hindeutete. Wiederholt horchten beide aufmerksam und stimmten leicht in der Ansicht überein, daß sich tief im Innern des Erdbodens jetzt irgendein chemischer Prozeß abspiele.

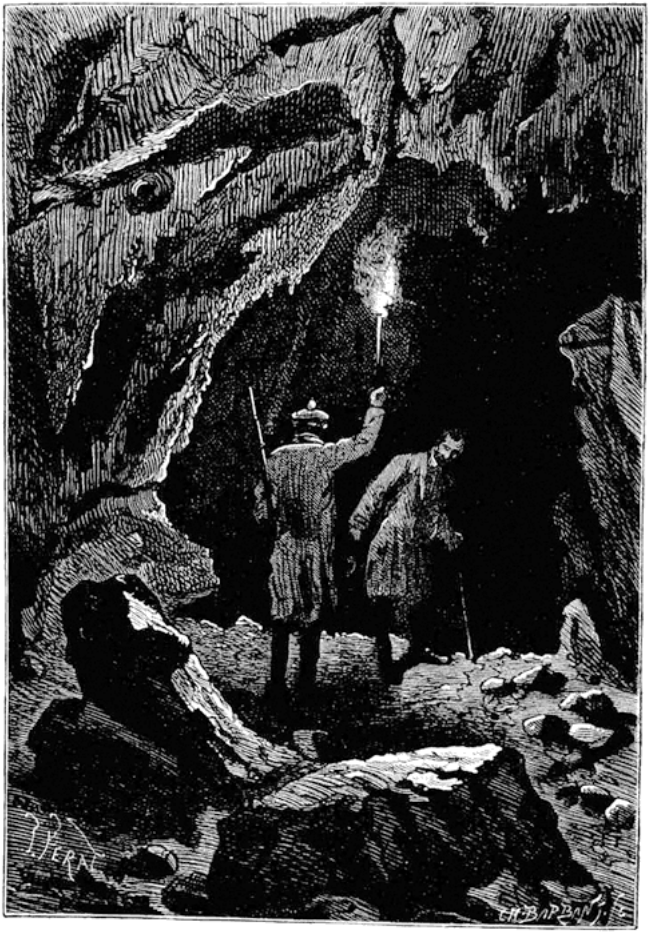
»Der Vulkan kann also nicht vollkommen erloschen sein«, sagte Gedeon Spilett.

»Möglicherweise geht seit unserer Untersuchung des Kraters«, erwiderte Cyrus Smith, »in den untersten Schichten etwas vor. Jeder Vulkan, auch der scheinbar gänzlich erloschene, kann bekanntlich wieder ausbrechen.«

»Sollte eine erneute Eruption des Franklin-Bergs aber«, fragte der Reporter, »nicht die ganze Insel Lincoln gefährden?«

»Das glaub' ich nicht«, antwortete der Ingenieur. »Noch ist der Krater, das heißt das Sicherheitsventil, ja vorhanden, aus dem die Auswurfsmassen, wie früher durch die gewohnte Mündung, abfließen könnten.«

»Wenigstens, wenn sie nicht durch eine neue Öffnung ihren Weg über die fruchtbaren Teile der Insel nehmen.«


J. VERNE
E.H. BARBANT

»Warum, lieber Spilett«, entgegnete Cyrus Smith, »sollten sie nicht dem ihnen von der Natur vorgezeichneten Weg folgen?«

»Oh, die Vulkane haben auch ihre Launen!« versetzte der Reporter.

»Bedenken Sie«, sagte der Ingenieur dagegen, »daß die Neigungsverhältnisse der ganzen Bergmasse eine Ausbreitung jener Auswurfsstoffe nach den jetzt von uns durchforschten Tälern begünstigen, und daß zur Umkehrung dieses Zustands ein Erdbeben erst den Schwerpunkt des ganzen Berges verschieben müßte.«

»Der Eintritt eines Erdbebens ist aber auch nicht unmöglich«, bemerkte Gedeon Spilett.

»Gewiß nicht«, bestätigte der Ingenieur, »besonders, wenn die unterirdischen Kräfte erwachen und die Erdschichten nach langer Ruhe zersprengt zu werden drohen. Jedenfalls, lieber Spilett, wäre eine neue Eruption auch für uns eine sehr ernste Sache, und weit mehr zu wünschen, der Vulkan hätte die Gewogenheit, auch ferner zu schlummern. Jedenfalls vermögen wir dabei nichts zu tun. Doch, was auch geschehe, ich fürchte nicht, daß unser Gebiet an der Freien Umschau ernstlich bedroht würde. Zwischen ihm und dem Berg streckt sich eine merkliche Bodensenkung hin, und selbst wenn die Laven jemals nach der Seeseite hin abflössen, würden sie nach den Dünen und den Umgebungen des Haifischgolfs geleitet werden.«

»Bis jetzt haben wir an der Spitze des Berges auch noch

keinen Rauch als Vorboten einer baldigen Eruption wahrgenommen«, sagte Gedeon Spilett.

»Nein«, erwiderte Cyrus Smith; »noch entweicht kein Dampfwölkchen aus dem Krater, dessen Gipfel ich gestern aufmerksam beobachtet habe. Doch kann die Zeit im Grunde des Kamins Felsgeröll, Asche und verhärtete Lavamassen angehäuft und das erwähnte Ventil jetzt geradezu stark belastet haben. Bei der ersten Kraftäußerung aber würde jedes derartige Hindernis beseitigt werden, und Sie dürfen sicher sein, lieber Spilett, daß weder die Insel, gewissermaßen der Dampfkessel, noch der Vulkan, dessen Rauchfang, unter der Spannung der Gase explodiert. Immerhin, wiederhole ich, wünschen wir lieber das Ausbleiben einer Eruption.«

»Und doch täuschen wir uns nicht«, bemerkte der Reporter. »Man hört ganz deutlich ein Murmeln im Inneren des Vulkans.«

»Ja, so ist es«, antwortete der Ingenieur aufmerksam lauschend, »es kann keine Täuschung sein … Dort vollzieht sich eine Arbeit, deren Umfang und Endresultat wir nicht zu bestimmen vermögen.«

Cyrus Smith und Gedeon Spilett kehrten zurück und schlossen sich ihren Gefährten wieder an, denen sie den Stand der Dinge mitteilten.

»Sehr schön«, rief Pencroff, »der Vulkan will dumme Streiche machen! Mag er's probieren! Er wird seinen Meister finden.«

»Wen denn?« fragte Nab.

»Unsern Schutzgeist, Nab, unsern Schutzgeist. Oh, der wird ihm den Krater schon zuknebeln, wenn er ihn öffnen will!«

Man sieht, Pencroffs Vertrauen zu diesem Genius der Insel kannte keine Grenzen und schien gegenüber jener verborgenen Macht, die sich wiederholt auf die unerklärliche Weise bemerkbar gemacht, nicht unbegründet. Dazu wußte sie sich auch den peinlichsten Nachforschungen der Kolonisten zu entziehen, denn trotz ihrer Bemühung, ihres Eifers, ja trotz aller Hartnäckigkeit, mit der sie dieses Ziel verfolgten, konnte deren wunderbarer Zufluchtsort nicht ermittelt werden.

Vom 19. bis 25. Februar wurde der Kreis der Untersuchungen auf die ganze Westseite der Insel ausgedehnt, deren geheimste Schlupfwinkel man erforschte. Die Kolonisten beklopften sogar jede Felsenwand, wie es die Polizei an den Mauern eines verdächtigen Hauses zu tun pflegt. Der Ingenieur zeichnete einen genauen Plan des Berges und erstreckte seine Untersuchungen bis auf dessen unscheinbarste Ausläufer. Ebenso wurde er zuerst bis zur Höhe des abgestumpften Kegels abgesucht, der den ersten Felsenabsatz bildete, und hierauf bis zum obersten Kamm des riesigen Huts, in dessen Grund sich der Krater öffnete.

Noch mehr: Man drang bis in den jetzt unbewegten Abgrund, in dessen Tiefen das unheimliche Murmeln deutlich zu hören war. Doch zeigte kein Rauch, kein Dampf, keine warm gewordene Wand einen bevorstehenden Ausbruch

an. Aber weder hier, noch sonstwo am Franklin-Berg entdeckten die Kolonisten auch nur eine Spur des Gesuchten.

Jetzt wandte man sich nach der Gegend der Dünen, untersuchte die steilen Granitmauern des Haifischgolfs von oben bis unten, so schwer es auch war, bis zum Niveau des Golfs hinabzuklimmen. Niemand! – Nichts!

Von wie vielen nutzlosen Bemühungen und verfehlten hartnäckigen Versuchen sprechen diese beiden Worte! In das Mißgeschick Cyrus Smiths und seiner Gefährten mischte sich ein gutes Teil zürnenden Unmuts.

Man mußte allmählich an die Rückkehr denken, denn ins Endlose konnten diese Nachsuchungen ja nicht fortgesetzt werden. Die Kolonisten schienen zu dem Glauben berechtigt, daß das geheimnisvolle Wesen nicht auf der Oberfläche der Insel wohnte, und nun drängten sich ihrer überreizten Phantasie die tollsten Hypothesen auf. Pencroff und Nab begnügten sich nicht mehr mit dem Begriff des Außergewöhnlichen, Fremdartigen, sondern schweiften in die übernatürliche Welt.

Am 25. Februar zogen die Kolonisten zum Granithaus heim und stellten mittels des Doppelseils, das ein Pfeilschuß nach dem Türabsatz beförderte, die Verbindung zwischen ihrer Wohnung und dem Erdboden wieder her.

Einen Monat später, am 25. März, feierten sie den dritten Jahrestag ihrer Ankunft auf der Insel Lincoln!

14. KAPITEL

Nach 3 Jahren. – Die Frage des neuen Schiffes. – Was beschlossen wurde. – Gedeihen der Kolonie. – Die Werft. – Die Kälte der südlichen Hemisphäre. – Pencroffs Resignation. – Das Bleichen der Wäsche. – Der Franklin-Berg.

3 Jahre waren verflossen, seitdem die Gefangenen aus Richmond entflohen waren, und wie viele, viele Mal sprachen sie während dieser Zeit von ihrem Vaterland, an das sich ihre Gedanken unausgesetzt hefteten!

Sie setzten völlig außer Zweifel, daß der Bürgerkrieg sein Ende gefunden und die gerechte Sache des Nordens obsiegt habe. Doch welche Ereignisse knüpften sich an jenen unseligen Kampf? Wie viel Blut hatte er gekostet? Wie viele ihrer Freunde waren dabei umgekommen? Diese Fragen bildeten immer und immer wieder den Inhalt ihrer Gespräche, obwohl sie den Tag noch nicht herannahen sahen, an dem sie ihr Vaterland wieder erblicken sollten. Dorthin zurückzukehren, und sei es nur für wenige Tage, das soziale Band mit der bewohnten Welt wieder anzuknüpfen, eine Verbindung zwischen der Heimat und ihrer Insel ins Leben zu rufen, und dann die meiste, vielleicht die beste Lebenszeit in der von ihnen gegründeten und dann unmittelbar von der Hauptstadt abhängigen Kolonie zuzubringen, war das eine ganz unerfüllbare Träumerei?

Und doch konnte sie sich nur auf zwei Wegen realisieren: entweder erschien eines Tages ein Fahrzeug im Gewässer der Insel Lincoln, oder die Kolonisten erbauten selbst

ein hinreichend seetüchtiges Schiff, um das nächstgelegene Land damit erreichen zu können.

»Mindestens«, fügte Pencroff da hinzu, »wenn unser guter Geist nicht die Mittel gewährt, nach der Heimat zurückzukehren!«

Und wahrlich, hätte man Pencroff oder Nab gesagt, im Haifischgolf oder im Ballonhafen erwarte sie ein Fahrzeug von 300 Tonnen, sie wären darüber nicht verwundert gewesen. Bei ihrem Ideengang hielten sie eben alles für möglich.

Der weniger vertrauensselige Cyrus Smith riet ihnen aber, sich der Wirklichkeit wieder zuzuwenden, und zwar gelegentlich der Frage wegen Wiedererbauung eines Schiffes, einer wirklich dringlichen Arbeit, da es darum ging, auf der Insel Tabor das bekannte Dokument niederzulegen.

Die ›Bonadventure‹ existierte nicht mehr; 6 Monate erforderte die Konstruktion eines Schiffes mindestens, und da jetzt der Winter herankam, konnte die Reise vor dem nächsten Frühjahr nicht zur Ausführung kommen.

»Wir haben also genügend Zeit, uns bis zur nächsten schönen Jahreszeit einzurichten«, sagte der Ingenieur zu Pencroff, als er mit ihm diesen Gegenstand besprach. »Ich denke übrigens, mein Freund, daß es, wenn wir einmal einen Neubau unternehmen, vorzuziehen ist, ihm beträchtlichere Dimensionen zu geben. Die Rückkehr der schottischen Yacht nach der Insel Tabor ist sehr problematisch. Sie kann auch vor mehreren Monaten einmal dort gewesen und nach fruchtloser Suche nach einer Spur von Ayrton wieder abgesegelt sein. Sollte es sich nicht empfehlen, ein Schiff zu

bauen, das im Notfall imstande wäre, uns entweder nach den Archipelen Polynesiens oder nach Neuseeland zu tragen? Was meinen Sie dazu?«

»Ich meine, Mr. Cyrus«, antwortete der Seemann, »daß Sie ebenso gut imstande sind, ein großes Schiff zu bauen, wie ein kleines. Uns fehlen weder Holz noch Werkzeuge. Alles ist also nur eine Frage der Zeit.«

»Und wie viele Monate möchte die Erbauung eines Fahrzeugs von 250 bis 300 Tonnen beanspruchen?« fragte Cyrus Smith.

»Mindestens 7 bis 8«, erwiderte Pencroff; »dazu dürfen wir nicht vergessen, daß der Winter herankommt und das Holz bei strenger Kälte schwieriger zu bearbeiten ist. Mit einigen Wochen Unterbrechung in der Arbeit müssen Sie immer rechnen, und wir wollen uns glücklich schätzen, wenn das Schiff bis kommenden Dezember fertig wird.«

»Nun«, meinte Cyrus Smith, »das wäre ja gerade die günstigste Zeit zu einer Seefahrt, entweder nach der Insel Tabor oder auch nach einer entfernteren Küste.«

»Gewiß, Mr. Cyrus. Arbeiten Sie also die Pläne aus, die ausführenden Arme sind bereit, und ich denke, Ayrton soll uns hierbei von großem Nutzen sein.«

Die übrigen Kolonisten stimmten gern dem Projekt des Ingenieurs zu, und wirklich war ja nichts Besseres zu tun. Ein Schiff von an die 300 Tonnen zu bauen, erforderte zwar eine langwierige Arbeit, aber die Kolonisten beseelte ein durch so viele schöne Erfolge begründetes Vertrauen zu sich selbst.

Cyrus Smith ging also daran, den Plan des Schiffes zu entwerfen und ein Modell zu bauen. Inzwischen beschäftigten sich seine Gefährten mit dem Fällen und Herbeifahren der Bäume, die Rippen, Balken und Planken liefern sollten. Der Wald des Fernen Westens bot die schönsten Eichen- und Ulmenarten. Jetzt zog man aus der bei der letzten Exkursion hergestellten Durchfahrt Nutzen, erweiterte und verbesserte sie zu einer Straße, die den Namen ›Weststraße‹ erhielt, und schaffte das Schiffsholz darauf nach den Kaminen, in deren Nähe die Werft errichtet wurde. Die Richtung der Straße erschien zwar etwas launenhaft, da sie einmal durch die Schonung der prächtigsten Baumexemplare, das andere Mal durch die geringeren Terrainschwierigkeiten vorgeschrieben worden war; aber sie erleichterte doch den Zugang zu einem großen Teil der Schlangenhalbinsel.

Jenes Holz mußte überhaupt bald gefällt und im Rohen zugerichtet werden, da man es nicht grün verwenden konnte und seine Austrockung doch eine gewisse Zeit erforderte. Eifrig arbeiteten die Zimmerleute also im Laufe des Monats April, der nur durch einige bald vorübergehende Äquinoktialstürme gestört wurde. Meister Jup half mit größter Geschicklichkeit, indem er entweder auf die Gipfel der Bäume kletterte, um dort die Seile zum Niederziehen zu befestigen, oder seine kräftigen Schultern darbot, die abgeästeten Stämme wegzuschaffen.

Der gesamte Holzvorrat wurde in einem geräumigen, neben den Kaminen erbauten Bretterschuppen untergebracht und erwartete dort seine weitere Verwendung.

Der April hielt sich also, wie der Oktober der nördlichen Halbkugel, im ganzen recht schön. Gleichzeitig wurden deshalb auch die ländlichen Arbeiten emsig gefördert, so daß bald jede Spur von der Verwüstung des Plateaus der Freien Umschau verschwand. Die Mühle stieg aus der Asche wieder auf, und im Hühnerhof wuchsen neue Baulichkeiten empor, die man in weit größeren Verhältnissen angelegt hatte, um für die beträchtlich vermehrten Geflügelschwärme Raum zu bieten. Die Ställe beherbergten jetzt fünf Onager, vier ausgewachsene, zugerittene und eingefahrene Tiere und ein noch sehr junges Füllen. Das Inventar der Kolonie war durch einen Pflug vervollständigt worden, mit dem die Onager arbeiteten wie die besten Stiere von Yorkshire oder Kentucky. Jeder der Kolonisten suchte sich seinen Teil Arbeit, und nie feierten die fleißigen Hände. Welch guter Gesundheit erfreuten sich dabei alle, und mit welch köstlichem Humor würzten sie die länger werdenden Abende und entwarfen sie tausend Projekte für die Zukunft!

Es versteht sich von selbst, daß Ayrton dieses gemeinsame Leben teilte und die Frage seiner etwaigen Rückkehr nach der Hürde gar nicht erwähnt wurde. Dennoch blieb er stets etwas niedergeschlagen, wortkarg und beteiligte sich eifriger an den Arbeiten als an den Vergnügungen seiner Gefährten. Doch wo es etwas zu tun gab, da war er mit seinen Kräften, seiner Geschicklichkeit und Einsicht bei der Hand, so daß ihn alle mehr und mehr liebgewannen, was auch ihm selbst nicht verborgen bleiben konnte.

Inzwischen wurde die Viehhürde nicht etwa vergessen.

Einen Tag um den andern fuhr einer der Kolonisten im Wagen oder ritt auf einem Onager dahin, um die Schaf- und Ziegenherden zu versorgen und für die Küche Nabs den nötigen Milchbedarf mitzubringen. Diese Exkursionen wurden wohl gleichzeitig zur Jagd benutzt. Deshalb befanden sich auch Harbert und Gedeon Spilett – natürlich nie ohne Top – häufiger als ein anderer auf dem Weg nach der Hürde, und bei den ausgezeichneten Gewehren, die sie führten, fehlten Wasserschweine, Agutis, Känguruhs, Wildschweine von der hohen, und Enten, Tetras, Auerhähne, Bekassinen von der niederen Jagd der Ansiedlung niemals. Die Produkte des Kaninchengeheges, die der Austernbank, einige eingefangene Schildkröten, ein wiederholter Fang ausgezeichneter Lachse, die sich auch diesen Winter scharenweise in die Mercy drängten, die Gemüse vom Plateau der Freien Umschau, die wilden Früchte des Waldes bildeten Reichtümer über Reichtümer, die Nab, der Meister Koch, unterzubringen Mühe hatte.

Natürlich war auch der Telegrafendraht zwischen Hürde und Granithaus wiederhergestellt worden und kam in Anwendung, wenn ein oder der andere Kolonist sich in der Hürde befand und es für geraten hielt, dort zu übernachten. Übrigens erfreute sich die Insel einer vollkommenen Sicherheit, wenigstens vor einem feindseligen Angriff seitens der Menschen.

Immerhin konnte, was einmal geschehen, sich auch wiederholt ereignen. Ein Erscheinen von Piraten, selbst von ausgebrochenen Sträflingen, war immer zu fürchten, da

zum Beispiel in Norfolk noch einsitzende Spießgesellen Bob Harveys, von dessen Absichten unterrichtet, es ihm nachmachen und ebenfalls hier erscheinen konnten. Tagtäglich durchsuchten die Kolonisten daher mit dem Fernrohr den ausgedehnten Horizont zwischen der Union und der Washington Bay. Auf dem Weg nach der Hürde schweiften ihre Blicke über das Meer im Westen, und wenn sie den Bergausläufer dort bestiegen, konnten sie sogar einen großen Teil des nördlichen Horizonts übersehen.

Nie zeigte sich etwas Verdächtiges, doch immer mußten sie auf der Hut sein.

So teilte der Ingenieur seinen Freunden auch eines Abends ein Projekt mit, die Hürde besser zu befestigen. Ihm schien es ratsam, die Palisade zu erhöhen und sie durch eine Art Blockhaus zu flankieren, in dem die Kolonisten gegebenenfalls auch einer mäßigen Übermacht Widerstand leisten könnten. Das Granithaus erschien allein durch seine Lage uneinnehmbar; die Hürde mit ihren Baulichkeiten, ihren Vorräten, den darin gehaltenen Tieren mußte dagegen stets das Ziel etwaiger Piraten, wer sie auch wären, sein, und kamen die Kolonisten in die Lage, dort eingeschlossen zu werden, dann sollten sie sich wenigstens, ohne Nachteil für sie, dort halten können.

Dieses Projekt erforderte reifliche Überlegung und seine Ausführung wurde bis zum kommenden Frühjahr vertagt.

Gegen den 15. Mai lag der Kiel des neuen Schiffes auf der Werft fertig, und bald erhoben sich, eingezapft an dessen beiden Enden, fast rechtwinklig Vorder- und Hintersteven.

Bei seiner Länge des Kielbalkens von 110 Fuß konnte der Hauptquerträger des Verdecks 25 Fuß lang genommen werden. Das war aber alles, was die Zimmerleute vor Eintritt des Frosts und des schlechten Wetters fertigstellen konnten. In der folgenden Woche setzte man zwar noch das erste Rippenpaar am Heck ein, dann mußte die Arbeit jedoch definitiv unterbrochen werden.

Während der letzten Tage dieses Monats war eine ganz abscheuliche Witterung. Der Ostwind steigerte sich zeitweilig zum Orkan. Der Ingenieur ängstigte sich etwas wegen der Schuppen auf der Werft – die übrigens in der Nähe des Granithauses hatte auf keiner andern Stelle errichtet werden können –, denn das Eiland schützte das Uferland nur sehr unvollkommen gegen die wütende See, und bei starken Stürmen wälzten sich die Wogen bis unmittelbar an den Fuß der Granitmauer.

Glücklicherweise erfüllten sich seine Befürchtungen nicht. Der Wind sprang vielmehr nach Südosten um, und unter dieser Bedingung wurde der Strand vor der Wohnung durch den Erdwall der Strandgutspitze vollständig gedeckt.

Pencroff und Ayrton, die beiden eifrigsten Schiffswerkleute, setzten ihre Arbeit fort, solange sie irgend konnten. Sie kümmerten sich nicht um den Wind, der ihnen in den Haare wühlte, nicht um den Regen, der sie bis auf die Knochen durchnäßte, und meinten ein Hammerschlag sei bei schlechtem Wetter ebensoviel wert wie bei gutem. Als dieser feuchten Witterung aber ein strenger Frost folgte, wurde das Holz, dessen Fasern die Härte des Eisens annahmen, au-

ßerordentlich schwer zu bearbeiten, und etwa vom 10. Juni an mußte von dem Weiterbau des Schiffes definitiv abgesehen werden.

Cyrus Smith und seine Gefährten hatten stets beobachtet, wie rauh die Temperatur auf der Insel Lincoln während des Winters war. Die Kälte entsprach ungefähr der der Staaten von Neu-England, die ziemlich gleich entfernt vom Äquator liegen. Wenn das in der nördlichen Halbkugel, wenigstens bezüglich des von Neu-Britannien und den nördlichen Staaten der Union eingenommenen Teils, begreiflich erscheint wegen der ungeheuren nach Norden verlaufenden Ebenen, die den stechend-kalten Luftströmungen vom Pol her keinerlei ableitendes Hindernis entgegendämmen, so erschien eine solche Erklärung bezüglich der Insel Lincoln gänzlich unhaltbar.

»Man hat sogar beobachtet«, sagte eines Tages der Ingenieur, »daß unter gleichen Breiten die Küsten und Ufergebiete weit weniger von der Kälte zu leiden haben als ihr Hinterland. So besinne ich mich, häufig gehört zu haben, daß die Winter der Lombardischen Ebene weit strenger sind als die Schottlands, was darauf hinweist, daß das Meer im Winter die während des Sommers aufgenommene Wärme wieder abgibt. Die Inseln befinden sich demnach in der günstigen Lage, hiervon den Nutzen zu haben.«

»Warum scheint dann aber die Insel Lincoln«, fragte Harbert, »außer diesem allgemeinen Gesetze zu stehen?«

»Das ist schwer zu erklären«, erwiderte der Ingenieur. »Ich möchte diese Eigentümlichkeit auf ihre Lage in der

südlichen Hemisphäre zurückführen, die, wie du weißt, kälter ist als die nördliche.

»Richtig«, sagte Harbert; »auch auf Eisberge stößt man im Südpazifik unter niedrigeren Breiten als im nördlichen.

»Das ist wahr«, fügte Pencroff hinzu, »und als ich früher Walfänger war, habe ich Eisberge noch in der Nähe von Kap Horn gesehen.«

»Dann wäre also«, meinte Gedeon Spilett, »die strenge Kälte auf der Insel Lincoln vielleicht durch das Vorhandensein von Eisbergen oder Treibeis in unvermuteter Nähe zu erklären.«

»Ihre Ansicht hat vieles für sich, lieber Spilett«, antwortete Cyrus Smith, »offenbar verdanken wir unsere strengen Winter der Nähe von Treibeis. Ich mache Sie hier auch noch auf eine rein physikalische Ursache aufmerksam, nach der die südliche Hemisphäre kälter sein muß als die nördliche. Da sich die Sonne dieser Halbkugel im Sommer mehr nähert, steht sie im Winter notwendig von ihr entfernter. Hieraus erklären sich die Temperaturextreme nach beiden Richtungen, und wenn wir auf der Insel Lincoln sehr kalte Winter beobachten, dann wollen wir nicht außer acht lassen, daß die Sommer hier sehr heiß sind.«

»Warum aber, Mr. Cyrus«, fragte Pencroff stirnrunzelnd, »warum hat unsre Halbkugel, wie Sie sagen, den schlechteren Teil bekommen? Das ist nicht gerecht!«

»Freund Pencroff«, erwiderte der Ingenieur, »gerecht oder nicht, es ist eben so und wir müssen uns ruhig fügen. Die Sache liegt nämlich folgendermaßen: Die Erde be-

schreibt um die Sonne keinen Kreis, sondern eine Ellipse, und das nach den Gesetzen der Himmelsmechanik. Die Erde steht nun in dem einen ihrer Brennpunkte und ist zu der einen Zeit ihres Umlaufs, dem sogenannten Apogäum, notwendig entfernter von der Sonne; zur andern Zeit, dem sogenannten Perigäum, ihr aber näher. Nun findet man, daß ihre größte Entfernung mit dem Winter der südlichen Halbkugel zusammenfällt, womit also die Bedingungen einer größeren Kälte dieser Teile erfüllt sind. Dagegen, lieber Pencroff, kann man nicht machen, und die Menschen, wenn sie auch noch so weit fortschritten, werden darin niemals eine Änderung herbeiführen, die nur durch die kosmographische Ordnung Gottes eintreten kann.«

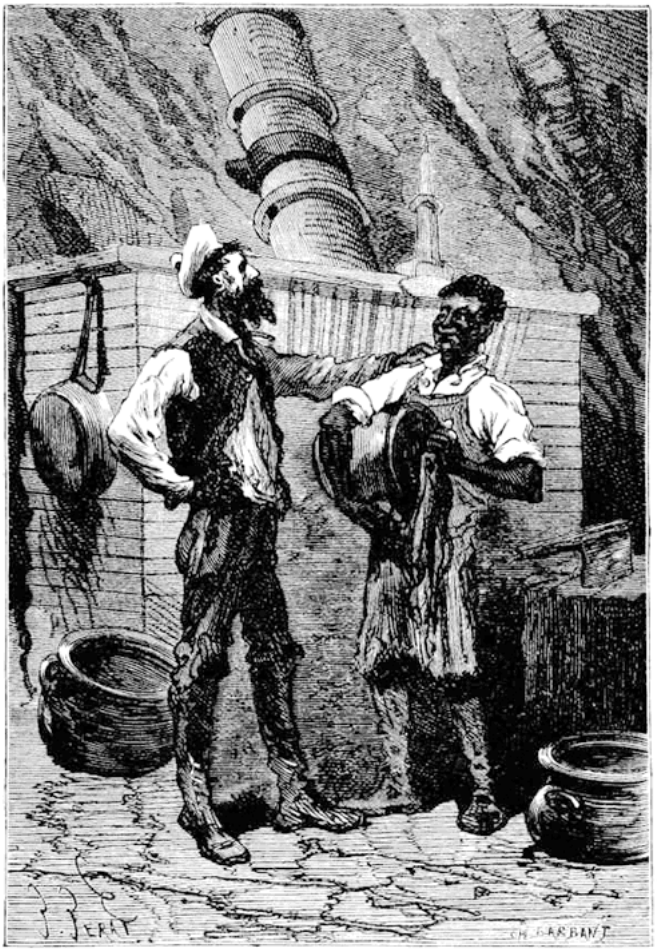
»Und doch«, fügte Pencroff hinzu, der sich nur schwierig zufriedengab, »die Menschheit ist so weise! Welch ein großes Buch könnte man anfüllen mit alledem, was man weiß!«

»Aber welch ein noch größeres mit dem, was man nicht weiß«, antwortete Cyrus Smith.

Aus dem einem oder dem anderen Grund brachte der Juni seine Kälte von gewohnter Strenge, und die Kolonisten blieben vorwiegend auf das Granithaus angewiesen.

Wie hart kam diese Einsperrung alle an, besonders aber Gedeon Spilett.

»Siehst du«, begann er einmal zu Nab, »ich verschriebe dir notariell all mein später mir zufallendes Erbe, wenn du irgendwohin gingst und abonniertest für mich ein ganz beliebiges Journal! An meinem vollen Glück fehlt mir jetzt


J. JERAT
CH. BARBANT

nichts, als jeden Morgen zu wissen, was sich tags vorher in der Welt begeben hat.«

Nab fing an zu lachen.

»Meiner Treu«, antwortete Nab, »ich habe mit der täglichen Arbeit genug zu tun!«

Wirklich fehlte es weder in noch außer dem Haus an Beschäftigung.

Die Kolonie der Insel Lincoln erfreute sich jetzt des blühenden Gedeihens, eine Folge 3jähriger unausgesetzter Arbeit. Der Vorfall mit der Zerstörung der Brigg war eine neue Quelle von Reichtümern geworden. Ohne von der vollständigen Takelage zu sprechen, die nun dem Schiff auf der Werft zugute kam, füllten jetzt Geräte und Werkzeuge jeder Art, Waffen und Munition, Kleidungsstücke und Instrumente die Magazine des Granithauses. Jetzt hatte man nicht mehr nötig, selbst an die Herstellung des früheren groben Filzstoffs zu gehen. Hatten die Kolonisten während des ersten Winters empfindlich unter der Kälte zu leiden, so konnten sie nun dem Eintritt der schlechten Jahreszeit mit größter Ruhe entgegensehen. Leibwäsche war im Überfluß vorhanden und man behandelte sie auch mit größter Sorgfalt. Aus dem Chlornatrium, dem Hauptbestandteil des Seesalzes, gewann Cyrus Smith die beiden Bestandteile, deren einer in kohlensaures Natron (Soda), der andre in Chlorkalk übergeführt wurde. Beide dienten zu verschiedenen häuslichen Zwecken, besonders aber zum Bleichen der Wäsche. Übrigens nahm man die Wäscherei nur viermal des Jahres vor, wie es früher in behäbig lebenden Familien üb-

lich war, und hier sei es getattet hinzuzufügen, daß Pencroff und Gedeon Spilett, letzterer immer in Erwartung, daß der Zeitungsbote ihm sein Journal überbringen werde, die tüchtigsten Waschmänner abgaben.

So vergingen die Wintermonate Juni, Juli und August. Sie waren sehr rauh und die beobachtete Mitteltemperatur betrug – 13,3 ° C. Sie blieb also noch unter der des vergangenen Winters zurück. Unausgesetzt prasselte ein lustiges Feuer in den Öfen des Granithauses und der Rauch zeichnete davon lange schwarze Streifen auf die Felsenwand. Das Brennmaterial, das ja in nächster Nähe wuchs, wurde nicht geschont. Dazu erlaubte auch das Abfallholz von der Werft, an Steinkohle zu sparen, die einen weiteren und mühsameren Transport nötig machte.

Menschen und Tiere ging es sehr gut. Nur Meister Jup erwies sich leicht fröstelnd; vielleicht sein einziger Fehler! Man mußte ihm einen gut wattierten Hausrock anfertigen. Aber welch gewandter, eifriger, unermüdlicher, diskreter und überhaupt nicht plauderhafter Diener war er auch! Mit Recht konnte er seinen zweibeinigen Kollegen der Alten und Neuen Welt als Muster hingestellt werden.

»Übrigens«, meinte Pencroff, »wenn man vier Hände am Leib hat, kann man wohl sein Tagewerk vollbringen.«

Und wirklich, der intelligente Vierhänder tat das ehrlich!

Während der 7 Monate seit den letzten Nachforschungen rund um den Berg, und dem Monat September, mit dem die schönen Tage wiederkehrten, war von dem Genius der In-

sel fast gar nicht die Rede. Sein Einfluß zeigte sich auf keine Weise. Jetzt trug sich aber auch gar nichts zu, was den Kolonisten eine gefährlichere Prüfung bereitet hätte.

Cyrus Smith bemerkte sogar, daß wenn die Vermittlung zwischen dem Unbekannten und den Bewohnern des Granithauses jemals auf dem Weg durch die Gesteinsmasse stattfand und Top sie gewissermaßen vorausfühlte, das doch jetzt nicht mehr der Fall war. Der Hund knurrte nicht, der Orang zeigte keine Unruhe mehr. Die beiden Freunde – denn das waren sie – trabten nicht mehr um die Schachtmündung im Innern, bellten und schrien nicht mehr in der eigentümlichen Weise, die dem Ingenieur schon von Anfang an so auffällig erschien. Konnte er aber deshalb behaupten, daß das Rätsel verschwunden und nie seine Lösung zu erwarten sei? Konnte er sich für überzeugt halten, daß kein zufälliges Ereignis den Unbekannten wieder auf die Bühne führen würde? Wer wußte, was die Zukunft in ihrem Schoß barg?

Indes, der Winter verfloß; in den ersten Frühlingstagen ereignete sich aber etwas, das von sehr ernsten Folgen sein konnte.

Am 7. September sah Cyrus Smith, als er den Gipfel des Franklin-Bergs betrachtete, über dem Krater ein wenig Rauch, dessen erste Wolken sich in der Luft verbreiteten!

15. KAPITEL

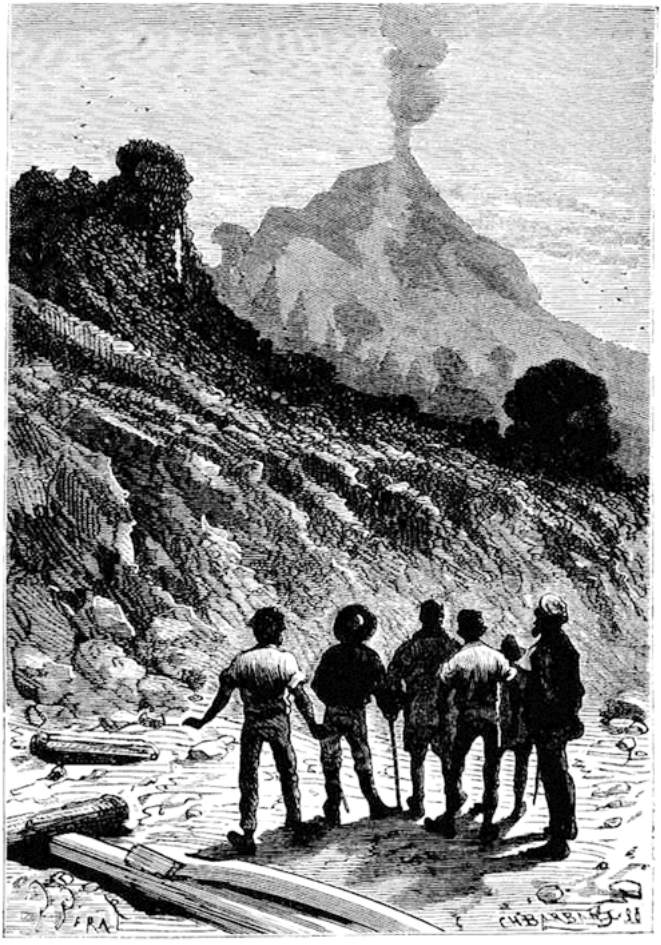
Das Erwachen des Vulkans. – Die schöne Jahreszeit. – Wiederaufnahme der Arbeiten. – Der Abend des 15. Oktober. – Ein Telegramm. – Eine Anfrage. – Antwort darauf. – Aufbruch zur Hürde. – Die Notiz. – Ein zweiter Leitungsdraht. – Die Basaltküste. – Bei Flut. – Bei Ebbe. – Die Höhle. – Ein blendendes Licht.

Die Kolonisten hatten, als der Ingenieur sie auf jene Vorzeichen aufmerksam machte, ihre Arbeiten unterbrochen und betrachteten schweigend den Gipfel des Franklin.

Der Vulkan war also wieder erwacht und die Dämpfe hatten die mineralische Decke des Kratergrunds durchbrochen. Stand jetzt auch ein heftigerer Ausbruch der unterirdischen Feuer bevor? – Jedenfalls fühlte man sich einem solchen gegenüber völlig machtlos.

Doch auch bei der Annahme eines Ausbruchs war es wahrscheinlich, daß die Insel Lincoln nicht in ihrem ganzen Umfang darunter leiden werde. Nicht immer wirkt ja die Ergießung vulkanischer Massen so entsetzlich zerstörend. Die Insel hatte schon eine Probe bestanden, wie es die Lavaschichten bewiesen, die streifenweise auf dem nördlichen Bergabhang lagerten. Übrigens mußten die Auswurfsmassen bei der ganzen Form des Kraters und besonders der seiner oberen Öffnung nach der entgegengesetzten Seite der fruchtbaren Inseloberfläche abgeleitet werden.

Freilich gab die Vergangenheit keine völlige Sicherheit für die Zukunft, denn nicht selten schließen sich wohl alte Kratermündungen und öffnen sich dafür neue. In der Al-



ten und der Neuen Welt, beim Ätna, dem Popocatepetl, dem Orizaba usw., hat man das beobachtet, und am Vorabend eines Ausbruchs muß man auf alles gefaßt sein. Es reichte ja ein leichtes Erdbeben – der häufige Begleiter der Eruptionen –, die innere Struktur des Berges umzugestalten und der kochenden Lava neue Wege zu brechen.

Cyrus Smith setzte seinen Gefährten diese Verhältnisse auseinander und teilte ihnen, ohne Übertreibung, das Für und Wider mit.

Jedenfalls konnte man nichts machen. Das Granithaus erschien bei einer einfachen Erderschütterung wohl nicht sonderlich bedroht; für die Viehhürde aber war das Ärgste zu befürchten, wenn sich an der Südseite des Franklin-Bergs ein neuer Krater auftat.

Ununterbrochen wälzten sich von jetzt an Dampfwolken um den Berggipfel und man konnte auch wahrnehmen, daß sie allseitig zunahmen, ohne daß eine Flamme zwischen ihnen sichtbar wurde. Noch konzentrierte sich die Tätigkeit des Vulkans auf die unteren Teile des zentralen Kamins.

Mit Rückkehr der schöneren Tage waren die Arbeiten wieder aufgenommen worden. Der Bau des Schiffes wurde möglichst beschleunigt, und es gelang Cyrus Smith mit Hilfe des Wasserfalls am Strand ein hydraulisches Sägewerk zu errichten, das die Baumstämme schneller in Planken und Pfähle zerschnitt. Der Mechanismus dieses Apparats war ebenso einfach, wie man ihn in den ländlichen Sägemühlen Norwegens antrifft. Es galt ja nur eine horizontale Bewegung herzustellen für das zu zerschneidende Holzstück

selbst, und eine vertikale für die Säge, was dem Ingenieur mit Hilfe eines Mühlrads und zweier Zylinder und Rollen leicht genug gelang.

Gegen Ende September stand das Gerippe des Fahrzeugs, das als Goélette ausgerüstet werden sollte, auf dem Zimmerplatz fast schon fertig. Bei dem nahezu vollendeten Rippenwerk, das durch provisorische Deckbalken zusammengehalten wurde, konnte man bereits die späteren Formen des Schiffes erkennen. Die am Bug sehr scharf gebaute, nach dem Hintersteven zu aber gehörig erweiterte Goélette mußte gegebenenfalls auch für eine lange Seereise genügen; aber die äußere Verplankung, die Wegerung im Innern und die Herstellung des Verdecks nahmen gewiß noch eine ziemlich lange Zeit in Anspruch. Zum Glück besaß man viele nach der unterseeischen Explosion der Brigg geborgene Eisenteile von ihr. Aus den Planken und dem zertrümmerten Krummholz hatten Pencroff und Ayrton eine Menge Bolzen und kupferne Nägel gezogen. Damit sparten die Schmiede zwar Arbeit, doch die Zimmerleute hatten vollauf zu tun.

Eine Woche lang mußte die Bautätigkeit auch wegen der Getreide- und Heuernte, sowie wegen der Einbringung der reichlichen Erzeugnisse des Plateaus unterbrochen werden. Sofort darauf wurde aber jeder Augenblick wieder der Vollendung der Goélette gewidmet.

Wenn die Nacht heraufzog, wie ermüdet fühlten sich da die eifrigen Arbeiter! Um keine Zeit zu verlieren, hatten sie sogar die Stunden der Mahlzeiten verlegt und aßen zu Mit-

tag und zu Abend erst, wenn es ihnen an Tageslicht zu fehlen anfing. Dann begaben sie sich ins Granithaus und suchten frühzeitig ihre Lagerstätten auf.

Nur manchmal schob das Gespräch über irgendeinen interessanten Gegenstand die Stunde der Ruhe etwas hinaus. Die Kolonisten plauderten ja so gern von der Zukunft und von der Veränderung ihrer Lage durch eine Reise der Goélette nach den nächstliegenden Ländern. Bei all diesen Projekten behielten sie aber eine letztliche Rückkehr nach der Insel Lincoln im Auge. Niemals wollten sie diese Kolonie verlassen, die sie mit ebensoviel Mühe wie Erfolg gegründet hatten und der die Verbindung mit Amerika einen neuen Aufschwung zu geben versprach.

Vor allem hofften Nab und Pencroff, hier ihre Tage zu beschließen.

»Harbert«, sagte eines Tages der Seemann, »du wirst die Insel Lincoln niemals verlassen?«

»Niemals, Pencroff, besonders wenn du gleichzeitig hier aushältst.«

»Es ist alles überlegt, mein Junge«, antwortete Pencroff; »ich erwarte dich hier zurück. Du bringst einst deine Frau und Kinder hierher und ich werde aus euren Kleinen tüchtige Kerle machen.«

»Einverstanden«, erwiderte Harbert mit Lächeln und Erröten.

»Und Sie, Mr. Cyrus«, fuhr Pencroff in seinem Enthusiasmus fort, »bleiben für alle Zeit der Gouverneur der Insel.

Teufel, wie viele Einwohner könnte sie wohl ernähren? Nun, 10.000 mindestens!«

So plauderte man oder ließ Pencroff schwätzen, und endlich wollte der Reporter gar ein Journal, den ›New Lincoln Herald‹, begründen.

So ist aber das Herz des Menschen. Sein Bedürfnis, etwas zu schaffen, was andauert und ihn überlebt, ist das Zeichen seiner Superiorität über alles, was hienieden lebt. Eben das hat seine Oberherrschaft begründet und rechtfertigt sie noch allenthalben.

Wer weiß, ob nicht Top und Jup ebenfalls ihren kleinen Zukunftstraum hatten?

Der schweigsame Ayrton sagte sich, daß er nur Lord Glenarvan wiedersehen und sich allen als ordentlichen, wackeren Mann zeigen wollte.

Eines Abends, am 15. Oktober, hatte sich die Unterhaltung über derartige Hypothesen länger als gewöhnlich ausgedehnt. Es war schon 9 Uhr geworden. Manch schlecht verhehltes Gähnen verriet, daß die Stunde des Schlafs gekommen war, und Pencroff begab sich eben nach seinem Bett, als die elektrische Klingel im Saal plötzlich ertönte.

Alle waren anwesend, Cyrus Smith, Gedeon Spilett, Harbert, Ayrton, Pencroff, Nab, – es befand sich also keiner der Kolonisten bei der Hürde.

Cyrus Smith hatte sich erhoben. Seine Gefährten sahen einander an und meinten falsch gehört zu haben.

»Was soll das bedeuten?« rief Nab. »Läutet denn der Teufel?«

Niemand gab eine Antwort.

»Das Wetter droht mit Gewitter«, bemerkte Harbert. »Sollte der Einfluß der Elektrizität …?«

Harbert vollendete den Satz gar nicht. Der Ingenieur, auf den sich alle Blicke richteten, schüttelte verneinend den Kopf.

»Geduld«, sagte Gedeon Spilett; »sollte das ein Signal sein, dann wird es sich, wer es auch immer gab, wiederholen.«

»Aber wer, meinen Sie, könnte das gewesen sein?« fragte Nab.

»Nun, derjenige …«, erwiderte Pencroff – aber die Worte des Seemanns schnitt ein neues Erzittern des Hämmerchens am Läutwerk ab.

Cyrus Smith trat an den Apparat heran und telegrafierte nach der Hürde die Anfrage:

»Was begehrt Ihr?«

Einige Augenblicke später bewegte sich der Zeiger über die Scheibe und gab den Bewohnern des Granithauses die Antwort:

»Kommt sofort zur Hürde!«

»Endlich!« rief Cyrus Smith.

Ja, endlich! Das Geheimnis sollte enthüllt werden. Vor dem ungeheuren Interesse, das sie jetzt nach der Hürde trieb, verschwand alle Müdigkeit der Kolonisten und jedes Bedürfnis nach Ruhe. Ohne ein Wort zu sprechen, verließen sie nach wenigen Augenblicken das Granithaus und befanden sich auf dem Strand. Nur Jup und Top waren zurückgeblieben. Man konnte ihrer jetzt entbehren.

Die Nacht war schwarz, der Mond, jetzt Neumond, mit der Sonne gleichzeitig untergegangen. Wie Harbert bemerkt hatte, verdunkelten dicke und schwere Gewitterwolken den Himmel und ließen kein Sternchen durchscheinen. Dann und wann erhellte etwas Wetterleuchten, der Widerschein eines entfernten Gewitters, den Horizont.

Es schien nicht unmöglich, daß nach Verlauf einiger Stunden der Donner über der Insel grollte. Es war eine drohende Nacht.

Aber auch die tiefste Finsternis konnte Leute, die diesen Weg nach der Hürde aus dem Grunde kannten, nicht zurückhalten. Sie erstiegen längs des linken Mercyufers das Plateau, überschritten die Brücke des Glyzerinflusses und wandten sich quer durch den Wald.

Ihre lebhafte Erregung trieb sie rasch vorwärts. Bei ihnen unterlag es keinem Zweifel mehr, daß sie jetzt die oft gesuchte Lösung jenes Rätsels finden sollten, den Namen jenes geheimnisvollen Wesens, das oft so fühlbar in ihr Leben eingegriffen, das sich so edelmütig in seinem Einfluß, so mächtig bei dessen Geltendmachung bewies! Hatte sich dieser Unbekannte nicht direkt in ihr Leben eingemischt, das er bis in alle Einzelheiten kannte; mußte er nicht hören können, was im Granithaus gesprochen wurde, um immer gerade zum richtigen Zeitpunkt einzuschreiten?

Jeder beschleunigte, in tiefes Sinnen verloren, seinen Schritt. Unter den Baumkronen herrschte eine solche Dunkelheit, daß man kaum den Weg vor sich erkannte. Dazu herrschte tiefe Stille im Wald. Vierfüßler und Vögel hielten

sich, wie beklommen von der schwülen Atmosphäre, unbeweglich ruhig. Kein Hauch bewegte die Blätter. Nur die Tritte der Kolonisten hallten in der Finsternis von dem härteren Boden wider.

Während der ersten Viertelstunde wurde das Schweigen nur durch eine Bemerkung Pencroffs unterbrochen:

»Wir hätten eine Leuchte mitnehmen sollen.«

»In der Hürde werden wir eine finden«, antwortete der Ingenieur.

Cyrus Smith und seine Gefährten hatten das Granithaus um 9 Uhr 12 verlassen. Binnen 35 Minuten hatten sie 3 Meilen von den 5, welche die ganze Entfernung betrug, zurückgelegt.

Da leuchteten einzelne fahle Blitze über der Insel auf und zeigten in schwarzen Umrissen die Linien des Blätterdachs. Das helle Licht blendete die nächtlichen Wanderer. Bald mußte das Unwetter sich entladen. Die Blitze wurden häufiger und heller. In den Tiefen des Horizonts entferntes Rollen. Die Atmosphäre war erstickend.

Die Kolonisten eilten, als triebe eine unwiderstehliche Kraft sie vorwärts.

Um 10 Uhr 15 zeigte ihnen ein lebhafter Blitz die Palisadenwand, und noch hatten sie deren Tor nicht erreicht, als ihm ein Donnerschlag mit furchtbarer Heftigkeit nachfolgte.

In einem Augenblick war die Hürde durchmessen und Cyrus Smith stand vor ihrem Wohnhäuschen.

Darin konnte sich der Unbekannte wohl befinden, denn

von hier hatte jenes Telegramm notwendig abgehen müssen; doch kein Lichtschein erhellte die Fenster.

Der Ingenieur klopfte an die Tür.

Keine Antwort.

Er öffnete sie, und die Kolonisten betraten das dunkle Zimmer.

Nab schlug Feuer an, und sofort wurde eine Leuchte angezündet und keine Ecke des Raums undurchsucht gelassen.

Hier befand sich niemand. Alles lag in derselben Ordnung, wie man es zurückgelassen hatte.

»Sollten wir durch eine Illusion getäuscht worden sein?« murmelte Cyrus Smith.

»Nein! Das ist unmöglich! Das Telegramm lautete deutlich: Kommt sofort zur Hürde!«

Man näherte sich dem Tisch, von dem die Drahtleitung auslief. Alles war an seiner Stelle; die Säule samt ihrem Kasten, ebenso wie alle Teile des Apparats.

»Wer ist zuletzt hier gewesen?« fragte der Ingenieur.

»Ich, Mr. Smith«, antwortete Ayrton.

»Und das war …!«

»Vor 4 Tagen.«

»Ah, hier eine Notiz!« rief Harbert und wies nach einem auf dem Tisch liegenden Papiere.

Das Papier enthielt in englischer Sprache die Worte:

»Folgt der neuen Leitung.«

»Vorwärts!« rief Cyrus Smith, der jetzt einsah, daß die Depesche gar nicht von der Hürde, sondern von dem ge-

heimnisvollen Zufluchtsort des Unbekannten ausgegangen sein mußte, einer Stelle, die ein an den alten geknüpfter Draht direkt mit dem Granithaus in Verbindung setzte.

Nab ergriff die angezündete Fackel, und alle verließen die Hürde.

Das Unwetter brach jetzt mit ungemeiner Heftigkeit los. Die Intervalle zwischen Blitz und Donner wurden kürzer und kürzer. Das Wetter tobte über dem Franklin-Berg und der ganzen Insel. Bei dem kaum unterbrochenen Schein sah man den Gipfel des Berges von Dampfmassen umhüllt.

In dem ganzen Teil der Hürde zwischen dem Haus und der Umzäunung fand sich keine weitere telegrafische Verbindung. Als der Ingenieur aber vor das Tor kam und nach dem ersten Leitungspfahl ging, sah er beim Schein eines Blitzes einen zweiten Draht von dem Isolator zur Erde herabhängen.

»Da ist er!« sagte er.

Der Draht lag am Boden hin, war aber in seiner ganzen Länge von einer isolierenden Hülle, ähnlich wie bei Unterseekabeln, bedeckt, welche die unbehinderte Fortleitung der Ströme garantierte. Er verlief übrigens quer durch den Wald und über die südlichen Bergausläufer, das heißt in Richtung Westen.

»Folgen wir ihm!« sagte Cyrus Smith.

Bald bei dem Schein ihrer Fackel, bald geführt von den leuchtenden Blitzen, begaben sich die Kolonisten auf den ihnen vom Draht vorgezeichneten Weg.

Der Donner rollte jetzt unaufhörlich und so furchtbar,

daß man kein Wort hätte verstehen können. Übrigens ging es jetzt auch nicht darum, zu plaudern, sondern vorwärtszukommen.

Cyrus Smith und die Seinigen erstiegen zuerst den Bergrücken zwischen den Tälern der Viehhürde und des Kaskadenflusses, den sie an der schmalsten Stelle überschritten. Der Draht, der einmal über niedrige Baumzweige, einmal direkt am Boden hinlief, führte sie sicher ihrem Ziel näher.

Der Ingenieur hatte angenommen, der Draht werde im Grunde des Tals enden und sich dort der Zufluchtsort des Unbekannten finden.

Es war nicht so. Man mußte auch den nächsten südwestlichen Ausläufer erklimmen und nach jener dürren schiefen Ebene hinabsteigen, die mit den so bunt durcheinandergewürfelten Basaltblöcken endete. Von Zeit zu Zeit bückte sich einer der Kolonisten, tastete nach dem Draht und verbesserte, wenn nötig, die eingehaltene Richtung.

Es unterlag keinem Zweifel, daß die Leitung unmittelbar auf das Meer zu lief. Dort, in einer Höhlung der vulkanischen Gesteine, würde sich jenes so lange vergeblich gesuchte Versteck gewiß finden.

Der Himmel stand in Flammen, die Blitze folgten sich unaufhörlich. Wiederholt schlugen sie auf den Gipfel des Franklin nieder und züngelten durch seine dichte Rauchhaube, so daß man zu glauben versucht wurde, der Berg selbst speie das Feuer aus.

Wenige Minuten vor 11 waren die Kolonisten an einem hohen Rand angelangt, der den Ozean nach Westen hin be-

herrschte. Der Wind hatte sich erhoben. 500 Fuß unter ihnen schlug die Brandung gegen die Felswand.

Cyrus Smith berechnete, daß sie von der Hürde bis hierher etwa eine Entfernung von anderthalb Meilen zurückgelegt hatten.

An dieser Stelle verlor sich der Draht zwischen wildem Gestein und folgte dem steilen Abhang eines engen, vielfach gewundenen Hohlwegs.

Die Kolonisten wagten sich hinein auf die Gefahr hin, ein Nachstürzen der ungenügend gestützten Blöcke zu veranlassen und ins Meer geworfen zu werden. Das Niedersteigen war ungemein gefährlich, aber sie rechneten jetzt mit keiner Gefahr, sie verloren ja schon längst fast die Herrschaft über sich selbst, und eine unwiderstehliche Kraft zog sie an wie ein Magnet das Eisen.

So klommen sie fast gedankenlos jenen Hohlweg hinab, der selbst bei vollem Tageslicht sonst wohl ganz unpassierbar erschienen wäre. Die Steine rollten unter ihren Füßen fort und erglänzten wie glühende Boliden, wenn sie durch eine beleuchtete Zone hüpften. Cyrus Smith ging allen voraus, Ayrton schloß den Zug. Hier drangen sie Schritt für Schritt vorwärts, dort glitten sie über die schlüpfrigen Felsen – auf jede Weise setzten sie ihren Weg fort.

Endlich beschrieb der Draht einen scharfen Winkel und lehnte sich an die Uferfelsen, wahrhafte Klippen, die jede Hochflut überspülen mußte. Die Kolonisten hatten die untere Grenze der Basaltmauer erreicht.

Dort zog sich wieder eine leichte Erhöhung parallel zur

Küste hin, welcher der Draht folgte, und der die Kolonisten nachgingen. Nach kaum 100 Schritten senkte sich dieser Uferwall wieder und verlief unmittelbar am Gestade des Meeres.

Der Ingenieur ergriff den Draht; er überzeugte sich, daß er sich in das Wasser fortsetzte.

Seine Gefährten standen erstaunt neben ihm.

Ein Ruf der Enttäuschung und der Verzweiflung entrang sich ihnen! Sollten sie sich gar ins Wasser stürzen und eine unterseeische Höhle aufsuchen? Bei ihrer übermäßigen Erregtheit wären sie wohl auch vor diesem Versuch nicht zurückgeschreckt.

Eine Bemerkung des Ingenieurs hielt sie zurück.

Cyrus Smith führte seine Freunde nach einer Felsenhöhlung und sprach:

»Fassen wir uns in Geduld. Es ist jetzt Flutzeit; bei Ebbe wird der Weg offen sein.«

»Aber wie können Sie glauben …«, fragte Pencroff.

»Er hätte uns nicht gerufen, wenn es unmöglich wäre, zu ihm zu gelangen!«

Cyrus Smith sprach in einem Ton so sicherer Überzeugung, daß kein Widerspruch laut wurde. Seine Bemerkung war wohl logisch richtig. Man konnte annehmen, daß sich eine jetzt überflutete, doch bei niedrigem Wasser gangbare Öffnung in der Uferwand zeigen werde.

Jetzt galt es, einige Stunden zu warten. Schweigend verkrochen sich die Kolonisten in ihrer einstweiligen Zuflucht. Nun begann es auch zu regnen, und manchmal ergossen die

von den Blitzen zerfetzten Wolken wahrhafte Ströme. Das Echo gab das Krachen des Donners wieder und verlieh ihm eine furchtbare Großartigkeit.

Die Erregung der Kolonisten nahm immer mehr zu. Tausend wunderbare, übernatürliche Gedanken drängten sich in ihrem Gehirn und erzeugten ihnen eine wahrhaft übermenschliche Vorstellung von dem Gesuchten, die allein dessem geheimnisvollen Wesen entsprechen zu können schien.

Gegen Mitternacht ergriff Cyrus Smith die Fackel und stieg zum Strand hinab, um sich vom Stand des Wassers zu überzeugen. Schon seit 2 Stunden fiel das Meer.

Der Ingenieur hatte sich nicht getäuscht. Schon hob sich die obere Wölbung einer Öffnung aus der Flut heraus. Dort bog sich der Draht in rechtem Winkel und drang in einen Felsengang ein.

Cyrus Smith kehrte zu seinen Gefährten zurück und sagte einfach:

»In einer Stunde wird die Öffnung gangbar sein.«

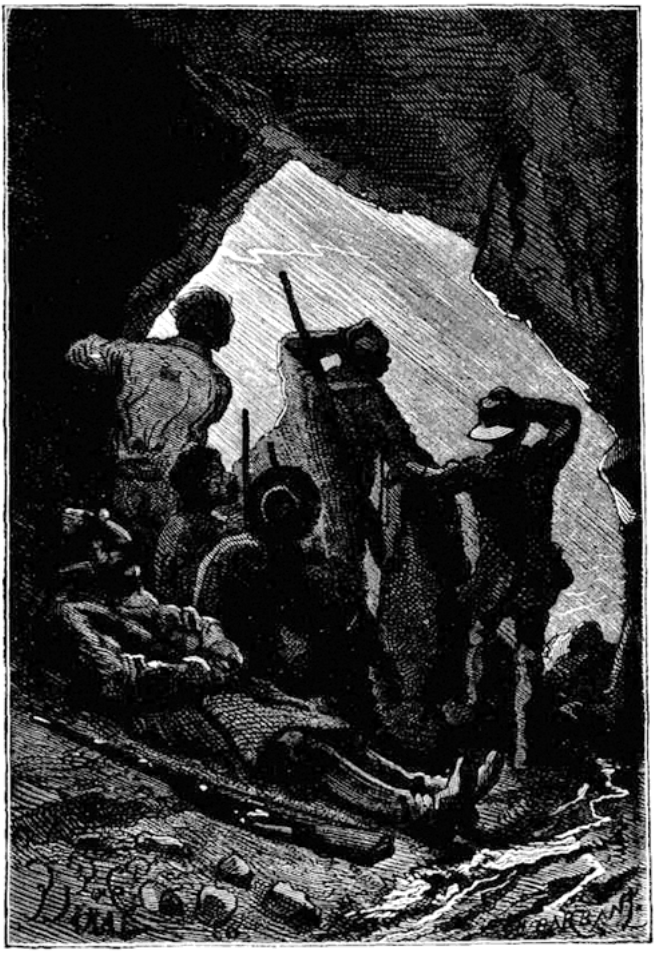
»Sie ist also vorhanden?« fragte Pencroff.

»Haben Sie je daran gezweifelt?« erwiderte Cyrus Smith.

»Doch diese Höhle wird bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt sein«, bemerkte Harbert.

»Oder wird auch vollkommen trocken liegen«, antwortete Cyrus Smith, »dann durchlaufen wir sie zu Fuß; sollte das nicht der Fall sein, wird sich auch ein Transportmittel für uns vorfinden.«

Eine Stunde verrann. Alle stiegen bei heftigem Regen



zum Meer hinab. Binnen 3 Stunden war das Wasser um 15 Fuß gefallen. Die Wölbung ragte jetzt an die 8 Fuß über das Meeresniveau empor. Sie glich einem Brückenbogen, unter dem sich das schaumgemengte Wasser dahinwälzte.

Als er sich vornüberneigte, sah der Ingenieur einen schwarzen Gegenstand auf den Fluten tanzen. Er zog ihn zu sich heran.

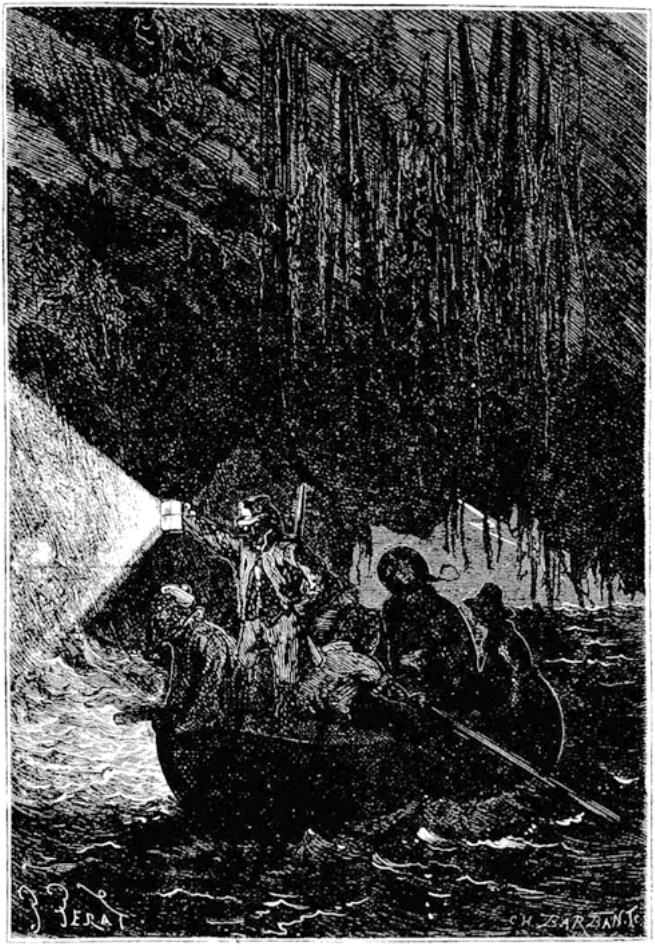
Es war ein Boot, das mittels eines Taus an irgendwelchen Felsenvorsprüngen im Inneren festlag. Das Boot war aus genietetem Eisenblech verfertigt. Zwei Ruder lagen unter den Bänken.

»Schiffen wir uns ein«, sagte Cyrus Smith.

Sofort bestiegen die Kolonisten das Fahrzeug. Nab und Ayrton setzten sich an die Ruder, Pencroff ans Steuer, Cyrus Smith beleuchtete, mit der Fackel an der Spitze stehend, den Weg.

Die erst ziemlich niedrige Wölbung, unter der das Boot dahinglitt, hob sich plötzlich; doch bei der tiefen Dunkelheit und dem unzulänglichen Licht der Fackel vermochte man die Ausdehnung der Höhle weder nach ihrer Breite und Höhe, noch nach ihrer Länge abzuschätzen. In diesem unterirdischen Basaltbau herrschte eine feierliche Stille. Kein Laut von außen drang hinein, und auch das Rollen des Donners drang nicht durch ihre dicken Wände.

An manchen Punkten der Erde kennt man solche, aus ihrer geologischer Epoche herrührende, ungeheure Aushöhlungen. Die einen füllen die Fluten des Meeres gänzlich aus, andere bergen ganze Seen in ihrem Schoß. So die Fin-


C.H. BARZAN.

galsgrotte auf der Insel Staffa, einer der Hebriden; die Grotten von Morgat in der Bai von Douarnenez in der Bretagne; die Grotten von Bonifacio in Korsika; die des Lyse-Fjord in Norwegen; die ungeheure Mammuthöhle in Kentucky, die bei 500 Fuß Höhe an die 20 Meilen in der Länge mißt! So hat die Natur an manchen Stellen der Erdkugel solche Räume ausgehöhlt und sie der Bewunderung des Menschen aufbewahrt.

Dehnte sich die von den Kolonisten jetzt besuchte Höhle wohl bis zum Zentrum der Insel aus? Seit einer Viertelstunde schwamm das Boot auf manchen Umwegen dahin, die Cyrus Smith immer Pencroff kurz bezeichnete, als er plötzlich ausrief:

»Mehr nach rechts halten!«

Das Boot änderte seine Richtung und streifte fast die felsige Wand. Der Ingenieur wollte nachsehen, ob der Draht immer noch daran entlang lief.

Die Leitung zeigte sich noch immer über einzelne Gesteinsvorsprünge hingezogen.

»Vorwärts also!« sagte Cyrus Smith.

Die beiden Ruder tauchten wieder in das schwarze Wasser und setzten das Boot in Bewegung.

Noch eine Viertelstunde fuhr man so und mochte vom Eingang der Höhle aus wohl eine halbe Meile zurückgelegt haben, als sich Cyrus Smiths Stimme von neuem vernehmen ließ.

»Anhalten!« befahl er.

Das Boot blieb stehen, und die Kolonisten bemerkten ei-

nen glänzenden Lichtschimmer, der die ungeheure, so tief im Innern der Insel ausgebrochene Höhle erhellte.

Erst jetzt konnte man sie, von der niemand eine Ahnung gehabt hatte, deutlicher überblicken.

In der Höhe von etwa 100 Fuß dehnte sich eine Wölbung aus, getragen von Basaltsäulen, die alle in einer Form gegossen schienen. Wie ein kunstgerechter Bau stützten sich die Felsenmassen auf diese tausendfache Unterlage, welche die Erde in ihrer Geburtsperiode errichtet haben mochte. Die Basaltstämme stiegen wohl 40 bis 50 Fuß von ihrem Bodenstücke auf, um welches das hier völlig ruhige Wasser nur leise spielte. Der Glanz jener vom Ingenieur signalisierten Lichtquelle brach sich an jedem Prisma, bestreute dessen Ecken wie mit Funken, schien fast durch die Wände zu dringen, als wären sie durchscheinend, und glitzerte von den geringsten Flächen dieses ungeahnten Wunderbaus wider.

Infolge der Reflexion spiegelte auch das Wasser all jene Strahlenbündel zurück, so daß das Boot zwischen zwei blitzenden Zonen dahinzugleiten schien.

Über die Natur jener glanzvollen Lichterscheinung konnte man nicht im Zweifel sein. Sie rührte von einer mächtigen Elektrizitätsquelle her, die weiße Farbe verriet ihren Ursprung. Das war die Sonne dieser Höhle, und erfüllte sie auch vollkommen.

Auf ein Zeichen Cyrus Smiths fielen die Ruder nieder, ließen einen wahrhaften Karfunkelregen aufspringen, und das Boot wandte sich jenem Lichtherd zu, von dem es noch eine halbe Kabellänge entfernt sein mochte.

An dieser Stelle maß die Breite des Wasserspiegels wohl an die 300 Fuß, und über jenem blendenden Zentrum hinaus schloß eine enorme Basaltwand die Höhle ab. Sie enthielt hier also einen kleinen See; ihre ganzen Umgebungen waren aber dermaßen in Licht gebadet, daß man jeden Stein, jede Säule, wie große, kostbare Diamanten, für selbstleuchtend halten konnte.

In der Mitte dieses Sees schwamm ruhig und unbewegt ein langer, unförmiger Gegenstand. Der Glanz, den er verbreitete, drang aus seinen Seiten, dessen Öffnungen wohl dem Schlund eines mit weißglühendem Erze gefüllten Hochofens glichen. Dieser Apparat in der Form einem großen Zetazeer nicht unähnlich, war etwa 250 Fuß lang und ragte 10 bis 12 Fuß aus den Fluten empor.

Langsam näherte sich ihm das Boot. Im Bug hatte sich Cyrus Smith lang aufgerichtet. Er richtete, eine Beute der maßlosesten Aufregung, seine Blicke nach vorwärts, ergriff aber plötzlich den Arm des Reporters und rief:

»Aber er ist es! Es kann kein anderer sein! – Er …!«

Dann fiel er fast auf die Bank zurück und flüsterte einen Namen, den nur Gedeon Spilett verstehen konnte.

Ohne Zweifel kannte der Reporter diesen Namen, denn er schien einen wunderbaren Eindruck auf ihn zu machen, und er antwortete mit gedämpfter Stimme:

»Er! – Ein Geächteter!«

»Er ist es!« antwortete Cyrus Smith.

Auf Anordnung des Ingenieurs fuhr das Boot jetzt dicht an den eigenartigen, schwimmenden Körper heran. Es legte

CH. BARBANT

sich an seine linke Seite, von der aus ein blendendes Licht durch dicke Glasscheiben drang.

Cyrus Smith und seine Gefährten stiegen auf eine Art Plattform. Dort stand eine Luke offen. Alle drangen durch diese Öffnung ein.

Am Fuß der hinabführenden Treppe gelangten sie in einen Gang mit elektrischer Beleuchtung. Sein Ende schloß eine Tür, die Cyrus Smith öffnete.

Ein reichgeschmückter Salon, den die Kolonisten durchschritten, grenzte an ein Bibliothekzimmer, von dessen Decke überreiches Licht herniederfloß.

An der entgegengesetzten Seite dieses Raums öffnete Cyrus Smith eine gleichfalls geschlossene Tür.

Ein weiter Saal, eine Art Museum, in dem neben den Schätzen des Mineralreichs die Werke der Kunst und die Wunder der Technik aufgehäuft waren, lag vor den erstaunten Blicken der Kolonisten, die sich in die Welt der Träume versetzt glaubten.

Auf einem Diwan ausgestreckt sahen sie einen Mann liegen, den ihr Eintreten gar nicht zu berühren schien.

Da ergriff Cyrus Smith das Wort und sagte zum größten Erstaunen seiner Gefährten:

»Kapitän Nemo! Sie haben uns gerufen? – Hier sind wir!«

16. KAPITEL

Kapitän Nemo. – Seine ersten Worte. – Die Geschichte eines Helden der Unabhängigkeit. – Der Haß gegen die Eroberer. – Seine Gefährten. – Das Leben unter dem Meer. – Allein. – Der letzte Hafen der ›Nautilus‹ an der Insel Lincoln. – Der geheimnisvolle Genius der Insel.

Bei diesen Worten erhob sich der daliegende Mann und sein Antlitz erschien in vollem Licht: ein prächtiger Kopf, eine hohe Stirn, stolzer Blick, weißer Bart, reichliches, nach rückwärts gestrichenes Haar.

Dieser Mann stützte sich mit der Hand auf die Rücklehne des Diwans, den er soeben verließ. Sein Blick war ruhig. Man sah, daß eine heimliche Krankheit ihn nach und nach gebrochen hatte, doch erschien seine Stimme voll und stark, als er auf englisch und in einem Ton des höchsten Erstaunens sagte:

»Ich habe keinen Namen, Sir!«

»Ich kenne Sie«, erwiderte Cyrus Smith.

Kapitän Nemo richtete einen glühenden Blick auf den Ingenieur, als wolle er ihn vernichten.

Dann sank er in die Kissen des Diwans zurück:

»Doch, was macht es«, murmelte er, »ich werde ja doch bald sterben!«

Cyrus Smith näherte sich Kapitän Nemo, und Gedeon Spilett ergriff seine Hand, die er brennend heiß fand. Ayrton, Pencroff und Harbert hielten sich in ehrerbietiger Ferne in einer Ecke des prächtigen Salons, dessen Luft mit elektrischen Effluvien gesättigt schien.

Kapitän Nemo hatte seine Hand zurückgezogen und nötigte den Ingenieur und den Reporter durch ein Zeichen, Platz zu nehmen.

Alle betrachteten ihn mit erklärlicher Neugier. Er war es also, den sie den »Genius der Insel« nannten, das mächtige Wesen, dessen Intervention sich bei so vielen Gelegenheiten als so wirksam erwiesen hatte; der Wohltäter, dem sie so viel Dank schuldeten. Vor ihren Augen sahen sie nur einen Mann, wo Pencroff und Nab fast einen Gott zu sehen gehofft hatten, und dieser Mann war dem Tode nahe!

Wie kam es aber, daß Cyrus Smith Kapitän Nemo kannte? Warum erhob sich dieser so rasch, als er seinen Namen, den er gänzlich unbekannt wähnte, nennen hörte …?

Der Kapitän hatte auf dem Diwan wieder Platz genommen, und auf seinen Arm gestützt sah er den Ingenieur an, der neben ihm saß.

»Sie kennen den Namen, den ich geführt habe?« fragte er.

»Ich kenne ihn«, antwortete Cyrus Smith, »ebenso wie den Namen des wunderbaren unterseeischen Apparats …«

»Die ›Nautilus‹?« fragte halb lächelnd der Kapitän.«

»Die ›Nautilus‹.«

»Aber wissen Sie … Wissen Sie, wer ich bin?«

»Ich weiß es.«

»Fast 30 Jahre sind verflossen, seitdem ich keine Verbindung mit der bewohnten Welt mehr habe, 30 Jahre, die ich in den Tiefen des Meeres verlebte, die einzige Umgebung, in

der ich die Unabhängigkeit fand! Wer hat mein Geheimnis verraten?«

»Ein Mann, der Ihnen nie untertan war, Kapitän Nemo, und der folgerichtig des Verrats nicht angeklagt werden kann.«

»Jener Franzose, den der Zufall vor 16 Jahren an meinen Bord führte.«

»Derselbe.«

»Dieser Mann nebst seinen zwei Gefährten ist also nicht in dem Maelstrom umgekommen, in den der ›Nautilus‹ geraten war?«

»Sie sind nicht umgekommen, und unter dem Titel ›20.000 Meilen unterm Meer‹ ist ein Werk erschienen, das Ihre Geschichte erzählt.«

»Meine Geschichte während weniger Monate, Sir!« entgegnete lebhaft der Kapitän.

»Es ist wahr«, antwortete Cyrus Smith, »doch wenige Monate dieses eigentümlichen Lebens haben gereicht, Sie kennenzulernen …«

»Als einen Schuldbeladenen ohne Zweifel?« erwiderte Kapitän Nemo, indem über seine Lippen ein überlegenes Lächeln spielte. »Ja, als einen Empörer, der von der Menschheit in Bann getan war!«

Der Ingenieur schwieg.

»Nun, Sir?«

»Ich habe über Kapitän Nemo nicht abzuurteilen«, antwortete Cyrus Smith, »wenigstens nicht über seine Vergangenheit. Wie aller Welt sind auch mir die Beweggründe für

ein so abenteuerliches Leben unbekannt, und ich kann über die Folgen nicht urteilen, wo mir ihre Ursachen fehlen; das aber weiß ich, daß eine wohltätige Hand seit unserer Ankunft auf der Insel Lincoln stets über uns waltete, daß wir alle unser Leben einem guten, edelmütigen, mächtigen Wesen verdanken, und daß Sie, Kapitän Nemo, dieses gute, edelmütige und mächtige Wesen waren!«

»Ich war es!« erwiderte einfach der Kapitän.

Der Ingenieur und der Reporter hatten sich erhoben. Ihre Gefährten näherten sich, und schon wollte die Erkenntlichkeit ihrer Herzen sich in Bewegung und Worten Luft machen, als Kapitän Nemo sie durch ein Zeichen mit der Hand zurückhielt und mit bewegterer Stimme, als man von ihm erwartet hätte, sagte:

»Erst wenn ihr mich angehört habt!«*

In wenigen kurzen und verständlichen Worten erzählte der Kapitän sein ganzes Leben.

Seine Erzählung nahm nicht viel Zeit in Anspruch, und doch mußte er alle ihm verbliebene Energie zusammenraffen, um sie zu Ende zu führen. Offenbar kämpfte er gegen eine ungeheure Schwäche. Mehrmals bat ihn Cyrus Smith, sich zu erholen, aber er schüttelte den Kopf, wie ein Mann,

* Die Geschichte von Kapitän Nemo ist wirklich unter dem Titel ›20.000 Meilen unterm Meer‹ veröffentlicht worden. Wir erinnern hier an die schon bei der Erzählung von Ayrtons Abenteuer gemachte Bemerkung wegen der Nichtübereinstimmung der Daten, und verweisen die Leser auf jene Notiz. (Anmerkung des Herausgebers.)

dem der morgende Tag nicht mehr gehört, und als der Reporter ihm seine Hilfe anbot, antwortete er:

»Sie ist unnütz; meine Stunden sind gezählt.«

Kapitän Nemo war ein Inder, der Prinz Dakkar, Sohn eines Radschas des früher unabhängigen Territoriums Bundelkund und Neffe des indischen Helden Tippu Sahib. Sein Vater schickte ihn schon im 10. Lebensjahr nach Europa, um ihn eine möglichst gute Erziehung genießen zu lassen, und mit der zugrundeliegenden Absicht, eines Tages mit gleichen Waffen gegen diejenigen kämpfen zu können, die er als die Unterdrücker seines Landes betrachtete.

Vom 10. bis zum 30. Jahr unterrichtete sich Prinz Dakkar infolge seiner hervorragenden Geistesgaben nach allen Seiten, in den Wissenschaften und Künsten, die er sich alle in hohem Grad aneignete.

Prinz Dakkar bereiste ganz Europa. Seine Geburt und seine Reichtümer machten, daß er überall gesucht wurde; aber die Versuchungen der Welt gingen an ihm vorüber. Jung und schön, blieb er immer ernst, verschlossen, verzehrt von einer nie gestillten Lernbegierde und mit unversöhntem Haß im Herzen.

Prinz Dakkar haßte. Er haßte das Land, an das er nie den Fuß zu setzen gewünscht hatte, die Nation, deren Fortgeschrittensein er unablässig leugnete, er haßte England und desto mehr, je mehr er es in mancher Hinsicht bewunderte.

Dieser Inder vereinigte in sich den ganzen wilden Haß des Besiegten gegen den Sieger, der niemals Gnade vor ihm finden konnte. Als Sohn eines der Souveräne, die sich das

Vereinigte Königreich immer nur den Namen nach zu unterwerfen vermochte, wollte dieser Sprößling der Familie Tippu Sahibs, der, in der Idee der Wiedervergeltung und Rache erzogen, eine unauslöschliche Liebe zu seinem poetischen Vaterland im Herzen trug, niemals den Fuß auf das von ihm verfluchte Land setzen, dem Indien seine Unterwerfung verdankte.

Prinz Dakkar wurde ein Künstler, dem die Wunder der Kunst das ganze Herz erfüllten, ein Gelehrter, dem keine Wissenschaft fremd war, ein Staatsmann, gebildet an den Höfen Europas. In den Augen derer, die ihn oberflächlich betrachteten, konnte er für einen jener Kosmopoliten gelten, die begierig sind, alles zu wissen, aber es verachten, etwas zu tun; für einen jener reichbegüterten Reisenden, jener stolzen platonischen Charaktere, die ohne Rast die ganze Welt durchfliegen und keinem Land angehören.

Dem war aber nicht so. Dieser Künstler, dieser Gelehrte war Inder geblieben in seinem Herzen, Inder durch seinen Wunsch nach Rache, Inder durch die Hoffnung, die er nährte, eines Tages die Rechte seines Landes wiederherzustellen, daraus den Fremdling zu vertreiben und ihm seine Unabhängigkeit wiederzugeben.

Im Jahr 1849 kam Prinz Dakkar nach Bundelkund zurück. Er verehelichte sich mit einer vornehmen Inderin, deren Herz, wie das seine, bei dem Unglück des Vaterlands blutete. Er hatte zwei Kinder, die er zärtlich liebte. Über dem häuslichen Glück vergaß er aber nie die Demütigung Indiens. Er wartete auf eine Gelegenheit. Sie kam.

Zu schwer lag Englands Joch auf den indischen Völkern. Prinz Dakkar lieh den Unzufriedenen Worte. Er flößte ihren Herzen den ganzen Haß ein, der ihn gegen die Fremden erfüllte. Er durchzog nicht nur die noch unabhängigen Gebiete der indischen Halbinsel, sondern auch die, die schon direkt unter englischer Herrschaft standen. Er erinnerte an die großen Tage Tippu Sahibs, der bei Seringapatam den Heldentod fürs Vaterland gestorben war.

Im Jahr 1857 brach der große Aufstand der Sepoys aus. Prinz Dakkar wurde seine Seele. Er organisierte die ungeheure Erhebung und brachte seine Talente und seine Reichtümer dieser Sache zum Opfer. Er trat selbst mit seiner Person ein; er stand stets im ersten Treffen und wagte sein Leben wie der geringste dieser Helden, die sich erhoben hatten, ihr Vaterland zu befreien; zehnmal wurde er bei zwanzig Gefechten verwundet und hatte doch den Tod nicht finden können, als die letzten Kämpfer für die Unabhängigkeit unter den englischen Kugeln fielen.

Niemals war die Herrschaft Englands über Indien in größerer Gefahr, und hätten die Sepoys, wie sie hofften, von auswärts Hilfe erhalten, dann wäre es in Asien wahrscheinlich um den Einfluß und die Herrschaft des Vereinigten Königreichs geschehen gewesen.

Der Name des Prinzen Dakkar lebte damals in aller Munde. Der Held, der ihn trug, verbarg sich nicht und kämpfte mit offenem Visier. Auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt, doch es fand sich kein Verräter, der ihn ausgeliefert hätte, und sein Vater, seine Mutter, seine Frau und seine

Kinder zahlten mit ihrem Leben, bevor er noch von der Gefahr Kenntnis hatte, die ihnen um seinetwillen drohte …

Noch einmal unterlag das Recht der Gewalt; aber nie schreitet die Zivilisation rückwärts, und es scheint, daß sie alle Rechte der Notwendigkeit entlehnt. Die Sepoys wurden besiegt, und das Land der früheren Radschas verfiel unter das noch strengere Regiment der Briten.

Prinz Dakkar, der nicht hatte sterben können, kehrte in die Berge Bundelkunds zurück. Dort, allein, erfaßt von Ekel gegen alles, was sich Mensch nannte, Haß und Abscheu vor der zivilisierten Welt im Herzen, wollte er sie für immer fliehen, sammelte die Reste seines Vermögens und etwa zwanzig der treuesten Anhänger um sich, und eines Tages waren alle verschwunden.

Wo hatte Prinz Dakkar jene Unabhängigkeit gefunden, die er auf Erden vergebens suchte? Unter den Wassern, in der Tiefe des Meeres, wohin ihm keiner zu folgen vermochte.

An Stelle des Kriegers trat jetzt der Gelehrte. Eine verlassene Insel im Pazifik diente ihm als Werft; dort wurde nach seinen Plänen ein unterseeisches Schiff gebaut. Die Elektrizität, deren ungemessene Kraft er durch Mittel, die dereinst noch allgemein erkannt sein werden, zu benutzen wußte und die er unerschöpflichen Quellen entnahm, fand für alle Zwecke seines Apparats Verwendung als motorische, als Licht- und als Wärmequelle. Das Meer mit seinen ungezählten Schätzen, seinen Myriaden von Fischen, seinen Feldern voll Seetang und Sargasso, seinen enormen Säugetieren,

nicht nur mit alledem, was die Natur ihm verlieh, sondern auch mit dem, was die Menschen je darin verloren hatten, deckte vollkommen die Bedürfnisse des Prinzen und seiner Begleitung, und hiermit war sein innigster Wunsch erfüllt, da er mit der Erde ferner keinerlei Verbindung haben mochte. Seinen unterseeischen Apparat nannte er die ›Nautilus‹, sich selbst Kapitän Nemo, und so verschwand er unter den Meeren.

Eine Reihe von Jahren hindurch besuchte der Kapitän alle Meere von Pol zu Pol. Ein Paria der bewohnten Erde, sammelte er ungeheure Schätze dieser unbekannten Welten. Die im Jahr 1702 von den spanischen Gallionen in der Bai von Vigo verlorenen Millionen lieferten ihm unerschöpfliche Reichtümer, über die er uneingeschränkt verfügte zu Gunsten der Völker, die für ihre Unabhängigkeit kämpften.* Schon lange Zeit war er gänzlich ohne Verbindung zu seinesgleichen, als in der Nacht des 6. November 1866 drei Personen an seinen Bord geworfen wurden. Das waren ein französischer Professor, dessen Diener und ein kanadischer Fischer. Diese drei Menschen wurden durch einen Zusammenstoß zwischen der ›Nautilus‹ und der sie verfolgenden US-Fregatte Lincoln ins Meer geschleudert.

Von diesem Professor vernahm Kapitän Nemo, daß die ›Nautilus‹ einmal für ein Seeungeheuer gehalten werde, das andere Mal für einen submarinen Apparat, der eine Besat-

* Das bezieht sich auf den Aufstand der Kandioten, die Kapitän Nemo wirklich unerkannt unterstützte.

zung von Seeräubern verberge und deshalb in allen Meeren verfolgt wurde.

Kapitän Nemo hätte die drei Menschen, die der Zufall ihm zuführte, einfach wieder dem Ozean überliefern können; er tat es aber nicht, er behielt sie als Gefangene, und während 7 Monaten konnten sie alle Wunder einer Reise kennenlernen, die sich über 20.000 Meilen weit unter dem Meer hinzog.

Eines Tages, am 22. Juni 1867, gelang es diesen drei Männern, die nichts von der Vergangenheit Kapitän Nemos wußten, zu entfliehen, nachdem sie sich eines Bootes der ›Nautilus‹ bemächtigt hatten. Da das Schiff aber gerade nahe der Küste Norwegens in den Strudel des Maelstroms gerissen war, durfte der Kapitän glauben, daß die Flüchtlinge in dem schäumenden Abgrund den Tod gefunden hätten. Es blieb ihm also unbekannt, daß der Franzose und seine beiden Gefährten auf wirklich wunderbare Weise an die Küste geschleudert worden waren, daß Fischer von den Lofoten sie auffingen, und daß der Professor nach seiner Rückkehr nach Frankreich ein Werk veröffentlicht hatte, in dem 7 Monate jenes sonderbaren Lebens und Treibens in der ›Nautilus‹ der Welt bekannt gemacht wurden.

Noch lange Zeit lebte Kapitän Nemo in derselben Weise und durchstreifte die Meere. Nach und nach starben aber seine Gefährten und fanden im Grunde des Pazifiks ihr Grab in ihrem Korallenfriedhof. In der ›Nautilus‹ wurde es leer, und endlich war Kapitän Nemo nur noch allein von all

denen übrig, die mit ihm in die Tiefen des Ozeans geflohen waren.

Jetzt zählte Kapitän Nemo 60 Jahre. Als er wieder allein stand, führte er seine ›Nautilus‹ nach einem der unterseeischen Häfen, die ihm dann und wann als Ruheplatz dienten.

Einer jener Häfen dehnte sich unter der Insel Lincoln aus, und dieser war es, der jetzt das Asyl der ›Nautilus‹ abgab.

Seit 6 Jahren befand sich Kapitän Nemo hier, schiffte nicht mehr umher und erwartete den Tod, das heißt den Augenblick, da er wieder mit seinen Gefährten vereinigt werden sollte, als er zufällig Zeuge wurde von dem Fall des Ballons, der die Gefangenen der Südstaatler dahertrug. Mit seinem Skaphander bekleidet ging er gerade wenige Kabellängen vom Ufer unter dem Wasser, als der Ingenieur ins Meer geschleudert wurde. Eine edle Regung ergriff Kapitän Nemo, er rettete Cyrus Smith.

Zuerst wollte er die fünf Schiffbrüchigen fliehen, aber sein Hafen hatte sich geschlossen, und infolge eines Aufsteigens des Basalts, den vulkanische Kräfte emportrieben, konnte er nicht mehr durch den Eingang der Höhle hinausdringen. Wo noch genug Wasser stand, um ein leichtes Boot passieren zu lassen, fand sich doch nicht genug für die ›Nautilus‹, deren Tiefgang nicht unbeträchtlich war.

Kapitän Nemo blieb also hier und beobachtete die ohne alle Hilfsmittel auf die wüste Insel geworfenen Männer, aber er wollte nicht gesehen werden. Nach und nach, als er sie

als rechtschaffene Leute erkannte, die sich voller Energie zu helfen suchten und einer treu zum andern hielten, gewann er Interesse an ihren Bemühungen. Fast gegen seinen Willen wurde er zum Mitwisser all ihrer Geheimnisse. Mit Hilfe des Skaphanders wurde es ihm leicht, auf den Grund des Brunnenschachts im Granithaus zu gelangen, und indem er an den Felsvorsprüngen bis zu dessen oberer Mündung emporstieg, hörte er die Kolonisten von ihrer Vergangenheit erzählen, die Gegenwart und die Zukunft besprechen. Er hörte durch sie von den ungeheuren Anstrengungen Amerikas gegen Amerika, um die Sklaverei abzuschaffen. Ja, diese Männer waren würdig, Kapitän Nemo mit der Menschheit, die sie so tadellos auf der Insel vertraten, wieder auszusöhnen!

Kapitän Nemo hatte Cyrus Smith gerettet; er war es, der den Hund nach den Kaminen brachte, der Top aus dem Wasser des Sees schleuderte, der an der Strandgutspitze jene Kiste mit den vielen nützlichen Gegenständen stranden ließ, der das Boot die Mercy hinunterschickte, der bei dem Kampf der Affen den Strick von der Höhe des Granithauses herunterwarf, der mittels des in der Flasche eingeschlossenen Dokuments Ayrtons Aufenthalt auf der Insel Tabor verriet; der die Brigg durch einen in den Grund des Kanals gelegten Torpedo sprengte, der Harbert durch schwefelsaures Chinin vor dem sicheren Tod rettete und der endlich die Sträflinge mit elektrischen Kugeln traf, die sein alleiniges Geheimnis waren, und deren er sich bei seinen unterseeischen Jagden bediente. So erklärten sich alle

scheinbar übernatürlichen Ereignisse, die von dem Edelmut und der Machtfülle des Kapitäns Zeugnis gaben.

Den großen Menschenhasser dürstete es, gut zu tun. Jetzt blieb ihm nur noch übrig, seinen Schützlingen mit weisem Rat beizustehen, und da er sein Herz bei der Annäherung des Todes laut klopfen fühlte, berief er, wie wir wissen, die Kolonisten aus dem Granithaus mittels eines Drahtes, durch den er die ›Nautilus‹ mit der Hürde in Verbindung setzte … Vielleicht hätte er es nicht getan, wenn er gewußt hätte, daß Cyrus Smith seine Geschichte kannte und ihn mit dem Namen Nemo begrüßen würde.

Der Kapitän hatte den Bericht von seinem Leben beendet. Cyrus Smith ergriff das Wort; er sprach von all den Ereignissen, bei denen er einen für die Kolonie so heilsamen Einfluß geübt hatte, und in seinem und seiner Gefährten Namen drückte er dem edelmütigen Wesen, dem sie so vieles schuldeten, seinen Dank aus.

Kapitän Nemo dachte aber gar nicht daran, einen Preis für die von ihm geleisteten Dienste zu fordern. Ein letzter Gedanke bewegte seinen Geist, und bevor er die Hand drückte, die der Ingenieur ihm darbot, sagte er:

»Jetzt, Sir, jetzt kennen Sie mein Leben; nun urteilen sie darüber!«

Offenbar spielte der Kapitän hier auf jenes gräßliche Ereignis an, dessen Zeugen einst die an Bord geworfenen Männer geworden waren, – ein Ereignis, das der französische Professor unzweifelhaft erzählt hatte, und das einen schrecklichen Widerhall gefunden haben mußte.

Einige Tage vor der Flucht des Professors und seiner zwei Gefährten hatte sich die im Norden des Atlantiks von einer Fregatte verfolgte ›Nautilus‹ wie ein Widder auf diese gestürzt und sie ohne Gnade in den Grund gebohrt.

Cyrus Smith verstand die Anspielung und schwieg.

»Das war eine englische Fregatte, Sir«, rief da Kapitän Nemo, der einen Augenblick wieder Prinz Dakkar geworden war, »eine englische Fregatte, verstehen Sie wohl? Sie griff mich an. Ich wurde in eine schmale und seichte Bucht gedrängt! – Ich mußte hindurch und bin hindurchgekommen!«

Dann fügte er mit ruhiger Stimme hinzu:

»Ich befand mich im Recht; ich habe immer Gutes getan, wo ich konnte, und das Schlechte nur, wo ich mußte. Im Verzeihen liegt nicht immer die Gerechtigkeit!«

Es trat ein kurzes Schweigen ein, dann wiederholte Kapitän Nemo seine Frage:

»Was denken Sie von mir, Sir?«

Cyrus Smith ergriff die Hand des Kapitäns und sprach mit ernster Stimme:

»Kapitän, Ihr Unrecht liegt darin, geglaubt zu haben, man könne die Vergangenheit zurückrufen; Sie haben gegen den notwendigen Fortschritt gekämpft! Es ist das einer der Irrtümer, den die einen bewundern, die andern verdammen, und über die Gott allein zu urteilen vermag. Wer in einer für gut gehaltenen Absicht irrt, den kann man wohl bekämpfen, aber man muß ihn achten. Ihr Irrtum ist von der Art, daß er der Bewunderung gewiß ist, und Sie haben das

Urteil der Geschichte nicht zu scheuen; sie liebt die heroischen Irrtümer, wenn sie auch ihre Folgen verdammt.«

Kapitän Nemos Brust hob sich und seine Hand streckte sich gen Himmel.

»Hatte ich recht, hatte ich unrecht!« murmelte er.

Cyrus Smith fuhr fort:

»Alle guten Taten steigen zu Gott empor, von dem sie herstammen. Kapitän Nemo, die Männer, die Sie hier um sich sehen, die, denen Sie Ihre Hilfe geliehen haben, werden nicht aufhören, Sie zu beweinen!«

Harbert hatte sich dem Kapitän genähert. Er umschlang seine Knie, nahm seine Hand und küßte sie. Eine Zähre quoll aus den Augen des Sterbenden. »Mein Kind«, flüsterte er, »Gott segne dich …!«

17. KAPITEL

Die letzten Stunden von Kapitän Nemo. – Der Wille des Sterbenden. – Eine Erinnerung an seine Freunde von einem Tag. – Kapitän Nemos Sarg. – Einige Ratschläge für die Kolonisten. – Der letzte Augenblick. – Im Grunde des Meeres.

Der Tag war gekommen. Doch kein Lichtstrahl drang in diese tiefe Höhle. Das jetzt wieder hohe Meer verschloß ihren Eingang. Das künstliche Licht aber, das in Strahlenbündeln aus den Seiten der ›Nautilus‹ blitzte, hatte sich nicht geschwächt, und immer noch glitzerte die Wasserfläche rings um den schwimmenden Apparat.

Vor übergroßer Ermattung war Kapitän Nemo wieder auf den Diwan zurückgesunken. Man konnte gar nicht daran denken, ihn etwa nach dem Granithaus zu schaffen, denn er bestand fest darauf, mitten unter diesen, nicht mit Millionen bezahlbaren Wundern der ›Nautilus‹ zu bleiben, und hier den Tod zu erwarten, der ihm nicht mehr fern sein konnte.

Während einer lange anhaltenden Bewußtlosigkeit beobachtete Cyrus Smith und Gedeon Spilett aufmerksam den Zustand des Kranken. Es lag auf der Hand, daß der Kapitän allmählich verging. Die Kräfte schwanden diesem sonst so nervigen Körper, jetzt die zerbrechliche Hülle einer Seele, die ihr eben entfliehen wollte. Sein ganzes Leben pulsierte nur noch im Herzen und im Kopf.

Der Ingenieur und der Reporter berieten sich mit leiser Stimme. Konnte man diesem Sterbenden irgendeine Hilfe bringen? Ihn, wenn nicht retten, doch noch für wenige Tage erhalten? Er selbst hatte es zwar gesagt, daß es für ihn keine Hilfe mehr gäbe, und ohne Furcht erwartete er den herannahenden Tod.

»Hier ist unsere Kunst am Ende«, sagte Gedeon Spilett.

»Aber woran stirbt er?« fragte Pencroff.

»Er löscht aus«, antwortete der Reporter.

»Aber käme er«, fuhr der Seemann fort, »vielleicht wieder mehr zum Leben, wenn wir ihn in die freie Luft und in die Sonne schafften?«

»Nein, Pencroff«, erwiderte der Ingenieur, »hier ist nichts zu versuchen. Zudem würde Kapitän Nemo gar nicht zu-

stimmen, seinen Bord zu verlassen. 30 Jahre lang hat er auf der ›Nautilus‹ gelebt; er will auch auf dem Schiff sterben.«

Ohne Zweifel vernahm Kapitän Nemo diese Antwort Cyrus Smiths, denn er erhob sich ein wenig und sagte mit schwacher, aber verständlicher Stimme:

»Sie haben recht, Sir. Ich muß und will hier sterben. Doch habe ich noch eine Bitte an euch alle.«

Cyrus Smith und seine Gefährten näherten sich dem Diwan und legten dessen Kissen so, daß der Sterbende besser gestützt war.

Da konnte man seinen Blick noch einmal über all die Wunder des Salons schweifen sehen, dessen Arabesken von dem elektrischen Licht glänzend hervorgehoben wurden. Eines nach dem andern sah er die an den prächtigen Tapeten der Wände hängenden Gemälde an, Meisterwerke der italienischen, holländischen und spanischen Schule, die marmornen und bronzenen Statuetten auf ihren Gestellen, die herrliche Orgel an der Rückwand, dann ein Aquarium in der Mitte, in dem sich die schönsten Produkte des Meeres aus dem Pflanzen- und Tierreich befanden, neben ganzen Reihen der kostbarsten Perlen, und endlich hafteten seine Blicke auf der Inschrift dieses Museums, der Devise der ›Nautilus‹:

Mobilis in mobili

Es schien, als wolle er einen letzten Liebesblick werfen auf diese Meisterwerke der Natur und Kunst, mit denen er

während seines so langen Aufenthalts auf dem Grund der Meere seinen Horizont umgrenzt hatte.

Cyrus Smith respektierte das Schweigen von Kapitän Nemo. Er wartete darauf, daß der Sterbende das Wort ergreifen würde.

Nach einigen Minuten, in denen er ohne Zweifel sein ganzes früheres Leben in seinem Geiste vorüberziehen sah, wandte sich der Kapitän an die Kolonisten und sagte:

»Sie glauben mir einige Erkenntlichkeit zu schulden, meine Herren …?«

»Kapitän, wir gäben unser Leben darum, das Ihrige zu verlängern.«

»Gut«, fuhr Kapitän Nemo fort, »gut! Versprechen Sie mir, meinen letzten Willen zu erfüllen, und ich werde abgefunden sein für alles, was ich für Sie tat.«

»Wir geloben es«, antwortete Cyrus Smith für sich und seine Freunde.

»Meine Herren«, fuhr der Kapitän fort, »morgen werde ich tot sein.«

Mit einem Zeichen wehrte er Harbert ab, der dem widersprechen wollte.

»Morgen bin ich tot, und ich wünsche kein anderes Grab zu erhalten als die ›Nautilus‹. Sie sei mein Sarg! All meine Freunde ruhen in tiefem Meeresschoß, ich will es auch.«

Ein tiefes Schweigen folgte diesen Worten von Kapitän Nemo.

»Hören Sie mich an, meine Herren«, begann er wieder. »Die ›Nautilus‹ ist in dieser Grotte, deren Grund sich am

Eingang emporgehoben hat, gefangen. Vermag sie aber auch diesen Kerker nicht zu verlassen, so kann sie doch auf seinen Grund niedersinken und dort meine sterbliche Hülle umschließen.«

In ernster religiöser Stimmung vernahmen die Kolonisten die Worte des Sterbenden.

»Morgen, nach meinem Ableben, Mr. Smith«, fuhr der Kapitän fort, »werden Sie und Ihre Gefährten die ›Nautilus‹ verlassen, denn alle Schätze, die sie enthält, sollen mit mir untergehen. Ein einziges Andenken von Prinz Dakkar möge Ihnen verbleiben. Der Koffer … dort … enthält mehrere Millionen an Diamanten, zum größten Teil Erinnerungen an jene Zeit, da ich als Vater und Gatte beinah an das Glück geglaubt hätte; dazu eine Anzahl Perlen, die ich mit meinen Freunden auf dem Boden der Meere gesammelt habe. Mit diesen Schätzen in der Hand werden Sie dereinst manches Gute stiften können. Für Männer wie Sie, Mr. Smith, und Ihre Gefährten wird das Gold keine Gefahr haben. Ich werde also auch da oben beteiligt sein an Ihren Werken und scheue sie nicht!«

Nach kurzer, durch die äußerste Schwäche bedingter Erholung fuhr Kapitän Nemo mit folgenden Worten fort:

»Morgen nehmen Sie diesen Koffer, verlassen den Salon und schließen dessen Tür, dann begeben Sie sich auf die Plattform und verschließen deren Lukendeckel fest mit den zugehörigen Bolzen.«

»Es soll geschehen, Kapitän«, sagte Cyrus Smith.

»Gut. Sie schiffen sich sodann auf dem Boot ein, das Sie

hierherbrachte. Doch vor dem Verlassen der ›Nautilus‹ rudern Sie an ihr Heck und öffnen da zwei in der Schwimmlinie befindliche Hähne. Das Wasser wird dadurch in die Reservoirs eindringen und die ›Nautilus‹ langsam versinken, um im tiefen Abgrund zu ruhen.«

Auf eine unwillkürliche Bewegung Cyrus Smiths fügte der Kapitän hinzu:

»Fürchten Sie nichts – Sie werden nur einen Toten versenken.«

Weder Cyrus Smith noch einer seiner Gefährten wagten Kapitän Nemo einen Einwurf zu machen. Er vertraute ihnen seinen letzten Willen an – sie hatten diesem einfach nachzukommen.

»Ich habe ihre Zusage, meine Herren?« fragte Kapitän Nemo.

»Sie haben sie, Kapitän«, erwiderte der Ingenieur.

Der Kapitän dankte durch eine Bewegung und bat die Kolonisten, ihn für einige Stunden allein zu lassen. Gedeon Spilett wollte zwar darauf bestehen, bei ihm zu bleiben, falls eine Krisis einträte; aber der Sterbende wies es mit den Worten ab:

»Bis morgen lebe ich noch, Sir!«

Alle verließen den Salon, durchschritten die Bibliothek, den Speisesaal und gelangten am Bug in den Maschinenraum, worin die elektrischen Apparate aufgestellt waren, die der ›Nautilus‹ gleichzeitig mit der bewegenden Kraft auch Licht und Wärme lieferten.

Die ›Nautilus‹, selbst ein Meisterwerk, war wiederum voller Meisterwerke, die den Ingenieur entzückten.

Die Kolonisten bestiegen die Plattform, die 7 bis 8 Fuß über das Wasser emporragte. Dort streckten sie sich neben einer dicken Glaslinse hin, die eine große runde Öffnung bedeckte, aus der eine Lichtgarbe hervorschoß. Hinter dieser Öffnung befand sich eine Kabine mit dem Steuerruder für den Bootsmann, wenn er die ›Nautilus‹ durch ihre flüssige Umgebung lenkte, die von den elektrischen Strahlen auf eine weite Strecke hin erleuchtet wurde.

Cyrus Smith und seine Gefährten sprachen zuerst kein Wort, denn sie waren zu tief ergriffen von dem, was sie eben gesehen und gehört hatten, und das Herz stand ihnen still bei dem Gedanken, daß der, dessen Arm ihnen so oft geholfen, daß ihr Beschützer, den sie erst seit wenigen Stunden kennengelernt, am Vorabend seines Todes stehe!

Wie auch das Urteil der Nachwelt einst über diese fast außermenschliche Existenz ausfallen mochte, Prinz Dakkar mußte immer eine jener ungewöhnlichen Erscheinungen bleiben, deren Andenken nie verlischt.

»Das ist ein Mann!« sagte Pencroff. »Sollte man glauben, daß er so auf dem Meeresgrund gelebt hat! Und wenn ich bedenke, daß er auch dort vielleicht nicht mehr Ruhe fand als anderswo!«

»Die ›Nautilus‹«, bemerkte Ayrton, »hätte uns vielleicht dazu dienen können, die Insel Lincoln zu verlassen und bewohntes Land aufzusuchen.«

»Alle Teufel!« rief Pencroff, »ich möchte es nicht wagen,

ein solches Schiff zu führen. Auf dem Meer segeln – recht gut, aber unter den Meeren, nein!«

»Mir scheint«, warf der Reporter ein, »daß die Behandlung eines submarinen Apparats, wie die ›Nautilus‹, nicht zu schwierig sein könne, Pencroff, und daß wir uns bald darin zurechtfinden würden. Da sind keine Stürme, ist keine Strandung zu fürchten. Wenige Fuß unter der Oberfläche sind ja die Gewässer des Meeres so ruhig wie die eines Sees.«

»Möglich!« versetzte der Seemann, »mir ist aber ein frischer Wind an Bord eines gut ausgerüsteten Fahrzeugs lieber. Ein Schiff wird gebaut, um auf dem Wasser zu fahren, nicht darunter.«

»Meine Freunde«, mischte sich der Ingenieur ein, »es ist wenigstens im Hinblick auf die ›Nautilus‹ ganz unnütz, die Frage wegen der unterseeischen Schiffe zu erörtern. Die ›Nautilus‹ gehört uns nicht, und wir haben kein Recht, über sie zu verfügen. Übrigens würde auch sie uns jetzt in keinem Fall etwas nützen können. Abgesehen davon, daß sie diese Höhle, deren Eingang durch Aufsteigen ihres Basaltbodens verengt wurde, gar nicht zu verlassen vermag, wünscht Kapitän Nemo, daß sie nach seinem Tod mit ihm versenkt wird. Sein Wille ist uns heilig, wir werden danach handeln.«

Cyrus Smith und seine Gefährten stiegen nach einem noch längere Zeit fortgesetzten Gespräch wieder in das Innere der ›Nautilus‹ herab. Dort nahmen sie etwas Nahrung zu sich und betraten dann wieder den Salon.

Kapitän Nemo war aus der Betäubung, die ihn umfing, wieder erwacht, und seine Augen glänzten in dem früheren Feuer, während ein Zug wie ein Lächeln um seine Lippen spielte.

Die Kolonisten näherten sich ihm.

»Meine Herren«, begann der Kapitän, »Sie sind mutige, brave und gute Männer. Sie haben sich alle rücksichtslos ihrem gemeinschaftlichen Werk gewidmet. Ich habe sie beobachtet. Ich liebte sie und liebe sie noch …! Ihre Hand, Mr. Smith!«

Cyrus Smith reichte die Hand dem Kapitän, der sie voll Innigkeit drückte.

»Schön, schön!« murmelte er.

Dann fuhr er fort:

»Genug nun von mir! Ich habe noch von ihnen selbst und der Insel Lincoln, auf der sie eine Zuflucht fanden, zu sprechen … Sie haben vor, sie zu verlassen?«

»Um auch wiederzukehren, Kapitän!« bemerkte Pencroff schnell.

»Wiederzukehren …? Ich weiß schon, Pencroff«, antwortete lächelnd der Kapitän, »wie sehr Sie an dieser Insel hängen. Sie ist durch ihrer aller Sorgfalt zu dem geworden, was sie jetzt ist; sie gehört Ihnen mit vollem Recht.«

»Wir hatten die Absicht, Kapitän«, sagte Cyrus Smith, »die Vereinigten Staaten damit zu beschenken und unserer Marine dort eine Station zu schaffen, die mitten im Pazifik gar nicht besser liegen könnte.«

»Sie denken an Ihr Vaterland, meine Herren«, antwor-

tete der Kapitän. »Sie arbeiten für sein Gedeihen, für seinen Ruhm. Sie tun recht daran! Das Vaterland …! Dorthin muß man zurückkehren – dort die Augen schließen …! Und ich, ich sterbe fern von allem, was ich einst liebte!«

»Hätten Sie noch einen Wunsch zu übermitteln?« fragte lebhaft der Ingenieur, »ein Andenken an die Freunde zu überbringen, die Sie vielleicht in den Bergen Indiens zurückließen?«

»Nein, Mr. Smith; ich habe keine Freunde mehr. Ich bin der letzte meines Stammes … längst schon tot für alle, die ich kannte … Doch kommen wir auf Sie zurück. Die Einsamkeit und Isoliertheit sind sehr traurige Dinge und überschreiten die menschlichen Kräfte … Ich sterbe, weil ich glaubte, man könne allein leben!… Sie dürfen also nichts unversucht lassen, die Insel Lincoln zu verlassen und das Land wiederzusehen, in dem Ihre Wiege stand. Ich weiß, daß jene Schurken Ihr selbst erbautes Schiff zerstört haben …«

»Wir konstruieren jetzt ein neues«, sagte Gedeon Spilett, »ein Schiff von hinreichender Größe, um uns bis zum nächsten Land zu tragen; ob wir die Insel aber früher oder später zu verlassen vermögen, immer werden wir sie wieder aufsuchen. Uns fesseln zu viele Erinnerungen daran, um sie je vergessen zu können.«

»Hier war es, wo wir Kapitän Nemo kennenlernten«, sagte Cyrus Smith.

»Nur hier werden wir die ungetrübte Erinnerung an ihn wiederfinden«, fügte Harbert hinzu.

»Und hier will ich im ewigen Schlafe ruhen, wenn …« antwortete der Kapitän.

Er zögerte, und statt den Satz zu vollenden, sagte er nur:

»Mr. Smith, ich möchte mit Ihnen reden … allein mit Ihnen.«

Die Gefährten des Ingenieurs achteten den Wunsch des Sterbenden und zogen sich zurück.

Cyrus Smith blieb einige Minuten allein mit Kapitän Nemo und rief bald seine Freunde zurück, aber er sagte ihnen nichts von den Geheimnissen, die der Sterbende ihm anvertraut hatte.

Gedeon Spilett wandte kein Auge mehr von dem Kranken. Offenbar hielt sich der Kapitän nur noch kraft einer moralischen Energie, die aber doch bei seiner zunehmenden Schwäche nicht von Dauer sein konnte.

Der Tag ging jedoch ohne merkliche Veränderung zu Ende. Die Kolonisten verließen die ›Nautilus‹ keinen Augenblick. Die Nacht war gekommen, obgleich man davon in dieser Höhle nichts bemerkte.

Kapitän Nemo litt nicht, aber er ging ein. Sein edles, bei dem nahen Tod erbleichtes Gesicht war ruhig. Seine Lippen flüsterten manchmal einige kaum verständliche Worte, die sich auf die verschiedenen Ereignisse seines außergewöhnlichen Lebens bezogen. Man fühlte an den schon erkalteten Gliedern, wie das Leben langsam aus diesem Körper entwich.

Noch ein- oder zweimal richtete er das Wort an die ihn

umringenden Kolonisten und lächelte ihnen mit jenem letzten Lächeln zu, das oft auch bis nach dem Tod anhält.

Endlich, kurz nach Mitternacht, machte Kapitän Nemo seine letzte Bewegung und kreuzte die Arme vor der Brust, als wolle er in dieser Haltung sterben.

Gegen 1 Uhr morgens schien seine ganze Lebensenergie nur noch in seinem Blick konzentriert. Das letzte Feuer funkelte in diesem Augapfel, aus dem früher Flammen sprühten. Dann murmelte er die Worte:

»Gott und Vaterland!« und hauchte sanft den letzten Atem aus.

Cyrus Smith beugte sich über ihn und drückte die Augen dem zu, der früher Prinz Dakkar gewesen und jetzt nicht einmal mehr Kapitän Nemo war.

Harbert und Pencroff weinten. Ayrton trocknete sich heimlich eine Träne. Nab lag neben dem zur Statue erstarrten Reporter auf den Knien.

Cyrus Smith erhob die Hand über dem Haupt des Verblichenen und sprach:

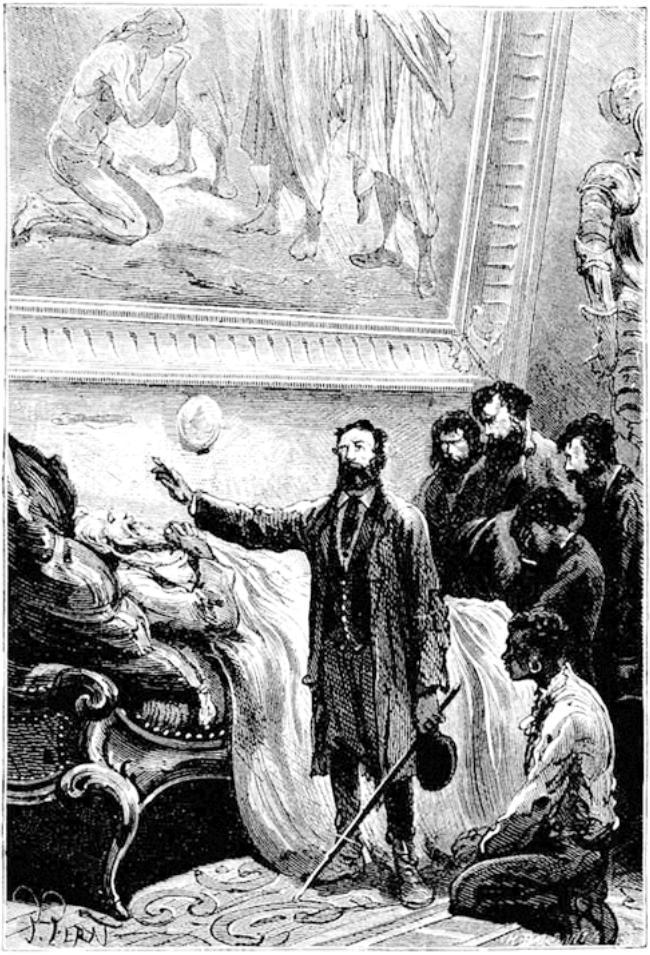
»Gott nehme seine Seele in Gnaden auf!« Dann wandte er sich zu seinen Freunden und sagte:

»Laßt uns beten für den, den wir verloren haben!«

. . . . . .

Einige Stunden später erfüllten die Kolonisten das dem Kapitän gegebene Versprechen und kamen seinem letzten Willen nach.

Cyrus Smith und seine Gefährten verließen die ›Nautilus‹ und nahmen das einzige von ihrem Wohltäter ver-



machte Andenken, jenen Koffer, der hundert Vermögen enthielt, mit sich.

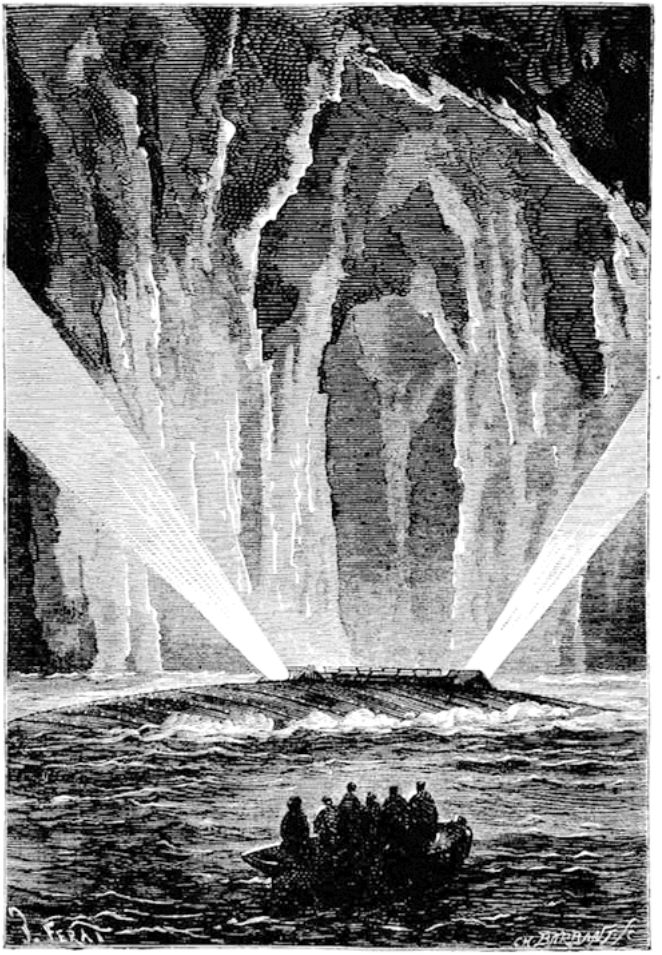
Der prächtige, lichtdurchströmte Salon wurde sorgsam verschlossen, die eiserne Falltür der Luke so dicht verschraubt, daß kein Tropfen Wasser in die inneren Räume der ›Nautilus‹ dringen konnte.

Dann begaben sich die Kolonisten in das an der Seite des unterseeischen Schiffes befestigte Boot und mit diesem ans Heck der ›Nautilus‹.

Dort öffneten sie zwei in der Wasserlinie befindliche große Hähne, die mit den zur Belastung des ganzen Apparats dienenden Reservoiren in Verbindung standen.

Die Behälter füllten sich, die ›Nautilus‹ sank allmählich tiefer und verschwand endlich ganz unter der Wasserfläche.

Die Kolonisten konnten sie mit den Augen noch weit in die Tiefe verfolgen. Ihr mächtiges Licht erhellte die klaren Gewässer, während sich die Höhle nach und nach in Dunkel hüllte. Endlich verlosch der Glanz der starken elektrischen Effluvien, und bald ruhte die ›Nautilus‹, jetzt der Sarg ihres Kapitäns Nemo, auf dem Grund des Meeres.



18. KAPITEL

Gedanken der Kolonisten. – Wiederaufnahme der Arbeiten. – Der 1. Januar 1869. – Eine Rauchhaube auf der Spitze des Franklin. – Erste Symptome eines Ausbruchs. – Ayrton und Cyrus Smith in der Hürde. – Untersuchung der Dakkar-Krypta. – Was Kapitän Nemo dem Ingenieur gesagt hatte.

Mit Anbruch des Tages hatten die Kolonisten schweigend den Eingang der Höhle wieder erreicht, der sie zum Andenken an Kapitän Nemo den Namen ›Dakkar-Krypta‹ gaben. Das Meer war jetzt niedrig, und sie konnten bequem unter dem Bogen passieren, an dessen Fuß die Wellen spielten.

Das eiserne Boot blieb an dieser Stelle, so daß es vor den Wogen stets geschützt war. Aus übertriebener Vorsorge zogen es Pencroff, Nab und Ayrton noch auf den schmalen Strand, der an einer Seite der Höhle hinlief und es vor jeder Gefährdung durch das Wasser bewahrte.

Das Gewitter hatte in der Nacht ausgetobt. Im Westen verhallte eben der letzte leise Donner. Es regnete nicht mehr, doch war der Himmel mit dichten Wolken bedeckt. Der ganze Oktober, der Anfang des südlichen Frühlings, ließ sich überhaupt nicht schön an, und der Wind zeigte stets eine Neigung, von einem Punkt des Kompasses zum andern zu springen, deutete also nie auf beständige Witterung.

Cyrus Smith und seine Gefährten schlugen, als sie die Krypta verließen, wieder den Pfad zur Hürde ein. Auf dem Weg unterließen Nab und Harbert nicht, den Draht, den der Kapitän zwischen der Hürde und der Höhle gelegt hatte,

freizulegen und mitzunehmen, da man ihn später gut gebrauchen konnte.

Unterwegs sprachen die Kolonisten wenig. Die verschiedenen Vorgänge dieser Nacht vom 15. auf den 16. Oktober hatten sie tief ergriffen. Dieser Unbekannte, dessen Einfluß sie so sichtbar beschützte, dieser Mann, aus dem ihre Phantasie einen Genius gemacht hatte, Kapitän Nemo, war nicht mehr. Seine ›Nautilus‹ war mit ihm im tiefen Abgrund begraben. Allen kam es vor, als seien sie jetzt verlassener denn je. Sie hatten sich sozusagen daran gewöhnt, auf diese mächtige Intervention zu rechnen, die ihnen von heute an fehlte, und auch Gedeon Spilett und Cyrus Smith konnten sich dieses Eindrucks nicht erwehren. Sie bewahrten alle tiefes Schweigen, indem sie dem Weg nach der Hürde folgten.

Gegen 9 Uhr morgens waren die Kolonisten in das Granithaus zurückgekehrt.

Man hatte beschlossen, den Bau des Schiffes so sehr wie möglich zu fördern, und Cyrus Smith widmete dieser Arbeit seine Kräfte mehr denn je. Was die Zukunft brachte, wußte ja niemand. Den Kolonisten gewährte es doch eine gewisse Beruhigung, ein Schiff zur Hand zu haben, das auch schlechtem Wetter zu trotzen vermochte und groß genug war, nötigenfalls eine weitere Fahrt damit zu unternehmen. Sollten die Kolonisten sich auch nach Fertigstellung des Fahrzeugs noch nicht sogleich entschließen, die Insel zu verlassen und entweder den Polynesischen Archipel oder Neuseeland zu erreichen, so mußten sie sich doch auf die Insel Tabor begeben, um dort das Dokument bezüglich

Ayrtons niederzulegen. Diese Vorsorge schien unabwendbar für den Fall, daß die schottische Yacht in diese Meere zurückkehren sollte.

Die Arbeiten wurden also wieder aufgenommen. Alle halfen bei der Zimmerarbeit, wenn sie durch nichts anderes in Anspruch genommen waren. In 5 Monaten, das heißt zu Anfang März, mußte das neue Fahrzeug bereit sein, wenn man die Insel Tabor noch besuchen wollte, bevor die Äquinoktialstürme hereinbrachen, welche die Überfahrt fast unmöglich machen konnten. So verloren die Werkleute denn auch keinen Augenblick. Übrigens brauchten sie sich nicht um die Zurichtung der Takelage zu kümmern, da die der ›Speedy‹ vollständig geborgen worden war. Nur der Rumpf des Schiffes mußte also gebaut werden.

Das Ende des Jahres 1868 verrann mitten unter diesen wichtigen Arbeiten, fast mit Auschluß jeder anderen Tätigkeit. Nach Verlauf von 2 ½ Monaten standen die Rippen alle an ihrer richtigen Stelle, und die ersten Planken wurden aufgepaßt. Man konnte schon beurteilen, daß Cyrus Smiths Pläne ganz ausgezeichnet entworfen waren, und daß das Schiff sich auf dem Wasser gut halten würde. Pencroff befleißigte sich der Arbeit mit wahrhaft verzehrendem Eifer und genierte sich nicht, zu murren, wenn der eine oder andere die Zimmermannsaxt mit der Jagdflinte vertauschte. Dennoch machte es sich notwendig, mit Rücksicht auf den nächsten Winter, die Vorräte des Granithauses zu vervollständigen. Das kümmerte aber den wackeren Seemann nicht; er war unzufrieden, wenn es der Werft an Leuten

fehlte. Dann verrichtete er, wenn auch knurrend, die Arbeit für sechs Mann.

Der ganze Sommer brachte schlechte Witterung. Einige Tage waren drückend heiß, und sofort entlud sich die mit Elektrizität gesättigte Atmosphäre in heftigen Gewittern. Nur selten hörte man keinen entfernten Donner. Immer tönte ein dumpfes Murmeln, wie man es in den Äquatorialgegenden der Erde zu hören gewohnt ist.

Der 1. Januar 1869 zeichnete sich durch ein sehr heftiges Gewitter aus, bei dem es mehrmals auf der Insel einschlug. Große Bäume wurden von dem Fluidum getroffen und zersplittert, unter anderen einer der ungeheuren Nesselbäume, die den Hühnerhof am Südende des Sees beschatteten. Stand diese Naturerscheinung in irgendeinem Zusammenhang mit den Vorgängen, die sich im Innern der Erde abspielten? Gab es ursächliche Verbindungen zwischen diesen Bewegungen in der Luft und denen in den verborgenen Massen des Erdinnern? Cyrus Smith war versucht, das zu glauben, denn das Auftreten der Gewitter fiel mit der Verstärkung der vulkanischen Erscheinungen zusammen.

Am 3. Januar bemerkte Harbert, der mit Tagesanbruch auf das Plateau der Freien Umschau gestiegen war, um eines der Onager zu satteln, eine ungeheure Rauchhaube, die den Gipfel des Franklin verbarg.

Harbert meldete das den Kolonisten, die sofort nachkamen, um die Spitze des Franklin-Bergs zu beobachten.

»Ah«, rief Pencroff, »dieses Mal sind das keine Dünste

mehr! Mir scheint, der Riese begnügt sich nicht mehr nur zu atmen, sondern beginnt zu rauchen!«

Das von dem Seemann gebrauchte Bild entsprach vollkommen den Veränderungen, die sich an der Mündung des Vulkans vollzogen hatten. Schon seit 3 Monaten stiegen aus dem Krater mehr oder weniger dichte Dämpfe hervor, die aber nur von einem Sieden der mineralischen Bestandteile seines Innern herrührten. Jetzt begleitete diese Dämpfe ein dicker Rauch, der sich als grauliche Säule erhob, die unten wohl 2 - bis 300 Fuß breit war und sich oben, wie ein riesiger Pilz, auf 7 - bis 800 Fuß ausbreitete.

»Jetzt ist Feuer im Kamin«, sagte Gedeon Spilett.

»Das wir nicht werden löschen können«, fügte Harbert hinzu.

»Man sollte die Vulkane fegen«, bemerkte Nab, der ganz ernsthaft zu sprechen schien.

»Bravo, Nab«, rief Pencroff, »gibst du dich zum Kaminfeger her?«

Und Pencroff brach in helles Lachen aus.

Aufmerksam betrachtete Cyrus Smith den dicken aus dem Franklin-Berg aufwirbelnden Rauch und horchte gespannt, ob er ein entferntes Getöse vernähme. Dann sagte er, zu seinen Gefährten zurückkehrend, von denen er sich ein wenig entfernt hatte:

»In der Tat, meine Freunde, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß eine wichtige Veränderung eingetreten ist. Die vulkanischen Materien sind jetzt nicht mehr nur im Sieden, sie

haben Feuer gefangen, und gewiß sind wir in nächster Zeit durch einen Ausbruch bedroht.«

»Nun gut, Mr. Smith«, entgegnete Pencroff, »dann werden wir ja die Eruption sehen und Beifall klatschen, wenn sie schön ausfällt. Ich meine, wir haben nicht nötig, uns darum graue Haare wachsen zu lassen.«

»Nein, Pencroff«, antwortete Cyrus Smith, »denn noch ist der alte Weg für die Lava offen, und Dank seiner Form hat der Krater sie bis jetzt nach Norden ausgestoßen und doch …«

»Und doch«, fiel der Reporter ein, »da wir keinen Vorteil von einer solchen Eruption haben werden, wäre es weit besser, sie unterbliebe ganz.«

»Wer weiß?« erwiderte der Seemann. »Vielleicht steckt da im Krater irgendeine nützliche und kostbare Substanz, die er so freundlich ist auszuspeien, und aus der wir später Vorteil ziehen.«

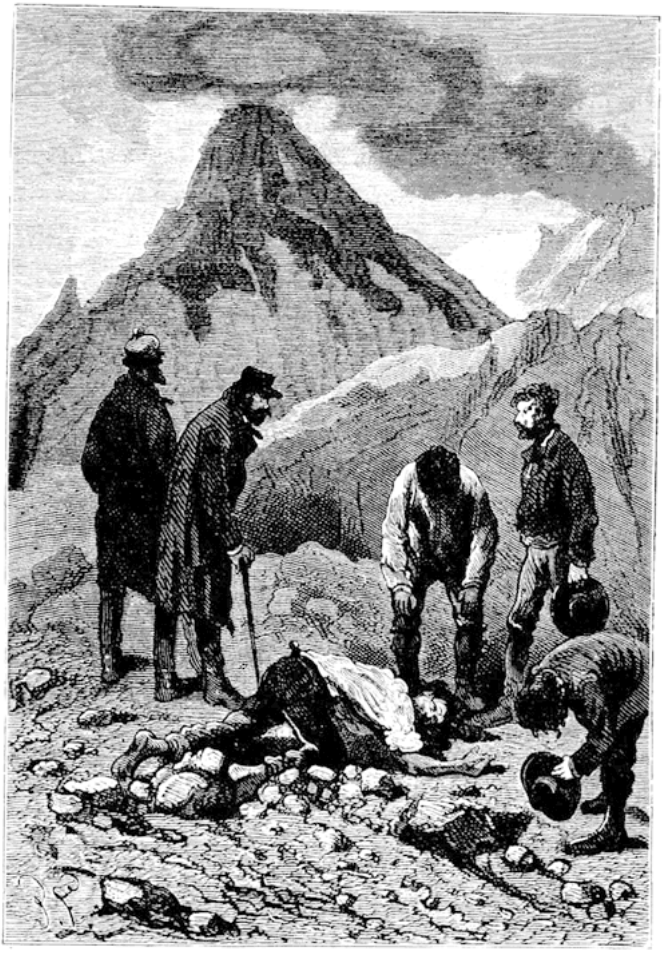
Cyrus Smith schüttelte den Kopf wie jemand, der sich von der so plötzlich auftretenden Naturerscheinung nichts Gutes versprach. Er nahm die Folgen eines Ausbruchs nicht so leicht wie Pencroff. Wenn die Lavamassen auch infolge der Gestaltung des Kraters die bewaldeten und kultivierten Teile der Insel nicht bedrohten, so konnten doch andere Komplikationen eintreten. Denn wirklich sind Eruptionen nicht selten von Erderschütterungen begleitet, und ein Stück Land von der Natur der Insel Lincoln, die aus so verschiedenen Materialien bestand, aus Basalt auf der einen Seite, Granit auf der andern, aus Lava im Norden und lo-

ckerem Boden im Süden, aus Bestandteilen also, die nicht fest miteinander verbunden sein konnten, lief wohl Gefahr, dabei zum Teil gesprengt zu werden. Wenn von der Ausbreitung der vulkanischen Massen auch nichts Besonderes zu fürchten war, so mußte doch jede Bewegung des Gerüstes der Erde für die Insel sehr ernsthafte Folgen nach sich ziehen.

»Mir scheint«, sagte Ayrton, der sein Ohr auf den Erdboden gedrückt hatte, »mir scheint, ich höre ein entferntes Rollen, wie von einem mit Eisenstangen beladenen Wagen.«

Die Kolonisten horchten mit gespannter Aufmerksamkeit und mußten bestätigen, daß Ayrton sich nicht täuschte. Dem rollenden Ton mischte sich bald ein unterirdisches Poltern bei und bildete ein Crescendo und Decrescendo, das endlich ganz schwieg, so als habe ein starker Wind im Innern der Erde geweht. Noch ließ sich aber keine eigentliche Detonation hören. Man konnte also daraus schließen, daß Rauch und Dampf durch den zentralen Kamin noch ungehindert Ausgang fanden und daß, wenn das Sicherheitsventil genügend weit war, keine Verschiebung der Bergmassen und keine Explosion stattfinden würde.

»Nun«, begann Pencroff, »wollen wir dann nicht wieder an die Arbeit gehen? Mag doch der Franklin-Berg rauchen, rollen und poltern, Feuer und Flammen speien, soviel er will, das ist doch für uns kein Grund, die Hände in den Schoß zu legen! Vorwärts, Ayrton, Nab, Harbert, Mr. Cyrus, Mr. Spilett, heute muß jeder mit Hand anlegen! Wir



wollen die Barkhölzer befestigen, und dazu wird ein Dutzend Arme nicht zuviel sein. Ich will unsere neue ›Bonadventure‹ – denn diesen Namen behalten wir doch bei – in 2 Monaten auf dem Wasser des Ballonhafens schwimmen sehen! Wir haben also keine Stunde zu verlieren!«

Alle Kolonisten, deren Hilfe Pencroff angerufen hatte, begaben sich zum Zimmerplatz und gingen daran, die Barkhölzer anzulegen; das sind dicke Planken, die ein Fahrzeug umschließen und die Rippenpaare des Rumpfs fest verbinden. Das verursachte eine lange und beschwerliche Arbeit, bei der alle mit anpacken mußten.

Man war also am 3. Januar den ganzen Tag über unausgesetzt tätig, ohne sich um den Vulkan zu kümmern, der übrigens vom Strand vor dem Granithaus aus gar nicht zu sehen war. Aber wiederholt wurde die Sonne von dunklen Wolken verschleiert, die der Wind nach Westen hinaustrieb. Cyrus Smith und Gedeon Spilett bemerkten diese vorübergehenden Verfinsterungen sehr wohl und sprachen mehrmals von den Fortschritten, welche die vulkanischen Erscheinungen machten, ohne dabei ihre Arbeit zu unterbrechen. Zudem war es von höchstem Interesse, das Schiff in möglichst kurzer Zeit zu vollenden. Die Sicherheit der Kolonie schien angesichts der drohenden Eventualitäten dadurch umfassender gewährleistet. Wer konnte sagen, ob dieses Schiff ihnen vielleicht nicht noch einmal die letzte Zuflucht bot?

Nach dem Abendessen begaben sich Cyrus Smith, Gedeon Spilett und Harbert mehrmals auf das Plateau. Schon wurde es dunkel und man mußte dabei leichter zu erkennen

vermögen, ob sich dem Rauch vielleicht Flammen oder glühende Auswurfstoffe beimischten.

»Der Krater steht in Brand!« rief Harbert, der, flinker als seine Gefährten, zuerst das Plateau erstiegen hatte.

Der etwa 6 Meilen entfernte Franklin-Berg erschien wie eine riesige Fackel, an deren Spitze rauchige Flammen züngelten. Wahrscheinlich waren sie noch mit zu viel Rauch und Schlacken vermischt, als daß sie einen helleren Schein hätten geben können. Doch lag ein fahler Glanz auf den waldigen Teilen der Insel. Weitverbreitete Rauchwirbel wälzten sich am Himmel hin, an dem da und dort einzelne Sterne blinkten.

»Die Fortschritte sind rapid!« sagte er Ingenieur.

»Das ist nicht zu verwundern«, meinte der Reporter. »Das Erwachen des Vulkans datiert schon von geraumer Zeit her. Sie erinnern sich, Cyrus, daß die ersten Dünste sichtbar wurden, als wir die Ausläufer des Franklin-Bergs nach dem Zufluchtsort von Kapitän Nemo durchsuchten. Das war, wenn ich nicht irre, am 15. Oktober.«

»Ja!« antwortete Harbert, »wenigstens seitdem wir ihn fanden, und das ist nun 2 ½ Monate her!«

»Die unterirdischen Feuer haben also 10 Wochen lang gebrütet«, fuhr Gedeon Spilett fort, »und es ist nicht erstaunlich, daß sie jetzt mit solcher Heftigkeit ausbrechen.«

»Fühlen Sie nicht manchmal ein gewisses Erzittern des Bodens?« fragte Cyrus Smith.

»Gewiß«, antwortete Gedeon Spilett, »aber von da bis zu einem Erdbeben …«

»Ich behaupte nicht, daß wir von einem Erdbeben bedroht wären«, erwiderte Cyrus Smith, »und davor möge uns Gott behüten! Nein, diese Vibrationen rühren nur von dem inneren Feuer her. Die Erdrinde ist ja nichts anderes als die Wand eines Dampfkessels, und Sie wissen, daß eine Kesselwand unter dem Druck der Dämpfe wie eine tönende Platte erzittert. Diese Erscheinung ist es, die wir eben jetzt bemerken.«

»Oh, die prächtigen Feuergarben!« rief Harbert.

In diesem Augenblick sprang aus dem Krater ein wahres Feuerwerk auf, dessen Glanz die Dämpfe nicht zu trüben vermochten. Tausend glühende Stücke und leuchtende Punkte flogen nach allen Richtungen auseinander. Einige von ihnen drangen bis über die Rauchhaube hinaus, zerrissen sie und ließen einen wahrhaften Feuerstaub zurück. Dieser Ausbruch war von aufeinanderfolgenden Detonationen, wie etwa beim Abfeuern einer Mitrailleuse, begleitet.

Cyrus Smith, der Reporter und der junge Mann begaben sich, nachdem sie eine Stunde lang auf dem Plateau verweilt hatten, zum Strand und in das Granithaus zurück. Der Ingenieur war nachdenklich, sogar besorgt, so daß sich Gedeon Spilett zu der Frage veranlaßt sah, ob er eine direkte oder indirekte Gefahr von einer bevorstehenden Eruption befürchte.

»Ja und nein«, antwortete Cyrus Smith.

»Das Schlimmste, was uns widerfahren könnte«, fuhr der Reporter fort, »wäre doch wohl eine Erderschütterung, welche die Insel zerstörte? Doch glaube ich nicht, daß wir

eine solche zu fürchten haben, da die Laven einen freien Ausgang finden.«

»Auch ich fürchte ein Erdbeben im gewöhnlichen Sinn nicht«, antwortete Cyrus Smith; »doch andere Ursachen können uns noch größeres Unheil bereiten.«

»Und welche, lieber Cyrus?«

»Das weiß ich jetzt noch nicht bestimmt … ich muß mich überzeugen … muß den Berg untersuchen … Nach wenig Tagen werde ich mir darüber klar sein.«

Gedeon Spilett forschte nicht weiter, und bald lagen die Bewohner des Granithauses trotz der Detonationen des Vulkans, die an Heftigkeit zunahmen und das Echo der Insel wachriefen, in tiefem Schlummer.

3 Tage verliefen so. Man arbeitete immer an der Herrichtung des Schiffes, und ohne sich weiter auszusprechen, betrieb der Ingenieur die Arbeit nach Kräften. Der Franklin-Berg war jetzt von einer dunklen, unheilverkündenden Haube verhüllt und warf Flammen und glühende Felsstücke aus, die zum Teil in den Krater zurückstürzten. Das veranlaßte Pencroff, der die Naturerscheinung immer nur von ihrer amüsanten Seite betrachtete, zu den Worten:

»Sieh da, der große Kerl spielt mit Bällen! Der Riese ist Jongleur geworden!«

In der Tat fielen die ausgeworfenen Massen meist in den Abgrund zurück, und es schien nicht, als wären die Lavamassen durch den Druck im Innern schon bis zum Rand des Kraters emporgehoben. Wenigstens floß aus der zum

Teil sichtbaren Lücke der Mündung im Norden noch nichts nach dem Abhang des Berges aus.

So viel Eile es aber auch mit dem Bau des Schiffes hatte, so nahmen doch auch andere Punkte der Insel die Sorge der Kolonisten in Anspruch. Vor allem mußte man zur Hürde gehen, in der die Schaf- und Ziegenherde eingeschlossen war, und deren Futtervorräte erneuern. Man beschloß also, daß Ayrton sich am nächsten Tag, dem 7. Januar, dorthin begeben sollte, und da er zu dieser gewohnten Besorgung allein genügte, staunten Pencroff und die Übrigen nicht wenig, als sie den Ingenieur zu Ayrton sagen hörten:

»Wenn Sie morgen zur Hürde gehen, werde ich Sie begleiten.«

»Oho, Mr. Cyrus«, rief der Seemann, »unsere Arbeitstage sind knapp, und wenn Sie auch fortgehen, fehlen uns vier Arme.«

»Wir kommen den nächsten Tag zurück«, antwortete Cyrus Smith; »aber mich drängt es, nach der Hürde zu gehen … ich muß sehen, wie es mit dem Ausbruch steht.«

»Ausbruch! Ausbruch!« rief Pencroff, »ist das ein große Sache, und mich kümmert er doch blutwenig!«

Trotz aller Einwände des Seemanns wurde die von dem Ingenieur geplante Untersuchung für den folgenden Tag festgesetzt. Harbert hätte Cyrus Smith gern begleitet, aber er wollte Pencroff nicht durch seine Abwesenheit kränken.

Am nächsten Morgen bestiegen Cyrus Smith und Ayrton den mit zwei Onagern bespannten Wagen und fuhren in scharfem Trab den Weg zur Hürde hin.

Schwerfällig zogen dicke Wolken über dem Wald, denen der Krater des Franklin-Bergs immer neue Zufuhr lieferte. Offenbar setzten sich diese Wolken aus sehr verschiedenen Stoffen zusammen. Nicht von dem Rauch des Vulkans allein konnten sie so schwarz und schwer erscheinen. Schlacken in Staubform, pulverisierte Puzzolane und graue feine Asche, wie das feinste Mehl, hielten sich schwebend in den dichten Massen. Diese Aschen sind oft so fein, daß sie sich manchmal monatelang in der Luft halten. In Island war nach der Eruption von 1783 die Atmosphäre über ein Jahr mit solchem vulkanischen Staub geschwängert, den die Strahlen der Sonne kaum durchdrangen.

Meist schlagen sich diese pulverförmigen Stoffe aber nieder, was eben jetzt auch der Fall war. Cyrus Smith und Ayrton waren kaum an der Hürde angelangt, als eine Art schwärzlicher, dem Schießpulver ähnlicher Schnee niederfiel und in einem Augenblick das Aussehen des Erdbodens vollkommen veränderte. Bäume, Wiesen, alles verschwand unter einer mehrere Zoll dicken Decke. Zum Glück blies der Wind aus Nordosten, und der größte Teil der Wolke sank ins Meer.

»Das ist eigentümlich, Mr. Smith«, sagte Ayrton.

»Das ist sehr ernst«, antwortete der Ingenieur. »Diese Puzzolane, dieser gepulverte Bimsstein, mit einem Wort, all dieser mineralische Staub zeigt, wie tief der Aufruhr die inneren Schichten des Franklin-Bergs ergriffen hat.«

»Aber kann man denn nichts dagegen tun?«

»Nichts, außer daß wir den Fortschritt dieser Erschei-

nung im Auge behalten. Besorgen Sie die Hürde, Ayrton, indessen will ich bis zur Quelle des Roten Flusses hinaufsteigen und nachsehen, wie es am nördlichen Abhang des Berges steht. Dann …«

»Dann, Mr. Smith?«

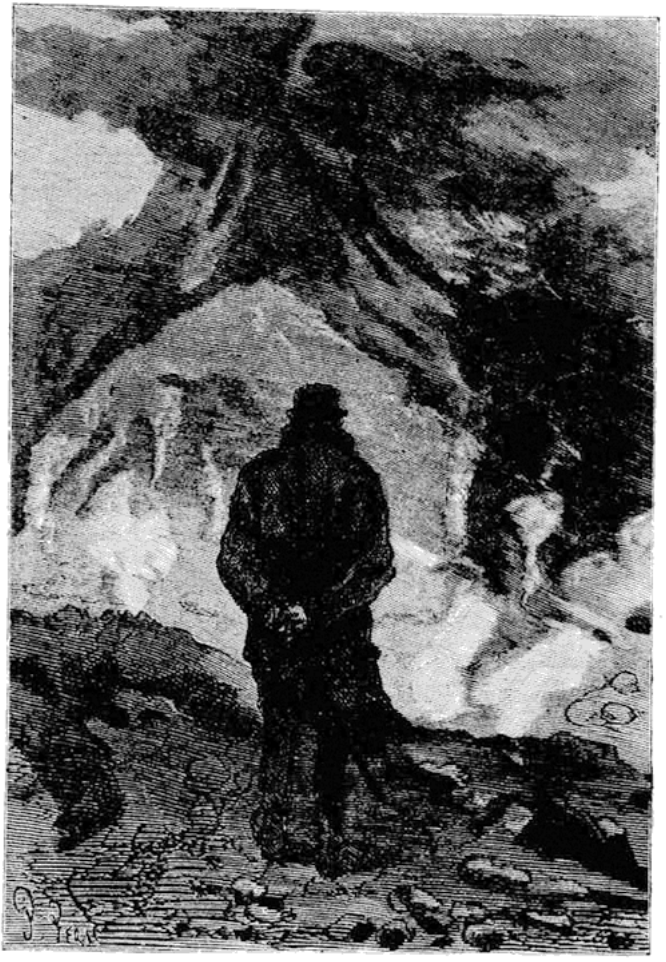
»Dann besuchen wir die Dakkar-Krypta … Ich muß sehen … nun, ich hole Sie in 2 Stunden ab.«

Ayrton trat in den Hof der Hürde und beschäftigte sich in Erwartung der Rückkehr des Ingenieurs mit den Mufflons und Ziegen, die bei diesen ersten Symptomen eines Ausbruchs eine gewisse Unruhe zeigten.

Inzwischen hatte Cyrus Smith den Kamm des östlichen Bergausläufers bestiegen, ging um die Quelle des Roten Flusses herum und kam an die Stelle, wo seine Gefährten und er bei ihrem ersten Ausflug eine Schwefelquelle entdeckt hatten.

Wie fand er alles hier verändert! Anstatt einer einzigen Dampfsäule zählte er dreizehn, die aus dem Boden aufstiegen, als wenn sie mit Gewalt aus einer Röhre herausgetrieben würden. Offenbar unterlag die Erdrinde an dieser Stelle einem gewaltigen Druck von innen. Die Atmosphäre war mit Schwefelwasserstoff, Kohlensäure und Wasserdämpfen erfüllt. Cyrus Smith fühlte die in der Umgebung verstreuten Tuffe erzittern, die im Grunde aus pulverisierter Asche bestanden, welche die Zeit zu harten Blöcken zusammengeschweißt hatte; aber noch nirgends sah er Spuren von frischer Lava.

Der Ingenieur überzeugte sich hiervon noch mehr, als er



die ganze Nordseite des Franklin-Bergs übersehen konnte. Rauch und Flammenwirbel entstiegen wohl dem Krater; ein Hagel von Schlacken schlug auf den Boden auf; aber kein Ausfluß von Lavamassen zeigte sich an der Mündung des Kraters, was den Beweis lieferte, daß die vulkanischen Massen den oberen Rand des Zentralkamins noch nicht erreicht hatten.

»Und ich sähe es weit lieber, wenn es der Fall wäre!« sagte sich Cyrus Smith; »wenigstens gäb' es mir die Gewißheit, daß die Laven ihren gewohnten Weg genommen hätten. Wer weiß, ob sie sich nicht eine neue Öffnung brechen? – Doch darin liegt nicht die Gefahr! Kapitän Nemo hat es geahnt! Nein, darin liegt die Gefahr nicht!«

Cyrus Smith betrat den großen Bergkamm, dessen Ausläufer den engen Haifischgolf umringten. Von hier aus konnte er die alten Lavastreifen leicht genug übersehen. Er zweifelte nicht daran, daß die letzte Eruption einer längst vergangenen Zeit angehörte.

Dann ging er denselben Weg zurück, horchte auf das unterirdische Rollen, das wie anhaltender schwacher Donner klang, in das sich von Zeit zu Zeit laute Detonationen mischten. Um 9 Uhr morgens kam er wieder zur Hürde.

Ayrton erwartete ihn.

»Die Tiere sind versorgt, Mr. Smith«, sagte Ayrton.

»Gut, Ayrton.«

»Sie scheinen unruhig, Mr. Smith.«

»Ja, der Instinkt spricht aus Ihnen, und der Instinkt täuscht nicht.«

»Wenn es Ihnen recht ist …«

»Nehmen Sie eine Fackel und ein Feuerzeug, Ayrton«, antwortete der Ingenieur, »und dann wollen wir aufbrechen.«

Ayrton tat, wie ihm geheißen war. Die losgekoppelten Onager liefen in der Hürde umher. Die Tür wurde äußerlich verschlossen, und Cyrus Smith, der Ayrton vorausging, wandte sich nach Westen zu dem kleinen, nach der Küste führenden Fußsteig.

Sie gingen jetzt über einen Weg, der durch die aus den Wolken fallenden pulverförmigen Substanzen gleichsam gepolstert war. Kein Tier zeigte sich im Wald. Selbst die Vögel schienen entflohen. Sie mußten schnell ein Taschentuch vor die Augen und den Mund halten, denn sie liefen Gefahr, geblendet und erstickt zu werden.

Cyrus Smith und Ayrton konnten unter diesen Verhältnissen nicht schnell marschieren. Dazu war die Luft so schwer, als wäre ihr Sauerstoff zum Teil verbrannt und sie unatembar geworden. Alle hundert Schritte mußten sie stehenbleiben, um Atem zu schöpfen. So kam die 10. Stunde heran, bevor der Ingenieur und sein Gefährte an die basaltreiche Küste gelangten.

Ayrton und Cyrus Smith begannen den steilen Abhang hinunterzusteigen, wobei sie ungefähr jenem abscheulichen Weg folgten, der sie in der Gewitternacht zu der Höhle geführt hatte. Bei vollem Tageslicht war dieser Weg allerdings weniger gefährlich, und im übrigen gestattete die Aschen-

schicht auf den oft glatten Felsen den Füßen sicherer aufzutreten.

Die Erhöhung am Gestade, die daran entlanglief, war bald erreicht. Cyrus Smith erinnerte sich, daß sie in sanfter Neigung bis zur Oberfläche des Meeres abfiel. Obwohl jetzt die Zeit der Ebbe war, lag der Strand doch nirgends frei, und die mit dem vulkanischen Staub gemischten Wellen schlugen unmittelbar an die Basalte des Ufers.

Cyrus Smith und Ayrton fanden ohne Mühe den Eingang zur Dakkar-Krypta.

»Das eiserne Boot muß sich dort befinden«, sagte der Ingenieur.

»Es ist da, Mr. Smith«, antwortete Ayrton und zog das leichte Fahrzeug, das noch unter dem Schutz des Bogeneingangs lag, hervor.

»Steigen wir ein, Ayrton.«

Es geschah. Eine leichte Wellenbewegung setzte sich bei dem niedrigen Wasser ein Stück in den Gang hinein fort, und Ayrton zündete nun die Fackel an. Dann ergriff er beide Ruder, und nachdem die Fackel an der Spitze befestigt worden war, nahm Cyrus Smith das Steuer und leitete das Boot mitten in die Dunkelheit der Krypta.

Jetzt war die ›Nautilus‹ nicht mehr vorhanden, um mit ihren Feuern die dunkle Höhle zu erhellen. Vielleicht strahlten die aus mächtiger Quelle genährten elektrischen Flammen im tiefen Abgrund immer noch, doch kein Lichtschein drang von da empor, wo Kapitän Nemo ruhte.

Das wenn auch unzureichende Licht der Fackel gestat-

tete dem Ingenieur doch vorwärtszudringen, indem er der rechten Wand der Höhle folgte. Grabesstille herrschte unter diesen Gewölben, wenigstens in deren vorderen Teilen, denn bald vernahm Cyrus Smith sehr deutlich ein Grollen und Poltern aus dem Innern des Berges.

»Das ist der Vulkan!« sagte er.

Kurz darauf verrieten sich auch verschiedene chemische Verbindungen durch ihren Geruch, und schwefelhaltige Dämpfe schnürten dem Ingenieur und seinem Gefährten die Kehle zu.

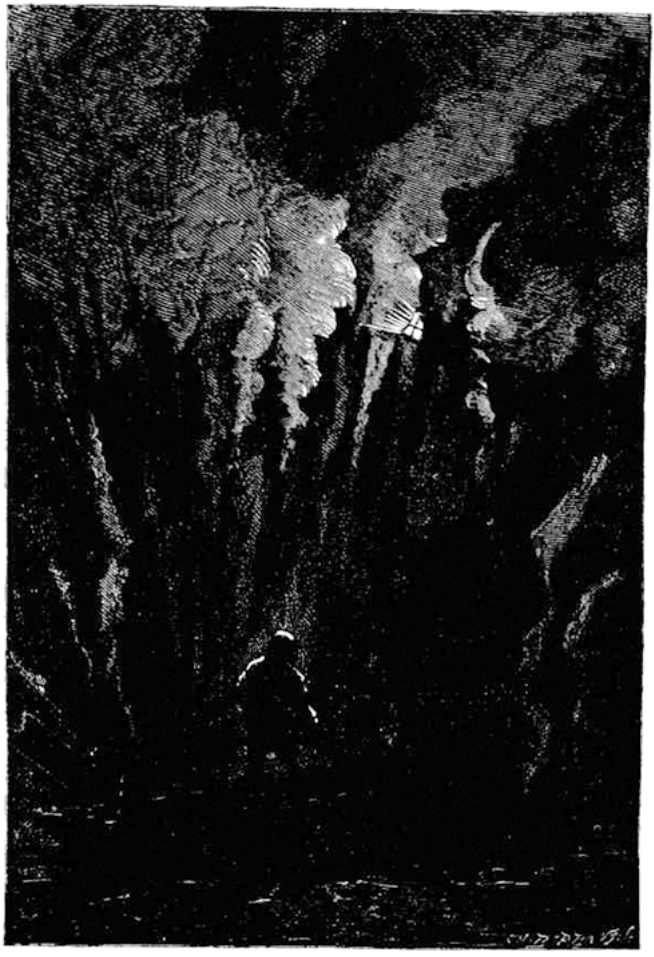
»Das ist es, was Kapitän Nemo fürchtete«, murmelte Cyrus Smith, dessen Antlitz leicht erbleichte. »Und doch muß ich bis ans Ende vordringen.«

»Also vorwärts!« antwortete Ayrton, der sich in seine Ruder legte und das Boot weiter in die Höhle hineintrieb.

Nach 25 Minuten gelangte das Fahrzeug an die Wand am Ende der Höhle und hielt hier an. Cyrus Smith erhob sich und strich mit der Fackel an verschiedenen Stellen der Wände hin, welche die Höhle von dem zentralen Kamin des Vulkans trennte. Wie dick war diese Wand wohl? 100 Fuß oder nur 10? Niemand konnte das entscheiden, doch erschien das unterirdische Geräusch zu vernehmlich, als daß sie hätte von großem Durchmesser sein können.

Nachdem der Ingenieur die Wand längs einer waagerechten Linie untersucht hatte, band er die Fackel an ein Ruder und glitt damit noch einmal in großer Höhe an dem Basalt hin.

Dort drang durch kaum sichtbare Spalten, durch locker



liegende Prismen ein scharfer Dampf, der die Atmosphäre der Höhle infizierte. In der Mauer zeigten sich auch einige Sprünge, deren stärkste bis auf 2 oder 3 Fuß über das Wasser der Krypta herabreichten.

Cyrus Smith versank in Nachdenken. Dann murmelte er die Worte:

»Ja, der Kapitän hatte recht! Darin liegt die Gefahr, die entsetzlichste Gefahr!«

Ayrton sagte nichts; aber auf ein Zeichen Cyrus Smiths ergriff er die Ruder, und eine halbe Stunde danach verließen er und der Ingenieur die Dakkar-Krypta wieder.

19. KAPITEL

Cyrus Smiths Bericht über seine Untersuchung. – Man beschleunigt den Bau des Schiffes. – Ein letzter Besuch der Hürde. – Der Kampf zwischen Feuer und Wasser. – Was von der Oberfläche der Insel übrigbleibt. – Man entscheidet sich für den Stapellauf des Schiffes. – Die Nacht vom 8. zum 9. März.

Am nächsten Morgen, am 8. Januar, kehrten Cyrus Smith und Ayrton nach einem Aufenthalt von einem Tag und einer Nacht, und nachdem in der Hürde alles Nötige getan war, ins Granithaus zurück.

Sofort rief der Ingenieur seine Gefährten zusammen und teilte ihnen mit, daß die Insel Lincoln in ungeheurer Gefahr schwebe, die keine menschliche Macht abzuwenden vermöge.

»Meine Freunde«, sagte er mit tiefbewegter Stimme, »die Insel Lincoln gehört nicht zu denen, die einen ebenso langen Bestand haben wie die Erdkugel selbst. Sie verfällt einer mehr oder weniger nahen Zerstörung, deren Ursache in ihr selbst liegt, und die nichts zu beseitigen vermag.«

Die Kolonisten sahen abwechselnd sich und den Ingenieur an. Sie verstanden ihn noch nicht.

»Erklären Sie sich, lieber Cyrus«, sagte Gedeon Spilett.

»Ich werde mich erklären«, sagte Cyrus Smith, »oder ich werde euch vielmehr die Erklärung geben, die ich von Kapitän Nemo in den wenigen Minuten unseres Gesprächs unter vier Auge erhielt.«

»Von Kapitän Nemo!« riefen die anderen.

»Ja, es ist der letzte Dienst, den er uns vor seinem Tod erweisen wollte. Ihr werdet erfahren, daß er uns, obwohl er tot ist, noch andere Dienste leisten wird.«

»Aber was sagte damals Kapitän Nemo?« fragte der Reporter.

»So hört denn, meine Freunde«, antwortete der Ingenieur. »Die Insel Lincoln befindet sich nicht in denselben Verhältnissen wie die übrigen Inseln des Pazifiks, und eine eigentümliche Anordnung ihres Gerüsts, über die Kapitän Nemo mich belehrte, muß früher oder später eine Verschiebung ihrer unterseeischen Grundlage bewirken.«

»Eine Verschiebung der ganzen Insel Lincoln! Das sagen Sie einem anderen!« rief Pencroff, der bei allem Respekt vor Cyrus Smith doch ungläubig mit den Achseln zuckte.

»Hören Sie erst, Pencroff«, fuhr der Ingenieur fort, »was

Kapitän Nemo gesagt hat und ich bei meiner gestrigen Untersuchung der Dakkar-Krypta bestätigt gefunden habe. Diese Höhle setzt sich unter der Insel bis in den Vulkan fort und ist vom Zentralkamin nur durch die Wand ihres Kopfendes getrennt. Diese Wand aber ist von Rissen und Sprüngen durchzogen, die schon jetzt im Innern des Vulkans erzeugte Schwefeldünste durchdringen lassen.«

»Nun, und dann?« fragte Pencroff und runzelte die Stirn.

»Ich habe gesehen, daß diese Sprünge sich unter dem Druck von innen erweitern, daß die Basaltwand sich nach und nach spaltet und in kürzerer oder längerer Zeit dem Wasser des Meeres den Eintritt in den Kraterkessel gestatten wird.«

»Recht schön!« bemerkte Pencroff, der noch einmal zu scherzen beliebte. »Dann löscht das Meer den Vulkan aus und alles hat ein Ende.«

»Ja, alles hat ein Ende!« wiederholte Cyrus Smith. »An dem Tag, da das Meer durch die Wand und in das Innerste der Insel dringen wird, wo die Auswurfsmassen brodeln, an dem Tag, Pencroff, wird die Insel Lincoln in die Luft fliegen, so wie es Sizilien ergehen würde, wenn das Mittelmeer sich in den Ätna ergösse!«

Die Kolonisten erwiderten kein Wort auf die Behauptung des Ingenieurs. Sie verstanden jetzt, welche Gefahr ihnen drohte.

Man muß übrigens zugestehen, daß Cyrus Smith in keiner Weise übertrieb. Manche haben wohl schon den Gedan-

ken gehabt, daß man die Vulkane, die sich fast stets in der Nähe der Küste des Meeres oder größerer Seen erheben, löschen könne, indem man dem Wasser Eintritt in sie verschaffe. Sie bedachten dabei aber nicht, daß man gleichzeitig Gefahr liefe, einen Teil der Erde in die Luft zu sprengen, wie ein Dampfkessel explodiert, wenn seine Dämpfe plötzlich überhitzt werden. Denn wenn sich das Wasser in einen geschlossenen, vielleicht auf mehrere tausend Grad erhitzten Raum stürzt, müßte es so plötzlich verdampfen oder zersetzt werden, daß keine umschließende Wand ihm widerstehen könnte.

Es unterlag also keinem Zweifel, daß die von einer schrecklichen und nahe bevorstehenden Verschiebung ihres Gefüges bedrohte Insel eben nicht länger bestehen werde, als die Wand der Dakkar-Krypta aushielt. Das war aber keine Frage von Monaten oder Wochen, sondern eine, die vielleicht in Tagen oder in wenigen Stunden zum Austrag kommen mußte.

Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich zuerst der Kolonisten. Sie dachten nicht an die Gefahr, die ihnen direkt drohte, sondern an die Zerstörung des Stückchens Erde, das ihnen einst ein Asyl geboten, dieser Insel, deren Fruchtbarkeit sie entwickelt hatten, die sie so sehr liebten, und deren zukünftige Blüte ihnen so sehr am Herzen lag. So viele Mühe sollte unnütz verschwendet, so viel Arbeit verloren sein?

Pencroff konnte eine große Träne nicht zurückhalten, die über seine Wange floß, ohne daß er sie zu verbergen suchte.

Noch eine Zeitlang währte dieses Gespräch. Die Aussichten, die den Kolonisten noch verblieben, wurden erörtert, führten aber nur zu der einstimmigen Ansicht, daß man der Vollendung des Schiffes jede Stunde zu widmen und auf diesem noch die einzige Rettung zu suchen habe.

Alle Arme wurden also in Tätigkeit gesetzt. Was konnte es ferner nützen, zu ernten und einzuheimsen, zu jagen und die Kammern des Granithauses zu füllen? Die vorhandenen Vorräte versprachen für jetzt auszureichen und auch das Schiff für eine beliebig lange Reise zu verproviantieren. Eines tat allein not; daß es den Kolonisten vor Eintritt der Katastrophe zur Verfügung stand.

Mit fieberhaftem Eifer wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Am 23. Januar war das Schiff zur Hälfte beplankt. Bis dahin hatte sich am Gipfel des Vulkans nichts geändert. Immer quollen Dämpfe, Rauch und dazwischen lodernde Flammen mit glühenden Steinmassen daraus hervor. Als in der Nacht vom 23. zum 24. Januar aber die Lavamassen den ersten Bergabsatz des Vulkans erreichten, wurde dessen hutförmige Spitze von ihm abgedrängt. Ein entsetzliches Krachen war zu hören. Die Kolonisten glaubten zuerst, der Untergang der Insel sei gekommen. Sie stürzten eiligst aus dem Granithaus.

Es mochte gegen 2 Uhr morgens sein.

Der Himmel stand in Flammen. Der obere Kegel, eine Masse von 1.000 Fuß Höhe und Milliarden Pfund schwer, war auf die Insel, deren Boden erzitterte, herabgestürzt. Zum Glück leitete die nördliche Neigung dieses Kegels ihn

nach jener mit Tuffsteinen und Sand bedeckten Strecke zwischen dem Vulkan und dem Meer. Der jetzt weit offene Krater strahlte ein so intensives Licht zum Himmel aus, daß infolge des Widerscheins die ganze Atmosphäre zu brennen schien. Gleichzeitig floß ein breiter Lavastrom in langen Streifen durch die neue Mündung ab, wie das Wasser aus einem übervollen Gefäß, und tausend Feuerschlangen krochen die Abhänge des Vulkans hinunter.

»Die Hürde! Die Hürde!« rief Ayrton.

In der Tat strömten die Lavamassen infolge der Lage des neuen Kraters in Richtung der Hürde ab, und folglich waren jetzt die fruchtbaren Teile der Insel, die Quellen des Roten Flusses und der Jacamarwald einer unmittelbaren Zerstörung ausgesetzt.

Auf den Schrei Ayrtons hatten sich die Kolonisten eiligst zu den Onagerställen begeben. Der Wagen wurde angespannt. Alle beseelte nur der eine Gedanke, nach der Hürde zu eilen und die dort eingeschlossenen Tiere freizulassen.

Vor 3 Uhr morgens langten sie bei der Hürde an. Ein schreckliches Geheul verriet das Entsetzen der Ziegen und Schafe darin. Schon ergoß sich ein Strom feurig-flüssiger Substanzen vom Bergabhang auf die Wiese und benagte die betreffende Seite der Palisade. Schnell stieß Ayrton das Tor auf, und nach allen Seiten hin entflohen die geängstigten, verwirrten Tiere.

Eine Stunde später erfüllte kochende Lava die ganze Hürde, verdampfte das Wasser des kleinen Bachs darin, setzte das Haus in Flammen, das wie ein Feim aufloderte,

und verzehrte den Plankenzaun bis auf den letzten Pfahl. Von der Hürde war nichts mehr übrig!

Erst hätten die Kolonisten gern gegen diese Einströmung anzukämpfen versucht – vergeblich! Der Mensch hat keine Waffen gegen das Wüten der Elemente.

Als der Tag anbrach, wollten Cyrus Smith und seine Gefährten sich wenigstens überzeugen, welche definitive Richtung die Lavaüberschwemmung nehmen würde. Die allgemeine Neigung des Bodens verlief vom Franklin-Berg nach der Ostküste, und es blieb zu befürchten, daß der Strom trotz des dichten Holzes im Jacamarwald das Granithaus erreichen könnte.

»Der See wird uns schützen«, sagte Gedeon Spilett.

»Ich hoffe es!« war Cyrus Smiths ganze Antwort.

Die Kolonisten wären gern bis zu jener Gegend vorgedrungen, nach welcher der obere Kegel des Franklin gestürzt war; aber die Lavamassen versperrten ihnen den Weg. Diese folgten einesteils dem Tal des Roten, andernteils dem des Kaskadenflusses, wobei sie diese Wasserläufe in Dampf verwandelten. Es gab keine Möglichkeit, diesen Feuerstrom zu überschreiten, im Gegenteil mußte man immer weiter vor ihm zurückweichen.

Der entkrönte Vulkan sah sich gar nicht mehr ähnlich. Jetzt endete er in einer fast glatten Fläche. Zwei an seinem Südostrand ausgebrochene Öffnungen ergossen unaufhörlich Lavamassen, die zwei deutlich unterschiedene Ströme bildeten.

Über dem neuen Krater vermischte sich eine Wolke von

Rauch und Asche mit den über der ganzen Insel lagernden Dunstmassen. Starke Donnerschläge unterbrachen das Rollen im Innern des Berges. Aus seiner Öffnung sprangen feurige Felsstücke auf, die, 1.000 Fuß hoch in die Luft geschleudert, in jener Wolke zersprangen und als Hagel herabfielen. Der Himmel antwortete mit Blitzen dem Ausbruch des Vulkans.

Gegen 7 Uhr morgens erschien die Stellung der nach dem Saum des Jacamarwaldes zurückgedrängten Kolonisten nicht mehr haltbar. Es regnete nicht nur Geschosse rings um sie, sondern die das Bett des Roten Flusses übersteigende Lava drohte ihnen auch den Weg abzuschneiden. Die ersten Baumreihen fingen Feuer, und ihr plötzlich verdampfender Saft brachte sie wie Feuerwerkskörper zum Zerspringen, während andere, weniger feuchte, zusammenhielten.

Die Kolonisten betraten die Hürdenstraße. Sie gingen langsam, sie wichen vielmehr nur zurück. Infolge der Neigung des Bodens breitete sich der Strom schnell nach Osten aus, und wenn die unteren Lavaschichten auch etwas erhärteten, so flossen doch neue Massen über sie hinweg.

Inzwischen wurde der Strom im Tal des Roten Flusses immer bedrohlicher. Der ganze Teil des Waldes um ihn herum hatte sich entzündet, und ungeheure Rauchwolken wälzten sich über die Bäume hin, deren Fuß schon in der glühenden Lava knisterte.

Die Kolonisten gelangten etwa eine halbe Meile neben

der Mündung des Roten Flusses an den See. Jetzt trat eine Lebensfrage an sie heran.

Der Ingenieur, gewohnt, jede ernste Lage zu erläutern, und im Bewußtsein, zu Männern zu reden, die die Wahrheit zu hören vermochten, sagte da:

»Entweder hält nun der See jenen Strom auf, und es entgeht ein Teil der Insel der vollkommenen Zerstörung, oder er ergreift die Wälder des Fernen Westens, und dann bleibt kein Baum und kein Halm der ganzen Bodenfläche verschont. Uns würde auf den kahlen Felsen nur der Tod winken, den die Explosion der ganzen Insel vielleicht beschleunigt.«

»Dann wäre es also«, sagte Pencroff, kreuzte die Arme und stampfte den Boden, »unnütz, an dem Schiff weiterzuarbeiten; nicht wahr?«

»Pencroff«, antwortete Cyrus Smith, »seine Pflicht muß man tun bis ans Ende!«

In diesem Augenblick gelangte der Lavastrom, der sich einen Weg durch die herrlichen Bäume, die er verzehrte, gebrochen hatte, an das Ufer des Sees. Dieses verlief in einer unbedeutenden Bodenerhebung, die bei größerer Höhe wohl gereicht hätte, den Strom aufzuhalten.

»Ans Werk!« rief Cyrus Smith.

Alle begriffen die Absichten des Ingenieurs. Dieser Strom mußte sozusagen eingedämmt und genötigt werden, sich in das Wasser des Sees zu stürzen.

Die Kolonisten eilten zum Zimmerplatz. Sie schleppten Schaufeln, Äxte und Hacken herbei, und mittels einer

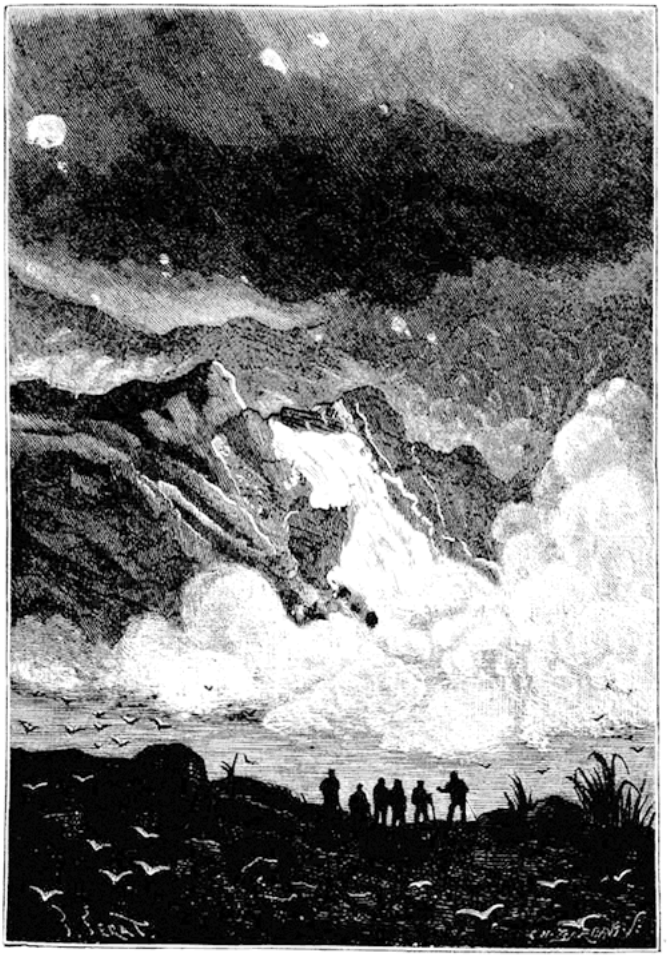
Dammschüttung und umgestürzten Bäumen gelang es ihnen, binnen wenigen Stunden einen 3 Fuß hohen und mehrere hundert Schritte langen Wall aufzuwerfen. Als sie fertig waren, glaubten sie nur wenige Minuten gearbeitet zu haben.

Es wurde höchste Zeit. Fast gleichzeitig erreichten die flüssigen Massen den unteren Teil der Erhöhung. Die Fluten stauten sich wie in einem Strom bei Überschwemmung, wenn sie auszutreten drohen, und hätten, wenn das geschah, unzweifelhaft die übrigen Wälder ergriffen … Doch der Damm hielt, und nach einigen schrecklichen Augenblicken der Erwartung stürzte sich die Lava in einem 20 Fuß hohen Fall in den Grant-See.

Mit stockendem Atem, bewegungslos und stumm sahen die Kolonisten dem Kampf der beiden Elemente zu.

Welches Schauspiel, dieses Ringen zwischen Wasser und Feuer! Welche Feder vermöchte diese Szene des Schreckens zu schildern, welcher Pinsel, sie zu malen! Pfeifend schäumte das bei der Berührung mit der Lava verdampfende Wasser. Zu ungemessener Höhe zischten diese Dampfstrahlen auf, als hätte man plötzlich die Ventile eines ungeheuren Dampfkessels geöffnet. So beträchtlich aber auch die Wassermasse des Sees war, so mußte sie doch endlich absorbiert werden, da sie sich nicht mehr erneuerte, während der Lavastrom aus seiner unerschöpflichen Quelle immer neue Glutmassen heranwälzte.

Die erste Lava, die in den See fiel, erstarrte augenblicklich und häufte sich so an, daß sie bald über seine Oberfläche emporragte. Über sie strömte neue Lava hinweg und



versteinerte ihrerseits, gelangte aber schon weiter nach der Mitte zu. So bildete sich eine Art Hafendamm und drohte mit der Ausfüllung des Sees, der übrigens nicht über seine Ufer treten konnte, da eine entsprechende Menge seines Wassers verdampfte.

Ein betäubendes Pfeifen, Zischen und Prasseln erfüllte die Luft, und die von dem Wind verjagten Dampfwolken fielen als Regen ins Meer nieder. Der Lavadamm wuchs, und die erstarrten Blöcke türmten sich übereinander. Da, wo früher eine friedliche Wasserfläche glitzerte, erhob sich jetzt ein Haufen rauchenden Gesteins, als ob eine Bodenerhebung tausend Risse emporgedrängt hätte. Stelle man sich die von einem Orkan gepeitschten Wogen vor, die plötzlich durch eine enorme Kälte erstarrten, dann gewinnt man ein Bild von dem See, 3 Stunden nach dem Eindringen des unaufhaltsamen Stroms.

Diesmal unterlag das Wasser dem Feuer.

Immerhin konnte es als ein Glücksumstand für die Kolonisten gelten, daß die Lavamasse in den Grant-See geleitet worden war. Sie erlangten dadurch einige Tage Aufschub. Das Plateau der Freien Umschau, das Granithaus und der Zimmerplatz blieben folglich vorläufig verschont. Diese wenigen Tage mußten also benutzt werden, das Schiff noch weiter mit Planken zu versehen und tüchtig zu kalfatern. Dann wollte man es ins Wasser lassen, sich darauf flüchten und seine weitere Ausrüstung besorgen, wenn es auf seinem Element schwamm. Bei der zu befürchtenden Explosion der Insel bot der Aufenthalt auf dem Land keinerlei Sicherheit

mehr. Die sonst so sichere Wohnung im Granithaus konnte jetzt jeden Augenblick ihre steinernen Wände schließen und zum Kerker der Bewohner werden.

Während der 6 Tage vom 25. bis 30. Januar leisteten die Kolonisten ebensoviel, wie sonst zwanzig Mann gearbeitet hätten. Kaum einen Augenblick der Ruhe gönnten sie sich, da der Widerschein der Flammen ihnen Tag und Nacht zu arbeiten erlaubte. Der vulkanische Ausfluß hielt weiter an, wenn auch mit verminderter Heftigkeit. Das war ein Glück, denn der Grant-See hatte sich fast ganz gefüllt, und wenn jetzt noch neue Lavamassen über die alten hinwegrannen, mußten sie sich auf das Plateau der Freien Umschau und von da auf den Strand ergießen.

Wenn auf dieser Seite die Insel zum Teil geschützt erschien, so war das jedoch auf der Nordseite nicht der Fall.

Der zweite Lavastrom nämlich, jener im weiten Tal des Kaskadenflusses, fand der Gestaltung des Bodens nach offenbar kein Hindernis. Die feurigen Massen hatten sich quer durch den Wald des Fernen Westens verbreitet. In dieser Jahreszeit, wo die Bäume durch die furchtbare Hitze schon fast ausgedörrt waren, fing der Wald augenblicklich Feuer, so daß sich das verheerende Element gleichzeitig durch die Stämme und die Kronen fortpflanzte, welch letztere durch die vielfache Verschlingung der Zweige seine Ausbreitung so sehr begünstigte, daß das Feuer öfter raschere Fortschritte zu machen schien, als der Lavastrom am Boden.

Entsetzt und verwirrt flohen alle Tiere, wilde und andere, Jaguare, Eber, Wasserschweine, Kulas, Pelztiere und

Federvieh, nach der andern Seite der Mercy in die Tadornesümpfe, jenseits der Straße zum Ballonhafen. Die Kolonisten fesselte aber ihre Arbeit viel zu sehr, als daß irgend etwas ihre Aufmerksamkeit hätte ablenken können. Sie hatten übrigens das Granithaus geräumt, wollten auch unter den Kaminen kein Obdach suchen, sondern rasteten unter einem Zelt in der Nähe der Mündung der Mercy.

Jeden Tag begaben sich Cyrus Smith und Gedeon Spilett auf das Plateau der Freien Umschau. Harbert schloß sich ihnen manchmal an, Pencroff niemals, da er den jetzigen Zustand der vollkommen zerstörten Insel nicht sehen mochte.

In der Tat bot sich da ein trostloser Anblick! Der ganze früher bewaldete Teil der Insel stand kahl. Eine vereinzelte Baumgruppe ragte noch am Ende der Schlangenhalbinsel empor. Da und dort starrten einige astlose, verkohlte Stämme in die Luft. Die Überflutung mit Lava war vollständig. Da, wo sich früher das prächtige Grün ausdehnte, deckte den Boden eine wirre Anhäufung vulkanischer Tuffs. In den Talbetten des Kaskadenflusses und der Mercy rann kein Tröpfchen Wasser mehr, und die Kolonisten hätten absolut nichts gehabt, ihren Durst zu löschen, wenn der Grant-See vollkommen verdampft worden wäre. Zum Glück war sein südliches Ende verschont geblieben und bildete eine Art kleinen Teich – das einzige auf der ganzen Insel vorhandene Trinkwasser. Gegen Nordosten hoben sich die Ausläufer des Vulkans in rauhen, scharfen Kämmen vom Horizont ab, wie eine riesige in die Insel eingeschlagene Kralle. Welch schmerzliches Schauspiel, welch vernichtender Anblick für

die Kolonisten, die sich aus einem fruchtbaren Wohnsitze, der mit Wäldern bedeckt, von Bächen und Flüssen bewässert und mit lachenden Ernten bestanden war, in einem Augenblick auf einen wüsten Felsen versetzt sahen, auf dem sie ohne ihre angesammelten Vorräte gar nichts zu leben gefunden hätten!

»Das bricht einem das Herz!« sagte eines Tages Gedeon Spilett.

»Ja«, erwiderte der Ingenieur. »Gebe uns der Himmel nur noch Frist, das Schiff, jetzt unsere einzige Zuflucht, zu vollenden.«

»Scheint es Ihnen nicht, Cyrus, als wolle der Vulkan sich beruhigen? Er stößt zwar noch immer Lavamassen aus, doch, wenn ich mich nicht täusche, nicht so reichlich.«

»Das will nicht viel bedeuten«, antwortete Cyrus Smith. »Im Innern des Berges glüht das Feuer doch immer fort, und das Meer kann jeden Augenblick hineindringen. Wir befinden uns jetzt in der Lage von Passagieren eines brennenden Schiffes, dessen Feuer nicht mehr zu löschen ist, und das auf jeden Fall früher oder später die Pulverkammer erreichen muß. Kommen Sie, Spilett, kommen Sie; wir wollen keine Stunde verlieren!«

Noch 8 Tage lang, also bis zum 7. Februar, breiteten sich die Lavamassen weiter aus, aber die Eruption hielt sich in mäßigen Grenzen. Vor allem fürchtete Cyrus Smith, daß die Lavamassen sich über den Strand ergießen könnten, in welchem Fall auch der Schiffsbauplatz der Zerstörung anheimgefallen wäre. Zu dieser Zeit fühlten die Kolonisten auch

ein gewisses Erzittern des Inselbodens, das sie lebhaft beunruhigte.

Man schrieb den 20. Februar. Noch 1 Monat war nötig, bis das Schiff seetüchtig wurde. Hielt die Insel noch so lange aus? Pencroff und Cyrus Smith hatten vor, das Fahrzeug vom Stapel laufen zu lassen, sobald sein Rumpf genügend wasserdicht war. Das Verdeck, der innere Ausbau und die Takelage sollten später vollendet werden, die Hauptsache war, daß die Kolonisten außerhalb der Insel ein gesichertes Unterkommen fanden. Vielleicht empfahl es sich auch, es in den Ballonhafen zu führen, das heißt so weit wie möglich vom Eruptionspunkt, denn an der Mercymündung und zwischen der Granitmauer und dem Eiland lief es Gefahr, bei einem eventuellen Einsturz der Felsmassen zertrümmert zu werden. Alle Anstrengungen der Arbeiter bezweckten also nur die Vollendung des Rumpfs.

So kam der 3. März heran, und sie konnten berechnen, daß der Stapellauf etwa in 10 Tagen stattfinden könne.

Schon kehrte einige Hoffnung in das Herz der Kolonisten zurück, die in diesem 4. Jahr ihres Aufenthalts auf der Insel so hart geprüft wurden! Pencroff selbst schien etwas aus der tiefen Schweigsamkeit zu erwachen, in welche die Zerstörung und der Untergang ihrer Reichtümer ihn versetzt hatten. Jetzt dachte er eben nur noch an das Schiff, in dem sich all seine Hoffnungen konzentrierten.

»Wir werden damit fertig, Mr. Cyrus«, sagte er, »und es ist auch höchste Zeit, denn bald befinden wir uns in den Äquinoktien. Nun, falls es drängt, begeben wir uns für den

Winter nach der Insel Tabor. Doch die Insel Tabor nach der Insel Lincoln! O Unglück! Hätte ich mir das jemals träumen lassen?«

»Beeilen wir uns!« sagte unabänderlich der Ingenieur.

Und man arbeitete, ohne einen Augenblick zu verlieren.

»Sir«, fragte einige Tage später Nab, »glauben Sie, daß all das auch zu Lebzeiten von Kapitän Nemo hätte geschehen können?«

»Gewiß, Nab«, antwortete Cyrus Smith.

»Nun, ich glaube es nicht!« sagte Pencroff leise Nab ins Ohr.

»Ich auch nicht!« erwiderte ihm Nab ganz ernsthaft.

In der ersten Märzwoche wurde der Franklin wieder drohender. Tausend aus geschmolzener Lava bestehende Glasfäden fielen wie Regen nieder. Der Krater füllte sich aufs neue mit Laven, die an allen Seiten herabflossen. Der Strom ergoß sich über die früheren, erhärteten Massen und zerstörte vollends die einzelnen Baumskelette, die der ersten Eruption widerstanden hatten. Die Lavaflut, die diesmal dem südöstlichen Ufer des Grant-Sees folgte, wälzte sich über den Glyzerinfluß hinaus und verbreitete sich über das Plateau der Freien Umschau. Dieser letzte Schlag gegen das Werk der Kolonisten war furchtbar. Von der Mühle, den Gebäuden des Hühnerhofs und den Ställen blieb nichts mehr übrig. Das erschreckte Geflügel zerstob nach allen Richtungen. Top und Jup gaben Zeichen der heftigsten Unruhe; ihr Instinkt sagte ihnen, daß sich eine Katastrophe näherte. Eine große Menge Tiere der Insel waren bei der

ersten Eruption schon umgekommen. Die Überlebenden fanden nur in den Tadornesümpfen noch eine Zuflucht bis auf wenige, die auf dem Plateau der Freien Umschau umherirrten. Jetzt wurde ihnen auch dieses letzte Asyl genommen und der Lavastrom, der den Kamm der Granitmauer überstieg, fing schon an, seine feurigen Katarakte auf den Strand zu ergießen. Das Entsetzliche dieses Anblicks spottete jeder Beschreibung. Die ganze Nacht über gab es das Bild eines Niagara von geschmolzenem Eisen mit seinen glühenden Dünsten in der Höhe und den brodelnden Massen in der Tiefe!

Die Kolonisten sahen sich nun nach ihrer letzten Zuflucht gedrängt, und obwohl die obersten Fugen der Schiffswand noch nicht kalfatert waren, beschlossen sie doch, das Fahrzeug ins Meer zu lassen.

Pencroff und Ayrton trafen also die nötigen Vorbereitungen für den am nächsten Morgen, dem 9. März, geplanten Stapellauf.

Aber in dieser Nacht vom 8. zum 9. stieg unter furchtbarem Krachen eine riesige Dampfsäule aus dem Krater wohl bis 3.000 Fuß in die Höhe. Offenbar hatte die Wand der Dakkar-Krypta dem Druck der Gase nachgegeben und das Meerwasser stürzte sich in den feuerspeienden Schlund, um dort sofort in Dämpfe verwandelt zu werden. Diesen Dämpfen konnte der Krater nicht genügend Austritt gewähren. Eine Explosion, die in 100 Meilen Umkreis zu hören sein mußte, erschütterte die Luft. Ganze Berge stürzten in den Pazifik, und in wenigen Minuten wälzte sich das

CH. BARBANT

Meer über die Stelle, an der sich früher die Insel Lincoln ausdehnte.

20. KAPITEL

Ein einzelner Felsen im Pazifik. – Die letzte Zuflucht der Kolonisten der Insel Lincoln. – Den Tod vor Augen. – Unerwartete Hilfe. – Wie das zuging. – Die letzte Wohltat. – Eine Insel mitten im Festland. – Das Grab von Kapitän Nemo.

Ein isoliertes Felsstück von 30 Fuß Länge und 15 in der Breite, das kaum 10 Fuß hervorragte, bildete den einzigen festen Punkt, den die Wogen des Pazifiks nicht überfluteten.

Das war alles, was von dem Gebirgsstock des Granithauses übriggeblieben war. Die Mauer stürzte in sich zusammen, schob sich durcheinander, und dabei hatten sich einige Felsenteile von dem großen Saal der früheren Wohnung übereinandergetürmt und bildeten auf diese Weise jenen aufragenden Punkt. Alles rund umher verschwand im Abgrund: der untere Kegel des Franklin-Bergs, die Granitkiefern des Haifischgolfs, das Plateau der Freien Umschau, die Insel der Rettung, die Felsen des Ballonhafens, die Basalte der Dakkar-Krypta, die vom Zentrum der Eruption so weit entfernte, lange Schlangenhalbinsel. Von der Insel Lincoln sah man nur noch jenen beschränkten Felsen, der nun den sechs Kolonisten und ihrem Hund Top eine Zuflucht bot.

Gleichzeitig fanden alle Tiere bei der Katastrophe ihren Untergang, die Vögel ebenso wie die Vertreter der Fauna der Insel, alle wurden zerschmettert oder ertränkt, und auch den armen Jup hatte in irgendeiner Felsspalte ein trauriger Tod ereilt.

Wenn Cyrus Smith, Gedeon Spilett und die Übrigen das schreckliche Naturereignis überlebten, so kam das, weil sie sich ins Meer geworfen hatten, als es ringsum Felsenstücke hagelte.

Wieder aufgetaucht, sahen sie nichts als in einer halben Kabellänge Entfernung jene Felsenanhäufung, auf die sie zuschwammen und sich dadurch retteten.

Auf diesem nackten Felsen lebten sie seit 9 Tagen. Einiger vor der Katastrophe aus den Vorratskammern des Granithauses entnommener Mundvorrat, ein wenig Wasser, das sich vom Regen in einer Mulde des Felsens sammelte, das war alles, was die Unglücklichen besaßen. Ihre letzte Hoffnung, ihr Schiff, war zertrümmert worden. Sie hatten kein Mittel, dieses Riff zu verlassen, kein Feuer oder die Möglichkeit, welches zu erzeugen. Sie fühlten sich jetzt dem Untergang geweiht!

An diesem Tag, dem 18. März, verblieb ihnen noch für 2 Tage etwas Nahrung, obwohl sie sich immer so weit wie möglich einschränkten. All ihr Wissen, ihre Intelligenz vermochte in dieser Lage nicht zu helfen; sie standen allein in Gottes Hand.

Cyrus Smith verhielt sich ruhig. Der nervösere Gedeon Spilett und Pencroff, bei dem ein versteckter Zorn glimmte,

liefen auf dem Felsen hin und her. Harbert verließ den Ingenieur nicht und heftete seine Augen auf diesen, als erwarte er von ihm noch eine Hilfe, die jener doch nicht gewähren konnte. Nab und Ayrton schienen in ihr Schicksal ergeben.

»Oh, dieses Elend!« jammerte Pencroff, »hätten wir auch nur eine Nußschale, um auf die Insel Tabor überzusetzen! Aber nichts! Gar nichts!«

»Kapitän Nemo tat gut daran, vorher zu sterben!« sagte Nab.

Die folgenden 5 Tage lebten Cyrus Smith und seine unglücklichen Gefährten mit äußerster Sparsamkeit und aßen nur so viel, um dem Hungertod zu entgehen. Ihre Entkräftung erreichte den höchsten Grad. Harbert und Nab begannen schon leise zu delirieren.

Konnten sie unter diesen Verhältnissen wohl noch ein Fünkchen Hoffnung bewahren? Nein! Welche Aussicht auf Rettung hatten sie denn? Daß ein Schiff in der Nähe des Riffes vorübersegle? Sie wußten ja aus langer Erfahrung, daß Fahrzeuge niemals diesen Teil des Großen Ozeans besuchten. Sollten sie annehmen, daß die schottische Yacht gerade zu dieser Zeit von der Vorsehung gesandt ankäme, um Ayrton von der Insel Tabor abzuholen? Das hatte doch zu wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Da es ihnen noch dazu nicht möglich geworden war, dort eine Notiz über den veränderten Aufenthaltsort Ayrtons niederzulegen, ließ sich voraussehen, daß der Kommandant der Yacht nach vergeblicher Durchsuchung der Insel Tabor wieder aufs hohe Meer zurückkehren und bald niedrigere Breiten erreichen würde.

Nein! Jede Hoffnung auf Rettung schwand ihnen; vor Hunger oder Durst mußten sie auf dem öden Felsenriff gewiß eines elenden Todes sterben.

Sie hatten sich schon halb leblos zu Boden gestreckt und das Bewußtsein für alles, was um sie vorging, fast verloren. Ayrton allein erhob mit der letzten Kraftanspannung den Kopf und warf eine verzweifelten Blick auf das öde, grenzenlose Meer …

Da, es war am Morgen des 24. März, streckte Ayrton die Arme nach einem Punkt des Horizonts, erhob sich erst auf die Knie, dann vollständig und schien mit der Hand ein Zeichen geben zu wollen …

Ein Schiff war in Sicht der Insel! Es furchte nicht planlos das weite Meer. Das Riff schien sein Ziel zu sein, auf das es in gerader Linie zusteuerte und stärkeren Dampf gab. Die Unglücklichen hätten es schon seit einigen Stunden bemerken müssen, wenn ihnen die Kräfte nicht fehlten, den fernen Horizont zu beobachten.

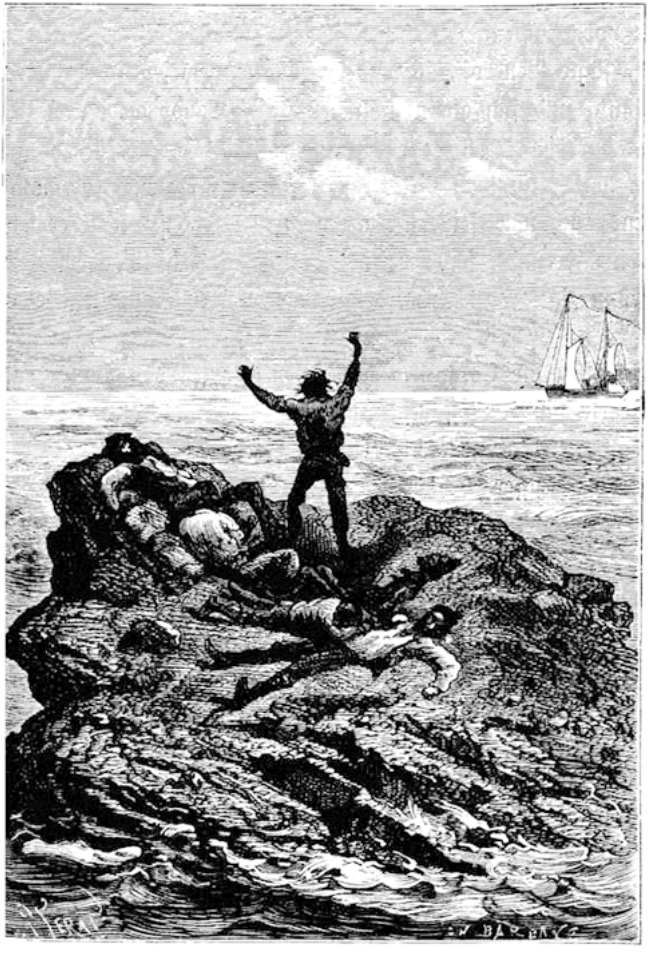
»Die ›Duncan‹!« rief Ayrton halblaut und sank bewegungslos zusammen.

. . . . . .

. . . . . .

Als Cyrus Smith und seine Gefährten wieder zu Bewußtsein kamen, dank der sorgsamen Pflege, die andere Hände ihnen widmeten, fanden sie sich im Salon eines Dampfers wieder, ohne sich erklären zu können, wie sie dem Tod entronnen waren.

Ein einziges Wort von Ayrton gab ihnen Licht.



»Die ›Duncan‹!« flüsterte er.

»Die ›Duncan‹?« wiederholte Cyrus Smith.

Dann erhob er seine Arme gen Himmel und sprach:

»Oh du allmächtiger Gott! Du wolltest uns also nicht untergehen lassen!«

Es war wirklich die ›Duncan‹, die Yacht von Lord Glenarvan, jetzt geführt von Robert, dem Sohn von Kapitän Grant, die von der Insel Tabor Ayrton nach 12jähriger Verbannung wieder in seine Heimat befördern sollte.

Die Kolonisten waren gerettet und befanden sich schon auf dem Heimweg!

»Kapitän Robert«, fragte Cyrus Smith, »wer konnte Ihnen den Gedanken eingeben, nach dem Absegeln von der Insel Tabor, wo Sie Ayrton nicht gefunden hatten, einen 100 Meilen langen Weg nach Nordosten einzuschlagen?«

»Das geschah, Mr. Smith«, erwiderte Robert Grant, »um nicht nur Ayrton, sondern auch Sie und Ihre Freunde zu suchen.«

»Meine Freunde und mich!«

»Gewiß! Auf der Insel Lincoln.«

»Auf der Insel Lincoln!« riefen Gedeon Spilett, Harbert, Nab und Pencroff im größten Erstaunen wie aus einem Mund.

»Woher kannten Sie die Insel Lincoln«, fragte Cyrus Smith, »wo sie doch noch auf keiner Karte eingetragen ist?«

»Ich erfuhr von ihr durch die Notiz, die Sie auf der Insel Tabor zurückgelassen hatten«, erwiderte Robert Grant.

»Eine Notiz?« rief Gedeon Spilett.

»Gewiß; hier ist sie«, antwortete Robert Grant und wies ein Schriftstück vor, das die Lage der Insel Lincoln, »den jetzigen Aufenthaltsort Ayrtons und fünf amerikanischer Kolonisten«, nach Länge und Breite angab.

»Das ist Kapitän Nemo …!« sagte Cyrus Smith, als er die Notiz gelesen und an der Handschrift dieselbe erkannt hatte, von der jener in der Hürde vorgefundene Zettel herrührte.

»Ah«, sagte Pencroff, »so ist er es also gewesen, der unsere ›Bonadventure‹ benutzt und sich allein zur Insel Tabor gewagt hatte …«

»Um dort jene Notiz niederzulegen«, fügte Harbert hinzu.

»Ich hatte also doch recht, zu sagen«, äußerte der Seemann, »daß der Kapitän uns auch nach seinem Tod noch einen letzten Dienst erweisen werde.«

»Meine Freunde«, sagte Cyrus Smith mit feierlich bewegter Stimme, »der allbarmherzige Gott erhalte die Seele von Kapitän Nemo, unseres Retters!«

Betend hatten die Kolonisten bei diesen Worten das Haupt entblößt.

Da näherte sich Ayrton dem Ingenieur und sagte einfach:

»Wo soll dieser Koffer untergebracht werden?«

Es war der Koffer Nemos, den Ayrton beim Versinken der Insel unter Lebensgefahr gerettet hatte und den er jetzt getreulich dem Ingenieur wieder übergab.

»Ayrton! Ayrton!« rief Cyrus Smith tief bewegt.

Dann wandte er sich an Robert Grant und sagte:

»Da, wo Sie einst einen Schuldbeladenen zurückließen, finden Sie jetzt ein durch die Reue geläutertes Herz wieder, einen Mann, dem ich stolz bin, meine Hand bieten zu dürfen.«

Man machte nun Robert Grant Mitteilung von der Geschichte Kapitän Nemos und der der Kolonisten der Insel Lincoln. Nachdem das Riff noch aufgenommen worden war, um künftig auf den Karten des Pazifiks eine Stelle zu finden, gab der Kapitän Befehl zu wenden.

14 Tage später landeten die Kolonisten an der Küste Amerikas und fanden ihr Vaterland wieder im Frieden nach jenem schrecklichen Krieg, der doch mit dem Triumph des Rechts und der Gerechtigkeit geendet hatte.

Von den in dem Koffer, dem Vermächtnis von Kapitän Nemo, enthaltenen Schätzen wurde der größte Teil für den Erwerb einer ausgedehnten Besitzung im Staat Iowa verwendet. Eine einzige Perle, und zwar die schönste, wurde dem Schatz entnommen und Lady Glenarvan im Namen der glücklich Heimgekehrten übersandt.

Dort, nach ihrer Besitzung, riefen die Kolonisten alle diejenigen zur Arbeit, das heißt zum Reichtum und zum Glück, denen sie auf der Insel Lincoln ihre Gastfreundschaft hatten bieten wollen. Dort wurde eine große Kolonie begründet, der sie den Namen ihrer in den Pazifik versunkenen Insel gaben. Da fand sich ein Fluß, den man die Mercy, ein Berg, den man den Franklin taufte; ein kleiner See, der den Grant-See ersetzte, und Wälder, welche die Wälder des Fer-

nen Westens hießen. Das Ganze bildete gleichsam eine Insel mitten im Festland.

Dort gedieh unter den geschickten Händen des Ingenieurs und seiner Gefährten alles vortrefflich. Nicht einer der früheren Kolonisten der Insel Lincoln fehlte, denn sie hatten geschworen, immer zusammenzuleben: Nab da, wo sein Herr blieb; Ayrton bereit zu allem, was nötig wurde; Pencroff, als Farmer fast eifriger als früher als Seemann; Harbert, der unter Cyrus Smiths Leitung seine Ausbildung vollendete; selbst Gedeon Spilett, der den ›New Lincoln Herald‹ gründete, der sich zum bestinformierten Journal der Welt erhob.

Dort erfreuten sich Cyrus Smith und seine Gefährten öfter des Besuchs von Lord und Lady Glenarvan, von Kapitän John Mangles und seiner Frau, der Schwester Robert Grants; dann diese selbst; von Major Mac Nabb und all derjenigen, die zu den doppelten Abenteuern von Kapitän Nemo und Kapitän Grant irgendwie in Beziehung standen.

Dort endlich lebten alle glücklich, einige in der Gegenwart wie in der Vergangenheit; niemals aber konnten sie jene Insel vergessen, nach der sie einst arm und nackt gekommen waren; der Insel, die ihnen 4 volle Jahre lang alles geboten hatte, was sie benötigten, und von der nur ein Stück Granit übrig war: das von den Wogen des Großen Ozeans gepeitschte Grab dessen, der sich einst Kapitän Nemo nannte!

Von Jules Verne gezeichnete Karte der Insel Lincoln

JULES VERNE

INHALT

Teil I: Die Schiffbrüchigen des Luftmeers 3

1. Kapitel 4
2. Kapitel 15
3. Kapitel 32
4. Kapitel 45
5. Kapitel 61
6. Kapitel 76
7. Kapitel 90
8. Kapitel 107
9. Kapitel 123
10. Kapitel 140
11. Kapitel 157
12. Kapitel 175
13. Kapitel 192
14. Kapitel 210
15. Kapitel 227
16. Kapitel 242
17. Kapitel 257
18. Kapitel 274
19. Kapitel 289
20. Kapitel 306
21. Kapitel 319
22. Kapitel 332

Teil II: Der Verlassene 353

1. Kapitel 353
2. Kapitel 369
3. Kapitel 386
4. Kapitel 403
5. Kapitel 419
6. Kapitel 437
7. Kapitel 456
8. Kapitel 474
9. Kapitel 490
10. Kapitel 509
11. Kapitel 527
12. Kapitel 546
13. Kapitel 568
14. Kapitel 586
15. Kapitel 603
16. Kapitel 620
17. Kapitel 640
18. Kapitel 660
19. Kapitel 676
20. Kapitel 694

Teil III : Das Geheimnis 711

1. Kapitel 711
2. Kapitel 729
3. Kapitel 748
4. Kapitel 767
5. Kapitel 787
6. Kapitel 801
7. Kapitel 817
8. Kapitel 833
9. Kapitel 840
10. Kapitel 856
11. Kapitel 869
12. Kapitel 885
13. Kapitel 902
14. Kapitel 921
15. Kapitel 936
16. Kapitel 960
17. Kapitel 974
18. Kapitel 991
19. Kapitel 1012
20. Kapitel 1032